STIFTERS WERKE

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Goldene Klassiker-Bibliothek

Hempels Klassiker-Ausgaben
in neuer Bearbeitung.

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Mitarbeiter

von Hempels Klassiker-Ausgaben

Dr. W. Freiherr von Biedermann
Dr. Robert Boxberger
Prof. Dr. H. Düntzer
Dr. Friedr. Förster
Dr. Christian Groß
Direktor Dr. E. Große
Prof. Dr. H. J. Heller
Dr. G. Hesekiel
E. Hiersemenzel
Prof. Dr. S. Kalischer
Dr. H. Kletke
Dr. A. Lindner
G. von Loeper
W. Frhr. von Maltzahn
Dr. R. Pilger
Dr. Carl Chr. Redlich
Prof. Dr. Alfred Schöne
Dr. Fr. Strehlke
Dr. Th. Vatke
Dr. Ad. Wilbrandt
Dr. Wollheim da Fonseca
Prof. Dr. Georg Zimmermann

der Neubearbeitung

Prof. Dr. Karl Alt
Dr. Fritz Behrend
Dr. Eduard Berend
Dr. Carl August von Bloedau
Dr. Hans Bodmer
Dr. Fritz Budde
Dr. Josef Budde
Prof. Dr. Eduard Castle
Dr. Ernst Consentius
Prof. Dr. Werner Deetjen
Dr. Max Drescher
Prof. Dr. Georg Ellinger
Dr. Arthur Eloesser
Prof. Dr. Emil Ermatinger
Dr. Karl Freye
Dr. Hermann Friedemann
Dr. Rudolf Fürst
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Geiger
Reinhold Genfel
Prof. Dr. Hermann Gilow
Dr. Edgar Groß
Hans B. Grube
Dr. Helene Herrmann
Elsa Hertzer
Privatdoz. Dr. Edmund Hildebrandt
Privatdozent Dr. Stefan Hock
Dr. Bernhard von Jacobi
Dr. Monty Jacobs
Dr. Marie Joachimi-Dege
Dr. Erwin Kalischer
Prof. Dr. S. Kalischer
Prof. Dr. Wolfgang Keller
Dr. Ludwig Krähe
Privatdozent Dr. Arthur Kutscher
Dr. August Leffson
Dr. Willy Manthey
Prof. Dr. Ernst Naumann
Dr. Wilhelm Niemeyer
Dr. Waldemar Oehlke
Dr. Waldemar Olshausen
Dr. Rudolf Pechel
Privatdozent Dr. Julius Petersen
Dr. Raimund Pissin
Dr. Theodor Poppe
Dr. Ivan Prijatelj
Dr. Johannes Reiske
Dr. Robert Riemann
Dr. Walther Riezler
Prof. Dr. Otto Rommel
Prof. Dr. Eduard Scheidemantel
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schöne
Prof. Dr. Julius Schwering
Dr. Adalbert Silbermann
Prof. Dr. Eduard Stemplinger
Direktor Dr. Adolf Sütterlin
Dr. Max Sydow
Dr. Hermann Tardel
Dr. Veit Valentin
Dr. Christian Waas
Dr. Wilhelm Waetzoldt
Dr. Augusta Weldler-Steinberg
Prof. Dr. Gustav Wilhelm
Privatdozent Dr. Spiridion Wukadinović
Dr. Walther Ziesemer
Prof. Lic. Leopold Zscharnack

Mondnacht in der Straſſer Au

Nach einem Gemälde A. Stifters im Beſitze des Freiherrn Bachofen von Echt in Nußdorf.

Stifters Werke

Auswahl in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Gustav Wilhelm

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

LG
S8557W

Stifters Werke

Fünfter Teil

Erzählungen

Herausgegeben

von

Gustav Wilhelm

123529
22/7/12

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 5. Teiles.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7
Erzählungen. Erste Reihe 33
Die drei Schmiede ihres Schicksals 35
Der Waldgänger 59
Prokopus 140
Erzählungen. Zweite Reihe 193
Nachkommenschaften 195
Der Waldbrunnen 249
Der Kuß von Sentze 283
Der fromme Spruch 308
Zwei Kapitel aus dem Romane „Der Nachsommer" . . 373
1. Der Bund (Band 2, Kapitel 5) 375
2. Die Entfaltung (Band 3, Kapitel 1) 399

Einleitung des Herausgebers.

1. Erzählungen. Erste Reihe.

Ein Teil der Erzählungen Stifters, die nach seinem Tode durch Aprent gesammelt und herausgegeben wurden, stammt aus der Zeit seiner „Studien". Die älteste von ihnen, „Die drei Schmiede ihres Schicksals", erschien in dem Jahrgang 1844 der „Wiener Zeitschrift" Witthauers (Nr. 1—7, S. 1—51) und war der letzte Beitrag Stifters zu diesem Blatte. Sein in demselben Jahre ins Auge gefaßter Plan, diese Erzählung zusammen mit den „Wirkungen eines weißen Mantels" den schon früher für den vierten Band der „Studien" bestimmten Novellen (Abdias, Das alte Siegel, Brigitta) anzuschließen, kam nicht zur Ausführung, da diese allein, wie er von Anfang an vermutet hatte, einen Band füllten. In dieser Nachbarschaft wären auch die in der gemeinsamen Entstehungszeit begründeten Beziehungen zwischen unserer Erzählung und denen des vierten Bandes klarer hervorgetreten, obwohl die Bearbeitung der ersten Fassungen der drei Novellen bereits manchen charakteristischen Zug getilgt hatte. Die Verwandtschaft dieser Erzählungen beruht auf der an die Romantiker erinnernden Neigung Stifters, das Problem der Willensfreiheit des Menschen zu erörtern (vgl. Teil II, S. 208, 215, 216). In der Novelle „Das Schicksal" geht Tieck von dem Meinungsstreite der Menschen über das Schicksal aus: „Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gern deutlich machen wollen, was sie sich unter dem Worte Schicksal zu denken hätten. . . . Oft beehren wir einen Zufall mit diesem Namen des Schicksals, . . . weil wir uns nicht um die Ursachen seines Einschreitens bekümmert haben . . . . Man hat viel darüber gestritten, ob und wie sich der freie moralische Wille mit dem Schicksal vereinigen ließe" (Tiecks Schriften, Berlin, Reimer, 14, S. 3). Denselben

Ausgangspunkt hat Stifters Erzählung von den drei Schmieden ihres Schicksals. Aber Tieck erweist an seinem Helden, daß er selbst an seinem Schicksale schuld ist; hingegen zeigt Stifter, daß der Mensch nicht der Schmied seines Schicksales ist. Gemeinsam ist beiden Dichtern, daß sie die Theorie ihres Helden durch sein Handeln ad absurdum führen, verschieden jedoch die Durchführung des Themas. Tieck bietet eine Parodie der in der Einleitung aufgeworfenen Frage und ergeht sich in Frivolitäten, Stifter behandelt seinen Stoff wie noch in demselben Jahre die Geschichte des Herrn Tiburius im „Waldsteig" als Humorist und bewahrt auch in der Schilderung der verfänglichen Situation, in die er seinen Helden bringt, seinen sittlichen Ernst.

Auch die Charakteristik Erwins und Leanders in Stifters Erzählung erinnert an den Helden der genannten Novelle Tiecks, Anton von Weißenau. Beide sind wie dieser unerfahren und unbeholfen im Verkehre mit jungen Mädchen und scheitern mit ihrem Liebeswerben. Leander macht sich Elmiren durch seine geschraubte, mit Homerismen gezierte Redeweise lächerlich; auch der philosophisch geschulte Held Tiecks erringt mit seiner Liebeserklärung bei Kunigunde nur einen Heiterkeitserfolg: „Glauben Sie mir, Schönste, Teuerste, ich frage nichts mehr nach den Kategorien und Denkformen; mein erstes moralisches Prinzip ist jetzt die Liebe, und seit ich Sie kenne, wünsche ich nichts sehnlicher als die Gegenstände außer mir zu erkennen." In eine ähnliche Situation bringt Stifter in der Erzählung „Bergmilch" den Besitzer des Schlosses Ax, der sich an der Seite seiner Braut in Gesellschaft vieler Menschen durch seine Reden und Wortsprünge so lächerlich macht, daß das Mädchen mit Glut und Scham übergossen dasitzt und er am nächsten Tage ihr sein Verlöbnis aufkündet. Anton von Weißenau, Leander und Erwin sind infolge ihrer einseitigen Erziehung altklug geworden; sie verachten die Welt, ohne sie wirklich zu kennen; dasselbe gilt von dem Herrn Tiburius im „Waldsteig", der sich noch im Jahre 1844 den in den „Wirkungen eines weißen Mantels", „Bergmilch" und in den „drei Schmieden ihres Schicksals" gezeichneten Sonderlingen zugesellt.

Neben der literarischen Tradition kommt vielleicht für Leander und Erwin eine andere Anregung in Betracht. Hebbel erzählt von Feuchtersleben unter Berufung auf eine glaubwürdige Quelle: „Wie die Welt der Alten auf ihn wirkte, das beweist der Umstand, daß er es den Heroen, die er bewunderte, in seinem Kreise gleichzutun suchte. Ohne wie Hannibal gegen die Römer im Felde zu liegen, leistete er auf sein

Bett Verzicht und verbrachte die Nächte auf der nackten Erde; ohne wie Alexander in der Wüste zu sein und Mangel zu leiden, aß er sich nur halb satt und ließ seine Lieblingsspeisen unberührt. Sogar die Einladungen ins väterliche Haus . . . wurden unter allerlei Vorwänden ausgeschlagen, um ein noch größeres Opfer zu bringen" (Feuchtersleben Werke 7, S. 245). Diese von Hebbel noch durch andere Belege erwiesenen Proben von Willensstärke und Entsagungsfähigkeit mochten Stifter aus seinem Verkehre mit Feuchtersleben bekannt sein. Erwin und Leander „kennen die Gesetze der Spartaner, beten die Stoiker an, ahmen beide nach und sind außer sich über das Bekannte jenes Weibes: Es schmerzt nicht".

Das Erlebnis, welches Erwin seiner Theorie untreu macht und in ihm die Liebe zu Rosalie von Fargas entzündet, hat der Dichter dem Lustspiele „Das Gespenst" von C. W. Koch nachgebildet, das am 22. Februar 1836 zum ersten Male im Hofburgtheater aufgeführt wurde, am folgenden Tage die einzige Wiederholung erfuhr und zwei Jahre darauf von dem Verfasser in dem von ihm (als Nachfolger Kurländers) redigierten dramatischen Almanach für das Jahr 1838 veröffentlicht wurde. Den Zusammenhang zwischen Stifters Erzählung und dem Lustspiele Kochs erkannte Hieronymus Lorm und vermutete irrtümlicherweise in dieser Anlehnung den Grund, weshalb Stifter die Erzählung nicht in die „Studien" aufgenommen hat (Eine Novelle von Adalbert Stifter, Korrespondent, 1872, Nr. 44. 3. November).

Die Heldin dieses Lustspieles, die Baronin Julie von Pfauen, ist ebenso als spröde und gegen Liebe unempfindlich bekannt wie Rosalie, die keinem Zufall, das heißt keinem Manne preisgegeben sein will. Sie ist mondsüchtig wie Rosalie und gleich ihr ängstlich besorgt, das Geheimnis ihrer Schwäche zu hüten. Beide geraten in dieselbe heikle Situation, Julie gegenüber dem Oberst von Ehrenthal, Rosalie gegenüber Erwin, der wie der Oberst in dem Schlosse weilt, das die Nachtwandlerin beherbergt, und in einem Zimmer untergebracht wird, in dem sich „die Weiße Frau" zeigen soll. Erwin kennt ebensowenig Gespensterfurcht wie der Oberst, der darauf vorbereitet wird, daß Viktorine, seine verstorbene Braut, eine nahe Verwandte des Besitzers, im Schlosse umgeht. Der Oberst sieht, bevor er sich zur Ruhe begibt, zum Fenster hinaus in die Vollmondnacht und wünscht fast, daß die angekündigte Erscheinung käme. Erwin entschläft, nachdem auch er sich von dem Fenster aus die Gegend besehen hat, mit dem Gedanken an die Weiße Frau. Ehrenthal schlum-

mert auf dem Ruhebett sitzend ein und sieht beim Erwachen eine weibliche Gestalt neben sich, deren Züge ihn an Viktorine erinnern. Stifter kann als Erzähler die Situation verfänglicher gestalten als der Dramatiker und gebraucht auch sein Recht. Das sich steigernde Entsetzen, das die Nachtwandlerin erfaßt, sobald sie erwacht und sich ihrer Lage bewußt wird, schildert Stifter im engen Anschluß an seine Vorlage. Julie ruft: „Elender, was willst du bei mir? . . . Soll ich meine Leute rufen. Sprich, Nichtswürdiger!", sie sieht sich um, erkennt, daß sie an einem fremden Orte ist, fährt mit einem heftigen Schrei auf: „O Himmel, ich bin verloren", beschwört hierauf den Mann, sie zu verlassen, bekennt sich als mondsüchtig und verzweifelt an der Möglichkeit, in ihr Zimmer zurückzukehren, ohne entdeckt zu werden und ins Gerede der Leute zu kommen. Dieselben Empfindungen durchlebt in der gleichen Lage Stifters Rosalie. Auch den Sprung aus dem Fenster in das Schlafzimmer der Dame tut Erwin dem Herrn von Ehrenthal nach, aber nicht wie dieser bereits heimlich verlobt, sondern vermöge seiner Ritterlichkeit, die ihm gebietet, den Qualen Rosaliens ein Ende zu bereiten. Die weitere Handlung hat Stifter selbständig ausgestaltet; denn die Nachtwandlerin des Lustspieles kann nicht sofort das Zimmer verlassen, da der Bediente des Obersten Lärm macht; erst eine List ihres Beschützers ermöglicht ihr den Abgang. Stifter gibt seinem Helden noch Gelegenheit, für die verdächtigte Ehre Rosaliens mannhaft einzutreten, bevor sie seine Braut wird, so daß er die Eigenschaften betätigen kann, die er in seiner Jugend mit Vorliebe ausgebildet hat. Dadurch kommt Einheit und Rundung in die Erzählung, die freilich eigentlich nur den einen Schmied seines Schicksals näher charakterisiert. Als flott hingeworfene und mit Humor durchgeführte Skizze besitzt die Novelle ihre besondere Geltung gegenüber den anderen Erzählungen des Dichters. Vermutlich reizte ihn zunächst bloß das Thema, den Anteil, welchen Schicksal und Zufall an der Gestaltung des Menschenlebens nehmen, an einem besonderen Falle darzulegen. Dazu bot ihm das Lustspiel Kochs einen zur Bearbeitung verlockenden Stoff. Das Gespenstermotiv war ihm durch die Sagen von einer Weißen Frau, die dem Geschlechte der Rosenberger angehört und ihren Nachkommen erscheint, aus seiner Kindheit geläufig. Gespenster- und Geistersput traten ihm in den Werken E. T. A. Hoffmanns entgegen, und in Wien konnte er, bevor noch „das Gespenst" über die Bretter des Burgtheaters schritt, im „Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore" eine Oper Boieldieus „Die Weiße Frau" (in drei

Aufzügen nach dem Französischen des Scribe, Text von Castelli, erste Aufführung im Jahre 1830) und ein pantomimisches Ballett in drei Akten „Die Nachtwandlerin, erfunden von den Herren Scribe und Auber", kennen lernen.

„Der Waldgänger", den die „Iris für 1847" veröffentlichte, ist seinem Stoffe nach den Erzählungen „Das alte Siegel" und „Brigitta" verwandt, die Probleme und Konflikte der Ehe behandeln. Zu derselben Zeit beschäftigt den Dichter die Umarbeitung der genannten und der andern für den dritten und vierten Band der „Studien" bestimmten Erzählungen und die Niederschrift der Irisnovelle. Die Kinderlosigkeit der Ehe Cölestens im „alten Siegel" begründet das Unglück ihres Lebens, die Liebe zum Sohne vereinigt in „Brigitta" die lange Jahre geschiedenen Gatten. Im „Waldgänger" schildert Stifter eine Ehe, der nichts zum vollen Glücke fehlt als der Kindersegen. Corona glaubt nach vielen Jahren ungetrübten Zusammenlebens mit Georg zu erkennen, daß ihre Verbindung nur eine Scheinehe sei, und weiß ihren Gatten zur Einwilligung in die Scheidung zu überreden. Zu spät bereuen beide diesen Schritt: Georg hat in einer neuen Ehe keinen Ersatz für das verlorene Glück gefunden und Corona es nicht vermocht, sich wieder zu vermählen. Tiefe Wehmut durchzieht bei einem zufälligen Wiedersehen ihre Herzen. Durch das Schlußwort läßt der Dichter keinem Zweifel darüber Raum, daß wir in der Trennung der Gatten einen folgenschweren Irrtum erkennen sollen.

Als Stifter den „Waldgänger" schrieb, war er bereits neun Jahre mit Amalia ehelich verbunden; er mußte der Hoffnung, Vater zu werden, entsagen und schöpfte aus dem Schmerze dieser Enttäuschung ein neues Motiv für seine Dichtkunst, das er am ergreifendsten im „Waldgänger" herausgearbeitet hat. Die Geschichte der Ehe rückt der Dichter in dieser Erzählung einer auch in anderen Novellen von ihm angewendeten Technik gemäß in die Vergangenheit, um ein ganzes Menschenalter zurück und gewinnt dadurch die Möglichkeit, die Vereinsamung des Waldgängers besonders wirkungsvoll darzustellen. Als alten Mann, der Blumen und Käfer sammelnd die Waldungen an den Ufern der Moldau zwischen Friedberg und Hohenfurt durchzieht, lernen wir ihn kennen. Simmi, der Sohn eines Waldhegers, begleitet ihn einige Jahre hindurch auf seinen Wanderungen und erhält durch ihn den ersten Unterricht; dann muß er in die Fremde ziehen und verläßt den alten Mann, wie schon zuvor die Söhne, die ihm seine zweite Frau geschenkt hatte, den Witwer verlassen haben. Außer seiner didaktischen Neigung verrät Stifter in

dieser Episode aus dem Leben Georgs auch seine Vorliebe, den Verkehr zwischen Jugend und Alter zu schildern. Wir erinnern uns an den alten Jäger Gregor und an die Großmutter des Heideknaben Felix und blicken auf die Fortsetzer dieser Reihe in den „Bunten Steinen", auf den Großvater im „Granit" und die Großmutter im „Katzensilber". Den Hegerknaben Simmi stattete Stifter mit Zügen aus seiner eigenen Kindheit aus. Hohenfurt spielt in den kindlichen Vorstellungen Simmis dieselbe Rolle wie ein Oberplan nahe gelegener Ort in denen des kleinen Stifter. In dem Fragmente einer Selbstbiographie (A. R. Hein, Stifters Leben und Werke, S. 22) lesen wir: „Auf diesem Fensterbrette legte ich Kienspäne ihrer Länge nach aneinander hin, verband sie durch Querspäne und sagte: Ich mache Schwarzbach" (vgl. Nachsommer, III. Band, S. 217). Auch der Eindruck, den Simmi bei der Osterfeier im Kloster Hohenfurt erhält, entspricht der lange anhaltenden Wirkung, die eine Auferstehungsfeier in der Kirche zu Oberplan auf den kleinen Stifter ausübte (vgl. Hein, S. 22).

Aus dem Reiche seiner Erinnerungen stammt auch, so gibt der Dichter vor, die Gestalt des Waldgängers; er begnügt sich aber nicht damit, die seiner eigenen Heimat benachbarte Gegend, in der wir dem Manne begegnen sollen, zu beschreiben, er gibt uns ein viel weiter umrissenes Landschaftsbild, als die Handlung seiner Erzählung es erfordert, und offenbart uns die Gefühle und Empfindungen, die ihn einst beim Anblick dieser Landschaft beseelten. Oft war Stifter während seiner Studienjahre den geschilderten Weg gewandert, von Friedberg über den Scheidepunkt, von dem der Blick auf beide Teile des Landes, nach Mittag und nach Mitternacht, sich ergehen kann, und dann dem Laufe eines Wassers entlang nach Linz; auf ihm hatte er die Schmerzen des Abschiedes von seiner geliebten Fanny mit sich getragen und die Hoffnungen, die ihm ein nicht mehr fernes Glück an ihrer Seite vorspiegelten. Offenbar hat der Dichter im „Waldgänger" die Erinnerung an den Herbst des Jahres 1829 festgehalten. Das ergibt sich aus den Übereinstimmungen der Erzählung mit dem Briefe, den er, nach Wien zurückgekehrt, am 1. Oktober an Fanny Greipl richtete. Stifter schreibt: „Mir war es, als müßte ich von allem, was die Erde nur Liebes und Freundliches für mich hat, abscheiden, als stände mir ein Unglücksjahr bevor." Derselben Empfindung gibt er im „Waldgänger" ähnlichen Ausdruck: „In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmut über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange

dauern konnte." In dem Briefe gedenkt Stifter des Abschiedsmorgens: „In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen so innigen Schmerz gefühlt, als der war, mit dem ich am Montage morgens vor Deinem Bette stand und Abschied nahm." Ähnlich spricht Stifter, freilich ohne der bangen Vorahnungen zu gedenken, in dem „Waldgänger" von jenem Morgen, „wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiedersehens geschieden war". Er erzählt in dem Briefe von dem Aufenthalt in Linz: „Die Jungwirtin sprach von Dir, erkundigte sich nach euch — ich sog ihr jedes Wort von den Lippen. Bei dem Mugerauer Barthl schickte ich euch die letzten Grüße." Auch im „Waldgänger" berichtet Stifter von dieser Rast in Linz: „Er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde . . und erzählte ihnen, . . . oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht." Stifter kündigt Fanny seine Vorsätze an und will sie als den Preis seiner Mühen betrachten: „Feste Ausdauer muß endlich zum Ziele führen. Was mich betrifft, so wollte ich jede Kraft, die nur immer in mir liegt, aufregen zur Tätigkeit, ich will arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann. Aber Du mußt aus Liebe und Vertrauen in meine Wünsche Dich selbst zum Lohne meiner Mühe aufsparen." (Sämtliche Werke XVII, S. 12 ff.) Im „Waldgänger" lesen wir: „Er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegendrängen, und es könne ja gar nicht sein, daß es lange dauern könne — und er werde wiederkommen und alles im Übermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen."

Freilich ist Stifter damals nicht auf dem Landwege, sondern auf der Donau von Linz nach Wien gereist und hat erst 1835 Fanny zum letzten Male gesehen; aber das erscheint nebensächlich gegenüber der treuen Wiedergabe der Stimmungen, die den Dichter siebzehn Jahre, bevor er die Einleitung zum „Waldgänger" schrieb, erfüllten, und tatsächlich ruhte, wie Stifter in der Erzählung sagt, die Geliebte schon lange — neun Jahre — im Grabe, und alles war seit jenen Jahren anders geworden. Das kam ihm deutlich zum Bewußtsein, als er im Sommer 1845 mit seiner Gattin in der Heimat weilte und auch das Haus der Familie Greipl in Friedberg besuchte. Hat Stifter sich vielleicht von dem ihm befreundeten Bruder Fannys Matthias die Erlaubnis erbeten, in seinen Briefen, die nach dem Tode der jungen Frau in deren Elternhaus aufbewahrt wurden, blättern zu dürfen?

Stifter, bei dem wir um diese Zeit, wie sich aus früheren Darlegungen ergibt, eine genaue Kenntnis Herders voraussetzen

dürfen, mochte an sich die Wahrheit der Worte Herders erproben: „Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine (des Menschen) jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu; und eben weil er's sich zutrauet, gelingt's ihm; denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert sich alles um ihn, bloß weil er sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte. Und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebet" (Ideen, Buch II, Kap. 4, Herders Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, Teil III, S. 90). Das ist die Stimmung der Resignation, zu der sich Stifter im „Waldgänger" bekennt: „Was er sonst anstrebte, erreichte er nicht oder erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen." Und wie Herder an derselben Stelle die Gebundenheit des menschlichen Daseins durch den Vergleich mit der Bestimmung der Bäume veranschaulicht, so erkennt Stifters Waldgänger in dem Wegstreben des jungen Triebes von dem alten ein für Pflanzenwelt und Menschheit gleichmäßig geltendes Gesetz und gestaltet dieses Symbol, Herders Gedanken weiterführend, durch das Beispiel der Erdbeerranken aus (vgl. auch Ideen, Buch VIII, Kap. 4, Werke, Teil IV, Seite 93).

Zu dem „Gleichnis der strebenden Pflanzenwelt" kehrt Stifter noch im Schluß der Erzählung zurück und verleiht ihm hier allgemeine Anwendbarkeit auf das Menschenleben. Dadurch stellt der Dichter zugleich eine äußerliche Verknüpfung der beiden Teile der Erzählung her, die nur durch die Person des Waldgängers zusammengehalten werden. Das Fragment aus dem Leben des Greises wird durch die nachgetragene Erzählung seines Lebensgeschickes erhellt. Aber der Dichter muß noch einmal den Faden aufnehmen und gelangt dabei doch zu keinem eigentlichen Abschluß: „Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgendwo leben, er mag gestorben sein — wir wissen es nicht. Von seiner Gattin Corona wissen wir auch nichts." Das erinnert an den „Hochwald", in dem Stifter den alten Gregor in ähnlicher Weise seinen Lesern entrückt.

Das Schicksal der Eheleute geht nicht mit innerer Notwendigkeit aus ihren Charakteren hervor; es erweckt den peinlichen Eindruck des Ausgeklügelten und Konstruierten. Die Eigenart des Werkes erklärt sich aus seiner Entstehungsgeschichte, die uns zugleich einen aufschlußreichen Einblick in das Seelenleben des Dichters gewährt. Lange vergeblich gehegte Wünsche

mußte er niederringen, und als er den Boden der Heimat betrat, da begann die alte, scheinbar vernarbte Wunde von neuem zu bluten. Stifter arbeitete, wie er an Heckenast schreibt, den „Waldgänger" mit großer Liebe und bezeichnete den Schluß als das Schlagendste und Ergreifendste. Mit ihm wies sich der Dichter selbst den Weg des Entsagens und des Verzichtens auf das ersehnte Glück, sein Leben in Kindern fortgesetzt zu sehen.

Die Kritik spielte, abgesehen von der lobenden Rezension in der „Gegenwart" (1847, Nr. 9, S. 39), dem Werke ziemlich übel mit. Laube wendete sich in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beilage, 5. Jänner 1847, S. 37) gegen die Komposition und das Überwiegen der Landschaftsmalerei und vermißte eine der Kraft der Schilderung gleichwiegende Kraft der Erzählung, die der interessanten Idee und den interessanten Personen hätte gerecht werden können. Mußte diese Kritik angesichts der Persönlichkeit, von der sie ausging, den Dichter verletzen, so prallten vermutlich die Pfeile, die „Der Humorist" (27. November 1846, S. 1143) gegen ihn verschoß — auch er wie Laube im Gegensatz zu seiner früheren Beurteilung des Dichters —, wirkungslos von ihm ab, ja es mochte ihn vielleicht ergötzen, zu sehen, wie dieses Organ des durch seine Seichtigkeit und Frivolität sattsam bekannten Saphir sich ihm gegenüber zum Tugendrichter aufwarf, wenn es die Idee der Erzählung als unmoralisches Prinzip der Undankbarkeit und des sittlichen Leichtsinnes bezeichnete.

Auch der Beitrag Stifters zum nächsten Jahrgang der „Iris" (für das Jahr 1848), „Prokopus", ist eine Ehegeschichte; sie endet ebenso wie „Der Waldgänger" tragisch, aber das Problem ist ein wesentlich anderes. Prokopus und Gertraud finden das von ihnen erhoffte Eheglück nicht, da ihr Inneres grundverschieden ist. Der Kindersegen, der ihrem Bunde beschieden ist, erweitert diese Kluft nur noch mehr, statt sie zu überbrücken. Gewiß hat Stifter auch hier, freilich ohne einen persönlichen Anteil zu verraten, eigenen Eheerfahrungen Ausdruck gegeben. Das Bild, das wir von Amalia aus Stifters spätern Briefen an sie und an Heckenast erhalten, bedarf einer starken Korrektur. Sie besaß kein Verständnis für das, was ihres Mannes Seele erfüllte. Ranzonis Charakteristik (Adalbert Stifter, Concordia-Kalender 1869, S. 215), die seine im Verkehre mit dem Ehepaare zu Anfang der vierziger Jahre gewonnenen Eindrücke wiedergibt, bezeichnet Stifters Gattin als das verkörperte Bild der züchtig waltenden Hausfrau, fährt aber dann fort: „Freilich verlor das Bild von seinem ursprünglichen Reize, wenn man Gelegenheit

hatte, es wiederholt und länger auf sich wirken zu lassen; da bekam es einen Hauch von Unbeweglichkeit, Sattheit und einer gegen Menschen und Dinge ablehnenden Verschlossenheit. So wie die Frau stets und immer an sich selber sauber war, so hielt sie auch die kleine Wohnung. Da war alles spiegelblank, von einer fast an Nüchternheit streifenden Nettigkeit . . . Da, wo sie herrschte, niemals eine Unordnung oder ein Fleck zu sehen war, so ist selbstverständlich, daß sie durch alles, was diesem Sinne für Reinlichkeit und äußere Gefallsamkeit widersprach, peinlich berührt wurde, und daß es ihr, die eine durchweg gerade und ehrliche Natur war, nicht gelang, bei vorkommenden Fällen ihre Empfindungen zu verhehlen." Diese Züge finden wir an Gertraud wieder: „Sie war eine tiefe, stille Natur" — hier hat Stifter seine Amalia ein wenig idealisiert — „der alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein. Sie klärte und ebnete daher alles, daß es blank und rein und übersichtlich dalag . . . Darum war auch in ihrer Wohnung ein Glanz der Reinheit und Ordnung, der mit ebenmäßiger Heiterkeit umfing . . . ihr Anzug (war) vollendet und rein. Sie liebte klare, ruhige und abgeschlossene Schönheit sehr und hatte Widerwillen gegen jedes Gewaltverkündende, Anschreitende, Drohende. Sie konnte sich nicht verstellen."

Um sein Thema zur Darstellung zu bringen, hat Stifter auf den Stoff der „Narrenburg" zurückgegriffen und damit das Versprechen eingelöst, mit dem er diese Erzählung schließt. In der genannten Novelle berichtet der Fichtauer Wirt, gestützt auf Erzählungen seines Großvaters, von dem Grafen Prokopus, der auf einem hohen Turme die Sterne beobachtete und auf seinem Instrumente (einer Aolsharfe) musizierte. Diese Eigenheiten, die dem Wirte als ein Beweis dafür erscheinen, daß Prokopus wie alle Scharnasts „einen Sporn im Haupte" hatte, kennzeichnen auch den Prokopus unserer Erzählung, die, wie sich aus der „Narrenburg" ergibt, um zwei Generationen in der Geschichte des Geschlechtes zurückgreift, und an ihnen scheitert sein Eheglück. Gertraud hat keinen Sinn für die Wissenschaft der Sternenkunde — das verrät sie schon in dem in der Fichtau geführten Zwiegespräche mit dem ihr eben angetrauten Gatten — und empfindet Abscheu vor den halbverfallenen Bauten des Rotenstein, dem verzauberten Garten und dem sonderbaren roten Saale, während ihr Gemahl sich der Mondscheinromantik der „Male der Vergangenheit" und der sie umgebenden Natur hingibt. Deshalb haßt sie auch den Lehrer und Freund ihres Mannes, den Ritter Bernhard von Kluen, der diese Neigungen gefördert hat und mit

ihm teilt. Bei seinem Tode hat sie „vermöge ihrer klaren, unsalschen Natur eine unverhohlene Freude" und verletzt hierdurch aufs neue, und diesmal unheilbar, ihren Gatten.

Den Zauber der Mondscheinnächte und die Pracht des Sternenhimmels ließ Stifter von seiner Jugend an auf sich wirken. An der Universität hörte er Littrows Vorlesungen über Astronomie. Als Maler und Dichter hält er mit Vorliebe Mondscheinstimmungen fest, und noch an seinem Lebensabend schildert er in den „Winterbriefen aus Kirchschlag" die Herrlichkeit der Sternenwelt, darin Wilhelm von Humboldt vergleichbar, der in den „Briefen an eine Freundin" oft die Größe und Majestät des gestirnten Himmels preist. Hat Amalia dieser Neigung ihres Mannes kein Verständnis entgegengebracht? hat Stifter von anderer Seite Widerspruch erfahren, oder kannte er vielleicht Grillparzers Urteil über die Astronomie und verwertete es für die Charakteristik Gertrauds? Im Gespräch mit Adolf Foglar äußerte Grillparzer am 31. August 1847, also kurze Zeit nachdem Stifter seinen „Prokopus" vollendet hatte: „Littrow lud mich oft ein, mit ihm auf seinen ‚Turm' zu gehen. Ich fürchtete aber verrückt zu werden. In die Sterne schauen muß man an der Hand der Wissenschaft. Dem Astronomen sind sie Gegenstände der Berechnung; was aber soll ich mit dem Unermeßlichen? Ich kann mir dabei nichts denken, und wenn ich empfinde, könnte ich darüber zum Narren werden. Wir haben auf der Erde genug zu tun. Mein Grundsatz vor allem ist: Was ich nicht lernen kann, damit gebe ich mich nicht ab. Was geht's mich an?" (Gespräche, III. Band, herausgegeben von August Sauer, Schriften des Literar. Vereins, Wien 1906, S. 407.)

Mit der „Narrenburg" hat „Prokopus" auch den doppelten Schauplatz der Handlung gemeinsam, die Fichtau und den Rotenstein. Die Verknüpfung ist hier aber nur dadurch gegeben, daß der Hochzeitszug seinen Weg durch die Fichtau nimmt und die vornehmen Gäste bei dem Wirte Romanus vorsprechen. Mit denselben Farben wie in der „Narrenburg" schildert Stifter das Tal und die Umgebung des Gasthauses, dieselben Menschentypen begegnen uns, und wer die in der Erzählung der „Studien" charakterisierten Insassen und Gäste der Fichtau in Erinnerung behalten hat, kann leicht die Fäden verfolgen, die der Dichter von ihnen zu den Zeitgenossen des Prokopus gesponnen hat. Der Dichter ergibt sich in dem ersten Kapitel einer breiten Zustandsmalerei und läßt uns fast vergessen, daß wir das Geschick des Hochzeitspaares noch weiter ver-

folgen müssen. Die Ausführlichkeit, mit der Stifter im folgenden auch die Bewillkommnung des Paares auf dem Rotenstein schildert — in deutlicher Anlehnung an Christoph von Schmids „Rosa von Tannenburg" (vgl. Anmerkungen zum Prokopus) — und alle weiteren Vorkommnisse auf der Burg beschreibt, steht im Gegensatz zu der flüchtigen und bloß referierenden Behandlung des Hauptmotives. Auch die Bauten des Rotensteins sind uns aus der „Narrenburg" bekannt; wieder stellt der Dichter ihre Schilderung in den Dienst der Handlung; denn Gertrauds Urteil über sie und ihr Inneres bereitet uns auf die folgenden Disharmonien ihrer Ehe vor. Das Bedürfnis, die beiden örtlich getrennten Teile der Handlung in engere Verbindung zu bringen, veranlaßt Stifter, uns noch einmal in die Fichtau zu führen und das blühende Eheglück der Wirtstochter Leonore mit dem seines Helden zu kontrastieren. Aber dieser Gegensatz kommt nicht voll zur Geltung. Fast chronikartig verfolgt die Erzählung die Schicksale der alternden, ohne Neigung nebeneinander dahinlebenden Ehegatten bis zu ihrem Tode und stellt schließlich noch durch ein kurzes Verweilen bei den Söhnen des Ehepaares, Julian und Julianus, eine äußerliche Verbindung mit der „Narrenburg" her.

Im „Prokopus" ist dem Dichter nichts so gelungen wie die Schilderung des Zusammenseins der Eheleute an dem ersten Abend ihres Lebens auf der Burg. Die Stimmung, die von ihr auf die Leser übergeht, vermag sie für die Gebrechen der Komposition schadlos zu halten, die der Gesamtwirkung Abbruch tun. Diese Gebrechen boten auch den Rezensenten ein leichtes Spiel. „Der Humorist" setzte seine im Vorjahre begonnene Fehde fort, erklärte den „Prokopus" am Schlusse seiner ausführlichen Besprechung (9. November 1847, Nr. 268, S. 1069) für ein ganz formloses Produkt und verlieh der durch diese Erzählung gewonnenen Überzeugung Ausdruck, „daß Stifter keine Kontinuation besitzt, sondern fertig geworden ist". Vielleicht davon beeinflußt, erhob der Rezensent im „Österreichischen Morgenblatt" (22. November 1847, Nr. 140, S. 559) dieselben Vorwürfe gegen Stifter, der sich beiden Angriffen gegenüber mit dem Bewußtsein trösten konnte, daß er sich in der besten Gesellschaft befand; denn Grillparzers „Armer Spielmann", der in demselben Jahrgang der „Iris" erschien, fand gleichfalls im „Humoristen" eine schroffe Ablehnung und im „Morgenblatte" auch nur eine verständnislose Besprechung, die an den Vorzügen dieser Novelle blind vorüberging.

2. Erzählungen. Zweite Reihe.

Nach der Vollendung des „Nachsommers" nahm die Arbeit an dem großen historischen Romane „Witiko" Stifter so sehr in Anspruch, daß daneben nur wenige Blüten seines Erzählertalentes sich entfalten konnten. Eine solche liegt in der Novelle „Nachkommenschaften" vor, die Stifter 1863 vollendete und in dem von Dr. Hermann Schmid redigierten Haus- und Familienblatt „Der Heimgarten" (erster Jahrgang, München 1864, Nr. 6—8, S. 81—118) veröffentlichte. Die Frische und der Humor der Darstellung rücken diese Erzählung jenen Teilen der „Mappe des Urgroßvaters" nahe, deren Umarbeitung bald nach dem Erscheinen der „Nachkommenschaften" den Dichter beschäftigte. Diese Künstlernovelle findet ihren Abschluß darin, daß der Held, Friedrich Roderer, seiner Malkunst entsagt und in seiner Ehe ein neues Lebensziel gewinnt. Seine Braut gehört derselben Familie an und ist die Tochter eines Mannes, mit dem der Maler, ohne seine Verwandtschaft zu ahnen, verkehrt. Diese Geschlechtszugehörigkeit bleibt dem Freiherrn v. Roderer und seiner Tochter so lange verborgen, daß Friedrich sich durch seine Persönlichkeit die Freundschaft des Mannes, durch seine Mannhaftigkeit und Selbstbezwingung die Liebe des Edelfräuleins gewinnen kann, bevor er als hoffnungsvoller Bewerber um die Hand Susannas aus seinem Inkognito heraustritt. Die Rolle des Erzählers überläßt der Dichter seinem Helden, der mit gutmütiger Selbstironie sein Schaffen beleuchtet.

Mit diesem Maler bietet uns Stifter eine Art Selbstporträt, dessen wesentliche Züge freilich der Vergangenheit angehören. Wie er in Kremsmünster sein Zeichentalent ausbildete und von seinem Lehrer Ritzelmayer darin gefördert wurde, so erntet auch Roderer „in der Benediktiner Abtei" das ermunternde Lob seines Zeichenlehrers. Wie der junge Stifter sich als Landschafter vergeblich bemühte, naturgetreu zu malen, und oft an seinen Bildern so lange besserte, bis er sie wegwarf, so kann sich Roderer nie mit dem Erreichten zufriedengeben und vernichtet deshalb seine mißlungenen „Dachsteine" und alles, was ihm nicht gefällt. Sein Streben geht dahin, die „wirkliche Wirklichkeit" darzustellen, und gerade daran muß er scheitern. Stifter wollte offenbar an ihm zeigen, wohin der Realismus, für dessen Berechtigung er selbst wiederholt eintrat, in seinen Übertreibungen führen muß; er selbst hält es hierin mit dem alten Roderer, der den Werken des Malers

zwar den höchsten Grad von Wahrheit zugesteht, aber gerade aus dieser Eigenschaft den Schluß zieht, daß er eines Tages der Kunst abtrünnig werden wird. Darin bestärkt den alten Herrn die Wahrnehmung, daß der Maler in seinen körperlichen und geistigen Anlagen mit seinem eigenen Geschlechte übereinstimmt, dessen Angehörige stets etwas anderes erreichten, als was sie mit großem Eifer angestrebt hatten. Dieser Herr Roderer hat die Neigung, gemeinsame Familienmerkmale in ihren verschiedenen Äußerungen durch Generationen hindurch zu verfolgen, von Stifter übernommen, dessen Familiensinn sich gerne in der Feststellung von Vererbungen betätigte. In manchen Zügen erinnert diese Gestalt auch an den Freiherrn von Risach im „Nachsommer". Wie dieser erkennt er in der Bewirtschaftung eines eigenen Besitzes die ursprüngliche Beschäftigung des Menschen, pflegt Poesie, sammelt Kunstwerke und verwendet sein Erworbenes als Wohltäter einzelner Menschen und der ganzen Menschheit. Und wie in Risachs Jugendgeschichte sich manche Erlebnisse aus der Jugendzeit des Dichters widerspiegeln, so hat Stifter auch auf den Herrn Roderer manche Kindheitserinnerungen übertragen (vgl. Anmerkungen zu den „Nachkommenschaften"). Die Kunst bildet nicht nur den Gegenstand der Reflexionen des Erzählers und seiner Gespräche mit dem alten Herrn: in der Einleitung wendet sich der Dichter gegen die Überproduktion in der Malkunst, und im Verlauf der Erzählung zeigt er, welcher verschiedenartigen Kritik ein Maler und seine Werke je nach dem Bildungsniveau der Beurteiler ausgesetzt sind.

In der Erzählung „Der Waldbrunnen", die 1866 in dem Düsseldorfer Künstleralbum (S. 1—18) erschien, hat Stifter ein bereits früher von ihm behandeltes Problem wieder aufgenommen. Juliana hat viele Züge mit dem „braunen Mädchen" im „Katzensilber" gemeinsam, und Stefan Heilkun teilt das Bestreben, ein scheues Geschöpf an sich zu ziehen und an den Umgang mit seinen Enkelkindern zu gewöhnen, mit der Großmutter in der genannten Erzählung der „Bunten Steine". Aber er handelt planvoller und zielbewußter als sie; darin äußert sich das erhöhte und durch eigene Erfahrungen vertiefte pädagogische Interesse des Autors, der bei seinen Inspektionen der Volksschulen wahrscheinlich manchmal solche Urteile der Lehrer über ihr Schülermaterial zu hören bekam, wie Stefan Heilkun von Seite des Lehrers der Waldgemeinde. Dieser durch Lebenserfahrungen geschulte Mann erfüllt die von Stifter schon 1849 in seinen Artikeln über Schule und Schulbildung ausgesprochene, auf Herder und Jean Paul zurückgehende Forderung:

„Der Umgang muß die heiligste Wirkung tun" (Vermischte Schriften, herausgegeben von Aprent, II. Band, S. 252) und weiß die noch schlummernde Kindesseele zu wecken. Die uneigennützige Liebe Julianas erhellt den Lebensabend des Mannes, der viele Kränkungen und Enttäuschungen erfahren hat, und seine Bemühungen krönt die zunächst in kindlicher Weise sich äußernde Liebe des Mädchens zu Franz, dem Enkel Stefans.

Dieser Juliana hat Stifter das Glück zugeteilt, dem er das braune Mädchen nicht zuführte, das spurlos verschwindet. Zwischen der Abfassung der beiden Erzählungen „Katzensilber" und „Waldbrunnen" liegt eine Zeit von ungefähr fünfzehn Jahren, und etwa in ihre Mitte (1859) fällt das Ereignis, das Stifter auf das tiefste erschütterte, der Selbstmord seiner Ziehtochter Juliana. Wie der Dichter damals den Befürchtungen, die das Wesen Julianas in ihm erregte, Ausdruck gab, so drängte es ihn jetzt, in seiner Dichtung die Aufgabe, deren Erfüllung Julianas Selbstmord vereitelte, durch eine glückliche Lösung abzuschließen (vgl. Teil IV, S. 32).

Aber nicht nur durch die Handlung und die Herübernahme des Namens Juliana in die Dichtung werden wir auf persönliche Erfahrungen und Erlebnisse des Dichters hingewiesen; auch Stefan Heilkun hat der Dichter mit Zügen aus seinem eigenen Leben ausgestattet; er selbst erlebte oft in seinem Amte Ärger und Verdruß und litt wohl auch manchmal unter eigensinnigen Regungen seiner Gattin wie Stefan, dessen Frau „nie tun konnte, was gegen ihren Sinn war". Wie dieser durch das Wasser und die Luft der Wälder Fröhlichkeit und Gesundheit wiederzuerlangen hofft, so preist Stifter die heilsamen Wirkungen dieser Elemente, die er während seines Aufenthaltes in den Lakerhäusern und in Kirchschlag empfand, wiederholt in seinen Briefen, und in der Gegend der Lakerhäuser, am Fuße des Dreisesselberges, wo Stifter zum ersten Male 1855 und dann noch öfter in den sechziger Jahren Erholung suchte und fand, spielt ja auch die Handlung des „Waldbrunnen".

Der Weg, auf dem der Großvater mit den Kindern sich dem Ziele seiner Reise nähert, ist derselbe, den Stifter öfter eingeschlagen hat, um das Anwesen des Herrn Rosenberger zu erreichen. Seiner Lage oberhalb des Ortes Klafferstraße und seiner Zugehörigkeit zu den Lakerhäusern entspricht im „Waldbrunnen" die Wohnung, die Stefan Heilkun bezieht, und zu den Nachbarn, die dem alten Manne Besuche abstatten, zählt auch ein Herr von Rosenau. Auch in dieser Erzählung hat Stifter

eine Erinnerung an seine Kindheit festgehalten. In dem Fragmente einer Selbstbiographie, das Hein (Adalbert Stifter, S. 22) mitteilt, lesen wir: „Ich nahm ein Buch, machte es auf, hielt es vor mir und las: Burgen, Nagelein, Böhmisch Haidel.“ In einem Schulhefte Julianas finden sich an Stelle der dem Kinde vorgeschriebenen Worte unter anderen „Burgen, Nagelein“ und „Schwarzbach“, das gleichfalls in der Phantasie des Knaben eine große Rolle spielte.

Ein Vergleich mit dem „Katzensilber“ lehrt uns, daß Stifter von Juliana alles Märchen- und Elfenhafte, womit er „das braune Mädchen“ umgab, ferngehalten hat. Auf dem Boden der Wirklichkeit konnte der Dichter das pädagogische Problem klarer zur Geltung bringen. Bleibt Herkunft und Aufenthalt des Mädchens im „Katzensilber“ in ein undurchdringliches Geheimnis gehüllt, so lernen wir hier auch die Umgebung, in der Juliana aufwächst, kennen, die halb blödsinnige Großmutter und die Mutter, die das Kind sich selbst und dem Einflusse der Alten überläßt. Auch mit ihnen tritt Stefan Heilkun dem Mädchen zuliebe in Verkehr; er stellt sich die Aufgabe, die Einflüsse dieser Umgebung durch den dem Mädchen gewährten Umgang mit ihm und seinen Enkelkindern zu hemmen.

Weniger als im „Katzensilber“ machen sich in dieser Erzählung literarische Einflüsse geltend. Die wunderliche Alte, die von der Welt abgeschieden in ihrer winzigen Holzhütte haust und dem Hange, sich phantastisch zu schmücken, in absonderlicher Weise sich hingibt, erinnert an ähnliche Figuren in den Dichtungen Tiecks und anderer Romantiker, die einst den Dichter der „Narrenburg“ anzogen, etwa an die von Tieck im „blonden Eckbert“ geschilderte Alte, in deren Hütte Bertha in Gesellschaft eines Hündchens und eines wunderbaren Vogels jahrelang einförmig, aber zufrieden dahinlebt. Weniger als das braune Mädchen gemahnt Juliana an Goethes Mignon, wenn auch manche ihrer Eigentümlichkeiten wie die ungewöhnlich tiefe Stimme, die fremdartige Aussprache und die Behendigkeit auf dieses Vorbild hinweisen. Die Neigung, Dichterstellen zu zitieren, und zwar immer bloß ein paar abgerissene Verse, die zum Teil gar keine Beziehung auf ihre eigene Stimmung haben, zum Teil freilich verraten, was in ihrem Innern vorgeht, hat sie mit Jean Pauls Liane im „Titan“ gemeinsam, die „lauter Anfänge“ singt (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, Teil III, S. 426, 85. Zykel), aber im Zustande der größten seelischen Erregung, von dem Dichter dadurch als „irre Seele“ charakterisiert, während Stifter nur das erste Erwachen des Seelen-

lebens in Juliana und den Einfluß der mit Franz betriebenen Lektüre kennzeichnen will. Durch eine Rahmenerzählung bereitet der Dichter auf die Handlung vor und rückt diese in eine ferne Zeit. Zugleich stellt er eine persönliche Beziehung zu den dargestellten Ereignissen her, die freilich erfunden ist; denn Stifter weilte weder als Student noch in späteren Jahren mit seiner Gattin auf dem Rigi; er hat die Schweiz überhaupt nie betreten. Diese Rahmengeschichte erweitert der Dichter durch die Schilderung seiner Begegnung mit einem Zigeunermädchen, die nur lose mit dem Erlebnis auf dem Rigi verknüpft ist: die auffallende Schönheit dieses Wesens erinnert ihn an die junge Frau, die er einst in der Schweiz gesehen hatte, die, wie wir am Schluß der Erzählung erfahren, niemand anderes als Juliana war. Hier mag Erlebtes mit hereinspielen. Auf einer seiner Amtsreisen begegnete Stifter vielleicht einer Zigeunerschar und wurde von der Schönheit eines Mädchens so ergriffen, daß er nach seiner Rückkehr seiner Gattin von ihr vorschwärmte. Stifter war ja von seiner Jugend an ein Verehrer menschlicher Schönheit wie der Held seiner „Feldblumen" und hebt auch in der Selbstcharakteristik, die er 1866, zur Zeit des Erscheinens des „Waldbrunnen", in einem Briefe an G. F. Richter entwarf, diesen Zug seines Wesens hervor: „Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich" (Lakerhäuser, 21. Juni, Briefe, herausgegeben von Aprent, III. Band, S. 240).

In der Erzählung „Der Kuß von Sentze", die ebenfalls 1866 erschien (Gartenlaube für Österreich, erster Jahrgang, Nr. 5—8, S. 41 ff.) ist ähnlich wie in den „Nachkommenschaften" der Familiensinn und das Bestreben, ein altes Geschlecht durch die Ehe fortzupflanzen, die treibende Kraft der Handlung. Der Held der Erzählung befolgt eine in seinem Hause übliche Satzung, wenn er mit der Tochter seines Onkels, Hiltiburg, den Friedenskuß tauschen will, da der von den Vätern erwünschten ehelichen Verbindung dieser beiden letzten Sprossen des alten Geschlechtes ihre Charakterverschiedenheit im Wege zu stehen und daher die zweite Art des Familienkusses, der Liebeskuß, ausgeschlossen zu sein scheint.

Als Kinder waren Rupert und Hiltiburg einander zugetan. Wie aber Rupert als Werber vor ihr erscheint, entfremdet sie ihn durch ihre Putzsucht und die überlegene Ironie, mit der sie den „kleinen Vetter" behandelt; doch bald lernt sie seinen männlichen Charakter und seine Vaterlandsliebe schätzen, die ihn dazu treibt, sich in das Heer einreihen zu lassen, und nach seiner

Rückkehr aus dem Feldzuge tritt sie ihm als völlig verändertes Wesen entgegen, einfach gekleidet und um ihren Vater hausmütterlich besorgt. Der geplante Friedenskuß wird zum Liebeskuß.

Die Zeit, in der Stifter die Erzählung spielen läßt, die er mit Wiederholung der in der „Narrenburg" und in der „Mappe meines Urgroßvaters" angewendeten Technik als Mitteilung aus einer Schrift des Geschlechtes einführt, wird durch die Erwähnung der Revolution des Jahres 1848 genau bestimmt: sie erstreckt sich von dem Monat April 1846 bis in den November des Revolutionsjahres. Der Feldherr, in dessen Dienste Rupert tritt, ist offenbar Radetzky (vgl. Anmerkungen zum „Kuß von Sentze"). Die Tischgespräche über den Begriff Freiheit verwendet der Dichter dazu, den Charakter des Helden zu exponieren und Hiltiburgs Liebe zu entfachen, die sich in dem Kuß äußert, den sie dem Vetter, wie er in den Krieg zieht, ohne von ihm erkannt zu werden, aufdrückt. Rupert denkt geradeso über die Freiheit wie Stifter; das ergibt sich aus den Artikeln, die der Dichter 1849 in dem „Wiener Boten" veröffentlichte (vgl. Teil VI und Anmerkungen zu dem „Kuß von Sentze"). Auch Hiltiburgs Vater Walchon erinnert in seinen Anschauungen und Neigungen an den Dichter; von ihm hat er die Liebe zur Natur übernommen, die er als eifriger Sammler von Moosen betätigt, und die Resignation des Alters, das auf Enttäuschungen zurückblickt und zur Erkenntnis gelangt ist, daß „nur die Naturdinge ganz wahr sind".

„Der fromme Spruch", den Aprent aus Stifters Nachlaß veröffentlichte, ist vermutlich zu derselben Zeit entstanden wie „Der Kuß von Sentze". Gemeinsam ist beiden die umständliche Darstellungsweise, die das kleinste Detail zur Geltung bringt und in den Dialogen durch die Wiederholung der Frage in der Antwort und die nie unterlassene Einführung der Person jedem rascheren Tempo geflissentlich aus dem Wege geht, sowie der gemessene zeremonielle Verkehr, der zwischen den engsten Verwandten sich abspielt. Auch die Motive der beiden Erzählungen berühren sich enge miteinander. Das Streben der zwei Geschwister Dietwin und Gerlint ist, wie in dem „Kuß von Sentze" das der Brüder, darauf gerichtet, eine Ehe zwischen nahestehenden jungen Verwandten (einem Neffen und einer Nichte) zustande zu bringen, die zugleich die Vereinigung getrennten Familienbesitzes zur Folge haben soll. Dieser Absicht stellen sich Hindernisse in den Weg, da die jungen Leute keine Neigung an den Tag legen, einander zu heiraten. Dietwin

scheint von einer andern Liebe erfüllt zu sein, Gerlint erklärt ihre Abneigung gegen einen Ehebund. Die Tante glaubt nun, Gerlint liebe heimlich ihren Onkel, dieser hält den Neffen für verliebt in die Tante. Die zwischen Onkel und Neffen und zwischen Tante und Nichte bestehende Familienähnlichkeit ermöglicht die falsche Auslegung ihrer Gefühle.

Stifter steht in dieser Erzählung offenbar unter dem Einfluß von Goethes Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren", die in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" eingelegt ist. Wie die Geschwister Dietwin und Gerlint, so erhoffen sich der Major und seine Schwester, die Baronin, von der Vereinigung der jungen Leute — der Leutnant ist der Sohn des Majors, Hilarie die Tochter der Baronin — eine Erweiterung des Familienbesitzes. Der junge Dietwin scheidet aus dem Militär, wie der Major seinen Abschied erwartet, beide, um sich als Landwirte betätigen zu können. Hier wie dort durchkreuzt die Haltung des Mädchens den Ehеplan. Hilarie liebt tatsächlich ihren Onkel; erst später erobert sein Sohn ihr Herz. Stifters Gerlint ist von Anfang an ihrem Vetter zugetan, aber ihre Verschlossenheit, ihre scheinbare Abneigung gegen ihn ermöglicht die Deutung, sie liebe ihren Onkel und verzweifle nur an der Erfüllbarkeit ihres geheimen Wunsches. Aus Goethes Novelle übernahm Stifter auch das Motiv der Ähnlichkeit, das er selbständig ausgestaltete. Die Ähnlichkeit zwischen Oheim und Neffen begründet die Doppelliebe Hilariens. Die Baronin findet ein Miniaturporträt ihres Bruders und muß über die Ähnlichkeit mit dem Sohne lächeln. Hilarie ist davon wundersam betroffen. Vor den Familiengemälden erklärt sie dem Onkel ihre Neigung. Der junge Dietwin in Stifters Erzählung betrachtet oft das Bild der Tante, nicht, weil er sie liebt, sondern weil es ihn an seine Base Gerlint erinnert, und ebenso verweilt Gerlint gern bei dem Bilde des Oheims, um dabei des jungen Dietwin zu gedenken. Wie der Major, sobald er die Neigung Hilariens zu seinem Sohne erkannt hat, sich mit seiner Schwester berät, mit ihr darin übereinstimmt, daß sie, wenn auch durch einen Umweg, ans Ziel gelangt sind, und wie sie es für natürlich findet, die Verbindung der beiden Kinder einzuleiten, so passen sich auch die Geschwister in Stifters Novelle rasch der durch die Liebeserklärung der jungen Leute geänderten Situation an und betrachten diese Lösung der Verwicklung als eine Erfüllung ihrer Wünsche. Stifter hat das Motiv des „Mannes von fünfzig Jahren" verdoppelt und die tragischen Akzente, an denen Goethes Novelle reich ist, fern-

gehalten, ja sogar durch leise Komik ersetzt, die vielleicht auf dramatische Bearbeitungen dieses Motivs zurückgeht, die dem eifrigen Besucher des Burgtheaters in Erinnerung geblieben waren; hier konnte er Kotzebues „Mann von vierzig Jahren" und später das mit Goethes Novelle gleichnamige Lustspiel von Pius Alexander Wolff kennen lernen, das in den Jahren 1828—1833 sechzehn Aufführungen erlebte.

Auch eine in die „Wahlverwandtschaften" eingerückte Erzählung Goethes scheint Stifters „frommen Spruch" beeinflußt zu haben. „Die wunderlichen Nachbarskinder" waren bereits in jungen Jahren einander abgeneigt. Das trotzige Mädchen stellte sich in den Kämpfen, die sie einander lieferten, an die Spitze des einen Heeres und focht gegen das andere mit Gewalt und Erbitterung; so zankten sich Dietwin und Gerlint stets, führten in Kampfspielen feindliche Scharen an, und ihr Spiel artete in Ernst aus. Hier wie dort trennen die Jahre der Erziehung die heranwachsenden Kinder. Wie aber der Kampf des Mädchens „doch nur unter der Form des Widerstrebens eine heftige, gleichsam angeborne Neigung war", so birgt sich auch hinter Gerlints Verhalten die leidenschaftliche Liebe zu Dietwin. In der Erinnerung kommt es dem Mädchen Goethes so vor, als hätte sie den Knaben immer geliebt. Auch Gerlint und Dietwin hängen an den gemeinsamen Erinnerungen und suchen die Plätze auf, an denen sie einst gemeinsam geweilt und einander befehdet hatten. Zugleich hat Gerlint manchen Zug mit der Ottilie der „Wahlverwandtschaften" gemeinsam: auch sie hat ihre Erziehung ferne von den Verwandten in einer Anstalt erhalten, und wie Ottilie gelernt hat, Stoffe zuzuschneiden, so hat auch Gerlint sich die Kunst, Kleiderschnitte zu entwerfen, angeeignet. Ottiliens Neigung zu Eduard äußert sich darin, daß sie sich seinen Liebhabereien hingibt, im Baum- und Blumengarten Bescheid weiß; Gerlint wetteifert mit ihrem Vetter in der Rosenkultur und Tierzucht.

„Der fromme Spruch" und „Der Kuß von Sentze" sind Erzeugnisse der Altersdichtung Stifters und teilen viele Eigentümlichkeiten der Stilisierung mit dem letzten Hauptwerke des Dichters, dem Romane „Witiko". Sie muten dem Leser ein größeres Einfühlungsvermögen zu als die anderen Werke des Dichters. Die Aneinanderreihung der kleinen Sätze mag befremdend und auf die Dauer eintönig wirken, umsomehr da sie die Handlung oft gar nicht oder nur wenig vom Fleck bringen. Aber die gemessene, abgezirkelte, nüchterne Redeweise, die der Erzähler mit seinem Helden teilt, entspringt seinem Bestreben, Form und Inhalt zu

einer Wirkung zu vereinigen. Im Gegensatz zur Ablehnung, die „Der fromme Spruch" häufig erfuhr, ist Valentin Pollak als ein Anwalt aufgetreten (Ad. Stifter und Goethe, „Deutsche Arbeit", Jahrgang VI, S. 234), der den Absichten des Dichters dadurch gerecht zu werden glaubt, daß er von dem zierlichen Menuettschritt spricht, in dem sich die Figuren dieser im Rokokogeschmack des 18. Jahrhunderts durchgeführten Erzählung bewegen.

---

3. Zwei Kapitel aus dem Romane: „Der Nachsommer".

Die Entstehung, Bedeutung und Aufnahme des Romanes „Der Nachsommer" ist in dem „Lebensbilde" besprochen worden. Mehr als eine Probe aus dem Romane kann leider unsere Ausgabe nicht bieten; ihre Auswahl ging von der Absicht aus, den Charakter des gesamten Werkes und zugleich eine bedeutende Wendung der Handlung dem Leser nahezubringen.

Wir treffen am Beginne des Kapitels „Der Bund" Heinrich, den Erzähler seiner Erlebnisse, in Wien im Elternhause, wohin er von seinen Forschungsreisen in den Alpen und von dem Aufenthalte im Asperhofe, dem Wohnsitze seines Gastfreundes (des Freiherrn von Risach) gewöhnlich mit dem Eintreten des Herbstes zurückkehrt. Sein Vater, der wohlhabende, kunstsinnige Kaufmann (Drendorf), hat ihm keinen bestimmten Lebensweg vorgezeichnet, sondern ihn in der Überzeugung, es werde sich schon aus dem Unbestimmten entwickeln, wozu der Sohn taugen würde und welche Rolle er in der Welt einzunehmen hätte, seine Wege gehen lassen. Mit zunehmendem Alter ist der Sohn der Vertraute seines Vaters geworden. Poesie und Kunst bilden den Gegenstand ihrer Gespräche; gemeinsam betrachten sie die Bilder, die das Haus schmücken, und auf seinen Reisen hat Heinrich manchen Kunstgegenstand für den Vater erworben, darunter die Verkleidungen von zwei Pfeilern, und allerlei Geräte aus Marmor anfertigen lassen. Im Elternhause ist, während Heinrich oft monatelang in der Ferne weilt, seine Schwester Klotilde zur Jungfrau herangewachsen und erfreut sich der Teilnahme des Bruders an ihren Studien; sie wird aber in erster Linie zum Hauswesen erzogen und erkennt selbst darin ihre Bestimmung, gemäß der Überzeugung ihrer Mutter, daß „die Hauptpflicht des Weibes ihr Haus ist". Nur als Nebending will diese die Beschäftigung ihrer Tochter mit der Malerei betrachten: „Diese Dinge können

zwar auch recht wohl ins Haus gehören; aber einseitig oder gar mit Leidenschaft betrieben, untergraben sie eher das Haus, als sie es bauen helfen" (Band II, S. 73). Heinrich pflegt in seiner Vaterstadt geselligen Verkehr und besucht auch „die Fürstin", in deren Haus er bereits früher Zutritt erhalten hat. In ihr hat Stifter die Fürstin Anna Schwarzenberg, die Witwe des Feldmarschalls, gezeichnet, zu deren ständigen Gästen er zählte.

Im Frühlinge unternimmt Heinrich wieder seine gewohnte Reise. Sie führt ihn zunächst nach dem Asperhof, zu dem Freiherrn von Risach, der in Eustach und Roland sich zwei angehende Künstler herangebildet hat, die seine Neigungen fördern und mit Reproduktionen von Kunstgegenständen oder mit Restaurierungsarbeiten beschäftigt sind, und dann in eine nahe Gebirgsgegend, in der er seine Studien fortsetzt.

Die Probleme, die Heinrich beschäftigen, sind größtenteils dieselben, denen sich im Dienste der Geologie der mit Stifter befreundete Naturforscher Simony widmete: Erforschung der Gletscher und Tiefenmessungen in den Alpenseen. Heinrichs Lieblingsstudium bildeten von jeher die Naturwissenschaften; aber frühzeitig und dauernd haben auf ihn die Klassiker des Altertums gewirkt, und vor einer einseitigen Bildung bewahrt ihn die Erziehungsweise des Vaters und der Umgang mit dem Freiherrn von Risach. Als Zeichner sucht er zuerst die Gegenstände der Natur treu wiederzugeben; erst die größere Reife und die aufkeimende Liebe erschließen ihm den Sinn für das Wesen der Kunst und für die Schönheit der menschlichen Gestalt.

Nach vorübergehendem Aufenthalt im Asperhof kehrt Heinrich in der Besitzung der Freundin seines Gastfreundes, Mathilde, auf dem Sternenhofe ein. Die beiden Anwesen der alten Leute, die, mit äußeren Gütern reich gesegnet, den „Nachsommer" ihres Lebens in der Hingabe an ihre Neigungen zubringen und die zweckmäßige Bewirtschaftung ihres Besitzes im Vereine mit der Veredelung ihres Daseins durch die Kunst als Lebensziel betrachten, erinnern an die Landhäuser am Traunsee, von denen der Held der „Feldblumen" träumt. Stifter verwirklichte hier als Poet langgehegte persönliche Wünsche. Während der Arbeit an dem Romane schrieb er an Heckenast: „Eine Wohnung in Wien, ein reizendes, aber einfaches Landhaus, einige schöne Bilder und ein Leben, wie es in den ‚Feldblumen' steht — wenn das Glück mir hold wäre, so ließe sich unsäglich Herrliches machen." (13. Mai 1854, Briefe, herausgegeben von Aprent, Band II, S. 56.)

Zur Zeit von Heinrichs Ankunft auf dem Sternenhofe ist der

vorher zum Besuche eingetroffene Freiherr mit Eustach, Roland und Gustav, dem Sohne Mathildens, der seine Erziehung auf dem Asperhofe erhält, abwesend. An der Seite der Mutter weilt bloß Natalie: beide Frauen hat Heinrich als Besucherinnen des Freiherrn, bei dem sie jedes Jahr die Zeit der Rosenblüte zubringen, kennen gelernt, und mit seinem Gastfreunde weilte auch er schon früher auf dem Sternenhofe.

Zwischen Heinrich und Natalie herrscht augenblicklich eine Art von Entfremdung, die aber nur der Vorbote der Liebeserklärung ist. Der Dichter führt seinen Helden an einen bereits früher geschilderten Lieblingsplatz beider, in eine Grotte, welche die antike Statue einer Quellnymphe schmückt, das Gegenstück zu einer Marmorgestalt, die im Treppenhause des Asperhofes aufgestellt ist. Beide der Antike angehörenden Werke sind der Gegenstand einer fast andächtigen Verehrung der Hausbewohner, die diese Liebe zur Kunst und Hochschätzung des Altertums von dem Dichter übernommen haben, der in München der Zeuge der Wirkung einer antiken Statue auf einfache Landleute war (vgl. Vermischte Schriften, hrsgb. von Aprent, Band II, S. 266) und während der Arbeit am „Nachsommer" an Ottilie Wildermuth schrieb: „Darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe verzagend vor einer einzigen Gestalt des Altertums steht" (8. Februar 1854, Briefe, hrsgb. von Aprent, Band II, S. 43). Vielleicht dachte Stifter dabei auch an Wilhelm von Humboldt, der sich in Tegel mit Werken des Altertums umgeben hatte, als deren zierlichstes er in den „Briefen an eine Freundin" eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, bezeichnet (Dritte Auflage, 1849, S. 219 ff.). Überhaupt mochte Humboldts Verherrlichung eines zwischen Tätigkeit und edelm Genusse geteilten Lebens die Gestaltung des „Nachsommers" fördern.

Das Gespräch, das Heinrich und Natalie in der Grotte führen, wendet sich von der Statue der Schönheit des Marmors, der Pracht der Edelsteine und dem von Stifter in den „Nachkommenschaften" wiederholten Preise der Luft und des Wassers zu. Die Liebeserklärung wird dadurch eingeleitet, daß Heinrich das Mädchen daran erinnert, daß sie das letztemal diesen Platz, als sie ihn erblickte, eilig verlassen hat. Ihre Liebe beruht, wie aus den Bekenntnissen beider hervorgeht, auf der gegenseitigen Schätzung des Charakters: gut, rein und einfach erscheint Natalie ihm, und als einfach, gut und ernst bezeichnet auch sie sein Wesen. Heinrich erfährt, daß Natalie ihn schon,

bevor sie auf dem Asperhofe einander bekannt wurden, gesehen hat; sie war jenes Mädchen, dessen Rührung in der Vorstellung des „König Lear" im Burgtheater auf ihn sichtlichen Eindruck gemacht hatte. Ihr Bund der Treue und Liebe soll auch, wenn von Seite der Eltern gegen eine eheliche Verbindung Einspruch erhoben wird, aufrecht bleiben: „Wir werden einander treu sein in dieser und in jener Welt, aber wir dürften uns dann nicht mehr sehen." Alle Leidenschaftlichkeit hält Stifter geflissentlich von dieser Liebe ferne. Dadurch unterscheidet sie sich von der Zuneigung Mathildens zu ihrem heimlich Verlobten, dem jetzigen Freiherrn von Risach, wie wir später aus dessen Jugendgeschichte erfahren. Mathilde beschuldigte ihn des Treubruches, weil er dem Wunsche der Eltern sich fügte und sie aufforderte, das Band zu lösen. Und während diese Liebenden vor den Eltern Mathildens ihr Geheimnis eine Zeitlang wahren, fühlt Natalie sich veranlaßt, sofort mit der Mutter zu sprechen.

Das folgende, den dritten Band eröffnende Kapitel „Die Entfaltung" beginnt mit einer umständlichen Schilderung des Abendmahles im Sternenhof, wie Stifter es auch sonst öfter im Romane nicht unterläßt, uns mitzuteilen, wie der Tisch gedeckt ist, und wie die Damen gekleidet sind. Den Liebenden begegnet Mathilde mit sanfter Güte; aber ihre Einwilligung erfährt Heinrich, der am Abende von seinem Fenster aus die Pracht des Sternenhimmels bewunderte und von ihr mehr als sonst ergriffen wurde, erst am nächsten Morgen bei dem Spaziergang, auf dem er seiner Braut begegnet, und diese bedeutende Mitteilung macht Natalie erst am Schlusse ihres Gespräches, das dem Reize der Wintertage, dem Unterschiede von Stadt- und Landleben und den Bergen gilt, in denen Heinrich sich im Sommer aufgehalten hat. Die schon früher beschriebene Anlage des Gutes entspricht im wesentlichen den beiden in „Brigitta" geschilderten Anwesen und mit ihnen den Anweisungen in dem Buche Ritters. (Vgl. Teil II, S. 220 ff. und Anmerkungen zu den zwei Kapiteln aus dem „Nachsommer".)

Auch Risach stimmt nach seiner Rückkehr dem Herzenswunsche der beiden zu, und ebenso freuen sich die Eltern Heinrichs, denen er nach einem kurzen, durch den notwendig gewordenen Abbruch seiner Arbeiten bedingten Aufenthalte im Gebirge zugeeilt ist, über das Glück ihres Sohnes, desgleichen die gefühlvolle Schwester Klotilde.

Heinrich besucht auch dieses Mal die Fürstin. Sie macht ihn als Künstler auf die größte Schönheit, die sie kenne, aufmerksam, auf die junge Tarona, und bringt ihn durch die Frage,

ob er bereits jemand für das Schönste halte, in Verlegenheit. Daß Tarona der Name seiner Braut ist und die Äußerung der Fürstin sich auf sie bezieht, erfahren wir erst am Ende des Romanes, wie Stifter es überhaupt liebt, die Namen seiner Helden den mit ihnen Verkehrenden und seinen Lesern erst spät bekanntzugeben.

In Heinrichs Elternhause werden alle zunächst notwendigen Schritte beraten. Dazu gehört eine Reise der Eltern zu den neuen Verwandten, welche die persönliche Bekanntschaft der beiden Männer, die sich gegenseitig schon lange achten und viele Interessen und Liebhabereien gemeinsam haben, vermitteln soll, und eine auf längere Zeit berechnete Reise des Bräutigams in ferne Länder, die der Vater „zur Stärkung des Geistes und Gemütes" seines Sohnes für notwendig hält. Auch Viktor im „Hagestolz" bringt auf den Rat seines Oheims mehrere Jahre auf Reisen zu, bevor er Ludmilla heimführt. Die Sehnsucht, ferne Länder, vor allem Italien, zu sehen, erfüllte Stifter seit seiner Jugend, und sie erfuhr, knapp bevor er den „Nachsommer" abschloß, durch den Aufenthalt in Triest und Udine eher eine Erhöhung als eine Befriedigung: „Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner" (an Heckenast, 20. Juli 1857, Briefe, II. Band, S. 178).

Als das Dringendste erscheint aber allen, daß Heinrich unverzüglich die Einwilligung seiner Eltern der Mutter Natalies und dem Freiherrn von Risach überbringt. Zu ihnen lenkt er auch seine Schritte und stellt sich nach einem kurzen Besuch des Sternenhofes bei seinem Gastfreunde in dem Asperhofe ein, wo Gustav erst jetzt das Verlöbnis seiner Schwester erfährt und dem von ihm verehrten Heinrich seine Freude darüber bezeigt.

Stifters Briefe an Heckenast klären uns darüber auf, daß er auch an diesem Werke und darin gerade an dem Schlusse des zweiten Bandes, dem Kapitel „Der Bund", mühsam feilte. Und mit tiefer Rührung empfing er das von Heckenast dieser Partie gespendete Lob: „Es sagt das, was ich in das Buch und seine Menschen legen wollte. Es sollte etwas Größeres und Höheres sein als das unerquickliche Volk des Tages." Noch gespannter war er auf Heckenasts Urteil über das Ganze; „denn die zwei Leute sind weitaus nicht die Hauptsache, sind eine heitere Ausschmückung des Werkes, sein Ernst und sein Schwerpunkt muß irgendwo anders liegen" (22. März, 24. Mai 1857, Briefe,

Band II, S. 158, 164). Damit zielt Stifter auf die Jugendgeschichte des Freiherrn von Risach, die den Schlüssel zu den Schicksalen der beiden nebeneinander alternden Leute bietet. Sie trägt, wenn sie auch mit ihrer Tragik der Vergangenheit angehört, die einzige leidenschaftliche Wallung in die Ruhe des „Nachsommers" hinein; gerade darum aber ist sie weniger geeignet, den Gesamtcharakter des Werkes erkennen zu lassen, als „der Bund" der jungen Leute und die ihm folgende „Erfüllung".

Erzählungen

Erſte Reihe

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Quilibet fortunae suae faber est.
Alter Schulspruch.

Es war in einer Gesellschaft lustiger Männer ein Streit über den altlateinischen Satz ausgebrochen, daß jeder Mensch der Schmied seines Schicksals sei. Einige behaupteten, der Satz wäre echt römisch und stehe gewiß in diesem oder jenem Werke dieses oder jenes Klassikers; andere sagten, er sei ein neues Machwerk und schleppe sich erst seit kurzer Zeit durch unsere lateinischen Schulbücher. Aber, wie es geht, von diesem rein historischen Standpunkte, über den sie sich nicht einigen konnten, spielte sich der Streit auf den philosophischen über und entbrannte nun auf das heftigste über die Frage, ob es auch wahr sei, was der Satz enthalte. Man führte nun nicht mehr bloß die Historie in das Feld, sondern suchte der Sache auch a priori beizukommen, indem man die Psychologie, die Logik und Metaphysik aufbot. Man redete über Zusammenhang der Dinge, sittliche Weltordnung, Emanzipation vom Zufalle, Freiheit des Willens und war auf dem Wege, ins Endlose zu geraten, als plötzlich ein Schalk, der bisher geschwiegen hatte, eine Geschichte zu erzählen anfing, worauf es nach und nach stille ward; denn beide Parteien horchten hin in der Hoffnung, Gründe für ihre Behauptung aus der Geschichte ziehen zu können. Allein der Mann zog seine Geschichte gerade bis zu dem Punkte, wo sie sich spalten mußte, um der einen oder der andern Partei zu dienen — dann brach er ab und sagte, daß er den Rest morgen erzählen wolle, wenn sie etwa wieder zusammenkämen. Sofort erhob sich ein Lärm über Willkür und Täuschung, und man verlangte, daß er fortfahre. Aber da er hartnäckig bei seinem Ausspruche blieb, so vertagten sie listig den Streit, weil jeder begierig war, wie es nun weiter-

gehen werde, und weil jeder heimlich hoffte, ihm würden die Hilfstruppen aus der Sache zuwachsen.

Allein da nun die vierundzwanzig Stunden vorübergegangen waren, da sich die Gesellschaft versammelt und der Mann seine Geschichte beendet hatte, so waren sie so ins Weite verschlagen, daß sie nun über ihren anfänglichen Satz gar nicht mehr stritten, sondern ihn alle plagten, ob die Geschichte wahr sei, wo sie sich zugetragen, wie die Personen geheißen haben, und wären beinahe in den neuen Streit geraten, ob die Geschichte aus innern Gründen wahr sein könne oder nicht. Der Mann aber lächelte verschmitzt, drehte seinen Ring auf dem Finger und sagte kein Wort mehr. Die Klügern unter uns merkten, daß er uns am Narrenseile geführt, die andern aber haderten auf dem neuen Wege weiter, auf den er sie gelockt hatte.

Da ich aber nun die Geschichte gerne wiedererzählen möchte, der Mann jedoch, wie ich oben sagte, ein Schalk ist, so weiß ich in der Tat nicht, ob er sie gelesen, ob sie ihm jemand erzählt, oder ob sie sich gar an ihm selber zugetragen habe. Letzteres wäre nicht ganz unwahrscheinlich, da man sich aus seinem früheren Leben noch ganz andere abenteuerliche Sachen erzählt. Jedenfalls aber hat er sich die üblen Folgen, die etwa aus meiner Plauderhaftigkeit entstehen sollten, selber zuzuschreiben; warum hat er uns die Geschichte arglistig erzählt, und warum hat er uns nicht aufgetragen, dieselbe geheimzuhalten.

Es waren zwei Männer. Mein Vormann hat sie Erwin und Leander genannt. Beide waren sehr reich, hatten aber in ihrer frühesten Jugend das Unglück gehabt, ihre Eltern zu verlieren, und jeder stand dann unter einem tyrannischen Vormunde. Gleiche Schicksale, gleiche Jahre und vielleicht auch ein Zug des Herzens hatte sie schon frühe zusammengeführt. Sie betrieben auf dem mauerschwarzen Kollegium dieselben Studien, nämlich die Anfangsgründe alter Sprachen, und naschten zu Hause miteinander dieselbe Lektüre, nämlich nicht etwa Kinderbücher, sondern nur alte Klassiker. Sie hatten auch nie Kinderkleider gehabt, sondern, selbst da sie noch ganz klein waren, schon nach dem Schnitte der Vormünder und auf das Wachsen berechnet, daher immer zu groß — jeder hatte einen sauersehenden Diener, und in jedem der zwei blühenden Kindergesichter war die traurige Miene und der liebeleere Blick von Waisenknaben bemerkbar.

Nach und nach wurden sie in die Welt und in das Leben eingeführt, das heißt, sie kannten die Gesetze der Spartaner,

beteten die Stoiker an, ahmten beide nach und waren außer sich über das Bekannte jenes Weibes: „Es schmerzt nicht.“ Leander kam wohl zu besonderen Zeiten, damit er, wie der Vormund sagte, Manieren lerne, in diese oder jene Familie, die einst mit seinem nun verwaiseten Hause verbunden gewesen war, aber er lernte dort nichts, weil er bloß schwieg, in einen Winkel gedrängt wurde und bei der ersten Gelegenheit fortging. Um Erwin aber, dessen Güter lauter Raubritterruinen in den fernen Waldbergen waren, kümmerte sich kein Mensch und kein Hund. Wenn er mit seinem Diener zur Schule ging, so geschah es zuweilen, daß eine Mädchengestalt etwa über seinen Weg trat oder in einem Wagen vorbeifuhr; allein er machte sich nie davon eine deutliche Vorstellung, was das sei, und wie sie sich von ihm unterscheide.

Nicht weit von der Stadt war ein verrufener Winkel, „die Gänseweide“ geheißen; dort rangen sie, warfen den Diskus und fochten mit Schild und kurzem Schwerte. Weit von ihrer Wohnung, wo der Fluß zwischen düstern Föhren stagnierte, schwammen sie und sprangen über ausgetrocknete Lehmgruben.

Als sie Jünglinge geworden, schlossen sie einen Freundschaftsbund wie etwa zwei gefeierte Namen des Altertums, und damals hatten sie auch verabredet, im strengsten Sinne des Wortes, wie das klassische Sprichwort sagt, die Schmiede ihres Schicksals zu werden, nämlich sich von allem unabhängig zu machen, was zufällig sei, damit geschehen könne, was auf Erden möglich, ohne ihr inneres Glück zu berühren. Von diesem Tage an aßen sie nur mehr eine vegetabilische Brühe, annähernd die schwarze Suppe Lakedämons, schliefen auf bloßem Stroh und verbrannten alle Geräte außer einem Tische und einer Bank. Ihre Zeit und ihre Mitwelt ging neben ihnen her, als sei sie vor tausend Jahren gewesen.

Daß ihr äußeres Benehmen auf diese Weise ungeschlacht und eckig, ja unheimlich und lächerlich zugleich werden mußte, ist begreiflich, nur sie ahneten nichts davon. Bloß darin mochte sich ein dunkles Gefühl davon aussprechen, daß sie, je mehr sie heranwuchsen, desto mehr die Gesellschaft flohen, namentlich die gesellige, von Männern und Frauen gemischte; nur mit dem einen oder dem andern verwitterten und bemoosten Repetenten der Schule pflogen sie Umgang und lernten von ihm Kneipenton, was sie für moderne Welt hielten im Gegensatze zu der alten klassischen. Damen und Mädchen gossen ihnen Blei in die Glieder, so daß die Füße in dem Boden und die Hände in den Rocktaschen wurzeln mußten. Sie erlangten die Beweg-

lichkeit erst wieder, wenn sich der Zauber dieser Klapperschlangen entfernt hatte. Nur Leander hatte sogar schon einmal mit einer geredet, er war damals achtzehn Jahre alt, sie fünfzehn und wunderschön. Er mußte zum neuen Jahre Glück wünschen gehen und traf unseligerweise nur Mutter und Tochter zu Hause und zwar zum Ausgehen angezogen. Noch dazu wurde die Mutter abgerufen und sagte im Weggehen: „So reden Sie doch mit Elmiren, Herr Baron!“ Damals nun hatte er gefragt: „Diese Webe an Ihrem Gewande ging gewiß aus Ihrer und Ihrer Mutter kunstreicher Webehand im Frauengemache hervor.“ Elmire wurde bloß im ganzen Gesichte blutrot und hatte ihm aber gar nichts geantwortet. Seit der Zeit beging er lieber die schreiendste Unart, als daß er sich wieder einer solchen Lage ausgesetzt hätte. Erwin hatte solches nie zu erdulden gehabt; denn er war in seinem Leben noch nie auf dem glatten Boden eines Besuches gestanden.

Eine Stellung hatten sie trotz alledem, in welcher sie jedes Auge mit Vergnügen anschaute, nämlich wenn sie zu Pferde saßen — reiten hatten sie bei dem ersten Meister gelernt —, da reichte kein Jüngling an diese zwei kraftvollen, schönen Göttergestalten. In der Tat hatten sie durch ihre Übungen eine Gesundheit erlangt, daß ein eiserner Turm auf sie fallen konnte, ohne ihnen etwas anzuhaben, und eine tigerartige Kraft und Geschmeidigkeit, die nur in Wüsten vorkömmt; leider trat sie bloß bei ihrem einsamen Laufen und Springen hervor, nie aber im geselligen Verkehre. Auch war ihrem Erscheinen ein Umstand im Wege, den ich zum Schaden meiner Helden noch anführen muß. Sie gingen nämlich, wie einst als Knaben in Männerkleidern, so jetzt als Jünglinge in Greisengewändern und noch dazu fast im Schnitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ließen, oder vielmehr ihre Bedienten — sonst fast Todfeinde, in diesem einen Punkte aber wunderbar gleich — ließen bei demselben uralten Schneider arbeiten und zwar so, wie es in ihrer Jugendzeit schön gewesen wäre. Sie trotzten mit der Garderobe ihrer jungen Herren der Macht des neuen Jahrhunderts. Nur die jungen Herren wußten es nicht, da sie zu Hause keinen Spiegel hatten und auf der Gasse nur andere, nicht sich sahen. Bloß in dem einen Stücke gingen sie mit der Mode, daß sie sich allen Bart wachsen ließen, aber doch wieder mit der Ausnahme, daß sie vorhatten, ihn mit der Schere nach altgriechischer Art zusammenzustutzen, wenn er nur erst groß genug sein werde.

Ob sie in dieser Lage glücklich waren?

Ich glaube beinahe: sehr; denn ihr Leben machte ihnen Freude, ein anderes kannten sie nicht. Ihr reiner, sprossender Körper gab ihnen Gefühle von Behagen und Wohlsein, wie sie andere gar nicht zu ahnen vermögen, und eine Heiterkeit trat hervor, die in der Tat durch keinen Unfall zu trüben war, nachdem sie nur einmal jene Zeit überwunden hatten, wo aus den Augen eines Kindes, wenn man es für glücklich halten soll, noch die empfangene Mutterliebe herausschauen muß. Ihr Geist war auch glücklich, denn sie hatten sehr viel gelernt und erfreuten sich gegenseitig des Besitzes. Alte Geschichte und Literatur, dafür gar keine neue, Mathematik in allen Zweigen, dann die Realwissenschaften — alles das hatten sie sich nach und nach meistens gegenseitig beigebracht und zwar in einer Vollendung, wie selten junge Leute — es war eine andere Art Rennbahn gewesen, und in diesen Übungen erfreute sich ihr Geist. Von Gefühlen schwärmender Sehnsucht, von namenlosen Hinausahnungen, von Schmachten, von Trieben des Herzens, von süßem Schmerz und so weiter war gar nichts da; außer einigem Übermaß klassischer Begeisterung waren sie in diesen Dingen so roh wie die Irokesen.

Wenn es mit ihnen so fortgeht, so haben sie das Rätsel gelöst, das sie sich aufgegeben, nämlich jetzt waren sie die Schmiede ihres Schicksals und zwar eines ganz und gar glücklichen; denn wenn auch von dem einen oder anderen Vormunde mit Schmerzensrufen und Lamentierungen die Nachricht einging, wie dort der Hagel wieder ein Feld in den Grund geschlagen, hier eine Scheuer abgebrannt und dort ein Knecht ein Schlingel gewesen sei, so war ihnen das bloß komisch; denn sie hatten für ihre künftigen Bedürfnisse so lächerlich zu viel, daß eher eine Verlegenheit daraus entstanden wäre, was sie mit dem Überschusse tun sollten, als daß sie sich hätten kränken können, wenn etwas verloren ging.

So lebten sie mehrere Jahre, waren meistens beisammen und trugen sich mit Vorstellungen, wie sie erst, wenn sie in den Besitz ihres Vermögens kämen, eine recht eigentliche eiserne Unabhängigkeit gründen wollten, die sie zum Herrn der ganzen Welt machte.

Der erste, welcher von diesem Zusammenleben Abschied nehmen mußte, war Leander, der etwas älter war. Es erschien ein junger Mensch, und mit dem mußte er seine Reise durch Europa antreten, daß er Weltbildung bekomme. Der Vormund selbst hatte ihn abgeholt, und nun ging Erwin allein in den Räumen der Musenstadt herum. Aber auch seine Zeit dauerte

nicht mehr lange; denn er wurde, da sein Vormund plötzlich starb, mündig erklärt und in die Verwaltung seiner Güter eingesetzt. Man hatte absichtlich keinen Briefwechsel verabredet, weil diese Trennung die erste Probe ihrer Grundsätze sein sollte. Erwin ging in das Gebirge, und auf der dreißig Meilen langen Straße lief das Gerücht hinter ihm her von dem Manne, der lauter Gemüse gegessen habe. Sein Plan ging noch viel weiter als der Leanders. Nicht Europa, das er fast verachtete, wollte er besuchen, sondern, um seine menschliche Kraft an der großen, aufrecht stehenden Natur zu üben, statt sie an Afterverhältnissen herabzubringen, beschloß er nach Texas zu gehen, dort an der Grenze der Wilden eine Niederlassung zu gründen mit dem Keime antiker Kraft und Gesetze, der sich durch die ganze Republik verbreiten, dereinst wachsen und etwa einen Staat von spartanischem Erze, athenischer Schönheit und römischer Tüchtigkeit erzeugen, der dereinst seiner geographischen Lage nach der erste der Welt werden würde. Vorher wollte er die Verwaltung seiner europäischen Güter auf einen Fuß nach seiner eigenen Einsicht bringen, welche auf mathematischer Basis ruhte, so daß nach seiner Abreise ruhig das Gesetz fortwirke und ihm dorthin die Zuflüsse sende, die er zu seinen Zwecken brauchte. Erreiche er dieselben wegen äußerer Zufälle nicht, so seien sie doch moralisch da und erreicht; das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter.

Alle Diener und Müßiggänger, alle Schmarotzer und Freunde des Hauses, alle Beamte, große und kleine, waren in ihrem Herzen unsäglich erleichtert, als sie den Tod des unerträglichen, tyrannischen Vormundes erfuhren und die Ankunft des schwachen Narren, ihres neuen, jungen Herrn, erwarteten. Der Verwalter konnte sein Staunen drei Tage und drei Nächte nicht verwinden über die unsägliche Albernheit seines neuen Gebieters, wie er ihn verwirrt und ehrerbietig vor seiner eigenen Tochter, der törichten Rose, stehen sah, wie er lauter Kräutersuppe aß, stets zu Fuße ging und auf einem Bund Stroh schlafe. Aber ehe zwei Jahre ins Land gingen, sagte man sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ins Ohr, welch unendlich fürchterlicher Tyrann jetzt da sei: Zwei Jahre nicht zornig und zwei Jahre unerbittlich.

Erwin ließ sich, als er einen Tag zu Hause gewesen, sofort alle Papiere, die sich auf den Kompler seiner Güter und auf einzelnes bezogen, vorlegen und las darin anderthalb Jahre, dann schrieb er ein halbes Jahr und legte endlich dem Verwalter den Entwurf für die Zukunft vor. Dieser sagte, er sei un-

ausführlich. Erwin erwiderte nichts, aber in zwei Jahren war der Entwurf ausgeführt und im Gange, er hatte nur zu diesem Behufe zwei Dritteile seiner Leute entlassen. Keine Gesellschaft, kein Gastmahl, kein Tropfen Wein als lauter verkäuflicher, keine Kutsche, kein Pferd daran, einen groben, grauen Rock, tagsüber stets am Schreibtische und von Boten und Beauftragten umringt, abends allein im Garten, Klettern, Laufen, Steine werfen, über Holzböcke springen, dabei immer ernsthaft bleiben — — es ging über menschliche Begriffe! — und so jung und so geizig und so unerhört hartnäckig; um kein Jota durfte von seinen Anordnungen abgegangen werden. Und als nach fünf Jahren alles in seinem ordentlichen Gange war, sahen sie ihn in dem grauen Rocke, mit einem Ränzchen auf dem Rücken und einem Knotenstocke in der Hand fortgehen und nicht wiederkommen.

Er aber war auf dem Wege nach Havre, um von dort New Orleans zu gewinnen. Ein Oberverwalter war bestellt, alle Korrespondenzpunkte bestimmt und alles in absoluter Festigkeit und Gewißheit. Seinen Freund hoffte er in Paris zu finden, wo er sich, wie er gehört, schon seit einem Jahre aufgehalten, und er hoffte ihn vielleicht zur Teilnahme oder Nachfolge zu bewegen. Aber auf seiner fünften Nachtstation hatte er das Unglück, zu erfahren, daß sich Leander auf das schmählichste geändert. Er fand nämlich dort auf der Post einen Brief seines Verwalters und darinnen eingeschlossen einen von Leander, der ihn zu Gaste auf seine Hochzeit bat: „Ich habe Dich," hieß es unter andern darin, „Du geliebter, alter Freund und Genosse meiner Jugendträume, nicht vergessen und immer nicht vergessen können. Erinnerst Du Dich noch an das kindische Versprechen des Nichtkorrespondierens — nun, ich muß es doch brechen, um zu sehen, wie es mit Dir ist, da Du gar nichts hören läßt. Auf alle Deine Schlösser habe ich zugleich Abschriften dieses Briefes gesendet und hoffe Dich gewiß bei mir zu sehen, wenn Du nicht etwa indessen, weiß Gott wo, in Europa herumvagierest. Wir hätten Dich trotz der Unpäßlichkeit meiner Eveline und der Abneigung ihrer Mutter vor Reisen auf einem Deiner Nester überfallen, wenn wir nur gewußt hätten, wo. Alle Nachrichten der Reisenden stimmten darin überein, daß auf keinem Deiner Güter eine Herrschaft wohne. Bist Du etwa in süßen Banden? wie!? und halten Dich diese in der Stadt? Ich hoffe, daß ein Deiniger Lehensmann, dem dieser Zettel in die Hände gerät, so viel Vernunft haben wird, ihn Dir zu übermachen. Ich sehne mich im Ernste nach Dir, die

holdesten, liebsten Fäden meines Herzens und meiner Kinderspiele laufen in Dir zusammen. Eveline ist zu begierig auf Dich. Komme, komme und komme, Du bist der Willkommenste auf Schloß Turun."

Erwin war zu einer Säule erstarrt. Das erstemal in seinem Leben half ihm die Stoa nichts. Er suchte vergeblich, zu machen, daß dieser Schmerz und dieser Verdruß nichts sei — er war immer wieder da, und so sehr er bisher und so glücklich er an seinem Schicksale geschmiedet hatte, dieser Klumpen von Eisen war einmal absolut nicht zu schweißen, ja, er wurde sogar, wie gerade starke Menschen, wenn sie einmal aus dem Geleise sind, nervös und ärgerte sich über Dinge, über die sich niemand zu ärgern hat; über die gläsernen Salzfässer, über den kleinen Wirt und über seinen Ärger. Turun lag nur eine Meile von dem Städtchen, übermorgen war Hochzeit, ganze Wagen voll Gäste waren schon durchpassiert, mit der lieblichen Morgenröte war auch die Stoa beinahe wiedergekommen, aber doch nicht ganz; denn statt seine Reise gelassen fortzusetzen, wie Zeno getan hätte, dachte Erwin: „Dies eine Mal kann ich ja von meinem Vorhaben so weit abgehen, daß ich es um zwei Tage verzögere, oder auch gar nicht verzögere, denn diese zwei Tage kann ich ja im Gehen einbringen — ich will hinüber und den einstigen Freund mit meiner ruhigen Gegenwart beschämen und etwa retten, was noch zu retten ist."

Ach, der Arme! Den süßen Zug, der ihn heimlich zu dem ehemaligen Lieblinge zog, wagte er nicht sich einzugestehen. Und so ging er gegen Abend auf Schloß Turun hinüber. Das Ränzlein hatte er bei dem Wirte gelassen mit dem Bedeuten, daß er es übermorgen abholen werde.

Er war nicht ganz zufrieden mit sich, und sein Herz war auf dem ganzen Wege unruhig. Dieses erste Mal hatte er seinem Zwecke zuwider dem Zufalle nachgegeben, aber es soll gewiß auch das letztemal sein.

Drüben war alles vollgestopft mit Gästen. Man geriet durch den neuen Ankömmling in eine zweifache Verlegenheit: erstens, was man denn aus seinem einfachen grauen Rocke machen sollte, der so unsäglich hochzeitswidrig war, und zweitens, wohin man ihn einquartieren werde; denn von allen Geladenen waren entweder Entschuldigungen oder Annahmen eingegangen, und jeder Raum und jedes Räumchen des Schlosses war vergeben bis auf eines, wohin man aber unmöglich einen Menschen stecken konnte, ohne sich der größten Verantwortung auszusetzen. Nur Leander in seinem wahrhaft stürmischen Entzücken, daß er den

Mann wieder habe, den er am meisten auf dieser Welt liebte, machte sich aus beiden Verlegenheiten nichts. Über das Erste, worauf sich die Blicke aller andern richteten, glitt sein Auge ohne Bewußtsein hinaus; über das Zweite, als es ihm der Haushofmeister zugeflüstert hatte, lachte er bloß und sagte: „Dieser Mann, Erwin, trägt Bedenken, dich in eine Stube zu weisen, worin Gespenster sind. Du mußt nämlich wissen, daß mein Haus nicht bloß von außen das ganze, weitläufige Ansehen eines alten Feudalschlosses hat, sondern daß es auch noch seinen Geist auf unsere ungläubige Zeit herübergerettet. In dem Zimmer, wo du heute schlafen sollst, geht zuzeiten unsere Weiße Frau herum, eine Dame des Hauses aus dem eilften Jahrhundert. Sie ist aber nicht etwa eine Verbrecherin, sondern bloß eine Schutzfrau, die nur zur Warnung erscheint. Heute, meine ich, wird sie wohl ruhig in der Gruft bleiben; denn wenn sie gegen Evelinen etwas hätte, so hätte sie mir zarterweise doch viel früher erscheinen sollen — außer sie dehnt etwa ihre Sorgfalt für mich auch auf dich, meinen Freund, aus, wenn du vielleicht auf bösen Wegen wandelst."

Erwin, der keine anderen als klassische Gespenster kannte, fürchtete keine mittelalterlichen und beruhigte den Haushofmeister, der nun sofort befahl, daß man das rote Eckzimmer lüfte, daß man weiche Dunen in das Bett lege, Teppiche breite, den Kamin heize und Wein und kalten Braten auf den Tisch stelle. Alles müsse noch bei Tageshelle fertig sein.

Leander nahm nun den Freund, indessen man sein Zimmer bereitete, mit sich in sein eigenes Gemach, das einzige, das ihm heute zu freier Schaltung übriggeblieben war, und bewillkommnete ihn dort wieder und wieder, so daß es dem andern fast süß und lieb ins Herz geflossen wäre, wenn er nicht den feinen, schönen, verweichlichten Mann vor sich hätte stehen gesehen, der einst sein starker, edler Freund gewesen. Ob der Mann aber nicht auch in dem fein rasierten Angesichte und dem modernen Fracke noch edel und stark geblieben sein könne, davon ahnte Erwin in seiner Einseitigkeit nichts, Leander aber durchblickte den armen Freund gar wohl.

„Wir wollen heute und morgen", sagte er, „einmal das reine Beisammensein genießen und von nichts anderem reden, was es trüben könnte. Ich fürchte, du bist auf einer weiten Reise."

„Ja, nach Texas, wo ich bleiben will."

„Da sei Gott vor, was willst du denn in dem verworrenen, unsicheren Lande? Davon müssen wir dich abbringen."

„Das wird wohl nicht angehen", sagte Erwin lächelnd.

„Nun, nun, es sei, wie es wolle," versetzte Leander, „lassen wir das alles, wir wollen schon über dich gehen und dich heilen. Jetzt komme, damit wir nicht streiten, mit mir auf den Balkon, ich will dir meine Gäste aufführen, die unten im Parke spazierengehen, und dir auch die Stelle zeigen, wo sich der liebe Zufall ereignete, der mich mit Evelinen verbunden hat."

„Lasse mich doch wenigstens aus deinem Munde nicht das Wort Zufall vernehmen," entgegnete Erwin, „es ist, als sei es unmöglich, daß du es solltest aussprechen können."

„Noch vielmehr," sagte der andere, „ich will dich lehren, daß es einen Zufall gibt, und daß wir nur weise sind, wenn wir ihn beherrschen."

Mit diesen Worten hatte er den Freund auf den Balkon hinausgeführt. Dort fuhr er fort: „Ja, wenn du nicht gar zu ungelehrig bist, so hoffe ich mit Zuversicht, daß ich bald so glücklich sein werde, bei dir einem gleichen Feste beizuwohnen, wie du heute bei mir."

„Lasse doch um Himmels willen die Weiber", sagte Erwin und zuckte ordentlich weg, als hätte ihn schon eine dieser Schlangen bei der Hand.

Der andere aber fuhr hartnäckig fort. Entweder merkte er die Stimmung des Freundes nicht, oder wollte er sie nicht merken. „Da wäre die zarte Agnes Harrand, die dort neben dem Merkur steht, sie ist die Schönste des Landes und erst siebzehn Jahre alt. Oder jene rot gekleidete, schlanke Figur neben der dicken Mutter, das ist die Gräfin Rosalie Steinheim, so gut und schön wie eine Taube. Siehe, da gerade über das Parterre geht eine Schmiedin ihres Schicksals, wie wir es einst waren. Unsere jungen Herren würden lieber ein glühendes Eisen anrühren als diese Dame, so stolz ist sie. Sie bleibt unvermählt, weil sie keinem Zufalle, d. h. keinem Manne, preisgegeben sein will. Es freit auch keiner mehr um sie. Der alte Mann, mit dem sie geht, ist ihr Vater, der Ritter Fargas, mein nächster Nachbar, sie heißt ebenfalls Rosalie, und wenn du reiten lernen willst, so nimm sie zum Stallmeister. Dort auf der Gartenbank sitzen gar drei auf einmal, doch nur die mittlere ist ausgezeichnet, die andern minder, aber jede trägt zwei Rittergüter in der Schürze. Sie sind die Baronessen Kralstein: Berta, Emilie und Clarinda. Eine heißere Sonnenscheibe als Emiliens schwarzaugige Blicke gibt es nicht. Oder betrachte die, welche jetzt von Rosalie Fargas leichthin gegrüßt wird, sie ist viel gefeiert, und einige sind über sie verrückt, sie ist die Gräfin Miris, eine einzige Erbin —

und dann erst die, die wir nur von der Ferne sehen, oder erst die, so von den Gebüschen bedeckt sind, Johanna, Mathilde, Emerentia, Sibylla, Margareta, Cajetana, und wie sie heißen mögen. Morgen wirst du sie alle neben alten Papas-, Mamas- und Onkelsgesichtern sitzen sehen und kannst wählen. Dem Sohne deines Vaters und deinen ungeheuern Wäldern wird keine abgeschlagen. — Doch Scherz beiseite, Erwin. Morgen wird Eveline kommen, und du wirst die ruhig schöne Tugend sehen, aus klaren, fleckenlosen, aufrichtigen Augen schauend, und ein solches Gut wünsche ich deinem Herzen, dem festesten und besten dieser Welt."

Erwin aber bat mit düstern, trüben Blicken, daß er ihn mit alle dem verschonen möge, daß man ihm lieber sein Zimmer anweise, und daß man ihm gestatte, für heute dort zurückgezogen bleiben zu dürfen. Wie er es morgen halten wolle, war ihm noch nicht recht klar, nur so viel ungefähr schwebte ihm vor: wenn nur diese Nacht überstanden sei, so werde er morgen bei der Zeremonie sein und dann sogleich auf dem Wege nach Havre. Verstimmt, mürrisch und durchaus nicht mehr Herr seiner Stimmung, ließ er sich von Leander in das rote Gemach geleiten. Er schrieb alles dem Zufalle zu, dem er sich hingegeben, und dachte, es werde nicht eher gut, als bis er wieder auf der Straße nach Havre sei, niemanden Raum gebend und gehorchend als sich selbst und seinen Entschlüssen. „Daher kommt alles," dachte er, „daß ich das Ding da nicht gelassen habe, wie es ist, und ruhig meines Weges weitergegangen bin. Nun habe ich Reue, ein Ding, das früher nie da war, und nun schmiede ich vergebens an meinen Gedanken, daß sie ruhig und ebenmäßig sein sollen, und sie fahren widerspenstig im Kopfe gegeneinander."

Leander empfahl sich, der andere schloß hinter ihm seine Türe zu und betrachtete sich trübselig die Behausung, in der er die Nacht zubringen sollte. Er war über sich ärgerlich, daß er nicht ruhig sei, daß so viele fremde Dinge kämen, und deshalb ging er an die Musterung des Zimmers, um sie abzuleiten. Es war nicht anders, als gewöhnliche Zimmer sind, nur, da es in einem reichen Schlosse war, war es groß, ein reguläres Viereck und mit einem ungeheuren Kamine versehen, in welchem trotz des nicht kühlen Maiabends ungeschlachte Scheite loderten. Die Fenster gingen gegen Osten, an dem bereits, da die Sonne schon untergegangen, ein riesengroßer, blutroter Vollmond stand und matt durch die Gläser hereinschien. Erwin, dem die Hitze zuwider war, da er stets in ungeheizten Zimmern schlief, öffnete die Flügel des einen Fensters und sah nun, daß es das letzte

einer langen Fronte sei, und daß daneben rechtwinklig eine andere, noch längere Fronte wegspringe mit unzähligen riesenhaft wegstehenden Dachrinnen, welche große kupferne Rachen aufrissen. Drüber hinaus standen Wirtschaftsgebäude in allen Richtungen verschoben, und über sie blickten die Wipfel des Parkes herein, gegen den Vollmond emporstehend. Da er dieses betrachtet hatte, ging er an den Tisch, nahm sich Brot und Wasser und hielt Abendmahl. Der Braten und Wein blieb unangerührt stehen. Da es indessen ganz finster geworden, zündete er die auf dem Nachttische stehenden Kerzen an und bemerkte, daß ein modernes Buch daliege, welches etwa der Haushofmeister zur Zerstreuung des Gastes hergelegt. Damit keine Kohle auf den Teppich herausfalle, schürte er noch das Feuer in dem Kamine zurück, schob den Holzkorb ein wenig weiter hinweg, dann nahm er alle Dunen und anderes Zeug aus dem Bette bis auf den Strohsack und eine Decke, packte alles auf einen Kasten, dann legte er die Oberkleider ab, versuchte noch einmal die Güte des Türschlosses, da er große Summen im grauen Rock führte, und legte sich endlich auf sein Stroh nieder. Die durch das offene Fenster hereinströmende Mailuft tat ihm sehr wohl, da es ihm von dem unvernünftigen Heizen unerträglich warm schien. Eine Weile las er in dem Buche, es stand von nichts als lauter überschwenglicher Liebe in überschwenglichen Versen darinnen, dann legte er es weg, löschte die Lichter aus und starrte noch eine Zeit in die zusammensinkende Glut des Kamines, die um so düsterer rot war, als daneben das weiße Silber des Mondes in breiten Scheiben auf dem Fußboden lag. Dann, mit einem flüchtigen Gedanken an die Weiße Frau und mit verwirrten Träumen von Emilie, Emerentia, Cajetana entschlummerte er fest und ruhig.

Wie lange er mochte geschlafen haben, wußte er nicht, aber es durfte schon Mitternacht vorüber sein, da war es ihm, als streife ein eiskalter Hauch über sein Gesicht. — War es nun, daß er über die Sagen des Zimmers doch nicht ganz gleichgültig war, oder war es seine angewohnte Entschlossenheit, er weckte sich aus dem halb träumenden Zustande, in den ihn der Luftzug versetzt hatte, vollends auf und öffnete seine Augen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er geriet, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war: im Kamine, wo er nur ein Häufchen verglimmender Kohlen gelassen hatte, loderte nun ein helles Feuer, vor demselben, die Fußsohlen gegen die Wärme haltend und ihm den Rücken zugekehrt, saß eine Gestalt, über und über mit weißem Zeuge,

wie mit Nebelhüllen, angetan, vorne durch das Kaminfeuer blaß rosenrot angeleuchtet, hinten mit dem bleichen, fast blauen Scheine des Mondes belegt. Er getraute sich keinen Atemzug zu tun, so war er erschrocken. Er glaubte noch zu träumen und redete sich innerlich zu, zu erwachen, aber er antwortete sich, daß er ja wache; denn auf dem Tische stehen die zwei Flaschen und ganz deutlich die Teller mit den Speisen, da stehen neben ihm die zwei ausgelöschten Kerzen, da liegt das Buch und dort auf dem Kasten das herausgeräumte Bettzeug, von dem Feuer sanft rot gesäumt — und es ist ja so heller Mondschein, daß man einen Strohhalm auf dem Zimmer liegen sähe. Die Gestalt saß unbeweglich in derselben Stellung dort. „Das ist meine rechte Hand," — sagte er sich, „das ist die linke, jetzt rühre ich den Daumen, jetzt den Fuß —" das alles sagte und tat er, um sich zu überzeugen und um sich von jenem Zustande emporzuraffen, der sich bleischwer und alpartig auf ihn zu legen drohte und seine Sinne zu benebeln begann. Aber es half nichts, das Bild blieb unbeweglich dasselbe, und es war, als scheine der Mond nur immer greller darauf. Erwin war bis an die Wand gerückt, dort drückte er sich an, zog die Decke bis an die Augen, und über seine Glieder ging es fast wie ein Fieberfrost. Er schloß ein um das andere Mal die Augen, aber es half nichts, er mußte sie wieder öffnen, und sie saß immer wieder dort. Einmal nur hatte sie wie traumartig den Arm gehoben und ihn wie einen Bogen über das Haupt gehalten, wie etwa jemand im Schlafe einen Arm über den Kopf emporlangt. Dann aber hatte sie ihn wieder sinken lassen und war unbeweglich wie früher. Nur die Füße hielt sie nicht mehr gegen das Feuer, sondern auf den Teppich gestellt. Sie waren ebenfalls schneeweiß.

Wie lange die Erscheinung schon dauerte, konnte Erwin nicht ermessen; denn ihm war alles Zeitmaß verloren gegangen. Nur eine Tätigkeit war ihm geblieben, die der Augen. Unverwandt und bezaubert mußte er sie immer hinheften, und den drängenden Atem ließ er so leise strömen, daß er ihn selbst nicht einmal hören konnte. Bald war ihm, die Gestalt rege sich, bald, sie sei starr — endlich regte sie sich in der Tat. Unheimlich langsam, wie ein Totes oder Träumendes, richtete sie sich auf, wendete sich mechanisch um, schritt nebelhaft gleichmäßig gegen das Bett, beugte sich und legte sich hinein. Nur im Momente des Niederlegens hatte er ein kurzes, leises Seufzen gehört, wie von menschlichen Lippen — dann aber folgte bald das regelmäßige, tiefe Atmen eines ruhig Schlafenden.

So schmal sich nur immer ein ohnehin sehr schlanker Mann machen konnte, so schmal hatte er sich in dem Augenblicke gemacht, als sich die Erscheinung zum Niederlegen anschickte, wie ein Schilfrohr lag er an der Wand, und keine Fiber an ihm regte sich. Fast wollte ihn wieder die eisige Hand des Entsetzens packen, wenn er sich die seit achthundert Jahren modernde Schönheit bei sich im Bette dachte, aber da er das gesunde Atmen hörte, und da ihm war, als fließe sanfte Lebenswärme von der Gestalt zu ihm, so war nun sein Erstaunen noch größer, als früher sein Entsetzen gewesen war. Eine Zeitlang rührte er sich noch nicht, dann aber ganz behutsam und sachte, daß nichts knistere, drehte er den Kopf herum (er hatte nämlich früher das Gesicht gegen die Wand gekehrt) — aber er sah nichts als feine, weiße Wäsche, die über eine menschliche Gestalt gedeckt schien. Das halb weggewendete Gesicht der Gestalt konnte er nicht sehen, weil eine sehr große Krause einer Nachthaube davor emporstand. Daß es nur ein Weib sei, schloß er, aber sein Zustand war um nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre. Bloß des einen war er sicher, daß ihm das Weib nicht gegen seinen Willen den Hals umdrehen könne, das andere war alles ängstlich genug.

Wieder eine Weile war er ruhig — dann wagte er es, den Kopf auch ein wenig zu heben, um über die obere Kante der Krause auf das Gesicht niederblicken zu können. Auch diese Operation gelang. Halb schwebend hielt er so den Oberleib gehoben und sah auf die ruhigen, schlummernden Züge einer jungen, schönen Dame nieder. Ja, sie war fast außerordentlich schön. Eine weiße, sanfte Stirne, darunter die zwei großen, geschlossenen Augenlider mit langen Wimpern, feine, stolze Wangen, vom Schlafe leicht gerötet. Seine Angst erreichte den höchsten Gipfel, aber gerade in ihr gab ihm der Himmel einen Gedanken ein, für den er ihm inbrünstig dankte, nämlich, sich leise emporzurichten, mit äußerster Vorsicht über sie hinauszusteigen, seine Kleider zu nehmen und in den Garten zu entfliehen. „Wenn nur die Tür einmal offen ist," dachte er, „zumachen wolle er sie dann gar nicht mehr." Da das Atmen der Gestalt so sanft und gleichmäßig fortging, machte er sich an sein Werk. Langsam und mit der gemessensten Behutsamkeit richtete er sich in die Lage empor, die er brauchte — schwebend prüfte er die Breite des Bettes — plötzlich geschah, da die Nacht doch kalt war, wieder durch das noch offene Fenster ein so eisiger Windzug, wie der, welcher ihn aufgeweckt haben mochte — die Gestalt mußte ihn auch verspürt haben; denn sie tat einen tiefen,

unterbrechenden Atemzug und griff mit den Händen mechanisch nach der Decke, die sie über sich zog. Erwin war indessen wie ein in die Luft geheftetes Marterbild starr geblieben und gelobte sich innerlich heilig, wenn er je wieder in einem fremden Zimmer schlafe, stets das Bett von der Wand zu rücken, damit man an allen Seiten hinaus könne. Endlich atmete die Gestalt wieder gleichmäßig weiter, und er ging an die Fortsetzung seines Werkes. Aber ruhig muß ihr Schlaf nicht gewesen sein, oder dichtete es ihm seine Angst vor: jeden Augenblick regte sie sich, und jeden Augenblick mußte er innehalten.

Endlich war er so weit, daß nur noch das Aufstellen des einen Fußes auf die jenseitige Bettkante und der leichte Sprung nötig war, vor dem er sich seiner Gelenkigkeit bewußt gar nicht fürchtete. Aber eben, wie er so halb über sie gebeugt hing, wie einer, der die Schlafende entzückt bewundert, was aber bei ihm, weiß Gott, durchaus nicht der Fall war — eben in dem Augenblicke öffnete sie die Augen und starrte ihn, aber gleichsam mit erloschener Sehkraft, an. In dieser Sekunde tat er das Törichteste, was er zu tun vermochte: er plumpte nämlich mit eins in seine vorige Lage zurück — im Momente belebten sich ihre Augen zum völligen Sehen, und mit dem Schrei: „Nichtswürdiger Mensch!“ sprang sie aus dem Bette heraus und „Rosa, Rosa!“ rufend eilte sie gegen den Kamin — hier aber hielt sie plötzlich, wie von einem Schlage betäubt, an, tat einen gellenden Schrei, schlug ihre beiden Hände vor die Augen und stürzte auf die Knie nieder.

Erwin war ebenso schnell aus dem Bette, warf seinen Rock über und wollte ihr beistehen. Aber er wußte nicht, wie es anzufangen sei, und sah bloß einen Augenblick hin, und da war es ihm, als zittere es innerhalb der weißen Hüllen heftig, wie wenn ein ganzer erschütterter Organismus bebt. In ungeschickter Güte nahm er sie bei dem Arme, aber sie riß ihn weg und rief leise: „Nur fort, fort!“ Das war ihm das liebste, er raffte alles, was sein war, zusammen und näherte sich der Tür. Aber in dem Augenblicke fühlte er sich wieder ergriffen und hörte die Worte: „Verlassen Sie mich nicht — wie können Sie mich denn verlassen?“ Diese Worte waren in jenem Tone gesagt, den man, wenn es erlaubt wäre, flüsterndes Schreien nennen könnte, und der Ton, ob er ihn gleich nie gehört hatte, kündete ihm ihre furchtbare Gemütsbewegung an. Die Seele hat einen Instinkt, die Leiden einer andern Seele zu fühlen — und dieser Instinkt gab ihm Geschicklichkeit, zu handeln. Er wendete sich an der Türe um. „Ich will Ihnen helfen,“ sagte er, „ich will

alles tun, was in der Kraft eines Menschen ist. Sie haben sich in dem Zimmer geirrt, ich will Sie auf das Ihrige geleiten —" in dem Momente fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ja gestern den Nachtriegel vorgeschoben, er tat einen plötzlichen scheuen Blick auf die Tür — es war richtig — der Riegel steckte noch, wie er ihn vorgeschoben — es war nun kein anderer Weg herein gewesen als das offene Fenster. — Sie war angstvoll seinen Blicken gefolgt, und mit leisem Händeringen hatte sie die Worte geächzt: „Ach Gott! ach Gott!"

„Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig!" sagte er.

„Ich kann nicht ruhig sein," antwortete sie, „ich kann nicht ruhig sein — Mann! Wer sind Sie denn?"

„Ich bin Erwin Alan, der Freund des Schloßherrn."

„Ach, es ist entsetzlich," sagte sie, gleichsam als hätte sie seine Worte ganz überhört, „es ist entsetzlich —" und händeringend ging sie im Zimmer herum. Dann, als wollte sie sich gewaltsam sammeln, setzte sie sich wieder auf den Stuhl, der noch vor dem Kamine stand, drückte ihr Gesicht verzweiflungsvoll in die Hände und saß gebeugt da. Er stand neben ihr, aber da sich ihre Stellung Minute nach Minute nicht änderte, so nahm er sich wieder den Mut, sie anzureden: „Fassen Sie sich, fassen Sie sich."

Sie sprang wieder auf, wollte vorwärts, wollte rückwärts, wußte selbst nicht, was sie wollte. Sie nahm ihn bei der Hand und drückte sie so heftig, wie wenn man mit Angst etwas erflehen will, oder wie man einen Retter anfaßt. Er war auch ganz verloren und wußte nicht was und wie: er nahm ihre andere Hand, er wäre bald vor ihr niedergekniet, wie man betet, aber dann erschien es ihm töricht — und er rief, fast so angstvoll geworden wie sie: „Ich will Ihnen ja helfen, aus Mitleid und Barmherzigkeit und Menschenliebe will ich Ihnen helfen, so sagen Sie nur, wie ich es kann?"

„Ach Gott, was werden Sie von mir denken, wenn ich es Ihnen sage — ich bin nun der Großmut eines Mannes verfallen — zum ersten Male meines Lebens bin ich abhängig — ich will keinen einzigen mehr verachten, o Gott, wenn du mir aus dieser Lage hilfst! — Aber Sie werden mich verraten, wenn ich es sage, und mich verlachen."

„Aber nein — nein, so lange ein lebendiger Blutstropfe in mir ist, will ich Sie nicht verraten — so reden Sie nur."

Sie schlug ihre Augen zweifelnd zu ihm auf und sah die schönen, ehrlichen, von dem Monde beschienenen Züge.

„Hören Sie mich," sagte sie leiser und gefaßter, „ich bin

Rosalie Fargas. Kein Mensch weiß es als mein Kammermädchen Rosa, daß ich im Vollmondscheine manchmal herumwandle. Ich weiß nicht, daß ich sonst aus dem Zimmer gegangen bin, aber heute — vielleicht sind breite Simse — Ihr offenes Fenster muß mich gelockt haben, da Ihr innerer Türriegel vor ist — und, ach Gott, bei mir ist auch ein solcher von innen vor."

„Schläft Rosa in Ihrem Zimmer?"

„Nein, daneben, aber die Tür zwischen beiden ist offen."

„Würden Sie auf dem Gange Ihre Zimmertür erkennen?"

„Ja."

„So warten Sie ein wenig, ich will auf den Gang hinaustreten und sehen, ob er frei ist, dann gehen Sie zu Ihrer Türe und klopfen leise, bis Sie Rosa hört und hineinläßt."

„Ach, da würde ich eher alle Schläfer dieses Schlosses mit meinem Pochen erwecken, als Rosa; denn die schläft so fest, wie sonst kein Mensch, und auch wenn sie erwachte, so würde sie, ehe sie öffnete, ein Gespräch anheben wollen, um sich zu überzeugen, daß ich es sei."

„Sie haben recht, es darf Sie kein Mensch erblicken, hier bleiben können Sie auch nicht, sonst vermißt Sie Rosa und macht Lärm; wo schläft denn Ihr Vater, ich will ihn wecken."

„Ich weiß es nicht — aber es nützt auch nichts, weil Sie anklopfen müßten und er von innen noch mehr Lärm machen würde."

„Es nützt auch nichts — es nützt nichts", sagte Erwin und sah sie ratlos an. Plötzlich aber rief er: „Ha, mir kömmt ein Gedanke, der alles löset." Hiebei war er an das Fenster gesprungen. Sie war ihm gefolgt.

„Wo liegt Ihr Zimmer?"

„Es muß das über die Ecke hinüber sein, wo das Fenster offen ist; denn alle andern sind zu, wo wäre ich denn sonst herausgekommen?"

„Ich springe hinüber," sagte Erwin, „öffne leise Ihren Riegel, und Sie gehen hinein."

„Um Gottes willen, nein," flüsterte sie bestürzt, „in diesem Abgrunde zerschmettern Sie sich — da kann ja kein Mensch hinüber." Und in der Angst hatte sie ihn mit beiden Armen umschlungen, als springe er bereits hinaus.

„Ich kann es, ich kann es," erwiderte er, „Ihnen zuliebe kann ich es," sagte er wiederholt, indem er die weichen Arme, von derlei er zum ersten Male in seinem Leben umschlungen war, aufzulösen strebte und bemüht war, die sanfte Schulter, die er gefaßt, von sich wegzudrücken.

„Springen Sie nicht," flehte sie, „ich stürbe, wenn Sie hinunterfielen."

„Ich falle aber nicht hinunter," sagte er, „ich falle nicht, lassen Sie mich doch, ich bin mehr geübt als andere Männer und kann viel, viel weiter springen, als dieser Raum beträgt."

Zögernd — versuchsweise ließ sie mit zurückgepreßtem Atem von ihm ab — in demselben Momente war seine dunkle Gestalt schon lautlos auf dem Fenstersimse und im selben Momente auch schon nicht mehr — mit einem schwachen Schrei war sie zurückgesunken, ihre Sinne flirrten, und sie kämpfte mit einer Ohnmacht, aber doch durch alles hindurch war sich ihre gespannte Seele bewußt geblieben, keinen schweren Fall gehört zu haben. Sie sprang wieder vor und blickte hinaus, aber auch im andern Fenster war keine Gestalt mehr. Dafür hörte sie ganz leise draußen an dem Türschlosse die Klinke versuchen. Sie ging hin, öffnete den Riegel, und Erwin ging auf den Zehen herein.

„Gehen Sie nun schnell hinüber, die Tür steht offen," sagte er, „nun ist alles gut."

„Ewig, ewig dankbar," flüsterte sie, indem sie auf das innigste seine Hand nahm, „Sie verraten mich nicht."

„Nein, nie", antwortete er, und sie war hinaus.

Er schob so leise, als es nur immer anging, seinen Riegel wieder vor. Dann ging er in die Mitte des Zimmers und atmete beruhigt auf. Drüben hörte er jetzt ein Fenster zumachen — und im Osten blühte ein schwaches, graues Licht auf, der Vorbote des bald kommenden Morgens. Er schloß nun auch sein Fenster und legte sich wieder nieder. Aber er konnte nicht schlafen, weil eine ganze Verwirrung in seinem Kopfe war. Nach einer Weile, da jeder Versuch einzuschlafen mißlungen war, zündete er sich die Kerzen an und nahm wieder das Liebesbuch, aber es war einmal zu toll, was drinnen stand. Er mußte es auch wieder weglegen. Später ging er an das Fenster, um zu sehen, ob das von Rosaliens Zimmer zu sei. Es war zu, und der Mond war jenseits der Dächer getreten, so daß jetzt alles vor ihm im Schatten lag und nur der Kiesweg an den Ställen ein wenig beleuchtet schimmerte. Erst gegen Morgen, da es Aufstehens Zeit war, wäre er wieder eingeschlafen, wenn es nicht in den Gängen laut geworden und so hin und her gepoltert wäre, daß er endlich resigniert aufstand, sich ankleidete und zu Leander hinunterging. Dieser aber war bereits in dem Versammlungssaale, wo, wie ein Diener sagte, eben die Gesellschaft zum Frühstücke zusammenkomme. Erwin, einmal in dieses Haus gelangt, wollte nun mit seinem grauen Rocke trotzen und ging

auch in den Saal. Leander trat augenblicklich auf ihn zu, führte ihn mit ausnehmender Auszeichnung gegen die Mitte des Saales hin und stellte ihn der ganzen Gesellschaft als Erwin Alan von Alansford, seinen ersten und teuersten Jugendfreund, vor, der, auf einer großen Fußreise begriffen, erst gestern in der Nachbarschaft seine Einladung zur Hochzeit nachgeschickt bekommen und ihm die Freude bereitet habe, ihn mit seiner Gegenwart zu überraschen. Bei einigen schwand, als der altbekannte Rittername genannt wurde, sogleich das Bedenken hinsichtlich des groben, grauen Rockes weg, andere aber sahen nun gerade noch begieriger auf ihn hin, weil sich der Ruf des verrückten Güterherrn bereits bis zu ihren Ohren verbreitet hatte, und wieder andere hatten ein gemischtes Gefühl von Schadenfreude, weil sie doch die leise Verlegenheit gewahr wurden, die sich in Leanders Bewegungen zeigte.

Vorne am Fenster in einem tiefen, breiten Rollsessel saß Rosalie Fargas und war heute besonders blaß.

Es erhoben sich Gespräche über dies und das. Man reichte Tee, Kaffee und anderes herum. Erwin ging zum Erstaunen aller zu einer Milchkanne hin, leerte sie beinahe ganz in ein Glas, tat etwas Wasser dazu und trank den Inhalt aus. Dann aß er ein Stück Milchbrot. In dem Augenblicke tat ein altes Damengesicht die unglückselige Frage: „Herr Baron — Sie haben ja in dem Zimmer der ‚Weißen Frau' geschlafen — ist sie Ihnen nicht erschienen?"

„Nein", sagte Erwin kurz, ward aber rot.

„Das wäre mir an des Herrn Baron Stelle leid gewesen," sagte ein alter Knasterbart, „ich war von jeher ein großer Liebhaber von Erscheinungen Weißer Frauen." Und er belachte tüchtig seinen eigenen Witz.

„Ja, wenn sie von Fleisch und Blut waren", sagte ein anderer.

„Anderweitige, Herr Kamerad, gibt es ja nicht," entgegnete der Knasterbart, „ich bin in aller Herren Ländern gewesen und habe niemals derlei Schnarrwerk angetroffen."

„Unbedingt sind diese Sachen doch nicht abzusprechen", sagte ein dritter.

Und ein vierter leugnete, und ein fünfter bejahte die Gespenster, und es entstand eine kurze Debatte über diesen Gegenstand, allein sie mußte aus dem Grunde hohl und unfruchtbar bleiben, weil kein einziger in der ganzen Gesellschaft war, dem je ein Gespenst erschienen wäre, sie lachten sich bereits gegenseitig aus, als mit großem Ernste und schüchtern sich der Haushofmeister

geltend zu machen suchte und vortrat: „Wenn die gnädigen Herrschaften erlauben," hub er an, „so könnte ich da Auskunft geben, ich habe ein Gespenst gesehen."

„Ja, das Weingespenst in der Flasche", sagte der alte Knasterbart.

„Vergönnen, Herr Oberst," erwiderte der Haushofmeister, „ein anderes Gespenst."

„Nun also, welches? Wann?"

„Ich habe heute nacht die ‚Weiße Frau' des Hauses gesehen."

„Die Weiße Frau?!" riefen alle.

„Ja, heute um zwei Uhr nachts. Ich stand zeitlich auf, um die Teppiche im Speisesaale und dann die im Gartensalon legen zu lassen, wo das Vesperbrot sein wird — und da ging ich in den obern Gang, um Sebastian zu wecken — da sah ich mit diesen Augen — deutlich sah ich die ‚Weiße Frau' schweben. Sie kam aus des Herrn Baron Alan Zimmer und verschwand auf Nr. 23, wo Baronesse Fargas schliefen."

Ein erschrocknes Schweigen herrschte nach diesen Worten im ganzen Saale. Manche Augen richteten sich auf Rosalien, die nun ihrerseits flammend rot im Sessel saß — hilflos gegen dieses zweideutige Schweigen.

In dem Augenblicke trat der Vater Rosaliens mit dem heitersten Gesichte ein und entschuldigte sich, daß er so spät erscheine, seit Jahren habe er nicht so gut und lange geschlafen.

„Das ist ein Glück für den," flüsterte eine Stimme, „daß er so lange geschlafen."

Rosalie wiegte sich vorne in ihrem Sessel, um gleichgültig zu scheinen. Leander schickte den Haushofmeister mit einem Geschäfte ab und verlangte den Rapport darüber nach einer halben Stunde im Schreibzimmer — einige machten sich mit Kaffeegeschirren zu tun, andere fragten nach dem Barometerstande — die Damen bewunderten da ein Armband, dort ein Dosengemälde — der alte Fargas verlangte in seiner jovialen Weise eine oder etliche Flaschen in den blauen Gartenpavillon, es würden sich schon Gesellen zu ihm finden, die ein solches Frühstück jedem andern vorzögen — und so war das ganze Geistergespräch in andere, gleichgültige Dinge übergegangen. Auch zerstreute sich die Gesellschaft bald, um die Zeit bis zur Vermählung durch Herumschlendern, Putzen oder, wie der alte Ritter, durch Trinken hinzubringen. Leander hatte seinen Staatswagen mit sechs milchweißen Pferden bespannen lassen, um in eigener Person Evelinen entgegenzufahren, die um zwei Uhr mit ihrer Begleitung in Schloß Turun eintreffen sollte.

Manche andere Wägen hatten sich angeschlossen. Auch Reiter waren fortgesprengt, um der schönen, neuen Herrin bei ihrem Einzuge das Geleite zu geben. Dennoch war es im Schlosse, als sei um keinen einzigen weniger; auf jeder Treppe, in jedem Gange, auf jedem Gartenplatze und in jedem Hofe begegnete Erwin einzelnen und Gruppen. Die aus der nächsten Nachbarschaft kamen erst heute an, und die älteren Gäste erzählten ihnen heimliche Geschichten.

Erwin ging in sein Zimmer, dann ging er in den Garten, dann besah er die Kirche des Schlosses, die schon prachtvoll dekoriert war, dann ging er wieder in sein Zimmer — und dann wieder durch die Gänge — eine unbestimmte Wut kochte in ihm. Man hatte, durch die feine Sitte höherer Stände geleitet und aus Hochachtung vor dem Wirte des Hauses, nicht mit dem leisesten Worte, nicht mit der mindesten beziehenden Miene mehr an die beim Frühstück erzählte Geschichte erinnert, aber dafür wehte durch das ganze Schloß jenes feine, unsichtbare, ungreifbare Gift schnöder Meinung, das sich in naturrohe Herzen wie Erwins fürchterlicher einfrißt als Schwerter und Kanonen. Es wisperte hier — es fisperte dort — und nirgends war etwas. Und alle hatten sie lächelnde Gesichter, und alle waren sie ausnehmend höflich — und als gegen Mittag, da eben die größte Hitze über dem Schlosse stand, ein unsäglich freundlicher Herr die Mitteltreppe hinanstieg und, im ganzen Gesichte über und über glänzend, Erwin grüßte, so packte ihn dieser beim Kragen und schleuderte ihn die einigen Stufen abwärts, die er gekommen, daß ihm Hut und Stab entflogen — und da Erwin dies getan, so war ihm unendlich leichter, und er war zum ersten Male in diesem Schlosse von Grund aus mit sich zufrieden. Der Herr hatte unten Hut und Stock aufgerafft und nur noch gesagt: „Wir werden uns sehen, Herr Baron, wir werden uns sehen", und dann war er verschwunden.

Erwin blieb auf der Treppe stehen. Von Rosalien wußte er gar nichts. Er suchte sie nicht, und fragen durfte er nicht. Hätte er aber gewußt, was sich kurz vorher mit ihr zugetragen und die Heiterkeit des Schlosses nicht wenig vermehrt hatte, er würde sich über seine Tat, sei's nun an einem Schuldigen oder Unschuldigen, noch weit mehr erfreut haben, als er ohnehin tat. Man hatte nämlich Rosalien im Garten im dichten Gebüsche ihrem Vater an der Brust liegen gesehen, worauf der Ritter mit donnernder Stimme nach seinen Leuten und Pferden rief und zu satteln befahl; denn er wolle augenblicklich mit seiner Tochter nach Hause reiten. Dieses Aufsehen drückte der ganzen Geschichte erst die Krone auf.

Erwin stand noch auf der Treppe, als schon drei Herren zu ihm kamen und ihm eine Einladung auf Degen brachten, augenblicklich zu vollziehen auf dem Fasanenplatze hinter dem Fichtengehege des Parkes.

„Ich komme schon," rief er mit leuchtenden Augen, „laßt nur Schwerter hinbringen, denn ich habe keines — ich kämpfe mit dir auch und mit dir auch, und sagt nur dem Affen, das ist mir eben recht."

Die andern verbeugten sich ruhig und bedauerten den Menschen, der sich so bloßgebe. Erwin aber begab sich sogleich auf den Weg zu dem Fasanenplatze, der ihm heute morgens bekannt geworden war. Seine Wanderung führte ihn an dem blauen Gartenpavillon vorüber, wo noch die Flaschen standen, an denen der alte Fargas gefrühstückt hatte. Erwin trat hinein, schenkte sich von dem Reste des Weines ein und stürzte zwei Gläser hinunter. Dann begab er sich auf den Fasanenplatz. Die andern kamen auch, man maß die Degen und machte Stellung.

Die Sache war aber im Schlosse nicht geheimgeblieben, man sprach von Beleidigung und Zweikampf, und eben da Rosalie schon zu Pferde saß, um ihre Schmach nach Hause zu flüchten, flüsterte ihr der Stallmeister ihres Vaters die ganze Geschichte zu — auch der Fasanenplatz war genannt worden. Ohne sich im geringsten zu bedenken, flog sie mit ihrem Fuchse durch das Bogengitter auf die Kieswege des Parkes hinaus, dem Fasanenplatze zu. Der Vater und der Reitknecht mit dem gesattelten Handpferde, das er hielt, folgten ihr. Da sie ankam und mit fliegendem Schleier auf den Standplatz vorjagte, traf sie den Mann, der ihr heute nacht so bedeutend geworden war, seinem Gegner gegenüberstehen und ein wenig veratmen. Er blutete aus der Wange, der andere am rechten Arme. Erwins Gesicht flammte fieberisch von dem genossenen ungewohnten Weine und von dem ebenso ungewohnten, tiefen Zorne — die andern standen etwas verdutzt da: sie hatten nicht geahnt, was Erwin sei, nach den Verwundungen hatten sie den Kampf beenden wollen, aber er gab bloß zehn Sekunden Atmungsfrist, nahm den Degen, wie der andere, links und verlangte Fortsetzung, bis einer tot sei. Wie er Rosalie vorsprengen, vom Pferde steigen und zwischen sie treten sah, wischte er sich mit seinem grauen Rockärmel das Blut von der Wange, als schäme er sich dessen, und sah auf sie hin. In dem nämlichen Augenblicke stürzte auch Leander, der eben mit Evelinen auf Turun angelangt war, totenbleich herbei, indem nur er allein die Kampfkraft Erwins kannte und das Schrecklichste fürchtete. Auch andere,

Männer und Frauen, waren herzugekommen, da sich die Sache mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitet hatte.

„Erwin, Erwin," rief Leander, „warum hast du mir das getan!"

„O, du weißt nicht, Leander," erwiderte der andere, der vor der Menge vergebens mit seinem Zorne kämpfte, wie ein Knabe, der ihn nicht beschwichtigen kann, „du weißt nicht — mit Lächeln, mit Blicken und mit süßen Mienen — o, da stechen sie — aber siehe, ein Helote führt das Schwert besser als diese." — Dann gegen Rosalie gewendet, fuhr er fort: „Fräulein, es soll Sie kein Mensch mehr auf dieser Welt, so groß sie ist, beleidigen dürfen. Werden Sie mein Weib — ich habe Güter und Wälder, ich werde Ihnen alles geben, was Sie verlangen — aber wenn dann nur einer wagt, mit seiner kleinsten Faser zu zucken, so will ich nach ihrer lächerlichen Sitte Mann nach Mann mit ihnen kämpfen, bis keiner eine Faser hat, die er regen könnte."

Tränen der Scham und Wut wären ihm bald hervorgebrochen, als er dieses gesagt, weil er den ganzen Kreis auf sich blicken und sich bestaunen fühlte. Rosalie stand glühend, betäubt und verwirrt da, eine solche Werbung mochte noch nicht vorgekommen sein.

Aber ihr Vater trat in diesem Moment hervor und sagte ruhig, wie man es an dem heftigen Manne gar nicht gewohnt war: „Für die Ehre meiner Tochter bin ich da — laßt das jetzt weg — indessen seid bedankt, edler Mann."

„Ich bitt' euch, Freunde, Nachbarn," fiel Leander ein, „tut mir die Liebe und Freundschaft, zerstört mir den schönsten Tag meines Lebens nicht — es kann nur ein leichtes Mißverständnis sein — es wird sich alles lösen. Lasset uns gegenseitig die Hände reichen und uns heiter zu dem bevorstehenden Feste rüsten. Erwin, komm, vergiß, was dir heute bei mir zugestoßen."

„Halte Hochzeit, Leander," entgegnete Erwin, „aber lasse mich fortziehen — ich kann nicht bleiben, weil mich deine Luft erstickt — ich will mit dem Fräulein auf Schloß Fargas; sie mag mich nun als Bräutigam annehmen oder nicht, weil sie keinen Mann will, woran sie recht tut; so wird sie mich doch heute beherbergen, und dann, ehe ich nach Texas ziehe, soll noch jeder Rechenschaft geben, der sie zu beleidigen wagt."

Und in seiner Verwirrung bestieg er das ledige Pferd, welches der Reitknecht hielt, und ritt davon. Draußen auf der Straße wartete er, bis der Ritter Fargas mit Rosalien und seinen Leuten kam, dann schloß er sich an und ritt von dem lärmenden Schlosse weg nach Fargas.

Auf Turun war verstimmte Hochzeit gewesen. Auf Fargas kamen des andern Tages von allen männlichen Gästen des Festes Briefe an, in denen sich die Schreiber als Rächer anboten, wenn jemand etwas gegen Rosalien habe. Der Ritter dankte kalt, und die Sache war aus.

Das Ränzchen wurde bei dem kleinen Wirte in zwei Tagen auch nicht abgeholt, dafür schrieb Erwin einen zornigen Brief an seinen Oberverwalter, worin die Worte standen: „Ich bin von dem Wege nach Havre durch Zufall abgewichen, habe gezankt, habe mich betrunken, duelliert und verlobt. Schicke Deine Briefe nach Schloß Fargas."

Endlich wurde das Ränzchen doch geholt, aber die Reise nach Havre bis nächsten Frühling aufgeschoben. Nächsten Frühling aber war Erwin mit Rosalie vermählt. Auf seiner Hochzeit war Leander und viele der damaligen Gäste gewesen. Erwin erzählte nun mit Erlaubnis seiner Gemahlin die Geschichte jener verhängnisvollen Nacht, und alles war weit fröhlicher und heiterer als damals.

Auf Erwins Schlössern war nun Wein und Braten, waren Wägen und Pferde daran, der spartanische Bart war von seinem Gesichte, Rosalie, die Unvermählbare, betete ihren Gatten an, dies alles hat der ganz kleine Zufall verschuldet, dem Erwin damals gestattet hatte, ein winziges Loch in sein System zu bohren — dies und noch etwas flüsterten die bösen Zungen, daß nämlich Erwin ein ganz klein wenig unter dem Pantoffel stehe.

So endete die Geschichte der drei Schicksalsschmiede, sie sind sehr gute Freunde und schmieden bis auf den heutigen Tag, nur daß das Eisen, welches sie nehmen, nicht mehr so spröde ist, sondern sie lassen den Zufall gelten, aber sich nicht von ihm beherrschen.

Als Note muß zum Schlusse noch beigefügt werden, daß Erwin auf seinem Wohnschlosse zwar jedes Fensterchen vergittern ließ, daß sich aber nie mehr der Fall ereignete, daß Rosalie im Vollscheine ihr Bett verlassen hätte. Es mußte damals nur heimtückische Rache des Zufalls gewesen sein, dessen Reiche sie getrotzt hatte.

Der Waldgänger.

1. Am Waldwasser.

Wenn von unserem wunderschönen Lande ob der Enns die Rede ist und man die Herrlichkeiten preist, in welche es gleichsam wie ein Juwel gefaßt ist, so hat man gewöhnlich jene Gebirgslandschaften vor Augen, in denen der Fels luftblau emporstrebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit Freuden an sie zurück, und ihr heiteres Bild mit dem duftigen Dämmern und dem funkelnden Glänzen steht in der Heiterkeit seiner Seele — aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermütig schöne Teile, die abgelegen sind, die den Besucher nicht rufen, ihn selten sehen und, wenn er kömmt, ihm gerne weisen, was im Umkreise ihrer Besitzungen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück wie an ein bescheidenes, liebes Weib, das ihm gestorben ist, das nie gefordert, nie geheischt und ihm alles gegeben hat.

Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Teile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unsers Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet,

das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Teile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl, meist windig, und seine Fenster schauen zum Teile nach Mitternacht, zum Teile nach Mittag auf beide Teile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er und sah zurück. Es war jetzt lange eine schöne, heitere Zeit gewesen mit vergleichweise bedeutender Wärme, die Herbsttage rückten vor, und heute schien es, als ob sich die Art des bisherigen Wetters ändern wollte. Über dem ganzen Mühlkreise, der mit den vielen vereinzelten Streifen seiner Wäldchen und den vielen dazwischenliegenden Feldern, die bereits gepflügt waren, und deren Scholle durch das lange schöne Wetter fahl geworden, bis in die tiefere Färbung der böhmischen Höhen zurückgeht, stand schon eine dunkelgraue Wolkendecke, deren einzelne Teile auf ihrer Überwölbung die Farbe des Bleies hatten, auf der Unterwölbung aber ein zarteres Blau zeigten und auf die mannigfaltigen zerstreuten Wäldchen bereits ihr Düster herabwarfen, daß sie in dem ausgedorrten Grau der Felder wie dunkelblaue Streifen lagen, bis ganz zurück der noch dunklere und noch blauere Rand des Böhmerwaldes sich mit dem Grau der Wolken mischte, daß seine Schneidelinie ununterscheidbar in sie verging. Neben dem Beschauer säuselten und rauschten schon einzelne dürre Halme des Heckengrases, von dem Windchen erregt, das sich nach so langer stiller Zeit erhob und den Umschwung der Dinge verkündete. Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Naßkalt des späten Herbstes hereinbrechen. Unten, gleichsam zu Füßen, in der Tat aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geschnitten von dem schimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Dufte des Landes gegen Osten ging. Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett

des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges schiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei schimmern, wenn er sichtbar wäre, wo der Betrachter dieser Dinge so viele Jahre seiner Kindheit zugebracht, und wo er so viele Freuden des Herzens und der aufknospenden Seele genossen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Türme gewiß jetzt im Sonnenscheine glänzen würden, noch zurück in das vereinsamte Land, das jetzt von Wolken beschattet ist, durften ihn seine Schritte tragen, sondern er schaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche unscheinbare, in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück und stieg dann in das Rinnsal des abwärts führenden Tales hinein, das die Leute den Haselgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf seinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberschlage, kaum nach drei Schritten, war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmischen Höhen, der graue Wolkenhimmel und die säuselnden Halmen versunken; die in der Tiefe des Engtales ruhig stehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn abwärts. Aber auch das Feenbild gegen vorwärts war verschwunden, und das Auge sah nichts als den Himmel und die hereingehenden, sich schneidenden Laubwälder der Nähe, auf denen mannigfaltiger Glanz und der unsägliche Reiz verschiedener herbstlicher Färbungen lag. In mancher Tiefe, vor allen Winden geschützt, war es noch so warm, man könnte sagen heiß, daß manch ein Walnußbaum seine Äste und die noch grünen Blätter ausbreitete, als wäre es ein anderer Frühling, in dem er sich badete. Ganz oben, wo das Tal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch ein winziges Wasserfädlein neben dem Wanderer abwärts zu gehen. Es ging in dem Rinnsale neben dem Wege unhörbar und nur glitzernd vorwärts, bis es, durch die Menge des durch die Höhen sickernden Wassers gestärkt, vor ihm plaudernd und rauschend einherhüpfte, als wollte es ihm den Weg durch die Talmündung hinaus zeigen, und bis es endlich, durch die ungeheure Wucht des in die Tiefe gedrückten Wassers genährt und von manchem aus dem Bauche des Berges hervorspringenden Brünnlein begrüßt und von manchem schwarzen Steine aufgehalten, schäumte und tobte und ihn ermunterte zu folgen. Sie gingen an manchem Waldabhange, an mancher schattigen Stelle vorbei, es begegneten ihnen manche auf dem schmalen Wege mühsam aufwärts gehende Fuhrwerke, oft mit einem einzigen Ochsen, oft mit einem starken, meist wohlgenährten Pferde bespannt — sie kamen an dem Schlosse vorüber, das aus dem edelsteinfunkelnden Laubdache

mit seinen alten Mauern und mit dem finstern, runden Turme in die Tiefe herniederschaut, und wo einst jener böhmische König Wenzeslaus gefangen war — sie gingen an manchen zerstreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher auf einem tiefgelegenen Wiesenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle, rechts eine stattliche Mühle steht, die Berge sich auseinandertaten, das abwärts steigende Tal aus war und die hingebreitete große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo schon in nicht sehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herübergrüßte und auf ihn harrte: der Wanderer ging rechts in die Gebüsche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die schönen, ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbstfrüchten besetzt und mit Obstbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges, gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen stand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurückweichenden Bergen seitwärts gegen Morgen ging, stand im Schoße von Obstbäumen und Gebüschen das kleine Kirchlein Sankt Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall standen Fruchtbäume und noch grüne, nickende Gesträuche; denn der Oberösterreicher liebt den Baum und den Strauch und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wanderers glänzten die blankgehaltenen, gelben Turmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft und schimmerten die weißgetünchten Wände der Häuser, die geschnitten waren durch die grünen Fensterläden und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen ansteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umstehen und sie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmut über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte: aber in seinen vertrauenden, zuversichtlichen Augen spiegelte sich der klare österreichische Himmel, er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegendrängen, und es könne ja gar nicht sein, daß es lange dauern könne — und er werde wiederkommen und alles im übermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen — er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, was er gefunden, was er gestrebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in seinem tiefen Innern behalten

wollte. Er blieb diese Nacht in Linz. Am andern Tage morgens war alles weithin grau und regnerisch, der Wolkenbau des nördlichen, bergigen Mühlkreises hatte sich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Türme einer Kirche, die, auf einem nordwestlichen Berge gelegen, sonst immer so freundlich auf die Stadt herniederschauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er gestern heruntergekommen war, strichen, die Höhenspitzen eintrinkend, weiße und graulichе Wolkenbänke, teilweise trübe Regenschleier niedersendend; die südlichen Alpen waren ganz und gar verschwunden, und wie der Wanderer im Wagen saß und Strecke um Strecke auf der Straße nach Wien fortrollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden, abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Teile der immer dichter herniederfallende feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herabfallendem Regen und auf ruhig starrender Erde fortgefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Türme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Torwege des Gasthauses hineinschwankte.

Wie war seit jenen Jahren alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben fernehalten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurückschaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz —, was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er wieder die Wälder, die Berge, die Täler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war, sie hatten einen Teil des schönen Dufts abgestreift und standen bekannt und klar und einsam

um ihn herum, und öfters war es ihm nicht anders, als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinausziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist.

Dennoch ist ihm die Gegend immer lieb und teuer geblieben. Es sind noch Reihen von Jahren vergangen, und wenn auch das Bild, von dem er einstens geglaubt hatte, daß er es mit höchster Glut ewig im Herzen tragen werde, bis zu milder Ruhe ausgebleicht worden war, so sind doch wieder andere dafür in seiner Erinnerung aufgestanden, die er damals nicht beachtet hatte, und die sich jetzt mit sanftem Reize vor seine Seele stellten — sei es nun ein düsterer Föhrenwald, an dessen schwarzen Wurzeln die dunklen Wässer dahinwuschen — sei es ein lieber Fels, der emporragte und auf dem Haupte gesellschaftliche Pflanzen trug — seien es gegen ein Rinnsal hereingehende Birkenwälder, die den Fluß einsogen, scheinbar verbargen und unsichtbar zu den weiteren, ebeneren Ländern hinausleiteten: — oder seien es Menschen und einfache Charaktere, die er dort gekannt, geliebt, bedauert, geachtet hatte. Manches würde mit holdem Reize auf der Tafel des Landschaftmalers stehen und mit beschwichtigendem Maße zu der Seele des Beschauers reden, manches würde in dem Munde des Menschenmalers Gestalten erzeugen, die mit Gegenständlichkeit und mit ihrer klaren Einfalt unsere Seele füllen würden. Es ist so Mannigfaltiges emporgetaucht, wenn er den Blick in die Vergangenheit richtete, und er hat es gerne und mit Liebe zu den Erinnerungen seiner reiferen Mannesjahre gesellt. Er würde vieles zur Festhaltung in seinem eigenen Angedenken, aus dem im Laufe der Zeiten Gestalten und Erscheinungen so unaufhaltsam fliehen, aufzeichnen, wenn er nicht fürchten müßte, daß die Züge, die so unscheinbar sind und doch den ganzen Menschen machen, in seinen Händen zergingen und er nur Schattenlinien bewahrte.

Tief zurück im Reiche der Erinnerungen steht ein alter Mann, den der Verfasser einst gekannt hat, der etwas fremdländisch redete, dessen Aussprüchen er oft gelauscht hatte, und dessen Geschicke er, in sein eigenes Gefühl versunken, das ihm wie der Mittelpunkt der Welt erschien, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Nach vielen Jahren sind seine Verhältnisse bekannter geworden, nach denen einst wegen der Unscheinbarkeit des Mannes niemand gefragt hatte, und wir wollen uns dieselben zu unserer eigenen Erinnerung aufzeichnen, wenn sich anders etwas so wenig Gegliedertes darstellen läßt, das eher durch sein einfaches Dasein als durch seine Erregung wirket.

Es ist die einförmige, harmlose Gestalt des Waldgängers, von welchem ich spreche.

Wenn die Leute in jenen Gegenden etwas anderes lesen würden als ihr Gebetbuch und ihnen diese Zeilen zu Gesichte kämen, so würde jeder den Mann kennen, der so lange unter ihnen gelebt hat, fortgegangen ist und vielleicht noch auf einem Teile der Erde lebt. In der letzten Zeit hatte er immer kurze lederne Beinkleider an, wie sie noch vielfältig in jenen Tälern vorkommen, er hatte sie unter den Knien mit ledernen Riemen gebunden, hatte blaue Strümpfe und niedere, bequeme Schnallenschuhe an, deren Sohlen mit starken Nägeln beschlagen waren. Als Oberkleid hatte er keinen Rock, sondern jene Jacke, wie sie noch in der Gegend zu sehen ist, deren Schoße breit, aber kurz sind, deren große Taschen von oben nach abwärts gehen und mit einem Tuchlappen, gleichsam wie mit einem Regendächelchen, überschlossen sind. Der breite Hut, den er immer trug, war wohl in einer früheren Zeit, jetzt aber nicht mehr in jenen Gegenden im Gebrauche und hat dem kleineren, runden Hute Platz gemacht, um den eine Schnur geschlungen ist, die bei Jünglingen, namentlich bei eitlen, schön, oft sogar von Goldzwirn sein muß. Der Hut des alten Mannes war noch aus der alten Zeit, die breiten Flügel hingen etwas nieder und waren schon sehr gebleicht. In seiner Gesellschaft hat man fast unablässig einen barfüßigen, barhäuptigen Knaben mit schlechten Kleidern gesehen, der aber nicht sein Sohn war, überhaupt nicht mit ihm zusammenhing, sondern einem armen Manne in der Gegend gehörte.

Wenn man von dem einsamen Orte mit dem kleinen, einsamen Kirchlein, dessen wir oben gedachten, als wir von der Scheidelinie sprachen, von welcher man beide Teile des Landes ob der Enns, den nördlichen und südlichen, zugleich überschauen kann, seine Schritte nach Norden wendet, die wunderschönen blauen, leuchtenden Alpen im Rücken läßt, dabei immer ein klein wenig nach West abschlägt und über die vielen hügligen Felder und durch die vielen Waldstreifchen des Mühlkreises gegangen ist, gelangt man zu jenen Höhen, in denen der Böhmerwald mit zerworfenen Waldstücken und kahl geschlagenen Büheln nach Osten ausläuft und sich in ein Land zersplittert, wie der Mühlkreis, kleinhüglig und kleinwaldig; nachdem er vorher in dichter Schönheit zwischen Böhmen und Bayern nach Süden ging und da, wo er Österreich berührte, mit breitem, dämmervollem Rücken gegen Morgen beugte. Wenn man der Straße folgend an jener Linie anlangt, wo Österreich und das

böhmische Land aneinanderstoßen, trifft man auf schlechte, kalte Feldstücke, dem einstigen Walde abgerungen, dazwischen sind nasse Wiesen und die einzelnen, beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehengebliebene Tropfen von dem zerworfenen Strome. Dann geht man über einen kahlen Hügel, die höchste Höhe, auf welchem Heidegras wächst, die Preißelbeeren und einzelne vom Sturme und vom Winter hart verknotete Föhren stehen. Von da steigt man durch ein Dorf, dessen Häuser weit voneinander entfernt und auf einem großen Raume herumgestreut sind, wie es bei Walddörfern gewöhnlich ist, in ein milderes, wärmeres Tal hinab, in welchem das dunkelbraune Wasser der Moldau langsam gegen Morgen fließt. Wir haben schon einmal an einer anderen Stelle gesagt, daß von Friedberg an, welches auf einem Abhange in diesem Tale liegt, das Moldauwasser, nachdem es eine Weile in offenem Lande gegangen ist, wieder schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt und erst in die Schatten des Jesuitenwaldes und des Kienberges fließt und dann durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen wird.

Wir müssen an diesem Orte, weil es unser Zweck erheischt, ein wenig länger bei dem Gegenstande verweilen.

Friedberg ist ein kleiner Marktflecken, dessen Kirche auf dem Hange, auf dem der Ort steht, malerisch an der äußersten Spitze gelegen ist, von wo der Boden sachte abfällt. Ringsum stehen größere Höhen. Im Süden und Südwest sehen seine Fenster auf jenen großen Wald, der der letzte dichte Rücken ist, mit dem der Böhmerwald vergeht, und der sich noch in ununterbrochener Reihe an den ganzen Zug anschließt, der zwischen den Ländern fortläuft. Im Norden sind schon die kleineren Hügel teils mit Feld, teils mit Wald bedeckt, einstens ein einziger, undurchdringlicher Waldgrund, bis noch weiter im Norden die hüglige Gestalt des Landes aufhört, und mit ihm die deutsche Art und Sitte, die deutsche Kleidung und Sprache, und die Ebene beginnt und die slawische Sprache und Bekleidung. Es mochten einst in uralten Zeiten, da der See germanischer Völker nach Westen abfloß und die, die hinter ihnen waren, sachte in die verlassenen Wohnsitze nachrückten, Reste germanischen Stammes in dem Walde sitzengeblieben sein, dergleichen dieses Volk so liebte, um zu jagen und einsam zu sein. Die Nachrückenden mochten ihnen in den Wald nicht folgen, weil sie es auch nicht not hatten. Und da sitzen sie noch heutzutage, nur daß sie den Wald rings um sich gelichtet haben, daß sie ihre Hügel und ihre Täler bloßgelegt haben, daß der Wald

sich auf die höchsten Höhen und auf die Länderscheide zurückgezogen, daß sie nicht mehr jagen, sondern das Feld bebauen und sich nähren. Die Moldau, welche den schönen grünen Wiesensaum benetzt, der ansteigend oben das weiße Schulhaus und die Kirche von Friedberg zeigt, geht von da eine kleine Strecke einerseits an Feldern, anderseits an Wiesen fort, bis sie zuerst an ihrem linken Ufer von Föhrenwald empfangen wird, an dem sie hinstreicht, dann auch an dem rechten, gegen welches der dichte, von Fichten und Tannen strotzende Jesuiterwald herabgeht — nur daß noch an manchen Stellen ein winzig kleines, graues Waldhäuschen klebt, welches meistens von Holzschlägern bewohnt ist. Von da geht die Moldau bis zu der Zisterzienserabtei Hohenfurth durch einige Wegstunden fast ununterbrochen durch Wald, der an dem rechten Ufer fast unausgesetzt ganz dicht und beinahe schwarz gegen das Wasser hereingeht und für den ersten Augenblick undurchdringlich und unwegsam erscheint; aber die Jäger, die Holzhauer und die Wildschützen wissen die dunklen und einsamen Waldpfade gar wohl, die in mannigfachen Verschlingungen längs der Hänge hingehen, bis sie zu den verschiedenen offenen Stellen und den Besitzungen der Menschen hinausführen. Sie besuchen und betreten diese Wege oft und zeigen sie auch demjenigen, der mit ihnen umzugehen weiß. Am linken Ufer ist es ein wenig offener, hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal auch über steile Höhen hereinstürzend oder an einem Felsen geschützt hingehend ein Feld, auf dem Kartoffeln oder sehr grüner Haber stehen, und an manchen Stellen ist auch eines jener kleinen Häuschen, wie sie in diesen Wäldern vorkommen, grau, niedrig, manchmal mit einem steilen Dache versehen, meist aber mit einem flachen, statt der Schindeln Bretter, die mit großen, grauen Steinen niedergedrückt sind. Beinahe aus jedem dieser Häuschen leuchtet ein Stück schneeweiß getünchter Steinmauer hervor, während alles übrige von Holz ist. Diese Mauerwand umschließt nicht etwa die Wohnstube, nein, ihre Fenster schauen aus dem schönsten braunen Holze hervor, sondern die Mauer ist meist an der Seite der Küche angebracht oder jeder andern Stelle, wo man Feuer, und zwar meistenteils ein sehr großes, macht, da hier die Winter strenge sind und Holz in Überfülle vorgefunden wird. Eine der vorzüglichsten jener Feuerstellen, auf welcher auch zuweilen gekocht wird, ist die Leuchte, das heißt ein in der Wohnstube befindlicher gemauerter Feuerraum, der an die obbenannte Steinwand angebaut ist, seinen Rauchabzug in die Küche hat und mit einer getünchten Wölbung, gleichsam wie

mit einem Herdmantel, überbaut ist. Der Zweck dieser Leuchte besteht darin, daß man, wenn es dämmert, und namentlich in den langen Winterabenden, fettes Kienholz, das fast durchaus von den pecherzeugenden Wurzelstöcken der geschlagenen Föhren genommen wird, anzündet und damit den ganzen Raum der Wohnstube erleuchtet, die meistens die gemeinschaftliche ist und den Herrn und das Gesinde, wenn eines vorhanden ist, zugleich beherbergt; denn die Schlafstellen des Gesindes sind dann gewöhnlich der Boden oder der Stall oder die Scheuer, selten eine Kammer; denn wenn eine solche vorhanden ist, so dient sie zur Aufbewahrung der Kleider, der Geschirre oder sonstiger Dinge, die der Besitzer zu seinen besseren zählt. Oft ist diese Leuchte gleich neben der Zimmertür, und dann hat sie gerne an ihrer Hinterwand ein Glastäfelchen eingeschnitten, durch welches das Licht auch in das Vorhaus hinausgeleitet wird, daß auch dasselbe ein wenig erleuchtet werde und man sich nicht, wenn man hereingeht, anstoße. In den langen Winterabenden oder auch zu anderer Zeit, zum Beispiele im Spätherbste, wenn es draußen finster, naß und neblicht ist, ist das Beisammensitzen in der Nähe der Leuchte eine der größten Traulichkeiten und Gehäbigkeiten der Bewohner jener Gegenden. Dann sind sie gerne mit unbedeutenden Arbeiten, die auf diese Zeit treffen, beschäftigt, der weibliche Teil meistens mit Spinnen, der männliche mit Ausbesserung des Riemwerkes an einem Dreschflegel, mit Spänеschneiden oder mit gar nichts, als seine Pfeife zurechtzurichten, zu stopfen und anzuzünden. Nicht selten ist das auch die Zeit, wo Geschichten und vergangene Ereignisse erzählt werden, entweder sind es Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, deren Verfasser niemand kennt, und die das Volk als Wahrheiten glaubt, oder es ist geradezu Geschichte, was dem Großvater begegnet ist oder dem Urgroßvater oder einem andern oder einem merkwürdigen Manne, der die ganze Zeit her bekannt war, entweder durch seine Taten, die er getan hat, oder durch die vielen Ereignisse, die er erlebt hat. Dann werfen die Gestalten der Personen, die um das Feuer sitzen, lange Schatten in den übrigen Raum der Stube zurück, und um die Ecke des großen grünen Ofens hinum ist es gar finster, wenn nicht etwa an einer Fuge die Lehmverklebung heruntergegangen ist und durch die Spalte von den im Ofen verglimmenden Scheiten der dunkelrote Feuerschein herausfieht und eine Lichtlinie auf die Wand wirft. Wenn sodann die Schlafenszeit kommt, so säumt das eine oder das andere noch ein wenig, bis entweder noch etwas erzählt wird oder der Eindruck des schon früher Er-

zählten sich etwas mäßigt. Dann gehen sie auseinander. Wenn die Häuser nicht gar zu weit voneinander entfernt sind, so kommt man auf solche Abende eigens zu Besuchen zusammen, die bald in dem einen Hause, bald in dem andern sind und, weil der weibliche Teil seine Spinngeräte hiezu mitnimmt, den Namen Rockenfahrt führen. Daß sich dann die jungen Burschen auch bei solchen Zusammenkünften einfinden und zuweilen Scherz und Kurzweil statthaben, begreift sich. In den vereinzelten Häuschen, von denen wir hier sprechen, können solche Rockenfahrten selten eintreten, weil sie zu weit voneinander entfernt sind, und die Abende mögen da wohl manchmal recht einsam sein. An Vormittagen dient die Leuchte oft auch, wie wir schon sagten, zum Kochen.

Weiter abwärts, längs dem Wasser hin, wo die beiderseitigen Waldberge immer höher werden und auch immer steiler gegen das Flußbett hereinfallen, erweitert sich gleichwohl das Tal wieder ein wenig, und es steht sogar eine Gruppe solcher Häuschen, wie wir sie oben beschrieben haben, beisammen. Die Berge in der Gegend heißen die Kienberge, und auch bei der Häusergruppe, die da steht, heißt es „im Kienberg". Auf einem der Häuschen, das fast schöner und größer ist als die andern, heißt es „beim Richter im Kienberg", entweder, weil sein Besitzer seit unvordenklichen Zeiten her, wie es dort gebräuchlich ist, Richter war, oder weil es einmal einer der Besitzer gewesen ist, wo sich dann der Name in alle Zeiten erhält. Das Richterhaus ist sogar auch eine Gattung Wirtshaus, wo manchmal Holzhauer oder Jäger, bei Gelegenheiten auch die weit zerstreuten Bewohner der Gegend, die meistens jenseits der Berge sind, sich einstellen und kleine Labungen empfangen. Weil durch das ganze Tal auf Seite der Kienberge ein schmaler Fußpfad geht, so mag es jetzt auch manchmal geschehen, daß ein einzelner Wanderer, der gekommen ist, diese Natur anzuschauen, oder der seinem inneren Triebe in diese dunklen Wälder nachgeht, hier einspricht und eine Erfrischung begehrt. Hinter diesen Häusern gehen die Berge ziemlich steil hinan, sind mit allerlei Laubgebüschen, namentlich Birken, untermischt, mit Nadelwaldung bekleidet und zeigen schon sanft hervorblickend den Felsen, der nach abwärts immer häufiger, ja endlich ganz herrschend wird. Über das Wasser hinüber schauen die Fenster dieser Häuser auf dichten, sehr frischen, sehr dunkeln Nadelwald, der mäßig ansteigend sich in großer Breite über die Berge hinauslegt. Wie es meistens geschieht, wo das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in

dem letzteren liegen, die das Wasser aufhalten, und daß der schmale Raum des Bettes dasselbe auch schneller zu fließen zwingt, so ist es auch hier: die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinscheint, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überstürzenden Stellen und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen, und zwischen ihnen kömmt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander und muß durch, sie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum und braust und ächzt wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurth gebaut wurde, und der in Gefahr geriet, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken. Er erkor zu diesem Zwecke eine Nacht, in der er alle Steine, die in der Gegend zu finden sind, auf diese eine Stelle zusammentragen und eine Mauer bauen wollte, daß sich das Wasser in der Bergenge zu einem See schwelle, den er dann plötzlich mit Öffnung seiner Schleuße auf das heilige Gebäude ließe. Er nahm aber zu viele kleine Steine, die auf der Oberfläche der Berge herumlagen, und mußte zu oft gehen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die großen, in die Erde verwachsenen genommen hätte. Es geschah daher, als er sehr emsig trug, daß plötzlich der Hahn krähte, ein blasses Morgenlicht in den Lüften erschien

und die Engel im Himmel oben ihre Frühgebete begannen. Er mußte nun davon und die Sache lassen, wie er sie hatte. Man zeigt noch zum ewigen Angedenken den Platz, und man sieht deutlich, wie er sein Werk nicht hatte vollführen können und die Trümmer nur ordnungslos aufeinanderliegen. Darum sind in der ganzen Gegend so wenig Steine auf der Oberfläche der Erde, und an einigen Felsen, die an der Teufelsmauer herunten liegen, erkennt man auch noch trotz Regen und Wind, die darüber hingewaschen haben, das Hufeisen, welches in die harten Steine eingetreten worden und da geblieben ist. Die Väter weihten die Stelle und das ganze Gebiet der Moldau, daß er in der andern Nacht nicht weiterfahren und überhaupt sich so etwas nicht mehr beikommen lassen konnte.

Von da geht die Moldau hinter der Enge der Teufelsmauer in allerlei Gehölze und Gebüsch, das aber nicht mehr sehr lange dauert, sondern die Wildnis bricht schier auf einmal ab, das Wasser kömmt in das lichte Land und rollt beschwichtigend und nur mit kleineren, minder lebhaften Wellen am Waldkloster von Hohenfurth vorüber. Dann geht es gegen die alte, einst bedeutende Stadt Rosenberg, und nicht weit vor ihr beugt sich das Bett der Moldau, welches bisher gegen Morgen gezielt hatte, ab, und sie strömt gegen Mitternacht in die weiten Länder hinaus, muß endlich, obwohl sie die größere ist, den Namen verlieren, neue Räume kommen, wo sie mit ihrer Schwester im breiten Strome wallt und vielleicht alle die Ereignisse und Dinge vergessen hat, die sich im fernen Walde, in ihrem ersten Laufe und in ihrer Jugend zugetragen haben.

Wir verweilten darum so lange mit unsern Worten in der Gegend des Kienberges und der Teufelsmauer, weil dies der Ort ist, wo wir den Waldgänger kennen lernten, und wo er so lange unter den Bewohnern gelebt hat.

Man wußte nicht, woher er gekommen war, die Leute, die an seine Art und an sein Wesen gewohnt waren, taten sich diese Frage gar nicht mehr, sondern nahmen ihn als einen, der da ist. Eine Weile hatte er in dem Marktflecken von Hohenfurth gelebt, und als wir ihn sahen und manchmal in seiner Gesellschaft waren, betrachteten wir ihn nicht anders, als wie Knaben und Jünglinge die um sie lebenden Greise zu betrachten gewohnt sind. Sie finden sich auf einer Welt, die so freudig und schön ist, und die ihnen gleichsam ganz allein gegeben ist, sie haben den Begriff des Altwerdens noch gar nicht erhalten, die Greise sind schon neben ihnen vorhanden, wie es Buchen und Eichen gibt, die auf irgendeinem Platze stehen, und wie

der Turm da ist, der von der Kirche emporragt. Er war einer, der einmal in Hohenfurth gewohnt hat und jetzt auf dem kleinen Häuschen zwischen Goblenz und Lippen lebt, wo die Berge so schön gegen den Wald hinabgehen, und welches Häuschen dem Hanns Simmibauer gehört, der ein gar besonders kleines Weibchen und keine Kinder hat. Wir Knaben würden ihn vielleicht so angeschaut haben, wie wir den Hirten Philipp, den Abdecker Adam, der in dem kleinen Häuschen wohnte, das oberhalb dem Kloster Hohenfurth in dem Graben an der Moldau steht, den Schwämmesucher Konrad und den Hohlerbauer, der immer in der Sonne saß, angeschaut haben, lauter Männer, die, soweit wir uns erinnerten, immer alt waren: wenn er nicht etwas gehabt hätte, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und uns mehr zu ihm zog, als sonst junge Knaben gerne zu alten Männern gezogen werden. Er hatte nämlich allerlei und die verschiedenartigsten Schmetterlinge in seiner Kammer. Er trug sie aus der Gegend nach Hause, oder er zog die geringelten, schönfärbigen, oft glatten, oft behaarten und mit Spießen versehenen Würmer auf, die man zuweilen auf dem Wege oder im Grase kriechen sieht, und daraus wurden ebenfalls Schmetterlinge. Er hatte viele Brettchen, auf diese spießte er sie mit Nadeln an und breitete ihnen die Flügel auseinander, welche dann so blieben. Einmal trafen wir ihn auch, wie er einen malte. Er hatte ihn vor sich auf einen weißen Bogen Papier gespießt, und auf einem anderen Papiere bildete er ihn mit Farben nach. Aber er hat dies später wieder aufgegeben. In mehreren Schachteln hatte er sie aufbewahrt, wo sie mit Nadeln in dem Boden staken, und die Schachteln hatte er unter dem Tische und in einem Winkel der Kammer stehen. Wir sahen da zuweilen diese Dinge und erkannten, wie verschieden und seltsam sie sein können. Wenn man ein Kind ist, kennt man zuerst die weißen, weil sie überall herumfliegen, haufenweise vorhanden sind und nach Regen oder im Taue gerne von einem Blatte schwer herabhängen und sich mit den Fingern nehmen lassen. Dann lernt man die bunten kennen, die viel seltener sind — in unserer Gegend heißt man sie goldene —, und die man alle für dieselben hält, daher wir keine weitere Einteilung kannten als in weiße und goldene. Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den schönen Namen Lustinnen, und wir redeten daher bloß von weißen und goldenen Lustinnen. Darunter begriffen sich aber nur die eigentlichen Faltern oder Tagvögel, die Dämmerungs- oder Nachtvögel, die wir eher scheuten, namentlich wenn sie recht

dicke Leiber und breite, stark behaarte Nacken hatten, hießen wir Zauberinnen und zählten sie den Schmetterlingen gar nicht bei, sondern hielten sie für fliegenartige, garstige Tiere. Hier sahen wir nun, daß es nicht eine, sondern unzählige verschiedene Arten von goldenen Lustinnen gäbe, und daß einige noch viel goldener seien als andere, namentlich als die, die wir sonst für die goldensten gehalten hatten, die er aber für gemeine erklärte, die überall herumfliegen, und die er mit dem Namen großer und kleiner Fuchs benannte. Auch sahen wir zu unserem Erstaunen, daß die Zauberinnen nicht nur zu den Schmetterlingen gehörten, sondern auch daß sie die Flügel, die sie sonst, wenn wir sie sahen, immer nach hinten hängend über dem dicken Leibe und den garstigen, haarigen Füßen daherschleppten, recht schön entfalten können, daß da ganz neue zum Vorschein kämen, daß sie sehr groß seien, und daß sie, wenn sie auch nicht gerade golden sind, doch in schönen Farben glänzen und oft prächtige Kleider, wie Königsmäntel, haben. Da waren einige, die zu den traurigen, grauen Oberflügeln gar nicht passende schimmernde, feurige Unterflügel hatten und mitten ein Band durch dieselben, wie eine Zierde in Kirchengewändern — andere hatten große, geringelte Augen auf den grau durcheinander gezeichneten Flügeln — und andere hatten schwarze, grüne, purpurrote Striche. Von dem dickpelzigen Nacken, der bei einigen bauschig war, wie eine Eule, bei andern spitzig, wie ein Vogel, ging die lange, gerollte Saugzunge hervor, und die starken, haarigen Füße streckten sie nach abwärts. Wir sahen alles an, er zeigte es gerne und ließ die Schachteln offen, daß wir die Dinge recht betrachten konnten. — Er wohnte, wie wir sagten, in der Kammer bei dem Simmibauer, das heißt, der Simmibauer war kein Bauer, wie etwa sein Name sagte — sein Vater oder Ur-Ur-Vater mochte einer gewesen sein —, sondern er war ein Holzhauer, trieb auch bei Gelegenheit, wenn Nachfrage darnach war, Kohlenbrennerei, und wenn die Scheite auf der Moldau geschwemmt wurden, war er mit einer Stange bei der Teufelsmauer unten und half lenken, die ausgestoßenen hineinwerfen, die säumigen in das Fahrwasser bringen und die gespreizten und verstrickten lüften. Das kleine Weibchen war immer zu Hause, wirtschaftete oder tat auf dem Kraut- oder Kartoffelfelde, was notwendig war. Die Kammer, in der der alte Mann wohnte, hatte nur ein Fenster, wo der Tisch war, hinten stand ein Bett, über das ein weißes Tuch gedeckt war, dann stand die Truhe und ein Stuhl, und der Boden wurde zuzeiten mit Wasser und Sand gerieben. Er hatte sehr viele weiße Haare, ein

rotes, freundliches Gesicht, und immer den breiten Hut auf, den wir schon nirgends mehr viel sehen, außer wenn wir den Hirten Philipp ausnehmen, der auch einen solchen hatte. Die ledernen Beinkleider, die er, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren, trug, mußten seine einzigen sein; denn er hatte nur immer dieselben an, und sie hatten im Regen und Sonnenschein ihre Weiche und Farbe schon verloren, daß sie stellenweise starr und fast graufarbig geworden waren. Die Leute hielten ihm für übel, daß er Schmetterlinge suche und nach Hause trage, was uns Knaben gerade besonders an ihn zog, und sie lachten ihn darüber aus, weil sie nicht sahen, wozu das sei; aber weil er sonst unbedeutend und friedfertig war, so ließen sie ihn eben und gewöhnten sich daran. Er saß auch recht oft unten in der Petermühle, die nicht weit von dem Mörixhofe ist, und wenn er lange auf dem Steine gesessen war, der unter dem Dachüberhub der Mühle liegt, so stand er auf und ging über den Berg zurück in das Häuschen des Simmibauers. Auch saß er gerne bei der Brettersäge, die nahe an dem von Balken gezimmerten Wehr stand, über welches das Wasser glänzend hinabschoß. Es lagen dort eine Menge von allerlei Dingen, hauptsächlich Balken, Bretter, Blöcke, dann auch Stangen und endlich Reisig und dürres Gras, das das Wasser einmal dahergeschwemmt hatte. Da saß er gerne auf einem Holzblocke und sah dem Rinnen des Wassers zu und dem Glänzen desselben. Aber nicht nur in der Petermühle war er gerne gesehen, sondern auch in den andern Häusern herum. Es gab kein einziges, in dem er nicht schon einmal gewesen wäre. Vorzüglich aber, wenn man den Mörixhof ausnimmt, in den er auch gerne ging, besuchte er am öftersten jene Holzhäuschen, welche in dem Talgange der Moldau stehen, wie wir sie oben beschrieben haben, oberhalb des Kienberges oder auch im Kienberge selbst oder gar jenseits der Moldau in den Neuhäusern, wo der Jesuiterwald eine Blöße läßt. Er durchwandelte manchmal das ganze Tal, und wenn die Nacht über ihn kam, blieb er in einem der Häuschen, wo man ihn gerne behielt. Wenn er mittags gegenwärtig war, aß er mit den Leuten, wie es denn überhaupt in jener Gegend die Sitte ist, daß die Leute, wenn man zufällig zu ihrem Essen kömmt, sagen: „Gehet her und esset mit uns.“ Er zahlte für dieses Essen nie etwas; wenn er aber in dem Wirtshause im Kienberge sein geringes Mahl einnahm, so zahlte er es aus seiner Barschaft, sowie er seine Wohnung und das, was ihm das kleine Weibchen kochte, wenn er zu Hause war, alle Wochen bezahlte.

Außer seinen Gängen in der Gegend herum schien er auch noch den Wald besonders zu lieben. Er ging recht oft in denselben hinaus, und da ging er nun zwischen den Birken und zwischen den Haselnußgesträuchen oberhalb des Kienberges herum oder in den Föhrenwäldern, die sich dort häufig vorfinden — ja selbst in den großen, dichten, weit ausgebreiteten Wald ging er gerne, der jenseits des Wassers liegt, und von dem wir oben sagten, daß sich vorzugsweise nur Holzhauer- und Jägerpfade in demselben vorfinden. Die Leute kamen ihm auch darauf, daß er Moose aus dem Walde nach Hause trage, sie recht schön ausbreite und betrachte.

Von dieser Eigenschaft, die Wälder gerne zu besuchen, welche sich kurz nach seiner Ankunft als die vorzüglichste und auffallendste zeigte — denn die Bewohner jener Gegend, mit dem ewigen Anblicke ihrer überall herumliegenden Wälder vertraut und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn das Holz ausgeteilt und angewiesen wird, wenn sie dasselbe schlagen und nach Hause führen, wenn sie Schwämme oder Beeren oder Feuerschwamm suchen und endlich, wenn der eine oder der andere ein Jagdfreund ist und von den Jägern im Herbste eingeladen wird, mitzugehen — mochte er den Namen Waldgänger erhalten haben, mit welchem sie ihn sehr bald im Anfange bezeichneten. Von bloßem Spazierengehen ist überhaupt in jener Gegend nicht viel die Rede, weil die Leute fast immer im Freien mit vielerlei und vieler Bewegung ihren Geschäften obliegen, abends, wenn der rote oder goldgelbe Himmel über ihren dunklen Wäldern flammt, nach Hause gehen und daher das Spazierengehen wohl von dem Pfarrer und andern Herrn begreifen, nicht aber von einem, der gekleidet ist wie sie. Er mochte von dieser Bezeichnung wohl kaum etwas wissen; denn anfangs nannten sie ihn im Gespräche mit ihm, wie es dort Sitte ist, bloß „Ihr", später, da sie vertraulicher wurden, wie es ebenfalls Sitte ist, gebrauchten sie seinen Vornamen Georg. Denselben wandten sie endlich auch im Gespräche unter sich an, nur wurde er sonderbarerweise immer der Simmigeorg genannt von dem Umstande, daß er bei dem Simmibauer wohnte, und von der Eigenschaft der Landbewohner und Kinder, die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen. Aber ganz abkommen konnte der Name Waldgänger nie mehr, weil abgeschlossene und einsame Menschen an ihren einmal angenommenen Dingen haften wie die Wurzeln ihrer

großen Tannen in dem Grunde ihrer Berge, wie die Rinnsale ihrer Wässer, die, eingekeilt in den Tälern, fortgehen müssen, während der Strom der Ebene oft sein Bette verändert, und wie ihre Nebel, die oft den ganzen Tag um die Bergspitzen weben und Lichterspiele und Schatten malen, während draußen in der Ebene bloß ein einfacher, dürrer, heißer Tag ist. Vorzüglich nannten ihn noch alle diejenigen den Waldgänger, die weiter von ihm entfernt wohnten, die ihn selten oder gar nicht zu Gesichte bekamen, und zu denen bloß gelegentlich die Rede und der Name von ihm gedrungen waren. Wie es geschieht, stellten sie sich dann unter dieser Bezeichnung etwas ganz anderes vor als den bedeutungslosen Mann, der sich in gar nichts von den Männern seines Alters in der ganzen Umgegend unterschied — sowie auch wir jungen Leute der Schule ganz anders von ihm dachten, ehe wir ihn, da wir gelegentlich in die Ferien kamen, kennen lernten und uns zu ihm drängten, daß er uns seine Sachen zeige. Das einzige, was uns auffiel, war, daß er nicht ganz so die Sprache rede, wie sie in jenen Gegenden gebräuchlich war, sondern daß ein fremder Klang durch dieselbe ziehe: aber als wir dann in der lateinischen Schule waren, wohin so viele Mitschüler aus allerlei Teilen des Landes zusammenkamen, die unsere Sprache sehr verschieden redeten, sich gegenseitig aufzogen und uns über manche unserer Eigentümlichkeiten höhnten, bekamen wir selber Mißtrauen in die Sprache, die wir redeten, und verübelten es dem alten Manne nicht mehr, wenn er manche Worte anders sagte, als es die Leute taten, die um ihn lebten.

Wir haben oben gesagt, daß er häufig in der Gesellschaft eines Knaben gesehen worden sei, der barfüßig und barhäuptig war und schlechte Kleider hatte. Wenn jemand viel Gelegenheit hatte, jene Knaben des alten spanischen Malers Murillo zu sehen, die er so schön gemalt hat, so kann er sich ungefähr eine Vorstellung von dem Buben machen, der in der Tat fast unzertrennlich bei dem alten Manne war.

Die Sache ist so gekommen.

In der ganzen Gegend jener Wälder sind an verschiedenen Stellen kleine, meist hölzerne, oft auch gemauerte, zuweilen verkommene, zuweilen aber auch recht reinliche Häuschen, je nachdem der Bewohner ist, zerstreut, die man Hegerhäuser nennt, und deren Bewohner der Heger ist, ein Mann, der über irgendein Gefälle irgendeine Gattung Aufsicht hat. So gibt es zum Beispiele Fischheger, deren Geschäft darin besteht, daß sie in dem ihnen zugewiesenen Raume sich immer an dem Wasser auf-

halten, hin und her gehen und die Flußteile besuchen, daß niemand unbefugt und zu unrechter Zeit fische. Die verbreitetsten aber sind die Holzheger oder Waldheger. Sie haben die untersten und letzten Teile des Forstgeschäftes zu besorgen und stehen unter den Jägern, die Forst- und Weidmänner sind, und entfernter unter den Forstmeistern, die schon höher stehen und nur bei entfernten Stellen herum zerstreut sind. Alles, was sich auf Begehung des Waldes, auf Ansicht der neu emporkommenden Bestände, auf Nachforschung über gerissene Stämme, Windbrüche, eingestürzte Stellen, auf schlagbare Striche, auf mutmaßliche Austeilung und Anweisung der Stämme an die forstgehörigen Leute und dergleichen bezieht, ist das Geschäft des Holzhegers. An das immerwährende Herumgehen in den Wäldern gewohnt, kommt diese Art und Weise auch in die Natur der Kinder, und es fiel niemanden auf, daß der Sohn eines solchen Hegers, ein ganz kleiner Bube, immer mit dem alten Mann, den sie den Waldgänger heißen, herumgehe, und den Eltern des Knaben fiel es auch nicht auf, und sie hatten nichts dagegen. Weder zu den besten noch zu den schlechtesten gehörend, steht in einer zurückgehenden Wiese, auf der Kraut- und Kartoffelfelder und ein Gärtchen sind, das Hegerhäuschen des oberen Raimund. Weiter hinten liegen noch ein paar große, graue Steine, dann ist ein aus dünnen Stämmchen geflochtener Zaun, durch den die Hühner aus und ein kriechen können, und dann beginnt der Wald, der weit zurück in das Tal und über die Schwellung der Berge geht. Die zwei Steine zeigt der Heger gerne als die einzigen in seiner Nähe, die der Teufel nicht imstande war fortzutragen, als er die Mauer baute, weil sie gar zu ungeheuer groß waren und zu tief, bis mitten in die Erde gingen — und in der Tat, in der Nähe des Hegerhauses findet man keine Steine, aber weiter draußen über die Berge hin und in den Talrinnen, gegen die sie hereinstürzen, finden sich genug, wiewohl der Aberglauben, sich gegen offenbare Tatsachen verblendend, behauptet, es gäbe in der ganzen Gegend keine losen Steine, weil sie alle in dem einzigen großen, ungeheuren Haufen in der Moldau lägen. Der obere Raimund heißt er darum, weil auch weiter unten, zwischen Hohenfurth und Rosenberg, auf einer ähnlichen Waldwiese ein Hegerhäuschen steht, dessen Bewohner Raimund heißt und der untere Raimund ist, da die Leute hier alles mit dem Vornamen zu benennen gewohnt sind. Mit dem oberen Raimund kam der alte Georg öfters zusammen, war es nun Zufall, oder war es, weil sie beide dieselben Gegenden und dieselben Waldbestände häufig

begingen. Sie lernten sich kennen, sprachen oft miteinander, und wenn der Waldgänger in der Nähe des Hegerhäuschens war, so machte er wohl gerne einen Umweg, oder er ließ sich eine weitere Wanderung als anderswohin gefallen, um dort zu Mittag zu essen oder über Nacht zu bleiben. Der Hegerin brachte er dann gerne, wenn er zuzeiten in das weitere Land hinausging, ein Tuch, irgendeinen Stoff auf einen Rock, oder sonst etwas, das ihr Freude machte und not tat. Die Hegerin hatte aber auch einen Knaben, der, als der Waldgänger zum ersten Male in dem Häuschen war, sieben Jahre alt sein mochte. Er saß eben, als der Vater mit dem fremden Manne kam und die Mutter, weil es schon fünf Uhr nachmittags war, in die Küche lief, um ihnen das Mittagsessen aufzuwärmen, neben dem Zaune, wo ein ganz winzig dünnes Wasserfädlein hereinrann, das von dem Waldberge herabgekommen war, und störte mit einem Holze die schwarze Wiesenerde, über welche das glasklare Wässerlein floß, auf, daß es getrübt wurde und so über die Wiese, an den großen Steinen vorbei und durch Gebüsche wieder hinaus in den Wald ging. Er hatte bei seinem Geschäfte nicht bloß die Hand, sondern auch den Ärmel des Hemdes von der so leicht färbenden schwarzen Walderde beschmutzt. Mit den Füßen mußte er schon früher in dem Wasser herumgearbeitet haben; denn sie waren nicht nur naß, sondern auch wie die nicht gar weit herabreichenden Beinkleider von derselben Erde wie die Hände beschmutzt. Neben ihm im Grase lagen mehrere aus Tannenholz gespaltene, schneeweiße, kurze und kleine Scheitchen, wie man sie gerne zu der Feuerung auf der Leuchte verwendet, wenn man auf ihr kocht — denn zum Leuchten hat man das fette, föhrene Kienholz —, und waren nach einer gewissen Ordnung in dem kurzen, dunklen Grase, das auf der Walderde wuchs, gelegt.

„Was hast du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?“ fragte der Vater.

„Hohenfurth“, antwortete der Knabe, der mit den großen blauen Augen zu den zwei Männern hinaufschaute.

„Ihr müßt wissen, daß ich nicht umsonst fragte,“ sagte der Vater zu seinem alten Begleiter; „denn der Bube baut lauter Hohenfurth. Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurth; wenn er die Holzstücke in eine viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammenbringt, so ist es Hohenfurth; wenn er unten am Zaune sitzt und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: ‚Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth, da geht ein Bock nach Hohenfurth, da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth.‘“

„Vielleicht hat ihm Hohenfurth so gefallen, daß er es sich immer merkte", sagte der Waldgänger.

„Er ist ja noch gar nicht dort gewesen", antwortete der Heger.

„So laßt ihn einmal, wenn wir näher bekannt geworden sind, mit mir hinabgehen," sagte der Waldgänger, „ich werde ihm die Kirche zeigen, vielleicht gefällt sie ihm."

„O ja, Ihr könnt ihn mitnehmen," antwortete der Heger, „er geht gleich mit — wie oft ist er schon in den Wald hinaufgegangen und ist immer wiedergekommen."

Mit diesem Gespräche sind die zwei Männer bis zu dem Hause und von da in die Stube des Hegers hineingelangt, indes der Gegenstand, von dem sie sprachen, draußen sitzenblieb und die Augenlider, um auf sein Geschäft zu schauen, wieder über die blauen Augen herabzog, die schier ein Eigentum jener Gegend zu sein scheinen, so oft kommen sie in derselben vor. Sein Spiel aber schien ihn nicht mehr besonders zu freuen. Denn er schlug mit dem Holze, statt bloß in dem Wasser herumzustören, auf die Oberfläche desselben, daß es auf die Wiese und auf seine Gestalt spritzte. Endlich hörte er ganz auf und saß bloß auf dem Grase und schaute. Er war nicht anders, als gewöhnlich Kinder in jenen Waldgegenden sind, oder vielmehr, er war ärmer als die meisten dieser Kinder. Über den blauen Augen hatte er eine Menge blonder Haare, wie sie überhaupt, man könnte sagen, ohne Ausnahme die Kinder jener Gegenden haben. Jedoch diese blonden Haare trug er nicht etwa in Locken, wie die Stadtmaler, wenn sie Kinder der Wildnis, gleichsam Waldengelein, malen wollen, sie darstellen würden, sondern dicht um die Stirne, wie sie wuchsen. Als Kleidung hatte er ein ledernes Beinkleid, gerade wie das des Waldgängers, nur daß es nicht unter den Knien mit Riemen zu binden war, sondern etwas weiter hinabging, offen stand und die ungeschonten Füßlein hervorgehen ließ, die oft von Gestrüppe zerfratzt, aber gesund und tauglich waren wie die des Rehes. Das Lederbeinkleid wurde von einem Hosenträger gehalten, der breit und rot war und über das Hemd ging, das die Brust und die Schultern deckte und das einzige fernere Kleidungsstück war, das er noch anhatte. Der Hals war bloß, und die Händchen schauten auch ziemlich weit aus den Ärmeln heraus, die ein blaues oder rotes Besätzlein hatten. So war er jetzt angezogen, weil es Sommer war: im Winter, wenn er im Schnee herumging, steckte ihn die Mutter noch in einen Schafpelz und in starke Stiefel und Strümpfe. Einen Hut oder

sonst eine Kopfbedeckung hatte er weder im Sommer noch im Winter.

Es war ein recht schöner, blauer Taghimmel über dem kleinen Stückchen Wiese, auf dem er saß, ringsum ging der Wald, unten war ein Zaun, und draußen zwischen den grauen Steinen floß das Wasser der Moldau. Damit das Bildchen noch heimlicher werde, kräuselte sich der blaue Rauch von dem Feuer, das die Hegerin gemacht hatte, über dem grauen Dache zu der ruhigen Luft empor.

Die Männer saßen indessen, während der Bube im Grase war, drinnen in der Stube an dem Tische, auf welchen endlich die Hegerin das Mittagsmahl brachte, das sie ihrem Manne aufgewärmt hatte, der bei seinen vielen Waldwanderungen oft so spät nach Hause kam, daß sein Mittagsessen und Abendessen füglich ineinanderfallen konnten. Sie brachte zwei Teller und zwei Bestecke, und die Männer aßen von den aufgesetzten Speisen, während sie bei ihnen sitzenblieb. Der Heger erzählte dem Weibe, daß er den Mann da in den Humschlägen getroffen habe, daß sie sich schon lange gekannt, oft miteinander gesprochen haben und zuweilen, wie es sich eben schickte, eine Strecke miteinander gegangen seien. Heute habe er ihn mit herabgenommen, weil er eingewilligt habe und sein Weg ohnedem an dem Hegerhause vorbeiging. Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile sitzen und erzählten einander. Des Abends ging der Gast, da der gelbe Himmel über den dunklen Waldhöhen stand, wieder von dem Häuschen fort und wanderte noch zu dem Kluckhäusler an der schwarzen Wand hinüber, wo er über Nacht blieb.

Ein anderes Mal, als der Waldgänger wieder in dem Häuschen war und beide, er und der Heger, auf das Versprechen vergessen hatten, den Buben einmal nach Hohenfurth zu führen, saß derselbe auf der bemalten Kleidertruhe seiner Mutter, hatte ihr Gebetbuch in den Händen und las daraus: Burgen, Nagelein, buntes Heidlein — und andere abenteuerliche Worte, die ihm in seiner Einbildungskraft beikamen.

„Kann er noch nicht lesen?" fragte der Waldgänger.

„Nein, er kann es noch nicht", antworteten die Eltern.

Es wurde diesmal nicht weiter gesprochen; aber wenn nun der alte Mann, der jetzt öfter zu den Hegerleuten kam, in der Stube an dem buchenen Tische saß und redete, fehlte der Knabe niemals, sondern er saß oder kauerte auf einem Gerätstücke und hörte zu, wobei er die großen blauen Augen sehr weit öffnete. Zuweilen, wenn etwas gar Besonderes erzählt wurde, stand ihm

auch, wie es Kindern manchmal geschieht, der Mund offen, damit ihm ja nichts von den gehörten Sachen verloren gehe. Später richtete der alte Mann auch gelegentlich ein Wort an ihn und sagte etwas zu ihm und fragte ihn um etwas — und einmal, da er von dem Häuschen in den Wald ging, um Moose zu suchen, ging der Knabe, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit ihm. Er ließ es geschehen und brachte ihn am Abende wieder nach Hause. Dies ereignete sich nun öfter, da der Waldgänger stets häufiger zu dem obern Raimund herüberkam, und zuletzt geschah es, daß, wenn er seine Sachen zusammensuchte und von dem Häuschen in den Wald ging, der Knabe schon allezeit gerüstet dastand, um ihn zu begleiten. Sie gingen miteinander und wurden miteinander gesehen. Es fiel den Leuten nicht auf; denn obwohl sie immer zu arbeiten hatten, war es ihnen doch natürlich, daß ein alter Mann, der nichts mehr zu tun hatte, in den Wald gehe und dort nach allerlei Dingen herumsuche, und daß ein Knabe, der noch nichts zu tun habe, weil er zu klein ist, ihn begleitete. Die Eltern machten sich nichts daraus, weil sie in den alten Mann Vertrauen hatten und überhaupt ihr Kind nicht so sehr vor den Wirkungen der Natur und den Menschen bewahrten, wie es etwa die Städter und die reichen Leute täten, vorzugsweise machten sie sich darum nichts daraus, weil sie von der Beschäftigung des Vaters her an das Herumgehen und Steigen in dem Walde und seinen Schluchten gewohnt waren und es für ein begehrenswertes Ding hielten.

So ging eine Zeit dahin, und der Waldgänger kam immer öfter und lieber in das Häuschen des oberen Raimund hinüber, und wenn er den Knaben nicht zu Hause fand, weil doch die Kindheit und die Jugend keine Folgerichtigkeit hat, und er seinem Triebe folgend allein in den Wald hinausgegangen war, so eilte der Greis bald an diese, bald an eine andere Stelle, wo sie sonst gerne waren, um ihn zu suchen. Er hatte ihn, seinem Vorsatze getreu, da schon der Sommer beinahe zu Ende ging, einmal nach Hohenfurth hinuntergeführt und hatte ihm die Kirche gezeigt. Er führte ihn vor die Bilder und ließ sie ihn anschauen, er führte ihn vor das verschiedene kunstreiche Schnitzwerk und die Verzierungen der Stühle und Mauern und endlich zu den Glocken hinauf. Dann gingen sie wieder auf dem Fußpfade, der über die Teufelsmauer führt, zurück und durch den Wald über Dornen, spitze Hölzer, knorrige Wurzeln und über die bemoosten Steine und den feuchten Moorweg zu den Eltern hinauf. Dann kam ein milder Winter, in welchem sie in Juchtenstiefeln in dem wenigen Schnee herumgingen, der

oft weich zwischen den Bäumen lag, die ruhig in der gelinden, grauen Nachmittagsluft standen und auf ihn herabtropften. Als endlich schon aller Schnee von den ganzen Bergen weg war und sie unten in Hohenfurth die Auferstehung des Herrn begingen, führte er ihn zu dieser Nachtfeier in das Kloster hinunter und ließ ihn von einer kleinen, abgelegenen Stelle des Chores in das große Lichtermeer, das von den vielen Kerzen in der Kirche angezündet war, hinunterschauen und ließ ihn die Fahnen sehen, die von dem Lichte angeleuchtet waren und farbig und schimmernd zu dem Feste in der Kirche herumstanden. Dann warteten sie, bis die Stimmen der Priester ertönten und dann der Gesang des Volkes und auch die ganze Musik der Kirche und der Schall der feierlichen Trompeten und Pauken. Als das Fest vorüber war, war es draußen auch schon ganz finstere Nacht geworden, und sie gingen bei dem Lichte einer schlechten Laterne, das der Waldgänger angezündet hatte, den langen Weg durch die Wälder und dem angeschwollenen Moldauwasser entgegen zu der kleinen Wiese und dem daraufgelegenen Häuschen zurück. An einem der schönen Tage, die nun folgten, da schon alles trocken war und nur mehr die unzähligen kleinen Frühlingswässerlein in den Furchen der Wälder herabrannen, führte er ihn auf die Humberge hinauf, die gegen Mittag von dem Häuschen stehen, und von deren Schneide man noch weiter gegen Mittag über das Land Österreich bis in die Steiermark hinübersehen kann, und ließ ihn auf die blaue Kette der Alpen schauen, die in der dünnen, klaren, blassen Frühlingsluft wie ein Porzellanbildchen draußen lagen.

Sonderbar war es, daß der Bube jetzt, seit er wirklich in dem Kloster unten gewesen war, kein Hohenfurth mehr baute und auch keine Dinge mehr nach Hohenfurth wandern ließ; war es nun, weil er unterdessen doch älter geworden war — denn ein einziges halbes Jahr reicht in jener Kinderzeit sehr weit vorwärts in der Förderung der Entwicklung — oder war es, daß er sah, daß außerhalb Hohenfurth die Welt noch weit fort liege und dasselbe nicht das Ende der Dinge sei, oder war es endlich, daß sich jetzt das Urbild in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt hatte und jenen unbestimmten Duft der Einbildungskraft verscheuchte, der immer ohne Gestalt darinnen schwebte und das Herz zur Gestaltgebung gereizt hatte.

Von nun an waren sie fast unzertrennlich beisammen. Die Eltern gestatteten sogar auch, daß der Knabe mit dem Greise

in seine Wohnung zu dem Simmibauer hinübergehe und dort über Nacht bleibe, wozu man ihm ein Bettlein auf die Erde gemacht hatte, oder daß er mit dem Waldgänger sonstwo herumwandere und, wenn sie die Nacht überkam, sein Lager mit ihm in irgendeinem Häuschen teile, wo sie gerne aufgenommen waren. Man sah sie jetzt oft miteinander in dem Walde emporsteigen, wie der Greis mit dem breiten Hute in der Furche voranging und der Knabe ihm folgte — oder man sah sie an dem Bette der Moldau sitzen, deren Wasser den Sand lieblich säumte und um die Knollen Steine herumging, die auf demselben lagen, wobei der Knabe gerne die Füße im Wasser hielt und dasselbe daran waschen ließ, während der Greis höher saß und erzählte — oder man sah sie auch in dem Gesteine der Teufelsmauer herumgehen, namentlich in den vielen zerworfenen und zerklüfteten Trümmern, die an dem Fuße des großen Blockes und rings um seine abgewaschene Krümmung herum lagen, und man sah sie hiebei auf die Erde blicken, als suchten sie etwas oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse, und die Bewegungen des Greises machte der Knabe genau nach.

Im Verlaufe des Sommers, der auf den gelinden Winter folgte, sagte der Waldgänger einmal zu dem Heger Raimund, als sie am Tische saßen und die Hegerin auf die Worte der Männer hinhörte: „Ich werde euren Knaben lesen und schreiben lehren."

„Wird es ihm nützen?" fragte der Heger.

„Da er auch daneben etwas anderes tut," antwortete der Waldgänger, „so wird es ihm nicht schaden. Das Rechnen aber, welches ich ihn auch lehren werde, wird ihm gewiß nützen, denn er braucht es sehr oft."

„Meinetwegen, so könnt Ihr es tun", sagte der Heger.

„Es wird sehr gut sein," redete die Hegerin darein, „ich gebe ihm mein Gebetbuch, wenn ich sterbe, und er kann alle Gebete daraus lesen, welche darinnen sind."

Der Bube hatte mit unwissenden und neugierigen Augen auf die Sprechenden hingeschaut und hatte nichts dazu gesagt.

Der Waldgänger ging am andern Tage mit ihm nach Hohenfurth, sie hielten sich an dem Kloster gar nicht auf, sondern gingen die ziemlich große Strecke weiter bis in den Marktflecken hinunter, gingen in das Kaufhaus, wo man alle Dinge bekommt, die erdenklich sind, das heißt, die nach den Bedürfnissen jener Waldgegend als notwendig erscheinen, und der Waldgänger kaufte ein Papptäfelchen, das mit Papier überzogen war, und auf dem große, schwarze und rote Buchstaben

ſtanden, die ganzen Buchſtaben, aus denen unſere Sprache zuſammengeſetzt iſt, mit der wir alle Dinge der Welt ſagen können. Dann gingen ſie wieder zurück gegen das Kloſter und von ihm in den Wald, der zu dem Heger hinaufführt — und auf dem Rückwege ſaßen ſie in den Steinen am Moldauufer, das den Häuſern von Kienberg gegenüber iſt, nieder, und der Greis ſagte alle Laute, welche die Zeichen, die auf dem Papiere eingeprägt ſind, bedeuten, und der Knabe ſagte ſie nach. Sie ſaßen lange, die Düfte des Harzes von den vielen Fichten, die in jenen Wäldern ſtehen, zogen um ſie; das ganz ſchwache und wohlſtimmende Sauſen, das ſelbſt an den windſtillſten Tagen in Nadelwäldern hörbar iſt, war über ihrem Haupte, oder vielmehr man wußte bei der Unbeſtimmtheit des Tones nicht, ob er über dem Haupte iſt oder weiter vorne oder weiter hinten oder gar jenſeits der Berge, über welche die dunkle Wucht der Wälder, von Wolkenſchatten geſprengelt, blähend hinüberliegt; draußen, wohin ihre Angeſichter durch Birkenzweige ſchauten, raſchelte in abwechſelnder Stärke die mit Steinen tändelnde Moldau; dunkles Himmelblau war in den Tannenzweigen und ruhte ſtille; der Schiller der Waldtaube ſchwebte vorüber; jenſeits hinter den Dächern der Häuſer der Kienberge glänzten die Felſen, und manch verlorener Schlag eines feinen Glöckleins, vielleicht von einer kletternden Ziege, kam zuzeiten über das Waſſer herüber.

Auf dem Wege, den ſie dann weiter durch die dichten Schatten des Waldes verfolgten, und auf dem ſchmalen, ſchwarzen Pfade, der dem Waſſer entgegen über die ſanfte Krümmung der Hügel führt und ſeine Farbe von den ſeit hundert Jahren verweſenden Nadeln hat, ſagte der Knabe: „Ich weiß es ſchon, Vetter, der dritte rote heißt Ce.“

Zum Schreiben brachte der Waldgänger aus ſeinen Sachen ein Papierſchiefertäfelchen hervor und einen Griffel, den er mit einem Schnürchen an die Tafel anhing. Er ſchrieb dem Knaben zuerſt mit dem Griffel die gedruckten Buchſtaben auf dem ſchwarzen Schiefer vor und zeigte ihm, wie er ſie nachbilde; dann die geſchriebenen. Beide Täfelchen, das zum Lernen und das zum Schreiben, wurden in ein Leinenſäckchen getan, das an einem Leinwandbande um die Schultern des Knaben hing und das er auf ſeinen Wanderungen mit dem Greiſe mit ſich trug.

Wenn ſie dann zuweilen nach Hauſe kamen, das heißt in das Hegerhäuschen des oberen Raimund, und etwa ein ſchöner Abend über dem Walde war, der die langen Schatten der Tannenwipfel über das hellbeleuchtete kleine Stückchen der Wieſe

warf, das Wässerchen zuerst silberhell brennend und dann goldgelb machte — wenn die Männer miteinander redeten, weil sie einen bekannten Baum abschätzten, wieviel er wohl Klafter Holz geben möchte, oder weil sie einen Weg entwarfen, der wohl der nächste sein dürfte zwischen hier und einer anderen, sehr entlegenen Waldstelle — und wenn die Mutter unterdessen den Knaben in das hintere Stübchen neben der Küche genommen hatte, in das die Abendsonne recht warm hineinschien, ihn dort gewaschen hatte, ihm die Haare gekämmt hatte, daß sie wieder glatt und schön seien, und ihm endlich mit ihrer einzigen Schere, die sie hatte, die von der Sonne gespalteten und verwitterten Spitzen der Locken abgeschnitten hatte, daß sie wieder recht schlank und glänzend fortwüchsen: nahm sie dann einen Schemel, setzte sich auf denselben nieder, stellte den Knaben an ihre Knie, daß er sie berührte, und fragte ihn um seine Buchstaben aus, die sie kannte, während der Vater, der Heger, nie etwas mit solchen Dingen zu tun gehabt hatte.

So verging nach und nach der Sommer, und es folgte kein so gelinder Winter wie der vorige, sondern ein so harter, daß sich selbst die ältesten Leute nicht erinnerten, einen solchen je erlebt zu haben. Die Schneelasten drückten auf die Tannenäste, daß oft starke Bäume unter dem Drucke krachend zerbrachen, die Schlünde, die Steinmassen und auch die Wege waren hoch überfüllt, daß der Waldgänger oft viele Tage nicht in das Häuschen des oberen Raimund herübergehen konnte. Und wenn sie dann doch ausgingen, weil sie die Kälte nicht achteten, nämlich er und der Knabe, und wenn ihr Hauch vor Kälte wie ein weißer, verdichteter Rauch unmittelbar von dem Munde wegging, und wenn manche Föhre einen Knall machte wie eine abgeschossene Büchse, weil sie in ihrem Stamme vor Kälte zersprang, so konnten sie nach jeder Richtung gehen, die ihnen beliebte, ohne erst einen Steg zu suchen, um über das Wasser zu kommen; denn die Moldau lag unkenntlich da, nur große Stücke Eises, die eine vorhergegangene Überflutung aufgestellt und getürmt hatte, standen, wie die anderen Steine und Blöcke, die auf dem Lande sind, da und waren mit weißen, ungestalten Hüllen bedeckt wie jene; übrigens war keine Bewegung an der Stelle, an welcher sonst ein unaufhörliches Rieseln und Regnen war. Die in der Gegend herumgestreuten Häuschen waren in den vielen Schnee geduckt, ragten nur als kleine, weiße Erhöhungen hervor und hatten dünne, blaue Rauchsäulen, die in dem allgemeinen Reife, der allüberall war, schnurgerade emporstiegen.

Der Winter verging auch, und es kam wieder der Sommer. Der Knabe war noch in dem glückseligen Alter, wo man im Sommer schnell vergißt, daß einmal ein Winter gewesen ist, und daß wieder einer kommen werde. Er freute sich jedesmal, wenn die Bäche des Schnees, die in jenen Gegenden spät, aber dann mit aller Gewalt erscheinen, reichlich dahinflossen, weil er nun wieder barfuß und ohne Rock werde herumlaufen können — sowie er sich andererseits auch recht freute, wenn die ersten Flocken auf den ruhigen, harrenden, vielleicht schon gefrorenen Forst herniederfielen.

Wie die Lerchen auf den Feldern sangen, der Finke in den Wäldern, die Schwalben pfeilrecht schossen und an den Häuschen Nester bauten, wie an den rieselnden Gräben der dichtgelbe Saum der Butterblume wuchs und draußen auf den Feldern der blaugrüne, immer höher sprossende Samt der Getreide wehte: gingen sie freudig nach allen Richtungen herum, und jeder Tag brachte blaueren Himmel, weißere Wolken und größere über die Waldwände hereingehende Hitze.

Wie die Zeit so verging, lernte der Knabe schnell die Beschäftigungen des Greises. Er trug außer seinem Säckchen noch eine flache Tasche von Leder über die Schulter, die inwendig mit Blech gefüttert war, und in welche man Gewächse und Kräuter tun konnte; auf dem gewirkten Bande, an dem diese Tasche hing, und auf dem anderen Leinenbande, das sein Schulsäckchen trug, steckte eine große Menge verschiedenartiger Stecknadeln, um etwa einen Schmetterling zu befestigen. Auch einen langen Stab trug der Knabe, an dessen Ende ein Ring befindlich war, mit einem schlotternden Flore geschlossen, daß man damit manchen flatternden Falter haschen konnte. Brot und Käse trug er in einem Säckchen, wenn sie essen wollten. Er lernte alle Raupen kennen und nennen und die verschiedenen Gesträuche und Gewächse, von denen sie sich nährten. Er kletterte an den Felsenwänden oder Blöcken empor, wenn dort Puppen waren, und suchte manchmal unter dem überhängenden Dache eines Steines an der Wand des Felsens hin, wenn etwa da ein Nachtfalter säße und die mattfarbigen Oberflügel auf den grauen Stein legte, um Tagruhe zu halten. An den Zäunen und Blöcken, in dürrem Gestrüppe und unter den Dächern der Häuschen wurde gespäht. Die Moose erkannte er zuerst an der rostbraunen oder hellgrünen oder dunkelsamtigen Farbe, an den Haaren oder an den glatten Herzchen, an den Spießen und Zacken und Knorren; später nannte er sie mit lateinischen und griechischen Namen, und sein scharfes Auge entdeckte sie gleich

unter dem anderen Grase und unter den hochaufschießenden Halmen des Waldes oder in der tiefen Finsternis, wo Blöcke übereinanderlagen und nichts als ein fein glitzerndes Wässerlein hervorrann. Die Steine, von denen die Leute in der Gegend glaubten, daß sie alle die nämlichen sind, und wo sie höchstens, wenn einer durch die darauf liegende Erde oder durch das darüber fließende Wasser gefärbt war, sagten: das ist ein brauner, das ist ein schwarzer, unterschied er alle und erkannte, daß ihrer eine ganze Menge seien, wenn sie so unter dem Gerölle oder unter dem herabgeschlagenen Getrümmer oder dem angeschwemmten Geschiebe herumgingen: da war der dichtgesprenkelte Granit, der gelagerte Schiefer, der spielende Serpentin, der glatte Kiesel mit dem zuckerweißen Bruche, wenn man ihn zerschlug, und mehrere andere und wieder andere, besonders der Marmor, der plötzlich, wenn alles grau war oder angeschlemmt, mit einem roten Täfelchen hervorsah — und wenn Muscheln an dem Strande lagen, war die eine so und die andere anders: gewundene und gerade, flach und tief, es waren bunte, perlglänzende, zerschlagene, verwitterte, die mit den Farben wie ein Regenbogen schimmerten. Und unter all diesem Herumgehen saßen sie wieder oft stundenlange in dem Walde nieder und betrieben das Lernen des Knaben. Man konnte sie so sitzen sehen und in dem Buche oder auf der Schreibtafel grübeln — oder eigentlich man konnte sie selten sehen; denn meistens saßen sie einsam, wenn nichts um sie war als etwa der liebliche Ruf der Amsel oder sonst ein Waldlaut, den man nicht gleich deuten konnte, und kein Ding dastand als die lichtbeglühten Stämme, zwischen denen ein stummer Falter flatterte.

Der Greis hatte auch ein Büchschen mit Tinte aufgetrieben zum Schreiben. Es war mit einem Holzstoppel gut zu schließen, daß keine Tinte herausrinne, und dann war es mit einem darauf passenden Deckel zuzuschrauben. Der Greis hatte gemeint, es sei besser, wenn der Bube auch mit Tinte schreiben lerne, damit er es in die Übung bekäme, wie es bei anderen Leuten gebräuchlich ist. Früher hatten sie bloß mit dem Griffel auf der Schiefertafel geschrieben. Das Papier wurde in dem Schulsäckchen aufbewahrt — und oft, wenn der Knabe in den herabgesprenkelten Schatten vor einem Steine kniete und darauf auf seinem Papiere mühsam schrieb, saß der sehr alte Mann nicht weit von ihm auf einem anderen Steine und schnitt ihm mit einem feinen Messerlein Federn, die dann in einem langen, schmalen Holztrühelchen aufbewahrt wurden, das ein feines Brettchen als Schieber hatte. Gerechnet wurde meistens im

Kopfe und immer im Gehen, manchmal aber auch mit dem Griffel auf der Tafel.

Der Knabe war willig und folgsam, wenn der Greis sagte, daß man jetzt diese Dinge machen werde, er war folgsam, teils aus Liebe zu dem Greise, teils weil ihn die Sache reizte, daß er sie treffe, und er machte bedeutende Fortschritte darinnen.

Er hatte den alten Mann zuerst immer Vetter genannt, wie wir oben gesehen haben, und wie es fast alle Leute in der Gegend zueinander tun, einerseits, weil sie bei der dünnen Bevölkerung wirklich schier alle miteinander verwandt sind, andererseits weil sie mit diesem Worte gerne ihre Zutraulichkeit und Freundlichkeit zu erkennen geben: aber zuletzt nannte er ihn Vater, weil seine Mutter es immer, seit der Greis zum ersten Male in ihr Häuschen gekommen war, getan und er es sich angewöhnt hatte. Im nächsten Sommer darauf, also im dritten, da sich der Waldgänger und der Knabe kennen gelernt hatten und der letztere schon alles, was er lernen sollte, recht flink verrichten konnte, fragte er einmal den Greis: „Vater, warum ist denn eigentlich das Lesen und Schreiben, ich kann es jetzt schon sehr gut und kann gar nichts damit tun?"

„Das ist darum," sagte der Greis, „damit du in der Zukunft noch mehr lernen könnest. Die Sache ist eigentlich seltsam, und ich werde suchen, sie dir begreiflich zu machen. Warum du das andere in der Zukunft auch noch lernen sollst und durch dieses wieder ein anderes, ist freilich sonderbar und nicht erforschlich — aber es wird so sein, wie ich dir sagen werde. Die Leute haben viele Bücher gemacht, in denen alles steht, was sie bis heute getan und erfahren haben, und auch das, was keiner getan und erfahren, sondern was nur mancher gedacht hat, welches zuweilen richtig, zuweilen unrichtig ist. In dem menschlichen Geschlechte ist nun ein wunderliches Streben — zuerst der Drang, sich zu entwickeln, dann Kinder zu haben, dann zu genießen, dann zu wissen, all die kleinen Dinge zu erforschen, Gott zu erkennen — allein das verstehst du jetzt noch nicht."

„Nein, ich verstehe es nicht."

„Weil du auch den Trieb hast, dich auszubreiten, wirst du viele Bücher lesen, und wenn du zugleich die Welt anschauest, wirst du manches aus ihnen schöpfen, was dir nützlich ist. Der schönste Gebrauch aber, den du vom Schreiben machen kannst, ist der, wenn du einmal weit von hier bist und in den Ländern draußen herumgehst, daß du deiner Mutter schreibest, wie es dir geht."

„Wie ist das, meiner Mutter schreiben?"

„Du nimmst ein Papier und schreibst alle die Worte darauf, die du deiner Mutter sagen würdest, wenn du bei ihr wärest, und dieses Papier gibst du dem Boten mit, der immer die Wege hin und her geht, daß es nach Hohenfurth gelange und von da zu der Mutter, welche die Worte lesen wird. — Ein solches Buch aber, aus dem du etwas lernen kannst, werde ich dir nächstens geben."

„Ja, Vater, gebt mir ein solches Buch."

Sie waren eben, als dieses Gespräch vorfiel, auf dem Wege, der in einer großen Krümmung von der Teufelsmauer weg an der Moldau durch den Wald des Hirschberges geht — das heißt: durch den Wald geht kaum ein Weg, sie gingen über die dunkeln, grünbemooften Steine unter den Fichtenzweigen weg und ließen sich von dem immer hörbaren Rauschen der Moldau leiten — dann kommt man aber zu dem Steindlhammer, wo ein Fahrweg, der von der Romandlmühle herabführt, vorbeigeht und durch das Moldautal an dem Abdecker vorüber zu dem Kloster Hohenfurth hinableitet. Als sie an dem Häuschen des Abdeckers ankamen, saß der uralte Adam auf dem hölzernen Bänkchen, das vor der schneeweißen Wand des Häuschens steht, und ließ sich von der Sonne anscheinen. Er hatte ein kurzes Lederbeinkleid an, schlotternde Strümpfe an den Füßen und Schuhe, die ihm zu groß geworden waren. Der Oberkörper war mit einem roten Leibe bedeckt, sonst hatte er keinen Rock an, sondern nur die bloßen Hemdärmel und auf dem Haupte gar nichts. Die Haare des geschorenen Bartes, der in langen Stoppeln aus dem Kinne hervorsproßte, waren schneeweiß und die des Hauptes, welche noch reichlich quollen, waren ebenfalls so weiß wie im Frühlinge die Blüten des Kirschbaumes. Das Angesicht war hager, aber noch schwach rot. An seiner Seite saß ein anderer alter Mann, um sich gleichfalls zu sonnen. Er sah dem alten Adam sehr ähnlich, nur hatte er ein röteres Angesicht und keine so dichten Haare, sondern dünnere, schlichter herabgehende, die ebenfalls keine andere Farbe hatten als weiß. Sonst war er gekleidet wie sein Nachbar, nur daß die Füße keine Schuhe und Strümpfe anhatten, sondern nackt auf den warmen Boden der Erde herabgingen und die dunkle von der Sonne hervorgebrachte Farbe zeigten. Unter dem Torwege richtete ein rüstiger Mann den Karren zusammen, um fortzufahren, und tiefer im Hofe drinnen sah man drei kleine Kinder spielen. Als die zwei Wanderer, der Alte mit dem breiten Hute und der Knabe mit dem bloßen Kopfe, die verschiedenen Dinge tragend, die sie gerne mithatten, aus ihrem

staubigen Wege auf die sonnige Gasse hervorkamen, blieben sie stehen, weil es der Waldgänger so einrichtete, und derselbe sprach zu dem älteren von den zwei auf der Bank sitzenden Männern: „Gott grüße Euch, Adam, das ist ein schöner, warmer Tag heute."

„Ja, es ist ein warmer Tag," antwortete der Angeredete, „aber in meinen Jahren ist die Sonne nicht mehr leicht zu heiß."

„Wie alt seid Ihr denn, Adam?"

„Ich glaube, es werden siebenundneunzig sein, wenn ich mich nicht verzählt habe, etwa um eines oder zwei."

„Habt Ihr nicht auch Kinder und Enkel gehabt?"

„Ja, der hier neben mir sitzt, ist mein Sohn, er ist dreiundsiebenzig Jahre alt. Er hat auch schon übergegeben und ist im Ausnehmerstübchen, wo er mich bei sich behält. Sein Sohn dort, der jetzt den Braun herausführt, mein Enkel, hat lange nicht heiraten wollen, aber endlich hat er es doch getan, und jetzt sind schon wieder drei kleine Kinder da. Sind sie denn nicht gleich bei uns gewesen?"

„Sie sitzen im Hofe drinnen, Vater", sagte der jüngere von den zwei auf der Bank sitzenden Männern.

„So, so", antwortete ihm der alte Adam.

„Sind denn nicht Kinder oder Enkel von Euch fortgegangen, eine Weile nicht nach Hause gekehrt oder gar draußen in der Welt geblieben?" fragte der Waldgänger.

„Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt," antwortete der alte Adam, „und der ist nie von mir fortgegangen, sondern er ist immer bei dem Häuschen geblieben und hat die Arbeit getan. Wenn er in die Kirche hinausging oder weit um ein Tier fahren mußte, so rechne ich das nicht. Er hat wieder auch nur einen einzigen Sohn gehabt, der gleichfalls zu Hause geblieben ist. So haben wir fortgelebt, und wenn einer alt geworden ist, gingen die jüngern zu der Arbeit und taten den ältern in das Ausnehmen."

„So, so, sie sind alle dageblieben", sagte der Waldgänger. — „Lebt wohl, Adam, wenn ich wieder herabkomme, werden wir wieder etwas miteinander reden."

„So lebt wohl und seid nicht gar zu fleißig", erwiderte der alte Adam.

„Wenn ich auch recht fleißig wäre, so ist mein Fleiß nicht mehr so ergiebig."

„Nun, nun — ein kleines Teil der Arbeit nimmt schon Euer Sohn auf sich, und wenn er größer wird, wird er noch mehr auf sich nehmen."

„Es ist nicht mein Sohn," sagte der Waldgänger, „sondern er gehört dem oberen Raimundheger."

„So, so, so, das habe ich nicht gewußt", antwortete der alte Adam, während die zwei Wanderer ihren Fuß weitersetzten und in dem schmalen Fahrwege hinabgingen gegen eine Ecke, wo eine Biegung der Moldau ist und ein Zaun und Bäume stehen, die ihnen den Rückblick auf das weiße Häuschen entzogen.

Sie gingen hinunter bis zu der Abtei und wendeten sich dann wieder links gegen die Berge und gegen das Häuschen des Simmibauer, wo sie am Abende ankamen. Am anderen Tage blieben sie zu Hause, und der Waldgänger wirtschaftete in seinen Sachen herum, wobei der Bube mitwirkte, als wolle er helfen.

So verging die Zeit dem Greise, wie es im Alter gewöhnlich ist, sehr geschwinde — dem Knaben, weil er vorwärtsstrebte, sehr langsam —, und einmal im Spätherbste, als sie an einem gegen die Waldrinne hineingehenden Abhange saßen, da die Sonne schon müder schien, da die Blätter abfielen, da die Kohlmeise sich sammelte, um fortzuziehen, da keine Schwalben mehr da waren und der leichte, dunkle Winkel der Wildgänse am blassen Himmel zog, sagte der Knabe: „Vater, ich gehe nicht von Euch, solange ich lebe."

„Mein Kind," antwortete ihm der Waldgänger, „du wirst um vieles länger leben als ich, und du wirst auch früher von mir gehen, als ich sterbe und als du dann allein fortleben müßtest. Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde; sondern sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch schon so das Gesetz der Natur sein. Die Liebe geht nur nach vorwärts, nicht zurück. Das siehst du ja schon an den Gewächsen: der neue Trieb strebt immer von dem alten weg in die Höhe, nie zurück; der alte bleibt hinten, wächst nicht mehr und verdorrt. Und wenn auch die Zweige bei einigen zurückzugehen scheinen und nach abwärts streben, so ist es nur, daß sie die Erde berühren, um einen neuen Stamm zu gründen, der, den Platz verlassend, sogleich wie ein Pfeil in die Höhe schießt. Siehst du die Erdbeeren, sie haben lange, feine Schnüre, die an dem Boden fortstreben, und wenn eine solche Schnur einmal nach auswärts geht, kehrt sie niemals mehr zu dem Ursprunge um, von dem sie gekommen, sondern sie erlangt ein Häkchen, mit dem sie in den Boden greift, um von diesem Mittelpunkte

neue, fortlaufende Geschlechter zu erzeugen, die immer weiter in die Ferne streben. Du liebst ja auch deine Mutter nicht so, wie du von ihr geliebt wirst. Es ist sehr selten, sehr selten, daß ältere Söhne noch bei ihren Vätern bleiben. Ich habe zwei gekannt, die sehr zärtlich waren und ihre Ämter ließen, um bei dem Vater bleiben zu können. Sie gingen auch nicht zu ihren Freunden, wenn er abends etwa krank war, sondern saßen bei ihm und beachteten sein Leiden. Aber das ist eine Ausnahme, und es ist selten. Auch ist es nicht oft so wie bei dem alten Abdecker Adam, bei dem sie nur blieben, weil sie draußen gleichsam verachtet und lieber daheim bei den Ihrigen sind und tun, was die Familie seit Jahren her getan hat."

Nach diesem Gespräche waren sie stille und gingen abwärts gegen das Tal der Moldau und zwischen den einzeln gelegenen und weit zerstreuten Häuschen hin, wo die Bewohner entweder Laub heimsammelten, daß es zur Winterstreu diene, oder mit Holz oder mit Reisig oder selbst mit Abfällen von Stroh die Seite des Hauses verbauten, wo im Winter die kalten Winde ankommen werden, oder von dem zweirädrigen Karren die Spätkartoffeln abluden, die sie von dem kleinen Felde nach Hause gebracht hatten. Am Abende kamen die zwei Wanderer zu dem Hegerhäuschen des oberen Raimund, auf dessen Wiese gar nichts mehr war als etwa noch eine Zeitlose, die aber auch schon verblüht und von den Nachtreifen verstört war.

Schon nach einem Jahre ging es in Erfüllung, was der Waldgänger hier so trübselig vorausgesagt hatte. Der Holzflößer Simon, der Taufpate des Knaben, von dem derselbe den Namen Simon oder Simi, wie ihn die Eltern immer aussprachen, erhalten hatte, sagte einmal zu dem Heger, da der Knabe schon so groß sei und auch so unterrichtet, so sei es doch einmal die Pflicht der Eltern, daß sie ihn irgendwohin täten, wo er das lerne, was einmal zu seinem Lebensunterhalte dienen könnte — und er wiederholte diesen Ausspruch öfters. Die Eltern fragten den Waldgänger, zu dem sie das größte Vertrauen hatten, und ohne dessen Rat sie gar nichts mehr taten. Dieser sagte, der Holzflößer habe recht, und es müsse so geschehen. Als man den halben Sommer beratschlagt hatte, wie man es machen müsse, und als man endlich damit im reinen war, schnitt der Vater an einem kalten Novembertage, an welchem der Boden sehr hart gefroren war, einen Haselnußstab von dem Gehege, und als man den Knaben in dicke, warme, ihm fremde Kleider gehüllt hatte, die ihnen sehr schön erschienen waren, führte er ihn fort in die Fremde, daß er dort etwas

lerne. Der Knabe folgte willig und geduldig, weil alle, die er kannte, gesagt hatten, daß es so sein müsse.

Das Hegerhaus war nun sehr einsam, da die beiden durch den Wald fortgegangen waren, und der dünne Rauchfaden stieg gleichsam betrübt zu dem grauen Novemberhimmel hinauf, als sich die Hegerin zu Mittag eine Suppe kochte, die sie immer, wenn ihr Mann nicht zu Hause war, statt gesetzmäßig zu kochen, schnell machte und, auf dem Schemel des Küchenstübchens sitzend, wo sie sonst die glatten, blonden Haare des Knaben gekämmt hatte, aß. Den Waldgänger sah man mit seinem grauen Rocke und großen Hute zwischen den weißen, entlaubten und daher durchsichtigen Birkenstämmen des Kienberghanges hinüber in das Häuschen des Simmibauer gehen.

Acht Wochen nach diesem Ereignisse ist auch der Waldgänger auf immer von dieser Gegend fortgegangen. Der Simmibauer sagte, er scheine sich so sehr um den Knaben des Raimundhegers gehärmt zu haben — „aber ich glaube es nicht," setzte er hinzu, „denn was kann denn ein Mann, der noch dazu in so hohen Jahren ist, mit einem solchen Knaben zu reden haben?"

Der Bauer zeigte uns Buben im nächsten Sommer, da wir einmal bei ihm waren, noch die sehr schwer mit Nägeln beschlagenen Schuhe des Waldgängers, die er dagelassen hatte, weil er sich sehr große Juchtenstiefeln hatte machen lassen und mit ihnen im hohen Schnee fortgegangen ist. Er hat ein großes Buch mitgenommen, zwischen dessen Blättern viele Moose eingepackt waren. Die Schuhe wurden nach und nach von dem Simmibauer zerrissen, sonst war nichts von dem Alten zu sehen. Wir wuchsen auf, und keiner von uns hätte gewiß mehr in seinem Leben an den Waldgänger gedacht, wenn mir nicht zufällig später einmal sein früher geführtes Leben bekannt geworden wäre, das wir im folgenden Kapitel erzählen wollen.

---

2. Am Waldhange.

Ein ganzes Menschenalter früher, ehe sich das ereignete, was wir oben beschrieben haben, wurde weit entfernt von dem bisherigen Schauplatze einem Elternpaare ein Knäblein geboren, so wie fünfundsechzig Jahre später den Hegerleuten ihr Knabe geboren wurde. Beide Elternpaare hatten das gemein, daß sie nach lange unfruchtbarer Ehe mit diesem Kindersegen erfreut wurden, bei beiden blieb das geborene Kind das einzige, und

bei beiden war es von der ganzen andern Welt abgeschieden und schier nur allein auf die Berührung mit seinen Eltern angewiesen. Zwar um den Geburtsort jenes älteren Knaben lagen nicht so sehr Wälder und Berge herum, wie um den des Hegerbuben, auch waren seine Eltern nicht gar so eingeschränkt, daß sie beinahe nichts anderes kannten als die Stämme der Bäume, die um sie herum standen, und das vorbeirinnende Wasser: allein es war auch nicht gar viel anders. Der Vater war ein Prediger in einem Dorfe des nördlichen Deutschlands, auf welche Stelle er sehr lange gewartet hatte, die er jetzt bereits zehn Jahre bekleidete, und von der er sich nicht wegverlangte. Um das Dorf lagen nicht, wie wir sagten, Wälder und Berge, sondern es war vielmehr eine Ebene herum, auf welcher gerade gar kein Wald war: aber wenn man so hinsah, standen die wenigen Bäume der Zäune und Raine so winzig draußen an dem Himmel: die Felder mit dem Weizen, der Gerste oder dem Heiden waren nach geringer Breite schon so kleine Streifen und Linien; die ungeheure Himmelsglocke war so voll von weißen und grauen und blaulich schimmernden Wolken; ein Kirchturm, ein Amthaus oder sonst eine Wohnung, in der sich wieder Menschen befanden, war so sehr, wenn gerade eine günstige Beleuchtung darauf fiel, ein weißer, leuchtender Punkt oder Strich in einem blauen Streifen draußen, daß man in dem Pfarrdorfe ebenso abgetrennt von der übrigen Welt der Menschen war, als hätte man mitten in einem großen Walde gelebt. Der Vater entfernte sich niemals von dem Dorfe, außer wenn er nachmittags mit seinem spanischen Rohre in den Feldern spazierenging, und ein einziges Mal während seiner Amtsführung, wo er in einem Wägelchen fortfuhr, weil er in dem Konsistorium draußen etwas zu tun hatte. Von der Welt kam auch niemand in das Dorf herein, außer wenn in zwei, drei Jahren einmal ein Amtsbruder mit seiner Ehehälfte oder mit einer sittsam gekleideten Tochter erschien und bei den Predigerleuten den Kaffee einnahm. Der Vater erwiderte niemals solche Besuche, teils weil er nicht leicht sehr weit gehen konnte, teils weil er wegen der vielen Studien, die er sich auferlegte, nicht dazu kam, die Welt zu genießen. Die Bauern fuhren in die Stadt, wenn sie nach der Ernte ihr Getreide verkaufen wollten, sonst auch wohl noch der eine oder der andere, wenn Jahrmarkt dort war und er für die nächste Zeit etwas in seine Wirtschaft brauchte. Der Pfarrhof und die Kirche, an deren Außenmauer und Hintergitter eine Menge Fliederstauden wuchsen, waren eine kleine Strecke von dem Dorfe entfernt, das sich so hinter Weiden und einigen

alten Obstbäumen versteckte, daß man es kaum sah. Das Innere des Pfarrhauses und der Hof wurden äußerst reinlich gehalten. Der Hof, welcher nur an drei Seiten von dem Gebäude umgeben war, war mit Sand bestreut, und das Gebäude hatte gegen ihn ringsherum einen Gang mit viereckigen, gemauerten Säulen und einem niedern Mäuerlein als Brüstung, was dem Pfarrer sehr gefiel, weil er darin gehen konnte und das Ding etwas Schloßähnliches hatte. Manchmal standen auch langstielige Pflanzen oder andere seltsame Dinge darinnen. Die größte Schönheit der Gegend bestand in dem Pfarrgarten, in welchem alle Jahre derselbe Wechsel der Erscheinungen vor sich ging: Primeln, Tulpen, Levkoien, Monatsrosen, dann die große Rose, Nelken, Georginen und Astern. Die Mutter des Knaben, die Pfarrersgattin, war eine klare, stille, blauäugige Frau, die zwischen den Astern und Georginen herumging und ihren Knaben sittsam erziehen wollte. Sie kam noch weniger aus als ihr Mann, ging selten mit ihm spazieren und konnte oft kaum abkommen, in das Dorf hinabzugehen; sondern sie war immer in der Umfriedung ihres Hauses, waltete in demselben und schaffte Reinlichkeit. Sie ging sehr fein und langsam im Hause herum und drang wie ein Sonnenstrahl in alle Klüfte, daß der Staub sich entferne und jedes rein, glatt und scharf sei. Von der Wohnung ging sie in die Kirche, wo sie die am meisten von ihrem Manne Erbaute war, und zu Hause gab sie ihren zwei Mägden das Beispiel des Duldens und der sanftmütigen Mäßigung. In die Welt ging sie nicht, nicht etwa, weil sie dieselbe haßte, sondern weil sie nicht ging. Wenn von Dingen draußen geredet und die Rede an sie gerichtet wurde, sagte sie bloß: „Das weiß ich nicht.“ Diese Antwort bekam am meisten ihr Mann — denn von außen kam selten etwas herein — wenn er in einer Erdbeschreibung, die auch nicht mehr wahr war, las und ihr dann von Sitten und Gebräuchen der Völker erzählte, die überall auf der Erde sind.

Weil es ein Teil des Berufes eines Predigers mit ist, seiner Gemeinde mit einem guten Wandel vorzuleuchten, so durfte sein Knabe, da er heranwuchs, nicht zu den übrigen Buben des Dorfes hinaus, um mit ihnen zu spielen; sonst hatte er auch kein Geschäft in dem Dorfe, wie vielleicht, um etwas zu holen, weil es stets die Mägde verrichteten — und so war er immer unter den Eltern, mußte dort gehen und stehen und sich benehmen, wie sie es befahlen, und mußte lernen und sich auf seinen künftigen Beruf vorbereiten. Er sah nichts als die Ebene und den großen Himmel darauf und im Winter das warme Stübchen und den

Ofen. Der Vater unterichtete ihn selber in allen Fächern, die ihm in der Zukunft notwendig sein konnten, und da er sich selber in den Arbeiten, die er unternommen hatte, wenig Muße gönnte, so teilte er auch dem Knaben den ganzen Tag ein, daß jede Stunde ihre Beschäftigung hatte, die einst nützlich sein könnte — was der Knabe alles pünktlich erfüllte.

Wie es bei Vätern häufig geschieht, daß sie ihren Kindern alle möglichen Stände gönnen, nur den eigenen nicht, so wollte der Pfarrer auch, daß sein Georg nicht Theologie studiere und den mühseligen Weg zu einer Pfarrei gehe, den er selber gegangen war. Der Knabe aber wäre am liebsten ein Prediger geworden, und er hätte schon jetzt nichts so gerne getan als ein gesetzmäßiges Gewand angezogen, Reden gehalten, konfirmiert, die Christenlehre ausgebreitet und dergleichen mehreres, aber der Vater gab es nicht zu, sondern das Ziel seiner Wünsche ging dahin, daß sein Sohn ein Syndikus oder Amtmann oder sonst ein Kanzleiherr würde, der in einem großen Hause säße und seine Kinder gut versorgen könne. Er richtete sich schon jetzt bei seinem Unterrichte nach diesem Zwecke und trug ihm alles vor, von dem er nur irgend denken konnte, daß es ihm in diesem seinem Berufe Vorteil bringen möchte. Namentlich lehrte er ihn gut Latein und drang auf eine schöne, leichte, leserliche Handschrift, der Knabe lernte und erfüllte alles, was ihm der Vater zu lernen und zu erfüllen vorlegte.

So kam endlich die Zeit, wo der Prediger sagte, daß der Sohn nun alles könne und wisse, was ihm zu können und zu wissen not täte, und daß er nun in eine Lehranstalt hinausziehen müsse, um die eigentlichen Brotfächer zu treiben und sich darin zu vollenden. Die Mutter hätte ihr Kind am liebsten bei sich behalten und hätte sich keine größere Seligkeit denken können, als wenn alle Tage einer nach dem andern gekommen wären und ihr unschuldiger Knabe immer neben ihr gespielt hätte. Aber wie sie eine verständige Frau war, die einsah, daß er seinem Stande gemäß hinaus müsse, um zu lernen und gleich seinem Vater etwas zu werden, und wie ihr ganzes Leben ein Opfer gewesen war, um der Tugend zu huldigen und den Leuten ein Beispiel zu geben; so opferte sie sich auch hier und ließ ihren Sohn von sich, ohne ein Wort der Einrede dagegen zu sagen. Sie hatte ihn mit allem möglichen an Wäsche, an Kleidern, an nützlichen Werkzeugen und guten Lehren versehen, was er nur immer in der Fremde und in der Abgeschiedenheit von seinen Eltern brauchen könnte, man gab ihm noch, was alles die herjährigen Ersparungen des Hauses

vermochten, er nahm Abschied und ging fort. Er ging fort und trug das sinnende Wesen mit, das er von der Mutter, und die Einfachheit, die er von dem Vater hatte. Die Eltern blieben in der großen Stube sitzen und sandten ihm ihren tausendfältigen Segen nach.

Als er, den seine Mutter immer noch für einen Knaben hielt, der aber unterdessen ein ordentlicher Jüngling geworden war, in der Universitätsstadt ankam, die man ihm als den Zielpunkt seiner nächsten Laufbahn zugewiesen hatte, war sein Erstes, die Briefe abzugeben, die ihm der Vater und der Superintendent, ein alter Schulfreund des Vaters, mitgegeben hatte — ein Schulfreund, den der Vater jetzt fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Dann bezog er die Wohnung, die ihm von einem Freunde des Vaters in vorhinein bestellt worden war, und dann ging er daran, sich in seinen nun vorzunehmenden Studien einzurichten. Es war ausgemacht worden, daß er die erste Zeit, wo er noch wenig Bekanntschaften und Empfehlungen hätte, von dem Gelde leben solle, das ihm die Eltern mitgegeben hatten, und daß er dann, wenn er einmal eingewohnt und bekannt geworden wäre, sich durch Lehrstunden den nötigen Unterhalt verschaffen sollte, wozu der Pfarrer schon das legen werde, was das Pfarrhaus alle Jahre in Ersparung bringen könnte. So hielt er es auch, und er kargte mit dem Mitgenommenen, daß er den Schatz nicht gar so schnell verschleudere und sich in seinem Gewissen den Vorwurf eines Verschwenders machen müsse. Das sah er bald, daß es mit dem von seinem Vater mitbekommenen Wissensvorrate nicht so ganz seine Richtigkeit hatte; denn er sah, daß er vieles von dem Vater nicht gelernt hatte, was er hier brauche, und daß er vieles gelernt habe, was ihm hier zu nichts nütze sei. Er mußte sich daher, da er einmal Einsicht in die Sache bekommen hatte, einen ganz andern Plan machen, als der zu Hause entworfen worden war, und vieles nachholen, an dessen Notwendigkeit man nicht gedacht hatte. Aber es machte auch nichts. Er ging bis zu dem Punkte zurück, von dem er glaubte, daß er da mit Sicherheit ausgehen könnte, und begann seine Lerngegenstände einzuteilen und sie planmäßig nach vorwärts zu verfolgen. Er ging mit dem größten Eifer darüber und arbeitete mit innigstem Fleiße fort. So wie er zu Hause vom Lernen nur aussetzte, wenn er mit dem Vater spazierenging, wobei ihn dieser bei der Hand nahm und neben den Saaten hinführte, so saß er auch hier den ganzen Tag bei den Büchern, und nur gegen Abend ging er aus und ging ein wenig in den Feldern, die um die Stadt lagen,

herum, weil ihm aufgetragen worden war, sich durch Leibesbewegungen auf seine Gesundheit zu schauen. Sein schönes Angesicht, welches rot und weiß war, und die sanften, schwärmenden Augen darinnen fielen schon damals manchem auf, aber er wußte es nicht, daß er sie hatte, und lebte fort. Nach und nach wurde er bekannter unter den Leuten, bekam Anträge für Lehrstunden, nahm sie an und besorgte sie mit größter Pünktlichkeit. Er füllte von nun an seine Zeit aus zwischen den eigenen Arbeiten, die ihn in seiner Bahn fördern sollten, und zwischen dem Unterrichte, der andern beibringen sollte, was sie noch nicht wußten.

Es war zu Hause ausgemacht worden, daß er zur Ersparung des vielen Reisegeldes drei Jahre nicht nach Hause kommen sollte. Ehe das dritte noch ganz um war, konnte er aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten und wollte seine Eltern überraschen. — Und eines Tages im späten Herbste, da schon die meisten Felder der Ebene braun waren, weil man sie geackert hatte, und einige dazwischen schon das blaulich-grüne betaute Dunkel der Wintersaaten trugen, ging ein schlanker Mann mit einem schwarzsammetnen Rocke, einem schwarzsammetnen Barette, langen, auf die Schultern fallenden Haaren und einem großen Knotenstocke bei dem hinteren Gitter des Gartens herein, das so wie das vordere niemals zugesperrt war, und ging neben den allerletzten Resten der von den Nachtfrösten schon ganz schlapp gewordenen Astern vorüber gegen das Predigerhaus hin. Der Pfarrer war eben im gewöhnlichen schwarzen Gewande und mit einer langen Pfeife im Gange der viereckigen Säulen und putzte die Stämmchen der Rosenbäume, die in Töpfen standen, daß sie rein seien, ehe sie in das winzige Glashaus kämen, das er sich in diesen drei Jahren her erspart hatte — und die Mutter sah bei dem Fenster der Speisekammer heraus, da der junge Mann durch den Garten ging — beide erkannten in ihm sogleich ihren Sohn Georg, und es war eitel Freude in dem ganzen Hause. Wenn sich auch seit der Zeit gar nichts geändert zu haben schien, so war doch manches anders geworden: die sehr vielen unendlich kleinen Fältchen und Linien im Angesichte der Mutter, die sie gehabt hatte, als der Sohn fortgegangen war, waren nun größere und tiefere geworden, und neue, feine und nach allen Richtungen laufende waren zwischen ihnen zum Vorscheine gekommen, auch das Angesicht, das sonst immer mit einem Hauche von Rot überzogen gewesen war, war schier ganz weiß und fast noch feiner geworden als früher — nur die Augen waren so blau und gut geblieben wie sonst; der Pfarrer hatte spitzere Ell-

bogen bekommen, sein Gang war nicht mehr so sicher, und er selber schien etwas kleiner geworden zu sein; der Knabe, die späte Frucht zweier alternder Eheleute, die sie sich so sehnlichst gewünscht hatten, war ein Jüngling geworden, sein Angesicht war dunkler und blühend, und um sein Kinn und um seine Lippen war der reiche Anflug des ersten Bartes zu erblicken.

„Gott grüße dich, mein Sohn Georg," sagte die Mutter, „Gott grüße dich. Hast du dir alle die schönen Sachen, die du da anhast, erst in der letzten Zeit machen lassen?"

„Ja, Mutter," antwortete der Sohn, „nicht nur dieses habe ich mir machen lassen, sondern ich habe noch manches andere, das aber zu Hause in der Truhe ist, weil ich es auf der Reise nicht brauchte, und weil es nur für die Stadt paßt."

Der Vater wollte wissen, wie sich der Rektor befinde, was dieser und jener Pedell mache, wie diese und jene Kneipe emporgekommen, wie sich die Burschenschaften anlassen, und wie dieser und jener Gebrauch geübt werde: aber der Rektor war ein griechischer Mann, der alles auf Hellenentum bezog, die Pedelle waren gestorben, die Kneipenwirtschaft war in neue Hände gekommen, und die Sitten und Gebräuche und Benehmungsweisen der Burschenschaften waren ganz anders geworden.

Der Sohn blieb so lange zu Hause, als es seine Geschäfte gönnten, und als es die Liebe seiner Eltern heischte, daß er bleibe, ohne deswegen demjenigen, was für seine Zukunft nötig wäre, Abbruch tun zu wollen. Endlich war die Zeit wieder um, und er mußte fort. Er war erst jetzt daran, in die eigentliche Universität einzurücken und die Brotfächer, wie sich der Vater ausdrückte, zu beginnen. Er nahm zum zweiten Male Abschied, sie entließen ihn mit Tränen und Segenswünschen, aber nicht mehr mit so vielen guten Lehren wie das erstemal, weil er bereits so groß und verständig geworden war und die alternden Eltern sich nicht getrauten. Er ging wieder über die Ebene zu Fuße fort, wie er gekommen war, und die durch ihn belebte Pfarrwohnung war wieder so einsam wie vorher. Die Einsamkeit war alle Tage die nämliche, so wie die Sonne alle Tage die nämliche und einsame war, welche auf das Dach der Wohnung niederschien und abends stets dieselbe Stelle des Kirchturmknopfes vergoldete. Jahre um Jahre gingen dahin: der Pfarrer predigte, die Gattin hielt die Habe zusammen, die Bauern führten ihr Getreide in die Stadt, und die Felder der Ebene mit den geringen Wechseln, welche die Verlegung der Getreidearten hervorbrachte, hatten das Ansehen, welches sie hundert Jahre her gehabt hatten.

Der Sohn des Predigers war in der Stadt und hatte indessen alle Studien, die zu dem Stande, der seinem Vater der liebste war, paßten, mit größtem Eifer aufgenommen und fortgesetzt. Er wendete denselben Fleiß darauf an, den er bisher immer angewendet hatte, er ließ kein Fach daneben liegen, von dem er glaubte, daß es ihm einmal in seinem künftigen Stande nützlich sein könnte, er hatte inzwischen noch viele Zeit gefunden, seinem Hange, der ihn zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften trieb, ein wenig nachzugehen und diese Dinge daneben zu treiben, und er ging endlich seinem Ziele, einmal in die amtliche Wirksamkeit einzutreten, entgegen. Allein seine Eltern erlebten dieses nicht mehr. Wie ein Prediger gewöhnlich schon alt ist, wenn er sein Amt antritt, wie seine Gattin gewöhnlich schon ältlich ist, wenn sie seine Braut ist, weil er sie meistens schon in den Studienjahren kennen lernt und die Leute in Liebe, Treue und Ergebenheit ausharren, bis sich irgendein Pfarrplätzchen findet, in das sie einrücken können, wo dann häufig Amtsantritt und Trauung zusammenfällt — da endlich hier auch noch zehn Jahre nach der Vermählung vergehen mußten, bis die Predigerin ihrem Manne den Sohn Georg gebar: so starben beide Eltern, ehe der Sohn das erreichen konnte, wohin sie ihn gehen sahen. Der letzte Brief des Vaters war noch recht heiter gewesen, und da der Sohn nur die Schriftzüge sah, die die nämlichen geblieben waren, nicht aber die des Antlitzes, die sich in den wenigen Jahren, seit er wieder abwesend war, schnell verändert hatten, so kam ihm die Todesbotschaft zu früh, als ein Ding, dessen Möglichkeit er sich wohl gedacht, dessen Eintritt er aber noch weit in die Jahre hinausgeschoben hatte. Als er die Nachricht bekommen hatte, daß seine Eltern, obwohl sie schon alt waren, doch für ihre Jahre noch zu früh, eines nach dem andern gestorben seien — tat er anfänglich gar nichts, er setzte alle seine Studien aus und lebte eine Weile wie im Müßiggange fort. Dann gab er alle seine bisherigen Bestrebungen auf und fing an, Mathematik, Naturwissenschaften, mechanische Wissenschaften und Baukunst zu betreiben — und so wie er früher, durch seine Erziehung daran gewöhnt, Ausdauer und unsägliche Geduld hatte, wenn er einmal etwas für recht erkannte, und alle Opfer brachte, um das Angefangene durchzuführen: so machte er es auch jetzt so und bot alle Kräfte auf, seinem neuen Zwecke näher zu rücken, um so mehr, da ihn dazu seine Neigung zog und er das Frühere nur aus Liebe zu seinen Eltern getan hatte. Er ging noch einmal nach Eiserode, so hieß das Dorf, wo seine beiden

Eltern begraben waren. Auf ihren Gräbern waren einfache Kreuze, in dem Pfarrhofe waren fremde Menschen, in dem Garten wurden die Dinge umgeändert — und die Ebene, auf welcher die Felder waren, und die grauen Strohdächer des Dorfes, die aus den Weiden und Obstbäumen hervorsahen, und die Sonne, die auf alles das herniederschien, waren gerade so, wie da er noch als Knabe unter diesen Dingen herumgegangen war. Er ging wieder zu Fuße über die Ebene fort, er ging in die Stadt, in welcher er bisher seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieben hatte, er blieb jetzt auch nicht in derselben, sondern ging wieder von ihr fort und kam nach und nach in südlichere Gegenden, die bisher in dem Glanze der dorthin stehenden Sonne recht freundlich zu ihm herübergeschienen hatten. Da er von Kindheit an nur um seine Eltern gewesen war, da sich erst weit von dem Rande der Ebene, in der er aufgewachsen war, wieder eine dichtere Bevölkerung von Menschen befand, da er auch während seiner Studien mit wenigen, man könnte sagen, mit niemanden Umgang gehabt hatte, sondern immer bei den Büchern gesessen war und mit den Menschen gleichsam nur wie mit zufälligen Naturgewalten in Berührung gekommen war, die nach ihren inwohnenden, fremden Gesetzen wirken, nicht wie mit lebendigen Wesen, die innerlich sind, wie er, und in Liebe und Haß zugetan und abgeneigt sein können: so hatte er etwas Scheues, Abgezogenes, man könnte sagen Wildes, bekommen — und da seine Eltern nun tot waren, so erschien es ihm, als sei er der einzige Mensch auf der Welt, und sonst gäbe es keinen. Darum mochte es auch gekommen sein, daß er sich von der Rechtswissenschaft und von den Staatslehren abgewandt hatte, welche überall eine Geselligkeit und einen Zusammenstoß von Menschen voraussetzen, die in lebendiger Leidenschaft, in Gunst und Abgunst aufeinander wirken, die es für ihn nicht gab. Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heranwuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denkmale, von Toten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls selbständig dastehen, schöne Merkmale zeigen, die als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken und in ihrer düsteren Pracht auf diejenigen weisen, die hinübergegangen sind und da weilen, wo seine Eltern sich jetzt befinden. Er kam bei seinen Wanderungen nach dem Süden auch in Wälder, deren er keine bei seinem Heranwachsen in der Heimat gesehen hatte, und der-

gleichen ihm nur, da er sich ferne von der Heimat in der Stadt aufgehalten hatte, wo er seinen ersten wissenschaftlichen Bestrebungen oblag, in sehr unbedeutender und kümmerlicher Gestalt vorgekommen waren. Er liebte diese Wälder sehr, ging gerne in ihnen herum und suchte nach allerlei Gegenständen in denselben, die er sich aufhob und zu Sammlungen vorbereitete. Auch große Gebirge erblickte er, verweilte in ihnen und sah ihre Zacken und Mauern und Kronen wie gewaltige Bauwerke an, die in uralter Zeit einst jemand aufgeführt hatte. Da ging er gerne allein neben den strömenden Wässern, die am Fuße dieser Bauwerke in den Tälern dahinrollten. Weil er bei seinen Erlernungen jetzt nicht mehr an gewisse Vorschriften gebunden war, als nur an solche, die er sich selbst gab, weil er keine Prüfungen abzulegen hatte, wo er sich über seine Tüchtigkeit in einem Fache ausweisen mußte, sondern weil ihm nur die Sache als solche oblag, daß er sie in Besitz bekomme und einstens anwende, wie es ihn freue: so richtete er sich seine Studien so ein, wie sie ihm am zweckmäßigsten schienen, und wie er glaubte, daß er am leichtesten zum Ziele gelangen könnte. Er kaufte sich Bücher, wo er sie nur immer für sein Fach bekommen konnte, und untersuchte sie und lernte in ihnen. Er hatte kein anderes Vermögen als das wenige, was er sich während seiner ersten wissenschaftlichen Laufbahn, die er wieder verlassen hatte, durch Unterrichtgeben erwarb und zum Teile in Ersparung zurücklegte. Es war nicht viel, aber bei seiner Art, sehr mäßig zu leben, mochte es schon eine Weile reichen. — So wanderte und lebte er fort — und wenn er zu irgendeinem im Baue begriffenen Werke kam, an dem sehr viele Menschen gleichsam wie Maschinen arbeiteten, ging er hinzu, verdingte sich bei dem Werke und arbeitete mit. So war er endlich dreißig Jahre alt geworden — und in dieser Zeit lernte er ein Mädchen kennen, zu dem er eine mächtige Leidenschaft faßte.

Sie war die einzige Tochter einst wohlhabender, ja reicher Eltern. Beide Eltern stammten ebenfalls aus dem nördlicheren Deutschland her, und die Mutter war sogar die Nachbarin des Ländchens, in dem die einsame Ebene und das Pfarrhaus lag, in welchem Georg aufgewachsen war. Diese Mutter hatte das zweifelhafte Geschenk empfangen, das schönste Mädchen der Stadt zu sein, in welcher sie geboren worden war. Es bewarben sich alle heiratfähigen Männer um sie, namentlich aus ihrer eigenen weitverbreiteten, wohlhabenden Verwandtschaft. Sie würde auch einen derselben genommen haben. Aber da erschien

der Vater unseres Mädchens — er war auf der Durchreise begriffen, lernte zufällig die allgemein begehrte Schönheit kennen und trat in die Reihe der Bewerber. Da seine Reise bloß eine zur Lust war, so schlug er sofort seinen Aufenthalt in dem Städtchen auf, und teils seine Wohlhabenheit, teils sein vornehmes Benehmen machten ihn zu dem gefährlichsten Nebenbuhler der anderen. Aber doch waren die Eltern des Mädchens der Bewerbung entgegen, weil sie dasselbe nicht gerne von sich und aus der Stadt mit einem fremden Menschen fortgelassen hätten, auch das Mädchen selber war ihm nicht mehr geneigt oder abgeneigt als den andern, ja vielleicht war sie gegen ihn, als den Fremden, scheuer als gegen die einheimischen; aber das alles steigerte noch den Wunsch und die Leidenschaft des Bewerbers, daß sie wie mit düsterem Schmerze aus seinen Augen herausſahen und der einmal zufällig hingeworfenen Äußerung, daß ihm ohne sie das Leben keinen Wert habe, und daß er es mit Leichtigkeit hinwerfen würde, ein gefährliches Siegel der Wahrheit aufdrückten. Sonderbar — wie jedes Tiefe und Gefühlte entzündet, so war gerade das, was die Eltern noch mehr zurückschreckte, in die Verbindung zu willigen, geeignet, das Mädchen zu entflammen, daß sie nun erklärte, diesen einzigen wolle sie und keinen andern. So ward sie seine Gattin und unter dem Murren aller Verwandten und Bekannten, daß man eine so reiche, schöne Erbin einem Fremden hingebe, von ihm fortgeführt. Unter der Reise, da sie noch zärtliche Zweifel an die Beständigkeit seiner Liebe ausdrückte, versicherte er sie und schwur ihr, daß er die Worte des Predigers, die er bei der Trauung an sie gerichtet hatte, ewig vor Augen haben und sie ewig freundlich, sanft, liebevoll und nachsichtig behandeln werde, wie jetzt. Die Augen der jungen Gattin strahlten vor Freude, und sie dankte Gott in ihrem innerlichsten Herzen, daß sie einen so edlen, herrlichen Mann zum Gatten erhalten habe. Er führte sie weit von ihrem Geburtsorte weg auf seine Besitzung, die nahe an einer großen Stadt war, ja, man könnte sagen, noch in derſelben lag, da der Garten in seinen hintern Teilen die Stadtmauer und die Gärten der Vorstadthäuser berührte. Hier richtete er sich ein und schaffte erst nach seiner Ankunft alles an, was ein eheliches Leben heischte, da er bei seiner Fortreise nur gedacht hatte, daß er eine Reise durch ganz Deutschland machen, und keine Ahnung gehabt hatte, daß er eine Gattin mitbringen würde. Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Verwandten waren da, weil er eigentlich vom Rheine herüber stammte und sich erst da angekauft hatte. Er

häufte alles an Schmuck und Kleidern nur immer erdenkliche Schöne auf seine Gattin, und wenn er sie zu Freunden und Bekannten in der Stadt herumführte, um sie ihnen zu zeigen und sie mit ihr bekannt zu machen, und wenn sich die unzweideutigsten Zeichen der Bewunderung in den Mienen und Augen kundgaben, war er unsäglich stolz und triumphierte über die Schönheit des Weibes seiner Wahl. Am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe gebar sie ihm ein Töchterlein, das die sehr großen, schwarzen Augen der Mutter auf die Welt brachte und nach wenigen Monaten zeigte, daß es auch die sehr langen Wimpern derselben erhalten werde und das feine Weiß und Rot des Angesichtes und den unbeschreiblich lieblichen Mund, auf dem gleichsam alle Holdseligkeit des schönsten Herzens lag. Es wurde mit wahrhaftiger Pracht behandelt und lag in seinem Bettlein in einem Schneeschimmer von Linnen und in allerlei andern Bestandstücken des Geschmackes und der Verschwendung. Das Kind hatte in der Taufe, die nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche vollzogen wurde, den Namen Eleonore Elisabeth Corona empfangen, nach dem Namen der Großmutter — nämlich der Mutter des Vaters — nach dem der Mutter und endlich nach dem der Pate. Die Mutter brachte nach zwei Jahren ihrem Gatten auch einen Sohn, aber derselbe starb schon im ersten Monate, und von da an hatte sie kein Kind mehr, so daß das Mädchen das einzige blieb. Auf die Erziehung dieses Kindes verwendete der Vater nun alle seine Sorgfalt und alle seine Mittel. Es war so schön geworden, wie er es sich erwartet hatte, das Antlitz hatte um die ungewöhnlich großen Augen eine solche Reinheit der Farbe, und es ging ein so zartes Weiß und Rosenrot der Kindheit gegen die Wangen und das sanfte Kinn hernieder, daß es mehrmal geschah, daß Freundinnen der Mutter dieselbe auf die Gefahr aufmerksam machten, die es für die Gesundheit des Kindes haben könnte, wenn sie dasselbe schon so sehr schminkte — worauf die gewöhnliche Antwort war, daß die Mutter das Kind emporhob, ein Tuch nahm und mit demselben die Wangen und die Stirne des Mädchens rieb, um zu zeigen, daß auf diesen Stellen keine künstliche und gefährliche Farbe angebracht sei, wie man vermutet hatte, worauf es immer geschah, daß das Rot der geriebenen Wangen in einen noch tieferen, kindlichen Purpur überging und die unbewußten, großen Augen noch mehr daneben erglänzten. Der Vater kleidete das Mädchen in die schönsten Gewänder, die man für Kinder ersinnen konnte, und wenn es, da es größer geworden war, in ein Samtröckchen getan wurde, daraus die

Füßlein in kostbaren Stoffen und schönen Stiefelchen hervorsahen, und wenn das zarte Haupt von den dunkelsten Locken, die es bekommen hatte, umwallt war, setzte es der Vater gerne in den Wagen, setzte eine reich gekleidete Wärterin, die es halten mußte, dazu und ließ es von den schönsten Pferden, die es in der Gegend gab, im Triumphe herumfahren. Es kam mit frischeren Äuglein und gesunderen Wangen von einer jeden solchen sausenden Fahrt zurück. Zur Bedienung und Wartung hatte es eine Amme, die nur zur Oberaufsicht da war, denn gesäugt war das Kind von der eigenen Mutter worden, dann hatte es eine Wärterin und zwei Mägde. Sein Zimmer war mit allem versehen, was nur immer in jedem Falle der Krankheit oder Gesundheit eines Kindes notwendig sein könnte. Daneben wurden bereits, da das Kind noch ganz klein war, zwei andere Zimmer des Gebäudes eingerichtet, die ihm dienen sollten, wenn es herangewachsen wäre. Alle Fächer, Kästchen und Tischchen standen in den Zimmern, welche Mädchen brauchen können, um ihre tausend Sachen unterzubringen und daraufzulegen, eine ausgewählte Büchersammlung war da, auf einem Gestelle lagen bereits die Notenbücher von bis jetzt vorhandenen, von Mädchen am meisten geliebten Musikstücken, in der Ecke stand ein Pianoforte, in der damaligen Zeit ein sehr neues und sehr kostbares Werkzeug, auch eine Harfe mit großem, schwerem Resonanzboden und mit übermäßigen, goldenen Verzierungen, von dem schneeweißen Vorhange des Fensters halb überdeckt und von dem rotseidenen Faltenwurfe desselben an ihrem Fuße umbauscht, stand unter dem Fensterbogen da und sah in das Zimmer heraus. — Auf dem Ankleidetischchen lagen alle und jede Dinge, die ein weibliches Wesen, wenn es sich schmückt, als Werkzeuge gebrauchen oder, wenn sie auch unnütz sind, doch wenigstens als daliegend wünschen könnte — der große Spiegel, um die ganze Gestalt sehen zu können, stand daneben, kleinere, um Teile des Körpers zu untersuchen, lagen und hingen zum Handgebrauche herum — die wirklichen Schmuckstücke waren zum Teile schon vorhanden; denn in einem aus Ebenholz und Elfenbein verfertigten Kästchen lagen viele Samtfächer, in deren jedem ein Juwelenstück war, Edelsteine nach zusammengehöriger Art gefaßt, daß sich die Besitzerin mehrere Male ganz neu schmücken konnte, — dann war an feinen Linnen und Spitzen und dergleichen den Moden nicht so sehr unterworfenen Dingen schon alles in unverarbeitetem Zustande da, um, wenn die Besitzerin einst eintritt, nur die Schere anlegen zu können: für die anderen

Dinge und Stoffe, welche in kleinen Zeiträumen schnell ändern können, sind schon die Kästen und Fächer in Bereitschaft, um am Tage vorher, ehe die Herrin eingeführt wird, hineingelegt zu werden und an allen Sachen in Seide, Wolle, Gold- und Silberstickerei, welche die Zeit eben hat, die Räume zu füllen und die Gebieterin mit keinem Mangel und keiner unwirtlichen Leere zu empfangen.

Als das kleine Mädchen nach und nach heranwuchs, bekam es immer mehr an Bedienung und an Aufmerksamkeiten, und mit allen Sachen, die einem aufblühenden Mädchen von Wichtigkeit sein können, wurde es reichlich umringt. Es bekam die besten Lehrer, die in allen Fächern zu haben waren, und es wurden die besten Mittel zum Unterrichte angeschafft. Als es vierzehn Jahre alt war, wurde es in die oben beschriebenen Zimmer eingeführt, und es wurde seiner Einbildungskraft alles übergeben, was die zwei vorgerichteten Zimmer enthielten.

Die Mutter des Mädchens war eine ernste, einfache, ruhige Frau, die lieber eine ungekünstelt gute Wirtschaft geführt hätte. Sie schien sehr unglücklich zu sein. Sie wurde krank und ging in dieser Krankheit in den Zimmern herum, und die großen, schwarzen Augen standen jetzt recht gespensterhaft in der Blässe des Angesichts. Endlich starb sie, die Hand auf das Lockenhaupt ihres Kindes gelegt und die Augen, immer blödsinniger schauend, erbarmend und fest auf sie gerichtet. Der Vater ließ die Verstorbene mit Pracht begraben. Er ließ ihr das schwere, seidene Gewand, das reich mit Gold gestickt war, das er ihr vor mehreren Monaten als eine Überraschung gebracht, und das sie kaum einmal auf dem Leibe gehabt hatte, anziehen, damit sie schön daliege, feine Blondspitzen mußten das weiße Angesicht, das jetzt scharf gezeichnet war und keine Spur der ehemaligen Schönheit mehr zeigte, umgeben, und die Krause um den Hals wurde vorne von einem Edelsteine, einem unlängst gekauften Rubin, zusammengehalten. So ward sie in das Grab gelegt.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse ließ der Vater seine Tochter zu sich in sein Schreibzimmer entbieten, stellte ihr dort die bisherige Haushälterin, mit der er schon bei Lebzeiten seiner Gattin in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden war, vor und sagte, diese solle sie nun wie eine Mutter ehren und ihr die Hand küssen, wie sie es der Verstorbenen getan. Die Tochter antwortete in diesem Augenblicke nichts, als sie möchte mit dem Vater allein sein, und da die Haushälterin sich entfernt hatte, sagte das Mädchen, sie sei nun sechzehn Jahre alt,

sie selber wolle die Wirtschaft führen, er solle nur einige Monate zusehen, sie werde es so gut machen wie die Mutter — aber diese Frau müsse er auf immer aus dem Hause geben.

„Das willst du, Corona?" sagte der Vater, indem er aufstand, zu ihr trat und ihr in das Angesicht sah, „du wirst gewiß tun, was ich dir befehle."

„Nein, Vater, ich werde es nicht tun."

„Ich sage dir, du wirst es tun."

„Nein, ganz gewiß nicht."

„Nicht!?" sagte der Vater. Er nahm sie, ihr in die Augen sehend, mit seiner Hand bei der Schulter und stieß sie zurück, daß sie in das Sofa niedertaumelte. Sie weinte nicht und sagte kein einziges Wort.

Am anderen Morgen, als der Tag kaum angebrochen war, trat sie, gekleidet wie eine Reisende, zu dem Bette des Vaters und sagte, daß sie in der Nacht gepackt habe, und daß sie jetzt fortreisen werde.

„Wohin wirst du denn reisen?"

„Zu der Großmutter."

Der Vater versagte es; allein da mehrere Tage vergingen und das Kind hartnäckig immer dasselbe verlangte — nach mehreren heftigen Auftritten, wo sie immer, wenn sie gefragt wurde: „warum denn?" unausgesetzt schwieg — nachdem er sie noch einmal bei beiden Schultern gefaßt, heftig geschüttelt und sie ihm nichts als das unveränderliche, ausdruckslose Angesicht entgegengehalten hatte — und nach unleidlicher Verwirrung im Hause gab er auf einmal nach und, halb ihre Absicht fördernd, halb sich die Miene gebend, als ahne er nicht, was sie vorhabe, ließ er sie ihre Sachen weiter packen — im entscheidenden Augenblicke ritt er gar in den Wald hinaus, und in einem Wägelchen, das sie selber gemietet hatte, fuhr das Mädchen von dem elterlichen Hause fort. Der Fuhrmann lenkte von der Stadt ab, zielte gegen den Wald hin, und auf der Straße zwischen den grünen Bäumen rollte das Fuhrwerk fort, niemanden auf seinem Sitze enthaltend als das einsame Mädchen. Sie hatte von den Edelsteinen, die in ihren Zimmern lagen, nur das mitgenommen, was sie bisher getragen hatte: das andere und alles von der Mutter ließ sie zurück. Der Vater hatte ihr noch Reisegeld und Briefe zugestellt.

Nachdem sie mehrere Tage gereiset war und sich in Städten, wohin sie Briefe hatte, ein paar Tage aufgehalten und von den Leuten, denen sie empfohlen war, eine recht freundliche Aufnahme gefunden hatte, kam sie endlich bei der Großmutter an.

Sie wurde von dem Wagen, in dem sie in der letzten Nacht, nachdem sie früher auf allerlei Postwägen gewesen war, wieder ganz allein mit dem Fuhrmanne während Regen und Gewitter im Walde gefahren war, herabgehoben und in ihr Stübchen geführt, da von dem Vater schon vorher ein Brief gekommen war, der ihre Ankunft gemeldet hatte.

Die Großmutter war eine einfache, ehrliche Kaufmannsfrau aus der alten Zeit. Sie hatte ihre Tochter während der ganzen Ehe derselben nicht besucht und nur einmal einen Besuch von den jungen Eheleuten bekommen, den sie mit großer Pracht abgestattet hatten. Ihr Mann, der früher für die Verhältnisse des Städtchens reich gewesen war, hatte sich dem Spiele ergeben und war so herabgesunken, daß er kaum mehr wohlhabend genannt werden konnte. Endlich starb er, und Handelsverweser, die ungetreu waren, brachten das Herabgekommene noch weiter herunter, daß zuletzt kaum mit Not etwas anderes übrig war als die nackten Mauern des Hauses und eine dürftige Summe, von deren Erträgnis die bereits sehr alte Frau lebte. Der Handel war ganz aufgegeben. Die andern Verwandten, die Brüder des Mädchens, das einst die größte Schönheit der Stadt gewesen war, und die Geschwisterkinder desselben waren inzwischen reiche Leute geworden, sie trieben sämtlich bürgerliche Gewerbe und Handel, manche, zwei derselben, breiteten sich aus, hatten Häuser und hatten Söhne und Töchter, die sich auch mitunter den Geschäften schon unterzogen und sich selbständig zu machen suchten. Unter diesen Verwandten ging das wunderschöne Mädchen ein paar Jahre herum, war von ihnen gelitten und wurde öfter bei diesem und bei jenem eingeladen. Sie war anfangs durch ihre ausgezeichnete Kleidung ein seltsamer und fremder Gegenstand unter ihnen gewesen, aber sie gewöhnten sich bald daran. Von einigen wurde sie leise gehöhnt, von andern zum Heiraten begehrt, und als sie es ausschlug, wurde sie von allen gehaßt. Die Großmutter hielt sie in ihrem Hause, wie es nach den Verhältnissen, die in demselben walteten, möglich war. Der Vater schickte von Zeit zu Zeit Geld — forderte sie aber nicht mehr zurück, und alle die Pracht, mit der er sie zu erziehen angefangen hatte, schien dahin und vergessen zu sein.

Nach einiger Zeit — es war eben im dritten Jahre, seit Corona bei der Großmutter war — blieben die Geldsendungen aus, und da man sich eben darüber zu beunruhigen anfing, kam die Nachricht, daß alle Habseligkeiten und Besitzungen des Vaters von seinen Gläubigern in Beschlag genommen worden seien.

Da nun über das, was die Mutter Coronas beigebracht hatte, nirgends eine Urkunde vorhanden war, so leuchtete ein, daß auch dieses verloren sei und sie nie würde Ansprüche darauf geltend machen können. Sofort fingen die Verwandten nun an zu sagen: „Warum hat denn dein Vater das Vermögen deiner Mutter aus unserer Handlung genommen, da wäre es ihm und dir sicherer gewesen, er hat größere Prozente gewollt, nun hat er gar nichts, uns hat er damals genötigt und hat uns wehe getan, jetzt zeigt sich's, wie es geworden — warum hat er denn so gewirtschaftet — warum ist denn deine Mutter mit ihm fortgegangen, warum mußte sie denn diesen heiraten, den ihr alle abgeraten haben, nun liegt sie im Grabe, er ist ein Bettler, und du bist zu uns gesendet worden, daß wir dich jetzt erhalten. Aber sie war immer hochmütig und eigensinnig, und du wirst es auch sein."

Die Großmutter sagte dieses und Ähnliches nicht, sie war eine gegen die Welt immer gleichgültiger werdende alte Frau und fuhr fort, dem Mädchen alles zu geben, was sie in ihrer beschränkten Lage konnte. Diese aber schenkte noch ihre wenigen Habseligkeiten ihren Verwandten, die sie annahmen, vorzüglich waren die Edelsteine darunter, die sie als Eigentum von dem väterlichen Hause hatte mitnehmen können, und anderes, was als Schmuck gelten konnte — dann nahm sie von dem von dem Vater gesendeten Gelde, das die Großmutter, weil sie mit ihrer Enkelin sehr eingeschränkt lebte, zum größten Teile erspart hatte, die Hälfte und ging fort in die Welt.

Sie war fest entschlossen, alles, was ihr die Fremde bringen würde, unweigerlich zu tragen.

Durch den Tod ihrer Mutter, durch die unerhörte Veränderung, daß sie ihr Vater mit solcher Pracht und Üppigkeit zu erziehen angefangen und dann so leichtsinnig unter fremde Menschen gelassen hatte, und durch die Härte ihrer Verwandten war sie jetzt ganz allein auf der Erde. — Aber noch mehr allein war sie, als sie nach mehreren Monaten den nunmehr auch erfolgten Tod ihres Vaters vernahm. Es war dies der einzige Brief gewesen, den ihr ihre Verwandten je geschrieben haben. Vorher hatte sie keinen empfangen, und sie empfing auch nachher keinen mehr. Sie hat aber auch nie einen geschrieben. Von all denen, die ihr, da sie noch kaum ein den Windeln entwachsenes Kind war, gehuldiget hatten, die sie mit Schmeicheleien und Liebkosungen umringt und Berge von Ergebenheit auf sie gebaut hätten, war jetzt keiner mehr vorhanden — man beachtete sie entweder gar nicht, oder man wollte sie verführen.

Durch die Kenntnisse, die sie sich in den wenigen Jahren ihrer sorgfältigeren Erziehung durch ihre guten Anlagen erworben hatte, und durch das, was sie während des Aufenthaltes bei der Großmutter und in der Gesellschaft ihrer Verwandten an häuslichen Beschäftigungen und Verrichtungen gelernt hatte, und endlich durch das, was sie sich bei jeder Gelegenheit in der Zukunft ihres Lebens zuzueignen vorhatte, glaubte sie befähigt und berechtigt zu sein, in Dienste treten zu können. Sie kam, nachdem sie an zwei Orten wegen unzureichender Kenntnis der untergeordneten Dienstverrichtungen entlassen worden war, zu einer alten Gräfin als Gesellschafterin, die sie behielt. Und wenn nun die Gräfin rief: „Aber mein Kind, wie sind Sie doch ungeschickt — wie haben Sie doch gar keinen Verstand — wie ist Ihre Erziehung vernachlässigt worden — wie albern man doch sein kann — wie erbärmlich das ist —" so hielt sie ihre großen, schönen Augen ruhig und tat die Dinge, wie sie die alte Frau wollte. Und wenn sie den großen Arbeitskorb dorthin stellen mußte, weil die Gebieterin es wollte, und gleich wieder weg, weil sie es auch wollte, wenn sie den Schemel wegrücken mußte, dann herzu, dann weg, wenn die Fenstervorhänge zu viel Licht hereinließen, dann zu wenig, wenn es zu heiß war, dann zu kalt, wenn sie die Arbeit auf die befohlene Art machte und dann zertrennen mußte, wenn sie gescholten wurde, weil die Gräfin etwas vergaß, wenn sie verachtet wurde, weil sie etwas recht machte: so sagte sie auch nicht ein einziges Wort — und wenn ihre Gestalt, deren Wuchs so schön geworden war, wie man es sich nur immer hienieden denken konnte, unten in dem Garten stehen mußte, bis es den Möpsen gefällig war, hinaufzugehen, so sah sie auf das Gras und die darin wachsenden Blumen, bis die Hunde Miene machten, über die sommerliche Treppe hinaufzulaufen — dann wendete sie sich um, ging auch hinein, und das nachwallende Kleid, das die schönsten und reinsten Glieder deckte, verschwand hinter der Schwelle.

Hier war es auch, wo sie der Pfarrerssohn Georg, von dem wir oben erzählt haben, kennen lernte. Er hatte an sehr verschiedenen Orten bei Bauten gearbeitet, hatte teilweise selber hie und da Arbeiten geleitet und nach und nach eine Gattung Ruf in Hinsicht seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit erlangt. Einen größeren Bau hatte er in der Nähe der alten Gräfin, die immer auf ihrem Landsitze lebte, ausgeführt. Dies veranlaßte die alte Frau, welche längst schon einen Umbau der sommerlichen Gebäude, die von dem Schlosse einige Flinten-

schüsse entfernt in dem Garten lagen, eigentlich ein Gartenhaus vorstellten, aber durch die verschiedenen Zubauten der vielen vorhergehenden Geschlechter eine Sammlung von Gartenhäusern geworden waren und daher unzusammengehörig und ungestaltet dastanden, im Plane gehabt hatte, die Sache nun wirklich ins Werk zu stellen und den jungen Mann dazu zu gewinnen. Sie schrieb ihm einen Brief in die Nachbarschaft, wo er noch immer beschäftigt war, daß er kommen und das Vorhandene ansehen möchte. Da er es getan hatte, wurde verabredet, daß er zuweilen herüberkommen und, wie es seine Zeit zuließ, die Pläne nach und nach fertigen möchte. Er hatte mit der Gräfin einen Vertrag gemacht, der vorläufig auf Anfertigung der Pläne ging, die so eingerichtet sein sollten, daß sie das zu Erbauende an das bereits Vorhandene so anschlössen oder dasselbe so abänderten, daß das Ganze wie eine einzige, ursprüngliche Baute aussehen sollte. Unter den Bedingungen, welche der Baumeister immer an die Spitze seiner Verträge stellte, und ohne deren Genehmigung er auf die Beredung der folgenden Punkte gar nicht einging, war auch die, daß er von seinem angefangenen Werke in jedem Augenblicke fortgehen dürfe, ohne daß man irgendeinen Ersatz, Rechtfertigung oder dergleichen verlangen könne, wenn ihm nämlich die Nebenarbeiter, die ihm an die Hand gehen sollen, oder die Persönlichkeiten derer, die ihm zugewiesen worden sind und auf den Bau Einfluß haben, oder selbst die des Bauherrn nicht recht sind und seine Gedanken in Hinsicht des Werkes beirren, was er dann immer, ehe er ginge, auseinandersetzen würde. Die Gräfin wollte anfänglich auf diesen Punkt nicht eingehen, da er aber Miene machte, die Sache sofort abzubrechen, tat sie es doch. Er kam nun öfter, wenn er von seiner Beschäftigung abkommen konnte, auf die Besitzung der Gräfin herüber und war oft stundenlange, wenn er Zeichnungen gebracht hatte und dieselben beredet wurden, bei ihr in dem Zimmer. Endlich war man mit den Entwürfen fertig und einverstanden. Die Abtragarbeiten begannen, wobei Georg die Menschen größtenteils selbst bestimmte, welche an der Arbeit beschäftigt sein sollten. Als er dann in der Nachbarschaft mit seinem Werke ziemlich zu Ende war und nur mehr die kleineren Aufputzgeschäfte erübrigten, wobei man ihm auch in eine mäßige Entfernung die Modelle und Zeichnungen nachbringen konnte, zog er ganz zu der Gräfin herüber und schlug seinen Wohnsitz in dem Schlosse auf, oder eigentlich nicht in dem Schlosse, sondern in einem Nebenbaue, wo, als noch großes Leben in dem Schlosse war und die Grafen viele Leute und Gesellschaft sahen, der Stallmeister mit den

ihm zugegebenen Personen gewohnt hatte. Es waren da mehrere wüste Zimmer, in die er schnellgezimmerte, weiche Tische stellen ließ, um seine Papiere auszubreiten, und Kisten, um sie in dieselben einschließen zu können. Es begann nun der Umbau der Gartenhäuser.

Hier war es, wo, wie wir sagten, er eine mächtige Leidenschaft faßte. Diese Leidenschaft war um so mächtiger, als er bisher immer einsam gewesen war. Er hatte das seltsame Mädchen öfter gesehen und bemitleidet. Wenn er zur Gräfin mit seinen Plänen gekommen war, war sie gewöhnlich in dem Zimmer gesessen und hatte getan, was ihr von der alten Frau befohlen worden war. Jetzt, da er in ihrer Nähe wohnte, hatte er besser Gelegenheit, sie zu beobachten und ihr ewiges Schweigen und ihre Ruhe zu sehen. — Die verödete Größe, die in ihrem Wesen lag, lockte ihn an. Er erkundigte sich um ihre Schicksale und erfuhr, wenn auch nicht genau die Lage der Sache, doch etwas, das der Wahrheit nicht gar zu ferne lag. Da er nun sah, daß sie so allein sei, wuchs sie immer mehr in sein Wesen, daß er sie durch die dunklen Bäume des Gartens mit sich zu seinem Baue trug, wo er stand, alle Dinge, die da werden mußten, besichtigte, vom Staube umringt war und aus dem rührigen Getümmel der hundert Hände, die da beschäftigt waren, und aus dem Klopfen der Hämmer, dem Quieken der Schubkarren und dem Ächzen der Aufzüge hervorsah. Er hatte schon viele Wochen auf dem Schlosse gelebt. Da er auch noch anderwärts beschäftigt war, reisete er zuweilen ab, tat dort, wohin er ging, seine Geschäfte und kam dann wieder zurück. — Auch er ist von dem Mädchen nicht unbeachtet geblieben. Der kühne, vereinzelte Mann, der jede Gesellschaft und das ihnen so notwendig gewordene Geplauder verachtete, sondern wenn er mit seinen Geschäften fertig war, auf sein Zimmer ging und dort zwischen Büchern, Zeichnungen und Plänen niedersaß, gewann ihr ihre Ehrfurcht ab; selbst das, was man an ihm tadelte, daß er nämlich von seinem ohnehin nicht vielen Gelde, welches er für seine Arbeiten einnehme, wieder den größten Teil für sehr teure Bücher, Zeichnungen und Kupferwerke ausgebe, steigerte seinen Wert. Ihr gefiel sein Tun, daß er nämlich für seine Beschäftigung so eingenommen sei, und daß er dann, wenn ihm eine freie Zeit übrigblieb, die Blechbüchse nahm, in den Wald ging und Moose und Pflanzen in dieselbe sammelte. Da sie einmal mit der Gräfin in sein Zimmer gekommen war, hatte sie seine Steine gesehen: sie glänzten einfach und heiter von der Wand herüber, und auf jedem war ein kleines Zettel-

chen geklebt, welches den Namen des Minerales angab. Sie waren nur diejenigen, die in der Gegend vorkamen, und die er in jüngster Zeit zusammengestellt. Andere hatte er noch in der früheren Wohnung, wo er gewesen war, ehe er zum Baue der Gräfin herübergekommen war.

Weil die beiden Menschen gleich scheu und gleich einsam waren, zog es sie zusammen — und wenn im Schlosse Gesellschaft war, um mit Karten zu spielen oder über die Angelegenheiten ihrer Kreise zu reden oder sich sonst zu vergnügen, das Mädchen aber draußen auf dem Rasen saß und er allein auf seinem Zimmer: so fühlten sie, daß sie füreinander gehörten. Sie behandelten sich achtungsvoll, sie näherten sich — taten es aber nicht versteckt, sondern offen vor der ganzen Welt — die Blume der Neigung brach hervor, und da beide zum ersten Male empfanden, was gründliche Zuneigung und Liebe sei, so waren zwei Menschen, die bisher allein gewesen waren, es nicht mehr: sie ergänzten sich, und um so fester hielten die Herzen zusammen, als sie ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt waren.

Sie kamen öfter zusammen, sagten sich ihre Neigung — und da war es, wo er ihr einmal eröffnete, daß er eigentlich sonst nichts habe als das, was er sich durch seine Arbeiten verdiene.

„Ich besitze auch nichts," antwortete sie, „aber, lieber Freund, wir wollen dieser Sache keinen großen Wert einräumen. Wir haben nichts, aber mit dem festen Willen, nichts zu brauchen, wollen wir zu erwerben beginnen. Was Dinge wert sind und nicht wert sind, habe ich schon einmal Gelegenheit gehabt zu erfahren."

Sie erzählte ihm ihre Geschichte, wie sie sich in den kleinsten Zügen zugetragen hatte, er erfuhr die Sache in manchen Stücken anders, als er sie früher gewußt hatte, und das Bild des Mädchens stand jetzt nur noch fester und noch schmerzlicher in seiner Seele.

So verging eine Zeit, und jeder Tag vermehrte die große, die äußerste Hochachtung, welche diese zwei Menschen füreinander empfanden.

Einmal, da er bei der Bauherrin war und ihr verschiedene Dinge vorlegte, namentlich Einzelnheiten, die früher nicht in den Vertrag aufgenommen worden waren, weil man sie auf eine eigene Beratung verschoben hatte, und da er ihr mehrere Blätter auseinanderlegte, ob sie ihre Billigung haben, sagte sie zu Corona: „Mein Kind, man schaut nicht so dreist hinein, wenn jemand etwas zeigt."

Er warf einen Blick auf die Gräfin.

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer", sagte diese zu dem Mädchen.

Die Angeredete erhob sich und ging.

Der Baumeister zeigte noch auf einige Dinge, die eben vorlagen, ohne sonderlich in die Sache einzugehen. Er behandelte sie oberflächlich, sagte, das werde man schon noch bereden, packte seine Blätter zusammen und ging ebenfalls fort. Er ging nun zu Corona. Er fand sie mitten in ihrem Zimmer an dem Tische stehen, die Hand auf ein aufgeschlagenes Buch gelegt, in welchem Kinderbilderchen gemalt waren.

„Corona," sagte er, „ich werde auf der Stelle alle Anstalten machen."

Sie sagte nichts, aber mit der Hand, die auf dem Buche lag, drückte sie heftig die Blätter desselben nieder.

Er faßte sie an beiden Händen, drückte sie und ging gleich wieder fort. Er ging nun zu seinem Baue, ordnete an, was zu geschehen habe, weil er einige Tage abwesend sein würde, gab dem Werkführer seine Aufträge, bestellte sich ein Fuhrwerk, saß auf und fuhr davon. Eine kleine Wegestunde von dem Schlosse der Gräfin war am Ende eines Gartens ein Häuschen, welches einer kinderlosen Witwe gehörte. Ein Landmann, der etwas Handel trieb und daher in der Fremde bessere Dinge gesehen hatte, auch etwas mehr Geld erwarb, als seine Standesgenossen gewöhnlich haben, hatte es sich erbaut, um mit seinen Kindern freundlich zu wohnen. Allein er bekam keine Kinder, starb, als der Bau noch kaum beendigt war, und die Witwe mit einer einzigen Magd lebte bloß in der Stube des Erdgeschosses, während die zwei Zimmer des Stockwerkes noch ganz leer standen und vergeblich auf ihre Einrichtungsstücke warteten. Zu dieser Frau fuhr der Baumeister, sagte, er wolle die zwei Zimmer des Stockwerkes mieten und sie samt der Küche einrichten, wenn er auch das Recht habe, in dem Garten etwas herumzugehen und die Luft und die Schönheit desselben zu genießen. Die Witwe ging freudig alles ein, und der Vertrag war mündlich abgeschlossen. Dann fuhr er in den nächsten kleinen Ort, wo ein Schreiner war, bestellte bei ihm Einrichtungsstücke der einfachsten Art und gab an, in welcher Ordnung sie fertig werden sollen, und bestimmte, sie in das Häuschen der Witwe zu liefern. Von dem Schreiner fuhr er dann in die drei Meilen weit entfernte Stadt, kaufte dort von seinem wenigen Geldvorrate dasjenige, was ihm das Allernötigste schien, packte es in einen Koffer und fuhr am zweiten Tage wieder mit demselben zur Witwe und ließ ihn in seinen Zimmern, die mittler-

weile gescheuert und gefegt worden waren, als erstes Einrichtungsstück stehen. Dann blieb er da, sandte sein Fuhrwerk heim und leitete die Arbeiten zur Wohnlichmachung der Stuben und betrieb die Dinge beim Schreiner. Als das Notwendigste fertig war, ging er zu Fuße auf das Schloß der Gräfin hinüber, stellte sich ihr vor und sagte, daß er Corona zum Weibe nehmen werde. Die Gräfin machte anfangs Einwendungen, ließ aber dann alles geschehen. Da Corona zu ihr Abschied nehmen kam, saß sie beim Spiele und reichte ihr die Hand. Das junge Brautpaar setzte sich in den bereitgehaltenen Wagen, fuhr in die Stadt und wurde dort nach der Sitte seiner Kirche getraut. Es war schon sehr spät am Abende, und der Vollmond legte bereits seine Strahlen durch alle Fenster des Häuschens hinein, als sie an demselben ankamen und zu ihren Zimmern hinaufstiegen. Die Witwe brachte Lichter — und als Corona, da sie allein waren, vor dem Tische von weichem Holze niedersank, um Gott ein kurzes Dankgebet zu sagen, schien sie ihm so unendlich schön neben dem rauhen Holze, daß es ihm unbegreiflich war, daß sie nicht Tausende begehrt haben. Das wußte er nicht, daß man sie für roh gehalten hatte, und daß mancher, der zur Gesellschaft, zum Vergnügen oder sonstwie in das Schloß gekommen war und Verführungsgedanken gefaßt hatte, sie an dieser Härte und Kälte wieder aufgab. An dem Mauerstückchen zwischen den Fenstern stand ein Tisch, ein kleinerer stand noch im Hintergrunde an der Wand, dann waren zwei Stühle da, und im Nebenzimmer standen die Betten. Das andere war noch nicht fertig geworden. Das Vorhandene war alles von weichem, unangestrichenen Holze. Durch die Fenster, an denen noch keine Vorhänge waren, kam das Mondlicht herein und mischte sich wunderlich mit dem Lichte der Kerzen, die Dinge, die da standen, im Doppelscheine beleuchtend. Coronas Koffer war indessen unten vom Wagen abgeschnallt, heraufgetragen und im Zimmer niedergestellt worden. Man wünschte eine gute Nacht. Draußen war, da der Frühling kaum vorüber war, eine sehr schöne Sommernacht aufgegangen, in dem weichen, wolkenlosen Himmel stand ein floriger Mond, hin und hin waren Bäume, an denen manchmal ein Laublein glänzte, den Fluß hörte man schwach rauschen, eine Amsel tat noch zuweilen einen Schlag darein: alles war, als wenn gar nichts geschehen wäre — und den zwei Menschen, die in ein neues Verhältnis getreten waren, war es, als hätte die ganze Welt sich geändert.

Am andern Morgen, als noch kaum die ersten Strahlen

dämmerten, kauerte Corona an dem Koffer, welchen Georg aus der Stadt hieher gebracht hatte, und suchte die weißen Vorhänge, die wohl im Koffer, aber noch nicht an den Fenstern waren, aus demselben heraus, um sie aufzumachen. Dann beseitigte sie den wenigen Staub, der seit gestern gekommen, dann legte sie die Dinge aus ihrem und Georgs Koffer auf den Tisch und die zwei einzigen Stühle. Dann ging sie in die Küche hinaus, das reinliche Geschirr, welches die Witwe besorgt hatte, glänzte ihr von den Gestellten entgegen, die Wände waren neu geweißt worden, daß die ganze Küche schimmerte, und auf der Bank standen die flachen, aus weichem Holze gebundenen, schneeweiß gescheuerten Gefäße, die bereits das reine, frische, blinkende Wasser enthielten, das zur Wirtlichkeit lud und von den Quellen der Gegend kam, die wegen ihrer Güte berühmt waren. Die neuaufgenommene Magd erschien, die auf den Morgen bestellt war, sie begannen zu wirtschaften, und Corona kochte selber.

Georg ging an seine Arbeiten, deren er mehrere zerstreut hatte, und besorgte ihren Fortgang, indem er sie besuchte, um das Nötige zu ordnen.

Indessen kamen nach und nach die anderen Sachen, sie wurden herumgestellt, ein Tischchen mit Blumen kam an das Fenster, auf die weichen Bettgestelle wurden schneeweiße Linnen gelegt, und ein Tempel der Reinlichkeit empfing Georg immer, sooft er nach Hause kehrte. Die einsame Witwe hatte eine unbegrenzte Freude über die gar so schöne junge Frau. Diese arbeitete aber den ganzen Tag mit aufgeschürzten Armen fort, und wenn er das mit so vieler Üppigkeit erzogene Kind unten am Brunnen stehen sah, mit dem einen Arme an der Stange ziehend und mit dem andern das Gefäß hinhaltend, um das Wasser aufzufangen, so dauerte sie ihn fast. Allein das beinahe holdselig schöne Angesicht glänzte, die Lippen waren frisch, und weiße Zähne blickten heraus. Sie lebten so fort, er hatte sie nirgends aufgeführt, sie bekamen daher auch keine Gesellschaft und wirtschafteten fort. Gleich nach seiner Vermählung hatte Georg an die Gräfin eine Schrift gesandt, in der er ihr die Weiterführung des von ihm unternommenen Baues aufkündete, weil er nach ihrer Stellung zu ihm die Sache nicht mehr mit heiteren Gedanken fortzuführen vermöge. Die Gräfin fing einen Prozeß an, verlor ihn aber in Kürze gegen den zu klaren Buchstaben des Vertrages. Die Arbeiten mehrten sich unerwarteterweise für Georg. Anfangs hatte der Prozeß Aufsehen gemacht, man suchte den Baumeister aus Neugierde auf, allein

nach und nach sprachen die Arbeiten für sich, seine Wesenheit erschien, die Schönheit seiner Gedanken wurde weit und breit bekannt, und er bekam bald von dieser, bald von jener Seite Zuschriften, die ihn um Übernahme oder Begutachtung oder Änderung eines Werkes angingen. Der Wohlstand und die Behaglichkeit stiegen in dem kleinen Häuschen. Man hatte eine Kammer neben den zwei Zimmern, in der nur immer altes Gerumpel gelegen war, ausgeräumt und zu einem Zimmer hergerichtet, Georg ließ daran noch, wo früher bloß öder Dachboden gewesen war, ein viertes bauen, und die Wohnlichkeit lichtete und erheiterte sich immer mehr. Im Erdgeschosse erlaubte die Witwe, daß er sich zwei Stuben für seine Zeichner einrichte, die gegen den Garten hinaus lagen und sonst nicht gebraucht worden waren, nebst einer Kammer für sich, wo nun Tische gestellt wurden, die großen Papiere ausgebreitet und all die Linien und zarten Farben gezogen, die zu großer Verwunderung der Witwe allemal notwendig waren, ehe ein Bau beginnen konnte. Die Witwe liebte die Leute so sehr, daß sie gleichsam zu ihnen gehörte und sich in den kleinsten Raum zurückzog, damit sie nur Platz haben und nicht etwa aus Mangel an Bequemlichkeit wegziehen möchten. Für Corona hatte er noch eine Magd gedungen. Anstatt der früheren Gerätstücke, die sämtlich aus weichem Holze bestanden und nicht einmal mit einer Farbe bedeckt gewesen waren, waren schon längst nach und nach polierte und in schönster Arbeit gefertigte aus der Stadt gekommen, wo er sie bestellt und größtenteils nach eigenen Zeichnungen hatte machen lassen. Mit einer Zartheit, die oft einsamen Menschen eigen wird, suchte er ihr bei den Geschenken, die er ihr machte, und auch bei notwendigen Dingen, die in das Haus mußten, solche Gegenstände der Vornehmheit und Wohlhabenheit in die Nähe zu bringen, mit welchen sie in ihrer Kindheit umringt gewesen sein mag, damit sie ihr wohl täten und sie dieselben nicht zu schmerzlich vermißte; aber weil er einen feinen Sinn für Schönheit hatte, so waren die Gegenstände nicht bloß Zeugen der Wohlhabenheit und Vornehmheit, sondern sie waren auch schön, und so füllte er seine Wohnung nach und nach mit Dingen, die in ruhiger und edler Würde auf die Seele des Beschauenden wirkten. Corona war schier immer allein, sie suchte nie Gesellschaft, ging fast nicht aus, sondern wirtschaftete für ihn und mehrte seine Habe, die sie beinahe für anvertrautes Gut ansah. Sie hatte die Gabe empfangen, das Schöne, womit die Wohnung sich allgemach füllte, zu empfinden, und sie empfand es immer mehr, sowie ihr Geist sich übte. Sie ordnete

die Dinge nach dem Gefühle, das ihr eigen geworden war, und hörte nicht auf, bis sie am schicklichsten standen.

So lebten die zwei Menschen fort, Georg freute sich immer, wenn er mehrere Tage nacheinander zu Hause bleiben konnte, um das Wohltuende des eigenen Herdes zu empfinden. Er hatte sich da angewöhnt, seine Gattin bei ihrem zweiten Namen Elisabeth zu nennen: er tat dies immer, wenn er besonders traulich und freundlich war, weil ihm dieser Name häuslicher und wirtlicher vorkam. Er wolle nicht immer, sagte er scherzhaft, auf die Krone erinnert werden, die ihm eher wie seine Beherrscherin als wie seine Gattin erschiene.

Nur eins fehlte dem Ehepaare zu seinem völligen Glücke: sie hatten keine Kinder. Sie waren bereits im vierten Jahre verbunden, und wenn sie auch nur in völliger Einsamkeit und unter sich dem schmerzlichen Gefühle über diesen Gegenstand Worte zu geben wagten, so ahnete die Witwe mit der den Frauen eigentümlichen Feinfühligkeit die Sache doch und war häufig unerschöpflich in Erzählungen und Geschichten, wie Leute so und so lange vermählt gewesen waren, ohne mit Kindern gesegnet zu werden, und wie dieselben dann plötzlich und in vielen Fällen reichlich gekommen seien. Diese Geschichten waren meistens aus ihrer eigenen Erfahrung genommen. Die Leute lebten größtenteils noch und konnten jeden Augenblick um die Wahrheit der Tatsache befragt werden. Freilich hatte die arme Frau bei ihrer eigenen Kinderlosigkeit Ursache genug gehabt, nach solchen Geschichten zu forschen, um ihre eigene innere Hoffnungslosigkeit zu täuschen und die schönen blondlockigen Engelein in der Zukunft zu sehen, die noch dereinst um sie in dem kleinen Hause spielen würden. Allein sie erschienen nicht. Endlich starb ihr Mann, sie heiratete trotz den Anträgen, die sich fanden, nicht mehr, verzichtete, und alle die blondlockigen Engelein, die hätten kommen sollen, sind auf ewig mit ihm in das Himmelreich gezogen. Nach und nach vergaß sie auch dieselben, und die Jahre flossen sanft dahin. Aber jetzt in ihrem Alter mußte sie wegen ihrer großen Liebe zu Corona, die sie trug, dasselbe Spiel ihrer Einbildungskraft wieder spielen, weil sie nicht leiden konnte, daß diese schöne, junge Frau keine Kinder bekommen sollte, und in ihrer Hoffnung, daß sie noch würde gesegnet werden, hatte sie dieselbe Festigkeit der Zuversicht für die Engelein Coronas, wie sie dieselbe für ihre eigenen gehabt hatte.

Es waren wieder ein paar Jahre vergangen, ohne daß die Hoffnung sich erfüllt hätte. Die Geschäfte hielten Georg oft mehrere Wochen von seinem Hause entfernt, sie mehrten sich

noch immer, so daß er zuweilen einen Monat auf Herumreisen zubringen, einen andern in einem entfernten Orte verweilen mußte und erst im dritten ein wenig nach Hause kommen konnte. Er geriet hierbei immer südlicher in unser schönes Vaterland, und da er die Wälder, das traurige Entbehrnis seines Geburtsortes, so sehr lieben gelernt hatte, so kam es ihm in den Sinn, sich auf zeitlebens in der Nähe eines solchen anzusiedeln. Es war ein schöner, sanfter Abhang von Wiesen und Feldern — zwei klare Bäche schossen in dichtem Gebüsche über glatte Kiesel an zwei verschiedenen Stellen ab — hinter dem Hange begann ein sachter Wald mit Eichen, Eschen, Ahornen und Haselgebüschen anzusteigen, fast schöne Gartenwege liefen in ihm, und grüne, fette Rasenstellen waren nicht selten. Dann strebte er rascher empor, die Fichte erschien und andere wilde Bergbewohner, die nun weniger Rasen, aber das duftende, blühende Heidekraut zwischen ihren Stämmen hatten. Mehrere Wegestunden ging der Wald fort, dann wurde der Nadelbaum dünner und verkommener, Gerölle lag herum und zerschund die Rinde der einzelnen darin stehenden Bäume, und endlich ragten bloß Felsen empor. Wenn man von dem Rande des Eichenwaldes auf den Felder- und Wiesenabhang zurücksah und dann das weiter fortlaufende Tal überblickte, so sah man schier wieder einen Wald, einen dichten Wald, aber von lauter Obstbäumen — scheinbar dicht; denn die Entfernung schob die einzeln stehenden Bäume, die auf den Wiesen und zwischen den Feldern zerstreut waren, zusammen, und zwischen all dem liefen Zäune mit blühenden Gebüschen und meist mit kleinen daneben rieselnden Wässerlein, wie es in jenem schönen Lande gebräuchlich ist, dahin, sehr viele Strohdächer sahen in großen Entfernungen voneinander aus den Bäumen heraus, und wenn der Abend kam und die blauen Schatten sich zwischen das Grün legten, stiegen auch viele blaue Rauchsäulen von den das Abendessen kochenden Herden empor, oder es stand eine dünne, zarte, blaue Schicht über dem feuchten, gesättigten Grün. Eine Strecke des Waldhanges nebst einem kleinen Anteile des Eichenwaldes war zu verkaufen. Georg dachte, auf der Anhöhe würde ein Haus recht gut stehen, so würde auch die Feuchtigkeit des Tales, wie in fruchtbaren Gegenden oft der Fall ist, vermieden, und er wünschte die Stelle zu erwerben. Daher verabredete er mit dem Verkäufer, daß er zwei Wochen warten solle, dann würde er eine Erklärung bekommen, und wenn Georg den Platz nicht nähme, so hätte der Besitzer eine festgestellte Summe als Reugeld zu bekommen. Dies wurde angenommen. Nun reisete Georg sogleich

nach Hause, nahm Corona zu sich in den Wagen und fuhr wieder mit ihr zu dem Waldhange hin, um ihr die Stelle zu zeigen und zu fragen, ob sie ihr gefiele. Nach dem Wohnlichkeitssinn, der beiden eigen war, hatten sie es schon seit längerer Zeit, als ihre Wohlhabenheit sich zu mehren anfing, zu ihren Lieblingsplänen gezählt, sich einmal an einer Stelle, die ihnen gefiele, anzubauen, sich da, wie es nur immer ihrem Herzen zusage, einzurichten und das ganze Leben hindurch zu verschönern und zu ordnen, bis es Gott gefiele, zuerst das eine von der Seite des andern, dann das andere von dem Platze überhaupt abzuberufen. Diesem Plane schrieben sie unzerstörliche Gewißheit und Wahrhaftigkeit zu, wenn sie nur lebten, da es ja bloß von ihnen abhing, ihn heute oder morgen zu verwirklichen, wie es ihnen beliebte. — Nun stand Corona auf der Stelle, die Georg ausgesucht hatte, die ihm gefiel und die, wenn sie es wünschte, ihr Eigentum werden konnte. Wie wenig hatte sie einst verstanden, da sie Felder, Wälder, Berge, Güter zu erben hatte, was Eigentum sei — und wie war sie jetzt, da sie auf dem Platze stand, ergriffen, fast erschüttert, da sie wußte, wie schwer der Erwerb sei, wie der ihrige nur das zufällige Ergebnis des glücklichen Talentes ihres Mannes sei, und wie langsam es gedeihe, bis man zu einer Stelle dieser Erde sagen könne: diese ist mein Freund, und diese ist meine Heimat. Ihr gefiel der Platz fast noch mehr als ihrem Gatten, und da die Wünsche zusammenstimmten, wurde die Sache ins reine gebracht und der Preis erlegt. Dann fuhren sie wieder nach Hause, und es begannen sofort die Pläne. Er hatte bei seinen Arbeiten nie die Gewohnheit gehabt, ihr Papiere zu zeigen, sie hatte es auch nie verlangt, obwohl sie die Schönheit des endlich ausgeführten Gedankens stets zu empfinden und zu würdigen verstand. Jetzt aber, da er mit den Zeichnungen der Baupläne fertig war, ging er zu ihr in ihr Zimmer, legte alles auseinander und fragte, ob es ihr gefiele. Sie verstand nicht jedes sogleich, ließ es sich erklären, und als sie über das Ganze einen Blick erlangen konnte, gab sie nach unbedeutenden Einwendungen, deren Gültigkeit er wieder einsehen mußte, ihre große Freude und ihr großes Wohlgefallen zu erkennen. Er nahm seine Papiere zusammen, machte die kleinen Abänderungen und ging nun daran, sogleich zu beginnen und mit den einzelnen betreffenden Werkleuten Verträge zu schließen. Die Vorarbeiten auf dem Platze hatten gleich nach dem Ankaufe angefangen, und über die Gewinnung und Beischaffung der Stoffe war schon damals verfügt worden.

Sogleich begannen nun die Ausmessungen der Linien; die Erdarbeiter warfen ihre Wälle aus, Gerüste stiegen, und in kurzem hämmerte und werkte es aus dem Innern heraus, und die Mauern stiegen über die Erde empor. Georg hatte zu den vielen Arbeiten, die er überschauen mußte, nun auch den Bau des eigenen Hauses zu führen. Ehe es noch fertig war, nahm er oft Corona mit sich hin, daß sie das Gedeihen besehe, und sie ging zwischen den rohen, nassen Mauern, auf schwanken Brettern und neben Kübeln mit schwimmendem Mörtel dahin.

Zwei Jahre verflossen, ehe das Werk fertig war, weil er nicht nur gut bauen, sondern auch zur Schonung der Gesundheit die Mauern gut austrocknen lassen wollte. Die Gerüste wurden schon früher abgenommen, und die Landleute sahen mit Wohlbehagen auf das weiße Haus mit dem lieblichen, roten Ziegeldache hinauf, das da entstanden war und von dem dunklen Waldhange auf das Grün der Wiesen und Ostbäume herabgrüßte. Endlich war die Zeit gekommen, wo alles doch so weit fertig geworden war, daß man übersiedeln konnte. Er hatte die Sache zwar nicht großartig gemacht, aber auf Freundlichkeit und Bequemlichkeit gesehen. Es war ein Säulengang im Hofe, wie er bei seinem Vater gewesen war, und wie ihn Corona sehr liebte; es waren die Zimmer; selbst für Freunde, wenn einmal solche kämen oder aus sonst einer Ursache die Bewohnerschaft sich vermehrte, war gesorgt; dann war die Küche, gleichsam ein Tempel, wo sie gerne wirtschaftete; dann Gänge, Nebengebäude und alles, was sich gebührte. Sonst war das Ganze klein und heiter beisammen. Der Garten sollte bis zu dem Walde zurückgehen, in den er sich unkenntlich verliere. Zu einem kleinen Gewächshause wurden die Anlagen gemacht. So war es, da die Übersiedlung begann. Corona hatte schon lange vorher zu packen begonnen. Georg hatte eine große Anzahl fester Kisten machen lassen, in welche die Dinge einzeln und zusammen gepackt werden sollten, daß man die Kisten dann werfen und legen dürfte, wie man wollte, ohne daß die Sachen Schaden leiden könnten. Corona arbeitete den ganzen Tag, wickelte ein, packte, veränderte und packte wieder — und wie das Häuschen der Witwe nach und nach leerer wurde, häuften sich die Kisten auf dem Gange und in den Räumen des Vorhauses. Nun erschienen die Wägen, auf die sie geladen wurden, und mit denen eins nach dem andern abfuhr. Endlich, gleichsam als das letzte Gut, setzten sie sich auch in ihren Wagen und fuhren den andern Gütern nach. Die einsame Witwe, in deren Häuschen sie bisher gewohnt hatten, und die so sehr an die zwei

Leute angewachsen war, daß sie sich nicht trennen konnte, fuhr mit ihnen, gleichsam als Gesellschafterin und freundliche Dienerin Coronas, wie sie es bisher gewesen war. Sie hatte auf Georgs Rat ihr Häuschen, das sie anfangs verkaufen wollte, bloß verpachtet und kehrte ihm voll Freuden den Rücken.

Als sie ankamen und Georg gleich wieder auf eine entfernte Baustelle fortmußte, begann ein Auspacken und Ordnen, wobei Corona die Oberaufsicht übte und die ihr beigegebenen Arbeiter leitete. Da Georg wiederkam und mehrere neu angeschaffte Sachen mit ihm, ging es erst an das ordentliche Einrichten und Stellen. Vom frühesten Morgen bis spätesten Abend war Corona beschäftigt. Sie wählte, verwarf, wählte wieder, und nach und nach ging ein Raum nach dem andern aus ihren Händen vollendet hervor, bis alles wohnlich geworden war und den ersten rohen und ungastlichen Anblick verloren hatte, mit dem es die Ankömmlinge empfangen hatte, aber viele Wochen hindurch mußte noch bald dort ein Türchen angebracht, bald hier eine Lücke verbaut, bald dort ein Balken weggenommen, bald da eine Grube ausgefüllt werden, bis sich die Roheit und Neuheit verwischte und das Besitztum und Bewohnertum sich verwuchs, als wäre es immer so gewesen. Der Garten, in welchem die ohnedem auf dem Platze stehenden Obstbäume und andere gelassen worden waren, begann ebenfalls aus seinem Urzustande herauszutreten, hie und da Blumen und Anlagen zu zeigen, wie sie Corona liebte, und wie sie gut standen. Die Gemüse zogen schöne und bunte Tafeln hinaus, und nach dem ersten Jahre funkelte das vollendete Glashaus in die Lüfte. Es wurde alles fast so gemacht, wie es in dem kleinen Häuschen der Witwe gewesen war, nur großartiger, weil hier mehr Raum war und kostbarere und reichere Sachen angekommen waren. Er stellte Sammlungen auf, und sie ordnete die anderen Dinge, daß ein lustiger, heiterer Tempel des Geschmackes und der Ordnung erschien. — Es ist ein lieblicher Gedanke, wenn man das irdische Gut dazu hat, seine Sachen auf einen Platz niederzulegen und zu sagen: „Hier wirst du leben und sterben — das gehört dein!“

Anfangs, da so vieles zu tun war, war ihnen die Zeit schneller vergangen als sonst, und zwei Jahre verflossen, ohne daß sie wußten, wohin; aber dann, da einmal Ordnung eingekehrt war, ging alles sanfter und gemäßigter hin. Sie walteten, wie sie es früher getan hatten. Georg mußte ab und zu reisen, er war oft lange in seinen Geschäften abwesend, oft konnte er wieder auf einige Zeit zu Hause sein. Sie lebten auch hier sehr einsam, nicht einmal seine Zeichnungsstuben hatte er in seinem

Hause, um dessen ländliche Ruhe nicht zu stören, sondern er hatte sie in dem Lande herum zerstreut — sie hatten nie Gesellschaft, und was die Leute sagten, war ihm gleichgültig — er ging nie mit ihnen um, sie gehörten eigentlich nur einander an. Immer mehr ordnete sich das Haus, immer mehr saßen sie in ihrem Besitztum in Fülle und sahen auf die wunderschöne Welt hinaus. Aber ein Wunsch ging nicht in Erfüllung, der allem anderen die Krone aufgesetzt hätte, oder der sie alle entbehrlich gemacht hätte: sie hatten noch immer keine Kinder.

Die Habe mehrte sich, selbst allerlei Kunstwerke kamen ins Haus, eine Bildsäule von weißem Marmor stand unter den sanften Hallen, Gemälde von großem Werte zierten manche Zimmer, und was zwischen kinderlosen Eheleuten so oft der Fall ist, wenn er nach Hause kam, da er länger abwesend gewesen war, oder bei andern Gelegenheiten, die er ergreifen konnte, brachte er ihr Geschenke nach Hause, sei es ein kostbares Tuch, ein Schmuckgegenstand, ein Silbergefäß, sei es ein künstlich gefertigtes Einrichtungsstück, bis sie von einer Menge Gegenständen und Spielereien umringt war, daß sie oft nicht wußte, wie sie dieselben nur unterbringen oder aufstellen sollte. Dafür empfing sie ihn immer, wenn er von seinen Reisen zurückkam, mit einer Reinlichkeit seines Hauses, mit einem Schimmer und Glanz desselben, daß er sich sagen mußte, wenn manche Menschen prachtvoller wohnen, so sei doch kein Haus so unbedingt rein und klar und alles ordnungsmäßig umfangend, wie das seine. Kein Stäubchen, kein Flecken, kein Hauch einer Unordnung war durch alle Zimmer zu sehen. Sie ordnete immer, und die schönen Geräte oder Kunstsachen, wie etwa Geschirre, Gemälde und dergleichen, reinigte sie stets selbst; denn sie hegte zum Beispiele ihre Tische so, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinste Ritzung geschändet werden durfte. Georg war jetzt viel öfter und länger zu Hause; da er nur mehr die vorzüglicheren und größeren Arbeiten übernahm, weil er sich Ruhe gönnen wollte, und die anderen durch einen jüngeren, ebenso aufstrebenden Menschen besorgen ließ, wie er selber einstens aufgestrebt war.

So lebten die zwei Menschen fort und entbehrten, was ihnen versagt war. Aber desto schmerzlicher wurde die Entbehrung, als sich auf dem dunkeln Haupte Georgs manch ein einzelnes weißes Haar zeigte und in dem schönen Angesichte Coronas manch eine feine Linie, die den allmählichen Beginn des Alterns verkündete.

Einmal waren sie in einem Hause eingeladen, wo man

sie zwar nicht mehr liebte oder haßte als in einem andern, wo man aber vielleicht aufrichtiger gegen sie gesinnt war, als sonst wo der Fall gewesen sein mochte. Georg, der viel mit Menschen in Geschäften verkehrte, sonst aber sich von ihnen zurückhielt, ging doch zuweilen irgendwohin, wo er geladen wurde, weil er mußte, Corona schier nie, und dieses Haus war das einzige, wohin sie ihn schon ein paarmal begleitet hatte, wenn er in Jahren einmal einer Einladung Folge leistete, weil er eben zu Hause war und die Arbeiten sich ein wenig minder dicht drängten. Sie fuhren gegen Abend hin. Auf Coronas noch so schönem Halse prangte ein Smaragd, der einen zweiten und eine Perle trug, das Ganze mit einem feinen Goldkettchen um den Nacken geschlungen, von dem es sich in mattem Scheine schnitt, sowie die dunkle Glut des Steines sich von dem Halse in würdigem Spiele weghob. Sonst hatte sie ein schwarzes Seidenkleid an. Sie traten schier die letzten in den Saal, man erhob sich und empfing die einsame, schöne Frau. Es saßen noch mehrere andere da, von Gruppen schwarzgekleideter Herren umgeben, Schmuckstücke, schier so kostbar wie Coronas oder kostbarer, glänzten auf ihren schönen Kleidern oder funkelten von bloßen Armen und Nacken — aber ein anderer kostbarer Schmuck, den Corona nicht haben konnte, stand gegen die Tür des zweiten Saales an kleinen Tischchen: eine Gruppe vielzähliger aufwachsender Mädchen, untermischt mit ebenso vielen noch ganz kleinen, die sich an sie drängten. Man betrachtete sie noch nicht als Jungfrauen, das Haar war noch knabenhaft geschoren, keine hatte einen Schmuck als die lebhaften Augen, und eine ein falsches Kettchen um den Hals; unter den unscheinbar geschnittenen und leichtweg verzierten Linnen des Halses schlug ein junger Busen, und unter den schlichten Kleidchen blühten junge Glieder. Sie redeten alle durcheinander und fragten sich um allerlei und freuten sich, daß sie so beieinander seien. Man gab verschiedene Erfrischungen herum, und das kleine Volk, wie man sich ausdrückte, bekam seine Sachen auf die kleinen Tischchen, bei denen es stand, und um die es sich dann lärmend niederließ. Besonders waren zwei Mädchen dabei, die sich auszeichneten. Sie waren schon etwas sorgfältiger gekleidet als die andern, aber doch noch in den Jahren, wo ihnen Kleider noch nichts sind; sie waren größer, und unter die unbedeutende Freude des Kindes mischte sich schon die sanftere Gewalt der Jungfrau. Eine war blond und zart, sie war schon jungfräulicher, die andere stärker gebaut und dunkel, aber in Ausdruck, Kleidung und Haarschnitt noch knabenhafter als die

Schweſter. Sie waren zwei mutterloſe Waiſen, die ihr Vater, ein ſehr ernſter Geſchäftsmann, jetzt gleichſam Mutterſtelle vertretend, gerne zu ſolchen Gelegenheiten führte, wie ſie heute waren. Es ſollten ſich die Kinder miteinander freuen, und nebenher war es beſtimmt, daß ſie Muſik machen würden. Zu den herumſitzenden Frauen kam bald das eine, bald das andere der Kinder, bald eine ganze Schar gelaufen und rief: „Mutter, wie iſt denn das? — Mutter, wo iſt denn jenes?“ Die betreffenden Mütter, ſich die Dinge vom Halſe ſchaffend, gaben Auskunft, gaben Rede und ordneten nebſtbei etwas an dem verſchobenen Gewändchen. Der Vater der zwei Mädchen gab ihnen auch, wenn ſie gelegentlich zu ihm kamen, Anweiſung, wie ſie ſich zu benehmen hätten. Corona ſaß vereinſamt und vereinzelt da und ſchaute zu. Nachdem die Geſchirre und die anderen Vorrichtungen, die zur Einnahme der Erfriſchungen daſtanden, weggeräumt worden waren, nachdem von den Männern ein Geſpräch über Staatsangelegenheiten eingeleitet worden war, welches ziemlich lebhaft werden wollte, ſtanden die Kinder ſchon zu einem Chore gerüſtet und warteten nur, bis die Herren aufhörten, daß ſie anfangen könnten. Durch die Frauen bedeutet und aufmerkſam gemacht, brachen die Männer ihr Geſpräch ab und ſetzten ſich in die Stellung, den Kindern zuzuhören. Dieſe führten ein holländiſches Volkslied aus, das von Störchen handelt und immer im Chore die Worte Klapp, Klapp, Klapp — Klapp, Klap, Klapp enthält, was die Sänger ſehr freute. Dann kam verſchiedenes, was teils im Chore, teils zu zweien, teils von einem geſungen wurde. Jetzt ſetzte ſich das dunklere von den zwei oben benannten Mädchen an das Klavier, welches Inſtrument damals noch viel ſeltener und weitaus nicht in der Vollkommenheit geſpielt wurde, wie heutzutage. Das Kind zeigte keine Verlegenheit, ſondern, wie Kinder tun, die ihre Aufgabe aufſagen können, ſchaute es mit den fröhlichen, pechſchwarzen, etwas großen Augen freudig umher, gleichſam Aufmerkſamkeit und Stille heiſchend. Die ſchwarzen, kurz geſchorenen Haare ließen den ſchöner werdenden Nacken ſehen und hoben das weiter unten auf den Schultern liegende Linnen hervor. Der Lehrer des Kindes ſetzte ſich zu ihm, und das Spiel begann. Es war ſonderbar: über all das Frühere, was die Kinder vorgetragen hatten, hatte man ſich gefreut, weil ſie es konnten, wie man es gewöhnlich verlangt: taktrichtig und ſchier mit keinem einzigen falſchen Tone. Auch über das, was dieſes Kind jetzt vortrug, freute man ſich anfangs; denn es ſpielte ſo vorzüglich gut, es rollte die Töne ſo beſtimmt und,

wie die Kenner sagen, so perlartig aus seinen Händen hervor, es schlug fast so klar an wie ein Mann, daß sich das Bauwerk der Musikdichtung gesetzmäßig entfaltete: — aber wie die Leute, von solcher Fertigkeit überrascht, wirklich mit innerlicher Aufmerksamkeit zuhörten und das Kind, von dieser Aufmerksamkeit und von der Stille, die herrschte, erfreut, immer mehr Sorgfalt auf das Spiel verwendete und auch immer besser spielte; so fing sich in ihm ein Geist, den es vielleicht noch wenig kannte, zu regen an: es verstand auf einmal die Musik; denn in dem Spiele war Seele, und das Angesicht, das früher nur rot und weiß gewesen war, war jetzt anders: es war gleichsam freudig und doch auch leidend — denn die Musik war traurig — und man glaubte, jetzt und jetzt sollten Tränen ausbrechen. Als es gleich nach Vollendung dieses Spieles noch eine sehr schöne Arie sang, war das nämliche vorhanden, und es zitterte ihm seine unschuldige Stimme. Als es dann gänzlich fertig war, trat es zurück und mischte sich beschämt unter die andern Kinder. Welche Gewalt des Gefühles für eine einstige Zukunft ahnete man durch diesen Zufall in dem noch unentweihten, unentwickelten, gegen sich selber noch hilflosen Körper! Alle waren erfreut, und alle riefen Beifall zu; denn selbst solche, welche sich um ähnliche Dinge wenig bekümmern, waren fast ergriffen; denn es lag hier ein Stück Reinheit und Schönheit menschlicher Seele gleichsam nackt und unwillkürlich da. Der Vater saß in der Nähe der Eingangstür auf einem zurückgeschobenen Stuhle, war selig und dachte vielleicht an die verstorbene Gattin. Es wurde noch manches vorgetragen und gut ausgeführt, wie es fleißige und geschickte Kinder ausführen. Als nach Beendigung der Musik die Tische wieder gedeckt, aneinandergeschoben und geordnet wurden, um ein Abendmahl aufzusetzen — als auch die kleineren Tischchen geordnet und ebenfalls wie die großen gedeckt und beschickt waren, nur mit der einzigen Ausnahme, daß keine Weinflaschen auf denselben standen — als man sich um die Tische gesetzt hatte und auch um die kleineren wieder das kleine Volk saß, war das Mädchen, welches durch seinen Vortrag so erfreut hatte, darunter und war wieder ein Kind: es redete allerlei mit den Umgebenden, es lachte und aß — das Angesichtchen war wieder rot und weiß, und die kurz geschorenen Haare standen wieder zu dem Gesichtchen. Als spät nachts alles aus war und die betreffenden Mütter ihre Kinder um sich sammelten, die von denselben hierhin und dorthin gelegten Kleiderstücke zusammensuchten, ihnen anpaßten und hie und da etwas an den Körperchen verwahrten, daß sie sich nicht verkühlten — als dann

ein allgemeines Abschiednehmen war und ein Fortfahren von dem Hause der Unterhaltung: so saßen Georg und Corona auch in ihrem Wagen und fuhren allein in demselben nach Hause. In ihren finstern, sehr schön eingerichteten Zimmern wurde, da sie ankamen, Licht gebracht, sie legten die Kleider und den Schmuck auf die gehörigen Stellen und begaben sich zur Ruhe.

Am andern Tage war wieder ein Tag, wie viele gewesen sind, und wie sie immer sein werden, bis sie sterben.

Sie waren jetzt im dreizehnten Jahre vermählt.

Als einige Zeit, ungefähr mehrere Wochen nach jenem Abendfeste, dem sie beigewohnt hatten, vergangen waren, kam einmal Corona an einem Nachmittage zu Georg in eins seiner Zimmer, wo er die Steine hatte, und wo er eben vor dem Tische, auf welchem mehrere zu ordnen lagen, saß und sie betrachtete. Es war dies eine ungewöhnliche Stunde, daß sie zu ihm kam; denn meistens war er um diese Zeit in seinem Arbeitszimmer und zeichnete — nur heute hatte er sich — man weiß keinen Grund — von der Arbeit wegbegeben und war zu seinen Steinen gegangen. Er hob daher sein Haupt empor und sah auf Corona hin, da sie eintrat, gleichsam fragend, ob ihr etwas fehle, daß sie zu so ungewöhnlicher Stunde komme.

„Georg, störe ich dich?" sagte sie, „ich möchte gerne etwas mit dir reden."

„So rede, Corona, du störst mich nicht," antwortete er, „wenn ich auch beim Zeichnen wäre, so würde ich aufhören, wenn du mit mir reden wolltest."

„Aber es ist lange, Georg."

„Wie es auch sei, Corona, ängstige mich nicht und rede. Wann hätte ich dir denn je eine Zeit verweigert, die du in Anspruch genommen hast. So ist es nicht, daß ich nicht ein Stückchen Arbeit verschieben könnte, wenn sich etwas anderes ergibt, das meine Aufmerksamkeit erheischt. Zudem siehst du ja, daß ich mir ohnehin einen Feiertag gemacht habe und dasitze und gleichsam mit diesem Steine da rede. So sprich also."

„Du mußt mich aber bis zu Ende anhören, Georg, du mußt nicht antworten, mir nichts dareinreden, bis ich selber sage: jetzt antworte."

„So rede nur, du machst mich sehr unruhig — ich verspreche dir, bis zum Ende ohne Antwort zuzuhören."

„Nun also, Georg, ich bin heute zu dir hereingekommen, dir die Scheidung unserer Ehe anzubieten."

„Corona!"

„Siehest du, du redest darein. Ich habe es ja gewußt, daß

es so kommen werde. Höre mich nur zu Ende und dann rede, was du immer willst."

„Aber, Corona, was ist dir denn widerfahren?! wie kannst du denn meinen, daß ich einem solchen Dinge mit Ruhe werde zuhören können. Sage, welch ein Unglück ist dir zugestoßen?"

„Höre mich doch an, Georg, ich habe es dieser Tage her und wohl manchmal auch früher sehr reiflich überlegt und bin mit dem Gedanken nicht eher zu dir gekommen, als bis ich glaubte, daß ich ihn so ausgebildet habe, daß er mir als recht erscheint, und daß ich ihn dir werde auseinandersetzen können. Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei. Was ihr oft so hoch setzt: Amt, Würde, Geschäft, ist in vielen Fällen nur ein Mittel — bei dir, Georg, ist es nicht so — sich Geld und Gut zu erwerben, um mit diesem Gelde und Gute dann seinen Trieben und Neigungen zu dienen: in wenigen Fällen ist das Geschäft Sache des Berufes, wo nämlich Kräfte nach einer Richtung hin stärker gegeben sind, in dieser Richtung hin stärker auf Erfüllung dringen und in dieser Richtung hin den ganzen andern Menschen mitnehmen. Besser wäre es, wenn der Mensch unbeschadet seines Berufes auch in andern Kräften stark genug wäre, ihnen Erfüllung zu geben und im Einklange aller ganz ein Mensch zu sein. Du bist es fast, Georg, du hast deinem schönen Drange gefolgt, hast dich aber nie den Menschen verkauft und bist neben deiner Kunst ein starker, freier, guter Mensch geworden, ein Mensch, der seine Augen auch irgendwo anders hat als in seinem Berufe: darum habe ich dich gleich so liebgewonnen — du bist fast ein ganzer Mensch, Georg, außer, wo die Verhältnisse es dir versagen — — aber vielleicht nur so lange, als wir selber wollen. Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude aneinander gebunden, außer der es nichts Freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles andere in dieser Welt beiseite setzen und den Kindern dienen — ja, in der Gefahr das eigene Leben dahinwerfen, um das der Kinder zu retten, so herrlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fortlebe und das alte vergehe, das junge hervorgerufen und seinen Zweck

erfüllt habe. Darum ist die Welt so schön, daß sie jeder neue neu geputzt finde und, wenn er lebt, nicht anders meine, als das ganze Leben beginne überhaupt erst jetzt. Und wenn er alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt. Siehst du, Georg, ich habe gesagt, daß du ein ganzer Mensch seist, außer, wo die Verhältnisse es versagten, und daß dies vielleicht nur so lange währe, als wir es selber wollen. Wir sind jetzt über zwölf Jahre verbunden und haben keine Kinder bekommen. Es ist sehr oft der Fall, daß zwei Menschen keine Kinder haben, und wenn sie beide andere Verbindungen eingehen, werden sie beide mit Nachkommenschaft gesegnet. Es ist eine hohe, eine gewichtige, eine heilige Pflicht, daß der Mensch, der nur das eine Leben hat, es voll anwende und darin auch die menschlich und göttlich gesetzlichen Mittel ergreife, die Welt in einem kleinen Teilchen durch seine Kinder fortblühen zu machen. Darum, glaube ich, hat ja unsere Kirche festgesetzt, daß in ihr die Ehe löslich wird, damit ein mißgeschlungenes Band zunichte gemacht und wieder ersetzt werden könne, was gefehlt wurde. Und ich glaube, daß der höchste Zweck dieser Einrichtung nicht darin bestehe, daß Menschen, welche leichtsinnig ein Band geschlungen haben, wenn sie ihre Herzen nicht kannten, wenn die Mittel des Lebens nicht da sind, und hundert andere Fälle, es wieder auflösen können, wenn sie sich nicht vertragen, wenn das Band eine Bürde wird — sie hätten ja das vorher wissen und vermeiden können. Ihretwillen kann das Gesetz nicht allein da sein. Ein viel höherer Zweck desselben muß sein: wenn zwei Menschen alles Edle und Gute, was der Verstand und das Herz eingeben, vor der Verbindung anwendeten, damit sie eine heilige und echt menschliche werde, wenn sie das wird und doch durch einen Umstand, den keines voraus berechnen konnte, die Ehe eine Scheinehe wird: daß sie dann gelöset werden kann, daß freiwillig und in Güte und Liebe die Verbindung getrennt werde, die vor Gott eine unmögliche gewesen ist. Wir sind beide in dem Falle. Es ist nicht mehr denkbar, daß wir noch den Segen eines Kindes erleben werden. Was wir auch durch unsere Verbindung erreichten, was wir uns auch gegenseitig gegeben haben, ein Zweck, ein hauptsächlicher, ist nicht erreicht worden: darum, Georg, ist mein Vorschlag, daß wir uns aus freien Stücken trennen, daß jedes wieder ungebunden sei und, wenn es ihm dünke, ein neues Bündnis eingehen könne, was ihn vielleicht noch mit dem bisher entbehrten Gute belohne. Ist es auch dann

nicht der Fall, dann sind beide von der Verantwortlichkeit frei. Denn wir haben getan, was uns menschliche Voraussicht zu tun eingegeben hat, jeder Erfolg liegt in der Hand eines mächtigeren Richters. Mir scheint die Handlung nicht bloß erlaubt, sie scheint mir recht. — — Und nun, Georg, bin ich fertig — jetzt antworte mir."

„Ich weiß nicht, Corona, was ich dir antworten soll — ich bin nicht gefaßt — ich habe auf diese Handlung noch gar nie gedacht — was werden die Leute sagen?"

„Sie werden sagen, es sei nicht recht — weil sie schwach sind. Sie werden den wahren Grund nicht wissen, ja, wenn er ihnen gesagt würde, werden sie ihn nicht glauben und in einem von uns eine geheime Schuld suchen, die das andere fortgetrieben hat. Auch wenn ihnen der eigentliche Beweggrund bewiesen wird, werden sie noch sagen, es sei nicht recht, weil sie nur allein an einem einzigen Dinge hängen, an ihrer Sinnlichkeit, die sie nicht verlassen können. Wer mit seinem Weibe jahrelang gelebt hat, gewöhnt sich an sie und ihre Gesellschaft wie an ein Stück seines eigenen Lebens, er findet sie als Bestandteil in allen seinen Vorstellungen, ihre Tätigkeit greift in sein Leben ein: das heißt er Liebe, das ist es, was er nicht entbehren kann, darum kann er sich von seinem Weibe nicht trennen, es ist ein Sinnliches, ein Selbstsüchtiges — und das ist keines stark genug zu opfern, darum begreifen sie es an anderen auch nicht. Sie müßten ein neues Leben beginnen, einen neuen Kreis von Vorstellungen anfangen, und das ist sehr schwer, weil sich die ganze verzweigte Verwandtschaft der vorhandenen Vorstellungen dagegen sträubt. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, warum ein Mann, der den Tod seiner Gattin aufrichtig und mit tiefstem Schmerze betrauert, der meint, er könne nun gar nicht mehr leben, doch sehr bald darauf wieder eine neue Verbindung schließt, weil er seine eigene bisherige Gewohnheitsweise nicht aufgeben kann und eine neue Ehe das leichteste Mittel ist, das Alte wenigstens annähernd wiederherzustellen: denn er braucht nur die Person zu verwechseln, und dann bleibt alles beim alten. Darum hört man in solchen Fällen das so oft, was ich von einem sehr alten Manne, der fünfunddreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hatte und nach dem Tode seiner Gattin alsobald wieder eine neue Ehe einging, bei meiner Gräfin sagen gehört habe: er kann seine Häuslichkeit nicht entbehren. Wir wollen sie entbehren, Georg, wir wollen sie des höheren Zweckes willen entbehren, wir wollen die Freuden, die wir einander in täglichem Umgange gewährt

haben, opfern — diese Freuden waren bei uns größer als bei andern, weil wir beide einsam waren, weil wir beide niemand andern hatten als uns — aber wir wollen sie doch entbehren, wir wollen wieder sein wie früher, wollen anfangen, wo wir angefangen, als ich von meinen Verwandten und du nach dem Tode deiner Eltern von Eiserode fort in die Welt gingest. Es ist dies nicht das Höchste und das Einzige des Lebens, was wir dahingeben, es kann sich neu wiederfinden; was wir aber jetzt entbehren, ist ein Höheres, Uneigennützigeres und ist eine heilige Pflicht — — ja, eine Ehe, die eines ihrer Hauptzwecke entbehrt, deucht mir eher Sünde — — darum wollen wir sie lösen; was wir ohne unsern Willen nicht erreichten, wollen wir betrauern, und was nicht sein konnte, obwohl wir es beide wünschten, wollen wir nicht erzwingen wollen, sondern den Dingen gemäß handeln, die das Erstrebte auf dem Wege, der uns der süßeste wäre, versagt haben. Ich glaube, es ist überall das Rechte, wo ein Ding, das wir anstreben, verweigert wird, es rasch ändern und den Weg einschlagen, den die Gesetzmäßigkeit der Dinge vorschreibt. — — Und nun, mein Georg, was sagst du?"

„Corona — mein Weib" — antwortete der Baumeister — „ich weiß nicht, was ich sagen soll — das ist seltsam, was du sprichst. — — Es ist nicht so, es ist doch nicht so."

Bei diesen Worten schob er langsam seine Steine, die er vorher bei sich gehabt und betrachtet hatte, zurück und sah lange, gleichsam mitleidig, auf dieselben hin.

„Corona," sagte er dann wieder, „nein, es ist doch nicht so, wie du sagst. Wir sind beide beteiligt, ich muß bei meiner Antwort auch deiner gedenken, ich muß erraten, was dir frommt. — — Aber es ist gewiß nicht so, wie du sagst. Ich empfinde das tief. Lassen wir heute die Sache. Corona, ich werde mit dir reden, wenn eine Zeit vergangen ist — hörst du — lasse die Wohltat einer Zeit dahingehen — denn über dieses Gespräch muß Zeit vergehen. — — Lassen wir es, hörst du?"

„Ja, Georg, denke daran. Fange an, darüber nachzudenken, wie ich schon seit langem her darüber nachgedacht habe. Und wenn du, wie du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindes Statt annimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ebenfalls ein Mißverhältnis der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Tue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange nicht, daß er dein Sohn sei. Ich habe diese Gedanken schon

lange gefaßt, wenn ich dich öfter sah, wie dein Auge auf dem schönen Knaben ruhte, der gerne in unserem Hofe spielte, wie du manchmal fortgingest und noch unter der Haustür auf ihn zurücksahest. Er kann nicht sein Sohn werden, dachte ich. Ein Kind, Georg, kannst du nur auf dem Wege erhalten, den ich dir angegeben habe."

„Nur eins noch, Corona, dann schweigen wir aber über die Sache: Da du von dem Elternhause fortgingest, warst du ein Kind, da ich einsam in die Wälder ging und in abwechselnden Zeiten wieder in großartigen, verödeten Bauwerken studierte, war ich nicht viel mehr als ein Kind — die aufstrebenden Kräfte sind feurig, allmächtig, sie werfen den Widerstand um — — jetzt sind wir älter; der Bogen steigt nicht mehr so rasch hinan, wer weiß, ob er sich nicht schon sanft gegen die andere Seite hinüber zu krümmen beginnt: sage, werden wir auch können, was wir ausführen möchten? — wirst du es können, Corona?"

„Ich glaube", sagte die Gattin.

„Nun, so brechen wir ab," sagte der Baumeister, „lassen wir es. Wenn die Labung der Zeit dahingeflossen ist — wollen wir unsere Gedanken wieder fragen."

Sie schwiegen jetzt über diesen Gegenstand. Er nahm einen seiner Steine her und legte ihn wieder hin. Er schob mehrere vor und schob sie wieder zurück. Er führte Corona dann in den Garten. Sie gingen an den Blumen dahin, sie gingen neben dem sanften Glanze des Glashauses dahin, neben dem Springbrunnen, den Georg durch den Wasserdruck, der hoch oben in dem zurückgehenden Walde in den innern Lockerheiten des Berges niederlastete, zustande hatte bringen lassen, sie gingen an dem Kohle vorüber, der da stand, und dessen blauliche, kräftige, strotzende Blätter an Coronas Kleid streiften, sie gingen an den Pflaumenbäumen, an dem neuen Geländer, das er erst hatte machen lassen, an dem Zwergobste, an den Apfelbäumen, die im Frühlinge aus Frankreich gekommen waren, vorüber — und zuletzt an dem Neubruche, auf welchem gerade die Taglöhner arbeiteten, daß er gereinigt, von Steinen befreit und hergerichtet werde, um im künftigen Jahre dem Garten einverleibt zu werden, damit derselbe sich wieder ein wenig größer und reicher entfalte. Dann ist der Abend gekommen — endlich die Nacht — und sie legten ihr Haupt auf die Kissen der Ruhe.

— — Wie viele Zeit nach diesem seltsamen Gespräche vergangen ist, wieviel noch in der Sache gesprochen wurde, was der Inhalt dieser Gespräche war, vermögen wir nicht anzugeben —

nur das Ergebnis der Zeit, die noch nach dem Vorschlage Coronas verflossen ist, können wir erzählen: Georg willigte ein, er erhob sich zu Coronas Gedanken. Es wurde beschlossen, daß sie sich ohne einen Auftritt des Weinens oder der Klage trennen wollen, daß jedes in der Zukunft streben wolle, den Segen der Kinder in einer neuen Verbindung zu erringen, daß sie sich nie sehen, einander nie schreiben wollen, daß sie füreinander nicht mehr da sind. Als dieses beschlossen war, ging Georg daran, das vorhandene Vermögen zu teilen. Er gab Corona die Hälfte, welche hinreichte, ihr ein sehr schönes, mehr als wohlhabendes Leben für alle Fälle der Zukunft zu sichern, und die andere Hälfte, wozu das Haus gehörte, behielt er für sich. Dann, um alle Unannehmlichkeiten zu Hause zu vermeiden, wurde ausgemacht, daß man seine Sachen zusammenrichten, miteinander fortfahren, die Angelegenheit bei der Behörde in Ordnung bringen und sich dann in der Entfernung trennen wolle. Corona packte ihre Sachen in der Stille zusammen. Es wurden ein paar Koffer und einige Kisten fortgeschickt, was nicht auffiel, da der Baumeister mancherlei Dinge für entfernte Häuser oder Schlösser zu besorgen hatte und dieselben gewöhnlich zuerst zu ihm kamen, von wo er sie dann wohlverpackt an den Ort ihrer Bestimmung abgehen ließ. Endlich, an einem trüben, mit Regen kämpfenden Sommermorgen fuhren sie selber ab, da man eben den nun fertig gewordenen Neubruch einplankte und zu dem Garten schlug. Mit der geistlichen Obrigkeit, weil beide Teile einig waren, wurde das Anliegen bald erledigt, und die Trennung folgte dann schnell. Corona fuhr in einem Wagen, dessen Pferde sie sich schon selber bestellt hatte, durch den Torweg des Gasthauses hinaus. Der Wagen fuhr die Gasse entlang, beugte dann um eine Ecke und konnte dann nicht mehr gesehen werden. — Sie war jetzt wieder mit ihrem Herzen allein. — Georg stand in dem Zimmer des Gasthofes, das sie bisher, da die Angelegenheit im Gange war, miteinander bewohnt hatten, und schaute vor sich hin. Es war nun in seinen Augen kein eheliches Gemach mehr, sondern eines jener unzähligen Gasthauszimmer, wie er sie während seiner jugendlichen Herumwanderungen so oft in ihrer Öde über Nacht oder auf kurze Tage bewohnt hatte. Kein einziger Mensch hatte in dem Gasthause geahnt, was zwischen diesen zwei Leuten vorgehe, und auch nicht gewußt, als die Frau fortfuhr, welch ein Fortfahren das sei.

Die seltsame Tat war nun getan — und beide konnten jetzt dem Plane gemäß frisch und frei an den Bau des noch übrigen

künftigen Lebens gehen, als wäre es ein anfangsfähiges, ursprüngliches, gerade aus der ersten Hand des Schicksals gegebenes.

Georg reiste nicht nach Hause, sondern er ging zu einem sehr entfernten Baue und leitete dort die Arbeiten fort. Er schrieb an die Witwe, welche auch sonst gerne in der Abwesenheit der Gatten das Hauswesen besorgt hatte, sie möchte nur alles sorgsam verwalten wie früher, er habe sich von seiner Gattin geschieden, wisse nicht genau, wann er nach Hause komme, und werde dann schon beschließen, was mit der Besitzung zu geschehen habe.

Die Witwe war ganz überrascht und traute ihren Augen kaum. Sie wollte sich dann, als sie die Sache begriff, fast zu Tode weinen und dachte, was muß denn geschehen sein — wie können sich denn zwei so liebe, gute, treuherzige Menschen scheiden! Sie ging wie eine Verlassene und Verlorene in dem Hause herum, wischte die schönen Sachen ab und schaute trübselig auf dieselben hin.

Die Leute wunderten sich, als das Gerücht die Erzählung dahertrug, daß der Baumeister an einem entfernten Baue sehr fleißig arbeite, und daß er sich, während er vom Hause weg sei, von seinem Weibe geschieden habe. Sie teilten es einer dem andern mit und erschöpften sich in Ergrüblung des Dinges, das da vorgefallen sein müsse.

---

3. Am Waldrande.

Wir haben nur noch sehr wenig zu berichten. Es ist genau dasjenige geschehen, was nach der Schönheit und dem Eigensinne des menschlichen Herzens geschehen mußte.

Wir sind genötigt, einen großen Raum von Jahren zu übergehen, weil von dem, was sich in demselben begeben hat, keine Einzelheiten vorliegen. Wir können nur das Allgemeine angeben, was schier alle Menschen wußten, bis wir dann am Schlusse wieder ein einzelnes zu erzählen vermögen, was nicht alle wußten.

Georg hatte sein Haus, das er mit so vieler Freude gebaut hatte, verkauft. Es wirtschafteten jetzt fremde Menschen darinnen, welche ebenfalls eine große Freude an dem Besitztume hatten, wie sie Georg und Corona gehabt hatten. Die Witwe wohnt wieder in ihrem kleinen weißen Häuschen, worin Georg und

Corona ihr eheliches Leben begonnen hatten. Der Baumeister baute fort, sein Wohlstand mehrte sich neuerdings, er kam durch Aufträge in fremde Gegenden, lernte verschiedene Menschen kennen — und bekam, wie es in dem Plane der Trennung gelegen war, auch wieder eine Gattin. Aber nicht nur eine Gattin bekam er, sondern sie gebar ihm auch Kinder, zwei Knaben, welche fast so schön waren, wie er in seiner Kindheit gewesen ist. Die Gattin hieß Emilie, sie liebte ihn und behandelte ihn freundlich. Die zwei Knaben blieben die einzigen Kinder. Da mehrere Jahre vergangen waren, da die Kinder heranwuchsen, dachte er neuerdings darauf, wie einst in schönen Tagen, sich wieder ein Haus zu bauen und sich fest niederzulassen. Er war jetzt bereits alternd, sein Vermögen war genüglich hinreichend, er beschloß daher, sich von den Aufträgen, die noch immer kamen, zurückzuziehen und seine Kräfte, die schon öfter zu ermatten begannen, zu schonen. Er liebte noch immer die Wälder, hing an Naturgegenständen und zog seine Sehnsucht halb heimlich, halb bewußt nach diesen Dingen hin. Er wollte daher, wie einst, einen Platz zu seinem Besitztume auswählen und sich ihn so suchen, daß er den Gegenständen seiner Liebe, die nicht alterte, nahe wäre und in Gemächlichkeit seinen Sammlungen, seinen Betrachtungen und seinen Empfindungen nachgehen könnte. Er näherte sich auf seiner Reise, auf welcher ihn sein Weib und seine Kinder begleiteten, dem waldigen Gebirge, weil es von ferne so aussah wie der sanfte, blaue Hang, auf dem er sein erstes Haus gehabt hatte, obwohl dieser Hang viele, viele Meilen weit von dieser jetzigen Gegend war. Es war jetzt gerade wieder dreizehn Jahre, seit er sich von Corona getrennt hatte. Als er dem Waldgebirge näher gekommen war, überraschte ihn immer mehr und mehr die Ähnlichkeit desselben mit seinem einstigen schönen Walde, der mit Eichen und Haselgebüschen von seinem Garten angefangen hatte, dann durch Eschen, Ahorne und Birken zu der Fichte und von der zu Felsen emporgestiegen war. Geradeso war es hier. Er reiste, da er endlich nahe genug war, den weitergehenden und größer werdenden Ähnlichkeiten nach, bis er eines Abends in ein Tal kam, das dicht mit Obstbäumen besetzt war, das ein frisches, feuchtes Grün hatte, von dem einzelne weit voneinander entfernte Strohdächer herausblickten, in dem blaue, von den das Abendmahl kochenden Herden aufsteigende Rauchsäulen waren und weiter draußen eine dünne, zarte, blaue Schicht auf dem feuchten Grün stand — von dem Tale zog sich eine Anhöhe mit Wiesen und Feldern hinauf, und am Rande desselben begann ein Laubwald

fortzusteigen, der von ferne wie Eichenbildung aussah. Mitten im Tale war ein kleiner Flecken mit einem roten Kirchturmdache. Georg kehrte nicht in dem Flecken, sondern in einem etwa eine Viertelstunde davon entfernten, an der großen Straße liegenden Gasthause ein. Er gedachte hier mehrere Tage zu verweilen und durch ein gutes Angebot etwa einen der Eigentümer der am Waldrande liegenden Höhe zur Abtretung eines Stückes zu vermögen, wie er es brauchte. Er zog daher schon am ersten Tage alle Erkundigungen bei dem Wirte ein und nahm sich vor, noch weiter zu forschen.

Am zweiten Abende seines Aufenthaltes ging er mit seinen zwei Knaben allein spazieren. Er schlug einen Pfad durch das Tal ein, welcher mit Obstbäumen gesäumt war und einen Zaun neben sich hatte, der mit frischem Wassergebüsche umwachsen war und richtig auch zu seinen Füßen das klare, schießende, über Kiesel rollende Wasser hatte — gerade so wie ein Pfad gewesen war, an dem er sehr gerne mit Corona gegangen war, da sie noch miteinander das Haus am Waldhange bewohnt hatten. Als er um eine Gruppe hoher, kleinblättriger Birnbäume bog, wo ein hölzernes Gitter war und der Pfad in zwei Teile auseinanderging, wandelte eine dunkel gekleidete Frau ihm entgegen — er erkannte sie — es war Corona. In dunkle Kleider gekleidet, wie sie wohl auch früher geliebt hatte, ein Häubchen, wie früher, nur viel bescheidener, auf dem Haupte, und eine Tasche, wie früher, nur etwas größer, an ihrem Arme tragend. Das Antlitz war so schön wie sonst — aber es war alt geworden. In den geliebten Zügen, die einst so seine Freude gewesen waren, waren sehr viel kleine, klare und deutlich geprägte Fältchen, auch war sie blasser als gewöhnlich, wie es ja das heranrückende Alter mit sich bringt. Sie blieben beide stehen und blickten einander an.

„Corona", sagte er.

„Georg", antwortete sie.

Sie reichte ihm die Hand — er faßte sie und meinte, er könne gar nicht mehr loslassen.

„Geht es dir wohl, Georg?"

„Wohl, Corona — dir auch?"

„Ja, Georg. — — Das ist eine schöne Gegend, nicht wahr?"

„Ja, sie ist schön — — sehr schön — — bist du lange hier, oder reisest du bloß durch?"

„Ich lebe schon mehrere Jahre in dem kleinen Städtchen dort — du reisest wohl eben hier durch?"

„Ich bin in dem einzelnen Gasthause über Nacht."

„Reiſeſt du dann wieder weiter?“

„Ja.“

„Georg — — ſage — ich möchte fragen: ſind dieſe deine Kinder?“

„Ja, Corona.“

„Wie alt ſind ſie denn?“

„Der eine iſt neun, der andere zehn Jahre alt.“

„Es ſind freundliche Kinder. — Weil du nur Kinder erhalten haſt.“

„Biſt du auch vermählt, Corona?“

„Es haben ſich Anträge gefunden.“

„Alſo biſt du vermählt?“

Sie wurde ſehr rot und ſagte: „Ich habe es nicht vermocht.“

Er antwortete kein Wort — nicht ein einziges Wort ſagte er auf dieſe Rede — — Nach einem Weilchen reichte er ihr die Hand hin und ſagte: „Gute Nacht, Eliſabeth.“

„Warte noch ein wenig“, antwortete ſie, dann ſuchte ſie in ihrem Täſchchen, das ſie am Arme trug, herum, brachte zwei Äpfel heraus und gab jedem der Knaben einen.

Dann gab er die Hand hin, ſie reichte ihm die Rechte, an der ſie, wie es auch früher gewöhnlich der Fall war, keinen Handſchuh hatte, er drückte die Hand, in welcher die ſeinige ſo oft geruht hatte, beide wandten ſich ab und gingen ohne ein Wort die verſchiedenen Wege fort. Die Knaben biſſen in die roten Äpfel und aßen ſie auf dem Heimwege.

Georg entkleidete ſich bald, ging auf ſein Zimmer — — und der achtundfünfzigjährige Mann weinte die ganze Nacht.

Jetzt erſt ſtand die Größe der Sünde vor ihm, die er begangen hatte — jetzt bereute er, daß er nicht mit ihr getragen und geduldet hatte, die größer war als er. Das arme Weib hatte dieſe Gegend aufgeſucht, die Ähnlichkeit mit dem Waldhange hatte, wo ſie ſonſt gelebt, und ſie war, durch die Ähnlichkeiten gelockt, immer weiter bis an dieſen Punkt gekommen. Hier lebte ſie nun, weil ſie die Erinnerung der Vergangenheit nicht wegtun konnte, in einem Teile dieſer Vergangenheit, wie ja auch er von weitem zu dieſem Walde hergezogen worden war, um an ihm, wie an ſeinem früheren Waldhange, ein Haus zu bauen. Dies alles, weil er Corona ſo gut kannte, empfand er jetzt auf ſeinem ſchlafloſen Lager. — Am anderen Morgen ließ er ſeiner Gattin keinen Schmerz merken, war gut wie immer und ſagte, daß er doch nicht dableiben, ſondern wieder weiterreiſen werde. Sie hatte geſtern mit dem Diener und der Magd alles zu längerem Aufenthalte eingerichtet gehabt, deshalb ſie nicht hatte mit

spazierengehen können — heute packte sie wieder zusammen, sie zog ihre Knaben, die bei ihr im Zimmer schliefen, während, wie es in dieser Ehe Gewohnheit war, er in seinem Studierzimmer schlief, reisefertig an, und gegen Mittag schwankte der Reisewagen auf der entgegengesetzten Straße aus dem Tale, als wo er hereingekommen war.

Was weiter geschah? — Georg konnte zu keiner Stetigkeit kommen. Die Kinder wurden groß und gingen fort. Der unbändige Hang zielte nach keiner Vergangenheit, ja, er fragte nicht einmal nach einer, als wäre sie nicht gewesen, wie Georg es als Waldgänger in dem Gleichnisse der strebenden Pflanzenäste zu dem Hegerbuben sagt. Einer dient zu Schiffe, ist auf allen Meeren und schreibt alle zwei, drei Jahre einen Brief; der andere, durch Lust an Naturgegenständen überwältigt, warf sich auf Zeichnen und Malen und ging, da sich eine Gelegenheit bot, voll Freude nach Südamerika, von wo er fast gar nicht schreibt. Die Mutter der Knaben ist gestorben — und Georg ist wieder allein, wie er es ja, wenigstens von den erstrebten Kindern aus, sein mußte — der rückgelassene, verdorrte Ast, wenn die neuen voll Kraft und Jugend zu neuen Lüften emporwachsen, in ihr Blau, in ihre Wolken, in ihre Sonne emporschauen und nie zurück auf den, woraus sie entsprossen. Diese Söhne werden geradeso einst Briefe bekommen, daß ihr Vater gestorben sei, wie dieser Vater, als er in seinen Studien begriffen war, erfahren hatte, daß er keine Eltern mehr habe und beide in der Erde begraben liegen. — Und so wird es fortgehen, wie es von seinen Eltern her fortgegangen ist, wie es bei seinen Söhnen fortgeht, und wie es bei dem Hegerbuben fortgehen wird, er mag sich nun zu einer Handarbeit, zu einem Gewerbe gewendet haben oder zu dem Meere der Wissenschaft, auf dem er fortsegelt, bis auch er wieder von seinem Sohne verlassen ist und allein auf dem Schiffe steht, da es sinkt.

Im hohen Alter, da sein Weib gestorben war, seine Söhne ihn verlassen hatten, hätte er gerne Corona aufgesucht, allein er schämte sich, auch wußte er nicht, ob sie nicht auch, wie er, aus dem Tale geflohen ist, da sie sich begegnet hatten. — Er hing sich an den Hegerbuben, bis auch dieser fortging — und er selbst wieder die Gegend um die Kienberge und um Hohenfurth verließ.

Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgendwo leben, er mag gestorben sein — wir wissen es nicht. Von seiner Gattin Corona wissen wir auch nichts. Lebt sie noch, dann ist sie uralt und gewiß so allein wie dazumal, da

sie von ihrem Vater gegangen ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt bei keinen Verwandten ist, und daß damals ein Anfang vor ihren Augen lag, jetzt ein nahes Ende. — — Wo sie auch sind, und wenn sie noch sind: Gott wird sie gewiß bald rufen.

Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: „Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten und die ihr weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen, ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode.“

Prokopus.

1. Am Morgen.

Durch das Haupttal der Fichtau, in welchem die Perniz fließt, ging einmal ein großer Zug von Männern und von Frauen. Der Weg war damals keine Straße, auf welcher schöne Wägen gehen können, — eine solche ist er noch heutzutage nicht — aber damals war der Pfad so schmal und uneben, daß nicht einmal jene Gebirgswägelchen auf ihm hätten fahren können, mit denen er in unsern Zeiten sozusagen bedeckt ist. Deshalb saßen alle jene Männer und Frauen auf ihren Pferden und ritten auf dem Pfade dahin. Die Tiere gingen eines hinter dem andern, außer wo der Weg sich etwa zufällig erweiterte und sie sich zu zweien gesellen konnten, wenn ihre Reiter etwas miteinander zu reden oder sich sonst einen Beistand zu leisten hatten.

Wenn man in jenen Tagen ein Ding durch die Fichtau bringen wollte, mußte es gesäumt werden. Die Bergdachungen zu beiden Seiten gingen mit Wald bedeckt bis an das Wasser nieder, in dem sie sich netzten. Die Perniz rauschte an dem Wege, und es lagen in ihren Gewässern noch manche Marmorblöcke aus dem Reviere der Fichtau, welche man später weggeräumt hatte, um Platz zu gewinnen oder um etwas Nützliches und Notwendiges aus ihnen zu machen.

Es glänzte ein heiterer Morgen auf dem ganzen Walde, da der Zug ging, alles war erfrischt, und manches nasse Zweiglein, das an dem Wege stand, streifte die Füße eines Pferdes oder das Gewand eines Reiters.

Sie hatten alle die Tracht, die gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Männer hatten keine Harnische mehr an, noch hatten sie irgendein anderes Eisenwerk an sich, wohl aber trugen sie an ungeheuren bauschigen

Schärpen, die um das Lederkoller gingen, die Schwerter der damaligen Zeit. In den Halftern des Sattels steckten sehr große, ungeschlachte Pistolen, und auf dem Haupte war der breitkrempige Hut mit der niedergehenden, wallenden Feder. Manche hatten gleich mehrere solcher Federn, daß sie wie ein nickender Haufen auf dem großen Rande des Hutes saßen oder von demselben wie ein Schneefall herniedersanken. An den Stiefeln, deren Mündungen oft kahnförmig um den Fuß gingen, waren die großrädrigen Sporen jener Zeit. Die Frauen hatten klappige Häubchen auf dem Kopfe, gesteifte Ärmel, dünne Leiber, dann weiter unten allerlei Böschungen und endlich das glänzende, niederfallende Reitkleid. Bei verschiedenen waren goldflinsernde und manchmal noch schönere, seidene Blumen darauf gestickt.

So bewegte sich der Zug auf dem Pfade dahin.

Da er um die Biegung eines Hügels kam, erweiterte sich hinter diesem das Tal, und es ging der Weg in einen ebenen, gleichsam geplätteten Raum auseinander, auf dem viele Pferde und Menschen und andere Dinge hätten stehen können. Auf diesem wohlgestampften Platze, am Rande der hohen, düsteren Tannen und Fichten, wo der schäumende weiße Gießbach aus der dunkeln Rinne des Grahnsberges hervorstürzt, stand das Wirtshaus des Tales, die „Grüne Fichtau" geheißen, und sah mit seinen beiden übereinander befindlichen Fensterreihen auf die beschriebene Gasse heraus. Es war aus Holz gezimmert, hatte auf dem Erdgeschosse ein Stockwerk und dann ein sehr flaches Gebirgsdach, auf dem graue Steine lagen, darunter auch manch roter aus dem Marmor der Fichtau. Das Haus ging mit seinen Schoppen und Scheunen gleich in die Tiefe des Waldes zurück. Sonst war kein Gebäude oder eine Hütte zu sehen. Auf der Wirtshausgasse gegen den Wald hin, wo von großen Tannen, die auf einem Steingewände standen, noch die langen Morgenschatten fielen, war ein Tisch, er war aus mehreren aneinandergestoßenen gefügt, mit frischen Linnen bedeckt und mit Geschirren, Gläsern und Flaschen beladen. Um den Tisch waren Stühle und Bänke, wie sie das Fichtauer Wirtshaus vermochte. An dem Saume des Gehölzes standen mehrere Menschen, die man gleich an ihren Gewändern erkannte, daß sie aus der Fichtau zusammengekommen waren. Sie hielten sich ruhig, als warteten sie auf etwas. An der andern Seite des großen Platzes, schon gegen die Stallungen zurück, standen Packpferde, die aneinandergebunden waren, und auf der Erde lagen Ledersäcke, aus denen bereits manches gepackt wurde.

Als die Reiter gegen dieses Haus kamen und über die

Brücke des Waldbaches hervorgeritten waren, schwenkten sie sämtlich auf die Gasse der „Grünen Fichtau" hinzu und blieben dort stehen. Die Männer sprangen hierauf von den Pferden und halfen auch den Frauen herunter. Die Tiere wurden den Dienern und solchen zur Obhut übergeben, welche unter der Gesellschaft im Trosse geritten waren.

Während sich die andern noch mit ihren Pferden und Kleidern beschäftigten, trat ein junger Mann aus der Gesellschaft gegen den Tisch hinvor. Er war sehr schön gekleidet. Er legte den schwarzen Filzhut mit weißer, dichter Feder auf einen Stuhl, und wie diese Kopfbedeckung von seinen Zügen, die sie beschattet hatte, weg war, gewannen diese gleichsam Licht und zeigten, daß er sehr jung war und eine Schönheit besaß, die fast zur Bewunderung hinriß. Es war um die Lippen und das Kinn der Anfang eines dunklen Bartes, von dem Haupte fielen schwarze Locken, und die Augen unter der klaren Stirne waren von einer Größe, wie man sie selten bei Männern findet, und sie waren ebenfalls ganz dunkel wie die Haare.

Er hatte an seiner Hand ein Mädchen gegen den Tisch geführt, welches ebenso schön gekleidet war wie er und mit blauen Augen aus einem schönen, sanften Angesichte sah.

„Siehst du, Gertraud," sprach er zu ihr, „das ist die ‚Grüne Fichtau', wie ich dir gesagt habe, das älteste Haus in den ganzen Bergen, weit älter als der Rotenstein. Lege den Mantel ab, liebe Gertraud. So. — Ich sage dir, da mögen sogar die Avaren und Bojer schon einen Lagerplatz für ihre Saumtiere gehabt haben. Dann hat ein Waffenknecht oder ein anderer eine Hütte gebaut, um die Zugzubehöre unter Dach und Fach zu bringen. Wie oft mußte das Haus erneuert worden sein, da es nur von Holz ist, siehst du, und das Holz keinen so festen Bestandteil abgibt. Als die Männer in das Heilige Land zogen und manchmal ein Zug an der Perniz ging, da lesen wir, wie sie in der ‚Grünen Fichtau' sich sammelten und ihr Rüstzeug und Eisengeschirr auf die Bänke umher legten. Aus dem Lebensbuche des Ritters Quirinus geht hervor, daß vor zweihundert Jahren das Haus schon die doppelte Fensterreihe gehabt habe wie jetzt. Es erscheint überhaupt das Haus öfter in den Schriften und Pergamenten des roten Saales. Die Bewohner kamen manchmal zu uns hinauf, und einmal war eine gar Amme auf dem Schlosse, bei dem Sohne des Ritters Ubaldus. Setze dich auf diesen Stuhl, Gertraud, er ist für dich bereitet."

Das anmutige Wesen ließ sich in dem Stuhle nieder, der ihm angedeutet wurde, und sagte: „Ihr seid sehr gelehrt, mein verehrter Gemahl, und wißt von vielen Dingen dieser Erde zu erzählen."

„O nein, Gertraud, ich bin nicht gelehrt," antwortete der Jüngling, „und weiß auch nicht viel. Wenn ich aber auch nur etwas weniges weiß, so ist mein Bernhard schuld, der mir von den Dingen auf der Erde und an dem Himmel erzählte."

„So wisset Ihr von den Dingen, die in dem Himmel sind, zu erzählen, verehrter Vater?" sagte die junge Frau, indem sie sich auf dem Stuhle umwendete und zu einem Manne aufsah, der eben herzutrat.

Dieser war ein Greis und hatte, ungleich den andern, die in Leder gekleidet waren, einen schwarzen, samtnen Überwurf an, auf den der weiße Bart niederging, und über dem der weiße, gegen die Mitte zu kahle Scheitel glänzte.

„Nein, erlauchte Frau," antwortete er, „von den Dingen, die in dem Himmel sind, weiß ich nichts zu erzählen, sondern nur von den Sternen, die sich außerhalb an demselben befinden und sich bewegen."

„Nur von den Sternen," sagte die Frau, „das ist nicht bedeutend."

„Da wir von dem Innern des Himmels nichts wissen, so ist das von den Sternen doch bedeutend", antwortete der Greis.

Die übrigen waren indessen auch mit ihren Anordnungen fertig geworden und schickten sich an, zu dem Tische zu kommen. Der Jüngling rief soeben zu der Gesellschaft: „Tretet hieher, Schwiegervater Werner, kommt, verehrte Schwiegermutter, Schwager Rudolf, Freunde, Gäste und Genossen — nehmet das Frühmahl ein, das hier bereitet ist. Mein geehrter Lehrer, Bernhard von Kluen, wird, wie bisher, die Stelle meines Vaters vertreten. Die ‚Grüne Fichtau' sorgt für alles, was wir und unsere Angehörigen bedürfen."

Die Männer nahmen die Frauen zierlich bei der Hand und führten sie gegen den Tisch hinvor, wie der Jüngling wenige Augenblicke früher seine junge Gattin hinvor geführt hatte. Die Frauen setzten die Füße leicht und nur mit den Spitzen der Zehen auf den Boden und machten im Gehen sehr kurze Schritte.

Der Jüngling nahm nun den Hut von dem Stuhle, setzte ihn aber nicht auf, sondern behielt ihn in der Hand und blieb stehen, bis alle Paare an den Tisch gekommen waren und die Frauen sich niedergesetzt hatten. Dann tat er den Hut auf das

Haupt und setzte sich neben seine Gattin. Desgleichen taten auch alle andern. Sie warteten, bis die Frauen saßen, dann rückten sie die Stühle und ließen sich neben ihnen nieder.

Da saß nun links von dem Jünglinge sein Schwiegervater, Graf Werner von der Staue, ein Mann mit bereits beginnendem Grau der Haare und mit gebräuntem Angesichte — rechts saß die junge Gemahlin; wir haben schon gesagt, daß sie so feine Wangen und blaue Augen hatte; man bemerkte jetzt, da sie so saß, daß ihr Kopfputz anders war als der aller übrigen: sie hatte noch nicht das Frauenhäubchen auf, hatte aber auch nicht mehr den gewöhnlichen verschlungenen Kopfputz der Mädchen, sondern auf dem Scheitel war ein sehr kleines Barett, von dem nach hinten ein Schleier hinabging. — Gleich an ihr saß ihre Mutter, fast noch selber eine junge, schöne Frau, das gealterte, gemilderte Ebenbild der Tochter. Dann war der alte Bernhard von Kluen, der Schwager Rudolf und Verwandte und Freunde und Genossen des Jünglings. Zwischen jeden zwei Männern saß eine Frau, entweder solche, die wegen Blutsfreundschaft hieher gehörten, oder Gespielinnen oder selbst höhere Dienerinnen der jungen Gattin. Die andern Diener und Knechte mochten im Hause oder hinter demselben irgendwo ihr Frühmahl halten.

Die ganze Zeit her war auf einem freien Platze nicht weit von der gedeckten Tafel ein seltsamer Mann gestanden. Er hatte sehr viel schneeweiße Haare, blitzende Augen und ein freundliches Angesicht. Auf dem Leibe trug er ein lodenes Wams, dann Pumphosen bis an die Knie, graue Strümpfe und große Schnallenschuhe. Es war der Wirt der „Grünen Fichtau". Da sich alle an dem Tische zurechtgesetzt hatten, nahm er das Barett, das er bisher in beiden Händen gehalten hatte, in die rechte Hand, näherte sich dem Tische, tat mit dieser rechten Hand eine leise, kleine Schwenkung seitwärts und sagte: „Lange lebe unser Herr und Graf, der junge Prokopus von Scharnast! Lange lebe seine neue Braut und Gemahlin, die Gräfin Gertraud von der Staue, welche jetzt die Gräfin Gertraud von Scharnast ist! Lange leben unsre hochgebornen Herren und Gäste und alle, welche mit ihnen in Verbindung und Verwandtschaft stehen!"

Als er diese Worte gesagt hatte, ging er, sein Barett gleichsam wie ein Briefstäschlein in das Wams steckend, zu dem Tische und nahm die Deckel von den Schüsseln, in denen kalte Speisen waren, und legte sie auf die geeigneten Plätze des Tisches umgekehrt nieder. Zu gleicher Zeit, da er mit einem Winke umsah, näherte sich seine Frau und seine Tochter an der Spitze von

mehreren Leuten, welche die warmen Speisen trugen. Die Frau war ein schönes, in die ersten Greisenstufen tretendes Weib und die Tochter ein junges, schlankes, herrlich blühendes Mädchen. Sie teilten sich beide in die Arbeit so, daß die Mutter an der einen Seite des Tisches hinausging und die Aufstellung und Ordnung der Schüsseln besorgte, die Tochter aber an der andern hinab, das nämliche besorgend. Dann gingen sie jedoch wieder beide in das Haus hinein.

Der junge Graf war auf die Anrede des Wirtes ein wenig aufgestanden, hatte mit der Hand gegrüßt und gesprochen: „Wir danken dir, Romanus, für deinen Wunsch, wir hoffen, daß der Rotenstein und die ‚Grüne Fichtau' die gute Nachbarschaft bewahren werden, in der sie bisher gestanden sind, kommt manchmal hinauf zu uns, so wie wir hier einsprechen, wenn uns der Weg durch das Tal führt, und lebe gleichfalls noch recht lange und freue dich deines rechtschaffenen Weibes und deiner schönen Tochter."

„Meine Frau und meine Tochter sind unbedeutende Wesen und sind auch schon fortgegangen", antwortete Romanus, der Wirt; „für den Gegenwunsch gebe ich den Gegendank, erlauchter Herr, und ich meine, ich werde schon noch eine Weile die ‚Grüne Fichtau' aufrecht erhalten und sie dann aufrecht vererben. In Hinsicht des armen Mahles, das ich aufstellte, habe ich getan, was ich vermochte. Ich habe meine Leute, die sonst auf der Wiese oder draußen gegen Prigliz auf dem Felde sind, zu Hause behalten, damit sie die Dienste leisten. Dort stehen sogar an dem Rande des Holzes manche, die aus der Fichtau zusammengekommen sind, um das Mahl der hochgebornen Herren zu sehen."

„Wir danken," sagte der Graf, sich noch einmal leicht erhebend, „und laden alle und jede auf den Rotenstein ein, die innerhalb der nächsten vierzehn Tage unsere Gastfreundschaft zu teilen gesonnen sind."

Nach diesen Worten setzte er sich wieder nieder und sprach leiser zu seinen Umgebungen fort. Der Wirt trat auf seinen früheren Platz zurück, nahm das Barett aus der Brustspalte des Wamses und hielt es wieder in den beiden Händen.

Das Mahl war nun an dem Tische angegangen.

Ein Diener hatte des Grafen goldenen Becher hingestellt, den er aus einem Fache genommen und mit Wein aus einer eigenen Flasche gefüllt hatte. Ein anderer stellte einen kleineren, zierlicheren, aus edlem Glase geschliffenen vor die Gräfin und tat etwas weniges von feurigem, blinkenden Weine hinein. Überall

wurden aus Körben Flaschen genommen und aus denselben Weine in die umstehenden Gläser verteilt. Auch war Backwerk, Käse, eingemachte Früchte und Fische in Behältern mitgenommen und nun unter die von Vater Romanus aufgestellten Gerichte verteilt worden. Diesen ländlichen Gerichten der „Grünen Fichtau" sprach man nun wacker zu, und es wurden auch die Gebirgsweine eingeschenkt, die Romanus von den entfernteren, unteren Ländern alljährlich aus eigenem Geschmacke selber holt und in seinem Keller einem hohen Alter entgegenreifen läßt. Sie schmeckten in der Morgenwärme wohl, namentlich wenn man das eiskalte Wasser dazugoß, das die „Grüne Fichtau" in den Spalten des Grahns nahm, aus denen es von dem tiefinneren Vorrate des Berges floß.

Der Morgen rückte indessen weiter, der Himmel wurde klarer und feuriger, die Sonne stieg höher, die Tannenschatten wurden kürzer, und weit drüben auf den Bergen blitzte und glänzte es und warf allerlei Funken.

Von den Gesprächen an dem Tische konnte man wenig verstehen, weil sie zu stille gehalten wurden und von dem Hin- und Hergehen der Diener und von dem Rufen derselben unterbrochen wurden.

Vater Romanus hatte von seinen Leuten die besten aufgestellt, daß sie dastünden, und wenn ein Löffel weggelegt würde, ihn mit einem neuen vertauschten, und wenn eine Flasche leer wäre, eine volle aus dem Eiswasser darreichten. So ging das Mahl vorwärts. Man reichte sich wechselweise Gerichte herum, die Männer legten den Frauen vor und nahmen sich selber. Nach und nach kam man zu den feinen Backwerken, Zuckersachen und Leckerbissen, mit denen gerne die Mahle beschlossen werden. Hier wurden auch wieder aus silber- oder messingbeschlagenen Reisekästchen sehr mannigfaltige Dinge genommen und vorgelegt, es wurden auch noch zierlichere und kleinere Glasbecher herumgestellt und in dieselben noch glänzendere und bessere Weine getan. Als man dieses verzehrt hatte, blieb man noch eine Weile sitzen und sprach. Endlich, da von den Tannen, die zufällig einen Spalt bildeten, ein Lichtstrahl, gleichsam wie eine Mahnung, auf den Tisch, der bisher in dem Schatten gestanden war, hereinfiel, beendete man das Mahl. Der junge Graf stand auf, neigte sich vor seiner Gattin und lüftete den Hut gegen alle Anwesenden. Diese taten das gleiche, verneigten sich gegen die Nachbarinnen und dann gegen alle, die Stühle wurden hierauf gerückt, und man trat zu einem Kreise zusammen. Indessen richteten die Knechte die Pferde

und gaben die Meldung, da alles in Bereitschaft war. Der Graf richtete zum Abschiede noch ein paar Worte an Romanus, und die junge Frau neigte sich freundlich gegen ihn. Die Männer führten nun die Frauen zu den Pferden, halfen ihnen hinauf, schwangen sich selber auf ihre Tiere und setzten sich zum Fortziehen in Bereitschaft. Einige schöne Windhunde, welche jemanden in der Gesellschaft gehören mußten, sprangen freudig voraus, der Zug setzte sich in Bewegung und ritt auf dem Pfade der „Grünen Fichtau" gegen den Waldweg hinunter, der durch die Länge des Tales geht. Nur ein einziges kleines, graues Männlein stand noch bei Vater Romanus auf der Gasse, der Zahlmeister, und brachte die Forderung in Richtigkeit. Aber auch dieser kletterte nun auf sein Rößlein und suchte die andern zu gewinnen. Die Knechte waren indessen auch mit Einpacken und Aufladen fertig und eilten den vordern nach. Man sah an der Steinwand, von welcher die Tannen den schönen Schatten auf den Tisch geworfen hatten, die ganze Länge des Zuges, man bemerkte das Baumeln und Neigen und Wallen der Hutfedern der Fortreitenden, der Faden wurde immer kürzer, wie er sich hinter die Steinwand hineinzog — endlich waren nur mehr zwei, und auch diese wurden sogleich von den grünen Zweigen verschlungen.

Der gestampfte Platz vor der „Grünen Fichtau", der vor kurzem noch so belebt gewesen war, zeigte nun nichts als seine Leere, er war von den Pferden und Dingen, die darauf gewesen waren, zertreten und durchfurcht. An dem Rande stand der verlassene lange Tisch, auf welchen nun das volle Sonnenlicht hereinfiel, und der unter den Resten des Mahles, den halbgeleerten Gläsern und Flaschen, den Geschirren und Messern allerlei Schimmer und Flammen und Blendwerk erzeugte. In Unordnung standen die Stühle und Bänke, und die Schenktischlein waren verschoben.

Vater Romanus rief gegen einen Haufen Leute, die weiter unten standen und dem Zuge nachsahen, folgende Worte hinab: „Damian, komme herauf. Franz, Joseph, Katharina, kommt hieher. — — So. Laßt den Platz sauber abkehren. Macht alles in Ordnung. Du, Damian, stehe der Mutter bei, die aus dem Hause herausgeht und nicht, wie du, dem Fortzuge nachschaute. — Lasse zuerst, Mutter Ludmilla, die Teller und Schüsseln hineintragen, du, Lenore, hilf der Mutter; siehe zu, daß die Gläser, Flaschen, Bestecke und Linnen in die große Stube auf den Tisch kommen, wo ihr sie dann unter dem Tage ordnen könnt. Ihr stellt die Tische auseinander und tut

sie wieder auf ihren Platz. Wenn ein Säumer kommt, muß alles sein wie sonst, daß er sich an den Tisch setzen und auf die abgewischte Gassenbank sein Zeug niederlegen kann."

Während er diese Worte sprach, kamen alle die Leute, die am Waldsaume gestanden waren und dem Mahle zugeschaut hatten, zu Vater Romanus auf den Platz hervor und bildeten eine Gruppe.

„Ja," sagte er, „das ist ein merkwürdiges Geschlecht. Zuweilen sind sie gut und freundlich: zuweilen seltsam und ungebärdig. Sie haben immer sonderbar auf ihrem Berge gehauset, und es sind verschiedene Taten geschehen. Sie sind sehr schnell emporgekommen; die ‚Grüne Fichtau' ist schon gestanden, als auf dem Rotensteine noch nichts war als eben nur die roten Felssteine und die Bäume herum. Ihr vermöget gar nicht so weit zurückzudenken, und alle eure Vorfahren können nicht so weit zurückdenken, als die ‚Grüne Fichtau' schon stand. Und immer sind wir darauf gewesen: der Vater, der Sohn und dessen Sohn und wieder so fort. Ihr könnt es euch nicht erklären, wie das ist. Seht, da macht gerade hier das Tal die Erweiterung und die schöne Ebene. Da hatten die alten Heiden, als sie die Waren durch das enge Tal von den oberen Landen zu den unteren säumten — es war nicht viel, aber doch etwas: Leder, Wolle, Waffenzeug, Eisen und dergleichen — da hatten sie hier notwendig ihren Lagerplatz, sie kochten sich das Essen, fütterten die Tiere ab und hielten eine Weile Rast. Da hat dann einmal einer ein Haus gebaut, um vor schlechtem Wetter zu schützen; denn die Menschen sind nach und nach empfindlich geworden, wie sich die Fruchtbarkeit dieses Landes hervorgetan hat und ihnen verschiedene Bequemlichkeiten verschaffte. Das war das uralte Haus der ‚Grünen Fichtau', wo sie kommen, ihren Schutz haben und alles erlangen, was sie bedürfen. In später Zeit ist dann auf dem roten Felsen gebaut worden: zuerst ein weniges, wo man die Rotbuchen reutete, dann mehr, dann die ganze Mauer um den Berg und dann die Gebäude auf den verschiedenen Stellen der Felsen. Sie haben oben fortgewirtschaftet und wir herunten. Wir sind dazumal, ehe ihr euch eure Hütten und Dinge in den Tälern herum bautet, die einzigen zwei Häuser in der Fichtau gewesen, der Rotenstein und die ‚Grüne Fichtau'. Von uns kam manchmal einer hinauf, wenn wir etwas abzuführen und zu entrichten hatten; sie kamen herab, wenn einer eine Stärkung oder sonst einen Labetrunk bedurfte. Sie haben nach und nach die Gebühren und die Untertänigkeit des umliegenden Landes erhalten; wir haben

unsere Gelegenheit erweitert, haben gebaut und eingerichtet und verschiedene Ertragswerke begonnen. So ist es mit den zwei Häusern. Sie waren fortaus aufrecht und gut. Wenn das Grafenamt nicht wäre, das sie in den Zeitläufen erhalten haben, und wenn das höhere Alter unseres Hauses nicht wäre, so wären wir in den andern Dingen gleich — und es könnte, wenn sonst nichts hinderte, ohne Aufenthalt geschehen, daß einmal ein Scharnast eine Jungfrau aus der ‚Grünen Fichtau' zum Weibe begehrte und, wenn er sie erhielte, sie auf seinen Berg mitnähme."

„Nun, der Wirt der ‚Grünen Fichtau' ist stolz genug", sagte mit Lachen eine Stimme aus den Umstehenden.

„Ja, ja, Sebastian," antwortete der Vater Romanus, „du hast recht. Wir haben immer unsern Stolz gehabt. Und haben wir denn nicht Ursache dazu? Wir sind eine ehrenhafte Familie, sitzen mitten im Walde und treiben in verschiedenen Dingen unsere vorzügliche und anständige Nahrung. Kein Haus ist dem unsern gleich, als etwa die Hasenmühle, welche auch schon seit Christi Geburt bestehen soll."

Er hatte, während er diese und die obigen Worte sprach, sein Barett wieder aufgesetzt; denn während der ganzen Zeit des Mahles war er unbedeckt dagestanden, und die Sonne hatte auf seine weißen Haare niedergeschienen. Aber diese dichten weißen Haare mochten keinen Sonnenstrahl durchlassen und mochten so manchen Sonnenstich und Regenguß in den langen Jahren gewohnt worden sein. — Die Leute, welche er gerufen hatte, waren indessen an ihre Arbeit gegangen. Die Mutter Ludmilla stand derselben in Ruhe und Freundlichkeit vor, und die wirklich wunderschöne Tochter legte hie und da selber Hand an und versüßte den Leuten die Arbeit durch gutherzige Blicke und durch zutrauliche Worte. Auch kamen zu den Menschen, die ohnehin auf der Gasse der „Grünen Fichtau" standen, noch mehrere, die an verschiedenen Stellen des Tales gewesen waren und den Zug der Fremden angeschaut hatten.

„Gott grüße dich, Schmied Eberhard von Sarau," sagte Vater Romanus zu einem Ankommenden, „was willst du haben, was können wir dir geben?"

„Den alten, du weißt schon", antwortete der Ankommende.

„Und dir auch, Gervas, nicht wahr, es wird guttun?" sagte der Wirt zu einem andern.

„Ja, ja", antwortete dieser.

„Wie steht das Getreide draußen in der Au?" fragte Romanus weiter, nachdem er die Befehle wegen des Weines in das Haus hineingerufen hatte.

„Es steht im ganzen schon gut," antwortete Gervas, der Aubauer, „der Weizen bebuscht sich, das Korn nimmt sich empor, und es wird schon recht sein, wenn der Frühling weiter kommt."

„Ja, wenn das Wetter schön bleibt", sagte der Schmied.

„Wird schon, wird schon", antwortete Vater Romanus. „Das verstehst du nicht, Eberhard, der du immer in der Hitze deiner Esse stehst; aber ich bin gestern bei meinen Schäfern an der Grahnsseite oben gewesen, da stiegen die Widder unablässlich höher und härten sich, was jedesmal ein Zeichen der anrückenden Wärme ist. Da kömmt der Riemmeister von Perklas auch, seht nur — seht — seht!"

„Ja, da kömmt er," erwiderte der Angeredete, indem er näher herzutrat, „da kömmt er, weil er ohnehin etwas in Prigliz zu tun hat und sich deswegen heute eine kleine Weile genommen hat, um zugleich den Brautzug zu sehen. Gebt mir von eurem Siebensteiner etwas, Vater Romanus."

„Du sollst ihn haben, Nikolaus, aber da muß ich selber hineingehen", antwortete der Wirt. „Setzt euch nieder, Männer, hier an dem Gesträuche steht schon ein Tisch; das andere wird alles sogleich auch in Ordnung sein."

Bei diesen Worten wendete er sich um und ging in das Haus hinein.

„Was gibt es denn Neues draußen im Lande?" fragte der Schmied den Riemmeister, indem sich die Männer gemächlich an dem von Vater Romanus bezeichneten Tische niederließen.

„Nicht viel," antwortete der Gefragte, „die Säumer werden morgen nicht kommen. Im Asang sind dreizehn Packpferde abbestellt worden, weil man sie braucht, um in etlichen Tagen die Brautgüter durch das Tal zu befördern."

Bei diesen Worten legte er seinen ledernen Schnallensack und seinen langen Stock ab und setzte sich sehr bequem zu den andern Männern an den Tisch.

„Brautgüter? gehen denn diese auch durch die Fichtau?" fragte ein Mann, der sich mit ungeschlachten Gliedern nicht weit von dem Tische auf die Gassenbank des Hauses niedergelassen hatte.

„Freilich, Tiburius," antwortete der Riemmeister; „wenn es einen andern Weg auf den Rotenstein gäbe, glaubst du denn, die Herren würden alle einer hinter dem andern durch die Fichtau geritten sein?"

Der Vater Romanus war indessen wieder herausgekommen,

und hinter ihm ging ein Bube, welcher auf einem Brettchen die Weine trug, die die Männer bestellt hatten. Er tat vor jedem sein gehöriges Glas hin und ging mit dem Brettchen wieder fort.

„Nun, so hat der Rotenstein wieder sein Weib," sagte Romanus, „er hat lange genug um sie gefreit: nun hat er sie. Ich kenne sie seit früher Zeit. Ich bin an dem Tage auf dem Stauenfels gewesen, an welchem sie geboren wurde. Es war das Jahr, wo der große Komet an dem Himmel stand, darauf das Korn so klein und mehlreich wurde und der Wein so ergiebig. Warte — es muß jetzt sechzehn Jahre sein — siebzehn — — achtzehn ist es. Schau' — schau' — so alt ist sie schon. Man sagt ihr nach, daß sie obenaus sei und sehr begehrlich nach allen Dingen, die ihr angenehm scheinen. Ich weiß es nicht, sie hat mich kaum einmal angeredet. — — Was sitzest denn du hier?" wandte er sich plötzlich an den Mann, der auf der Gassenbank der „Grünen Fichtau" saß, und den er jetzt erst erblickte.

„Ich warte ein wenig", antwortete der Angeredete.

„Du warteſt ein wenig? und warum bist du denn überhaupt hier? und wer ist denn bei den Ziegen?" fragte der Wirt.

„Der Denis ganz allein," sagte der Mann, „ich bin heruntergestiegen, um den herrlichen Brautzug des Grafen zu sehen."

„Nun, das ist doch ein Ziegenhirte," sprach Romanus, „da läßt er die Böcke und Ziegen auf den Felsen und steigt herunter, um den Brautzug zu sehen — und nun sitzt er hier mitten in den Sonnenstrahlen, die auf sein Haupt brennen, und läßt den großen, breiten Hut neben sich auf der heißen Bank liegen. — So bleibe nur da, du kannst mit meinen Leuten essen, und morgen mit dem frühesten geht der Franz ohnehin mit dir auf die Hochkogelwand. Dann schaue aber auf deine Tiere, du weißt, ich habe dreiunddreißig Ziegen darunter, und der Käse hat jetzt seinen Wert. Verstehe, Tiburius — auf den Durchzug der Brautgüter darfst du nicht denken; ich weiß auch nicht, was du daran säheſt, da die Sachen in Ballen eingemacht sind, wie andere Waren, die man säumt."

„So zürnt nur nicht, ich gehe schon morgen hinauf," antwortete Tiburius, „der Denis versteht es gut, und es geschieht ja nichts."

„Nun, es ist schon recht, es ist schon recht", antwortete der Wirt.

Die Menschen, welche früher in einer Gruppe mitten auf der Gasse gestanden waren, zogen sich zum Teile näher an das

Haus und an die Gesträuche, wo die Männer saßen, um etwas von dem Gespräche zu vernehmen. Andere waren auch fortgegangen, und neue waren wieder gekommen.

„Der Graf Prokopus soll ein sehr gelehrter Herr sein", sagte der Wirt; „er hat einen alten Ritter bei sich, der alle Dinge der Welt weiß und ihm zuweilen von ihnen erzählte. Aber es kann nicht sein, daß der junge Graf sich alles gemerkt hat; denn mit zweiundzwanzig Jahren ist der Witz noch nicht so groß und das Urteil noch nicht so stark, daß man den Nutzen der Sachen kennt. Der Syndikus von Prigliz hat mir gesagt, daß der Bernhard von Kluen schier alle Bücher der Erde gelesen hat, sie mögen von den Pflanzen auf der Welt oder von den Sternen am Himmel handeln — er hat auch die Wissenschaft und die Dinge der alten Heiden inne, die vor vielen tausend Jahren gewesen sind. Es mag da manches enthalten sein; aber wir können es nicht erfahren, weil uns die Zeit fehlt und uns der Beruf hindert. Der junge Graf hat auch im Kriege gedient, aber es mag da nicht viel gewesen sein, weil er kaum noch ein Kind war — es sind schon drei Jahre — vier sind es schon gar — — er ist damals schon immer wegen der Gertrud auf den Stauenfels hinübergeritten, die noch die Kinderschuhe anhatte. Wenn ihm der Vater und die Mutter nicht so bald gestorben wären — die Mutter war eine sehr schöne Frau, viel, viel schöner als die jetzige junge Braut — wenn diese nicht gestorben wären und der alte Gerhab und Geschäftsleiter sich nicht auf der Burg aufgehalten hätte, könnte alles anders sein. — Nun, es ist vorbei, er ist jetzt zum Herrn erklärt worden, und wir werden sehen, ob er es auch versteht."

„Es soll ja ein großes Buch in dem Schlosse sein, wo die Grafen immer ihre Sünden aufschreiben müssen", sagte der Aubauer.

„Das verstehst du nicht, Gervas," antwortete der Wirt — „ihre Taten und ihr Leben müssen sie aufschreiben, weil daran die Burg hängt, sonst bekommen sie dieselbe nicht. Ein alter Vorfahr hat es einmal so gestiftet — man weiß nicht, zur Buße oder wie —, und die Pergamente, wo alles steht, müssen sie in einen großen, roten Saal tun, daß sie nicht verbrennen, weil auch alle Schriften der Vergangenen von jedem Gegenwärtigen gelesen werden müssen. Von dem Lesen und Schreiben sind sie alle gelehrt, und daher kommen auch die unklugen Dinge, womit sie manchmal die Untertanen gedrückt haben, und andere Sachen. Wir wollen nicht weiter davon reden. — Lieben Leute, wenn einer etwas will, so darf er sich nur dort zu

dem Schenkladen wenden, es ist schon jemand da. Und wer keinen Zehrpfennig hat oder ihn sparen muß, kann auch ohne denselben etwas bekommen, wir werden es aus der Küchenstube schon sagen lassen. Das Haus der ‚Grünen Fichtau' steht nicht umsonst im Walde, es gibt schon dem ermüdeten Wanderer und dem Armen sein Teil. Heute ist sogar noch etwas Besseres zu haben als sonst."

Manche von den angeredeten Leuten gingen zu dem Schenkladen, der eigentlich ein Fenster mit einem Brette davor und einem großen Überdache darüber war, bestellten etwas und setzten sich an irgendeinem Platze nieder. Die anderen blieben stehen und horchten, als würde noch etwas geredet werden.

Die Arbeiten, welche Vater Romanus angeordnet hatte, waren indessen vollendet worden. Von dem langen Tische war alles Geschirr, Geräte und Linnen weg, die einzelnen Tischlein, aus denen er zusammengesetzt gewesen war, und die Bänke und Stühle waren an ihren Platz, entweder in das Haus oder auf der Gasse an den Saum des Gebüsches gestellt worden.

„Die vornehmen Leute haben doch manchmal recht besondere Dinge", sagte Gervas, der Aubauer.

„Da haben sie auch einen Saal," sagte Romanus, „in welchem alle gemalt sind, die Männer und die Frauen, bis auf den heutigen Tag. Sie stehen in einer langen Reihe mit lauter Harnischen und Schwertern. Das tun wir in der ‚Grünen Fichtau' nicht, wir hätten auch gar keinen Platz für die Bilder. — — Knabe Christian, komme einmal her. — So. — Lasse jetzt das Kehren gehen, Knabe; du machst zuviel Staub, und die Gasse ist ohnehin schon schön genug. Lege den Besen an seinen Ort, gehe hinter das Haus, wo die Trinkborne stehen, und wasche sie sauber mit dem Bachwasser aus. Man kann doch nicht wissen, wem die fremden Pferde gehört und was sie könnten gehabt haben. Wasche sie gut aus. — So."

Der Mensch, welchen Vater Romanus mit den letzten Worten angeredet hatte, war zwar so klein wie ein Knabe, aber er hatte ein altes Gesicht und einen struppigen Bart. Es war eines jener unglücklichen blöden Wesen, wie man sie manchmal im Gebirge findet, und hatte in der „Grünen Fichtau" das Gnadenbrot, wofür er selbstgefällig und oft zu vorzüglich verschiedene kleine Geschäfte im Hause verrichtete. Er hatte dem Vater Romanus lächelnd zugehört, und da dieser fertig war, nickte er mit dem Kopfe, ging wieder auf seinen Platz zurück, nahm den Besen, mit dem er gekehrt hatte, stellte ihn in einen Verschlag an dem Hause, wo man derlei Werkzeuge aufzu-

bewahren pflegte, und humpelte dann mit seinem seltsamen Gange hinter das Haus.

„Ja, so machen wir es nicht, wie die Rotensteiner," fuhr der Wirt fort, „wir richten nur unsere Sachen in Ordnung und schauen mit Sorgfalt in die Zukunft. Da kannst du etwas reden, Nikolaus. Habe ich es nicht recht gemacht, da ich sagte, daß mein künftiger Eidam drei Jahre wandern soll, damit er etwas lerne? Das Ledergeschäft in Perklas ist gut, die Feldwirtschaft des Hauses auch, und Lenore mag einmal recht warm darinnen sitzen — aber er mußte die Welt und andere Handelsherren sehen, daß er sein Weib gut behandle und den Perklasern ein Beispiel gebe, die nicht vom Hause weggekommen sind."

„Ja, der Albrecht ist ein feiner Mann geworden," sagte der Riemmeister aus Perklas, „ich habe gerne mit ihm zu tun, und andere kommen auch von weitem herzu, um einen Handel mit ihm zu schließen."

„Er ist ein feiner Mann," sagte Romanus; „aber Lenore kommt nicht leer zu ihm. Sie kann sich schon sehen lassen und bringt ihm einen Glanz in das Haus. Man muß den jungen Leuten immer einen guten Betrieb zu ihrem Anfange geben, daß sie den rechten Anstand haben und die Welt vor ihnen Achtung trägt. So bin ich schon in der Jugend gewesen. Ich habe meine Augen nur auf anständige, sittsame Jungfrauen gerichtet — und da ich mir Ludmilla zuwege gebracht hatte, hat ihr Vater, der alte Hasenmüller, schon auch das Seinige getan. Sie hat darum immer ihr Gefühl und ihren Stolz in meinem Hause gehabt, weil sie seinen Wohlstand mit aufgebaut hat. Sie ist immer ein verehrungswürdiges Weib gewesen, ich habe sie nie knechtliche Arbeit tun lassen und habe ihr nie, solange wir verheiratet sind, mit einem Finger gedroht. Solche Weiber sind jetzt gar nicht mehr auf der Welt."

„Ja, solche Weiber sind nicht mehr auf der Welt," sagte Gervas, der Aubauer, „alles ändert sich jetzt."

„Schaut dorthin," erwiderte Romanus, „da hat sie all das Gerülle, das nach dem Mahle übriggeblieben ist, wegräumen lassen, daß der Platz schimmernd und rein und blank ist, wie alle Tage — sie hat die Aufsicht gepflogen und dabei nicht ein einziges lautes Wort verloren. Jetzt steht sie in der Küche und kocht die Suppe für die armen Leute und freut sich schon, wenn sie dieselbe essen werden."

„Ein gutes Weib ist ein Segen in dem Hause", sagte Gervas.

„Ein Segen in dem Hause?“ fuhr Romanus, der Wirt, heraus — „alles ist sie in dem Hause; — wenn mich Ludmilla nicht freut, so freuen mich die Kinder nicht, und so mag ich nicht erwerben und sorgen. — Und schön ist sie gewesen, ihr seht das jetzt nicht mehr so — sehr schön — ihre Tochter Lenore kann sich mit ihr gar nicht vergleichen. Suche dir nur bald ein Weib, Nikolaus, und schau', daß ihr recht gut miteinander wirtschaftet.“

Nikolaus, der Riemmeister, welcher noch ein junger, unvermählter Mann war, drehte bei diesen Worten sein Weinglas, führte es zum Munde, und als er getrunken hatte, sagte er lächelnd: „Nun, nun, Vater Romanus, es kann noch werden, und es wird sich schon machen. Gebt mir dann Euern guten Rat, wenn die Gelegenheit ist.“

„Sollst ihn haben, Nikolaus, sollst ihn haben — aber du wirst ihn nicht befolgen, wenn es dich auch nachher reut. Es reut dich gewiß, ganz gewiß.“ —

Da der Wirt diese Worte gesprochen hatte, gingen vier Männer gegen die Gasse der „Grünen Fichtau“ zu. Sie gingen auf dem Wege, der sich von dem allgemeinen Talpfade gleich hinter dem Brücklein des Waldbaches trennt und bloß gegen das Wirtshaus hinzuführt, langsam einer hinter dem andern.

Vater Romanus richtete sich mit den Augen gegen sie und rief den vordern an: „Wo kommt denn ihr her, und was wollt ihr denn da?“

„Wir haben den Kalk in die Weidenkörbe getan“, antwortete der Angeredete, indem sie näher kamen.

„Nun — und dann?“

„Er kann heute nicht herausgesäumt werden, weil der Reitmeister des Schlosses dagewesen ist und die Pferde verlangt hat, um die Brautgüter zu fördern.“

„So, das hat er getan?“ erwiderte Romanus, „und da mußtet ihr gleich alle viere herauskommen, um mir das zu sagen, und so langsam gehen? Begebt euch in die Küchenstube und eßt, so dürfen wir euch nichts in den Bruch hinausschicken; dann aber geht sogleich und geschwinder wieder zurück und sagt, ich kann dem Scharnast keine Pferde leihen — der Georg soll den Kalk noch heute nach Prigliz säumen, weil der Fuhrmann schon wartet. Die Brautgüter können aufgeschoben werden, der Kalk nicht.“

„Es ist schon recht“, sagte der Anführer der viere, indem er den sehr großen Hut ein wenig vor Romanus rückte, was auch die übrigen taten, die ihm einer hinter dem andern

in das Küchenzimmer folgten, gerade so, wie sie gekommen waren.

„Das sind meine Kalkbrecher und -brenner", sagte der Wirt, indem er sich wieder zu den andern wendete.

„Ich kenne den vordern," antwortete Gervas, „das ist der Peregrin."

„Ja," sagte der Wirt, — „der Marmor meines Wildbruches gibt guten Kalk, und der Kalk hat seinen gesuchten Wert. Ich tue den Mitmenschen gerne einen Gefallen und etwas Gutes; aber oftmals kann doch das Geschäft nicht unterbrochen werden, weil ein anderer daran hängt und an dem wieder ein anderer. Es geht die Welt ohnehin immer beschwerlichere Wege, und man hat sich zu stemmen, daß man seinen Raum behält. Damian wird weiter sorgen müssen. Er hat zwar noch keine Braut, aber er ist ganz meine und Ludmillas Art, und es wird sich schon geben. — Weil alles so vordrängt, werden unsere Nachfolger viel tiefer eingehen und wirken müssen. Ich sage euch: wer die Fichtau in hundertfünfzig Jahren sehen könnte, würde ganz andere, seltsam neue Dinge sehen, als nun; so wie sie jetzt das nicht mehr ist, was sie einstens gewesen war. Ich habe noch meinen Urgroßvater gekannt — denn wir werden immer sehr alt —, und der hat gesagt, daß die ganze Fichtau ein einziger Wald gewesen ist. Unser Haus ist ganz allein in dem Graben gestanden, und der Saumweg ist seit ewigen Zeiten gewesen. Überall waren Wölfe; er hat sie selber manchmal in der Nacht heulen gehört. Die Perniz ist an lauter Steinblöcken und Bäumen vorbeigegangen, und die Bären und die Hirsche haben daraus getrunken. Wo ist nun ein Wolf, wie wenig sind Bären, und wie selten werden bereits die Hirsche, daß man auf einer Jagd kaum zehn, kaum fünfzehn schießen kann! In manchem Tale ist schon eine Hütte, es sind Kohlbrennereien da, Holzwerke und alles. Ja, es werden bereits Bauernhöfe, wo man in früheren Jahren nichts gewußt hat. So wie sich nun bis jetzt alles verändert hat, so wird es sich weiters noch mehr verändern. Die Fichten dort standen einmal gerade vor den Fenstern, darum heißt die ‚Grüne Fichtau' die grüne Fichtau; jetzt sind sie schon zurück bis an den Saum und werden noch weiter zurück müssen. Die Tannen dort auf der Steinwand werden wohl zuerst wandern. Die Lage dieses Ortes ist einmal zu allen Dingen zu günstig: der Bach fließt so gut und reich aus dem Grahnstale hervor, da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet oder das Loh der oberen Grahnseichen stampft — das Tal geht gegen rückwärts weit auseinander,

da wird aufgeräumt werden, es werden Häuser entstehen, daß abends die ganze schöne Rinderherde der ‚Grünen Fichtau' mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht und in die Hütten gesammelt wird — der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitentälern, wo jetzt die Bächlein rinnen, auch Wege sind und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann alle miteinander in die Kirche nach Prigliz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her, die gewiß einer unserer Nachfolger errichten wird. — Ich habe selber schon hinter dem Hause einen großen Garten wollen anlegen lassen, aber es sind noch die Bäume mit ihren langen Schatten und im Frühlinge deswegen die häufigen hartnäckigen Reife. — - Wie haben auch in der Zeit her die Rotensteiner auf dem Berge gewirtschaftet — wie haben sie verändert und umgestaltet und gebaut, die bauen eigentlich immer. Sie bauen dies und das und stets mehr und immer mehr — -- das ist ganz unglaublich, ganz unrechenbar und füllt den Kopf mit schwerer Sorge; was das für Geld gekostet haben mag!" — —

Nach diesen Worten erheiterte sich sein Angesicht sichtbarlich, und er begann mit Vergnügen zu lächeln. Es kam seine Tochter Lenore über den Platz her gegen ihn gegangen in knapper, sehr netter Kleidung, daß die Schönheit des Mädchens noch bedeutender auffiel. Die langen Wimpern schatteten über die großen Augen und standen zu den frischen Wangen sehr fein.

„Wo gehst du denn hin, Lenore?" fragte er sie.

„Die Mutter schickt mich in das Hintergärtchen um Grünes in die Suppe," antwortete sie, „und dann läßt sie Euch sagen, die Mittagskost für die Leute, welche etwas bedürfen, sei schon fertig, und sie mögen nur kommen."

Der Vater nahm seine Tochter freundlich an der Hand, führte sie zu dem Tische, wo die Gäste saßen, mit denen er eben sprach, und fragte sie: „Kennst du diesen Mann da?"

„Ja," antwortete sie, „es ist der Riemmeister von Perklas."

„Und wen soll er denn grüßen?" fragte er weiter.

Lenore sagte nichts — kein Sterbenswörtchen. Die langen Wimpern senkten sich noch tiefer, bis die Augenlider ihre Äpfel vollkommen deckten. In die feinen Wangen goß sich nach allen Richtungen das Blut — und es wurde die unbeschreibliche Anmut ihrer Jugend und ihres Standes sichtbar.

Der Vater winkte voll innerer ungebändigter Freude dem andern mit den Augen zu. Dieser saß da und lächelte.

„Nun, wen soll er denn grüßen?" fragte Romanus wieder.

„So grüßt ihn recht schön und recht herzlich", sagte das Mädchen, indem es die Augen ein wenig emporschlug.

„Du darfst dich nicht schämen, Narre, es ist schon alles recht, es ist schon recht", sagte der Vater viel sanfter und freundlicher. „Jetzt geh nur, geh, du Ebenbild deiner Mutter," setzte er hinzu, „hole das Grüne in die Suppe, und weil alles fertig ist, sage der Mutter, daß die Leute schon kommen werden."

Er ließ sie los, und sie ging um eine Gebüschecke, wo sich vielleicht das fragliche Hintergärtchen befinden mochte.

Der Wirt behielt sein vergnügliches, leuchtendes Angesicht. Er ging auf dem Platze ein wenig hin und her, daß seine weißen Haare, die unter dem Barette hervorquollen, abwechselnd in der Sonne schimmerten, und rieb sich die Hände. Er dachte wahrscheinlich vor der Gegenwart nicht mehr an die Schauerlichkeiten und Unheimlichkeiten aller Vorfahrer und nicht an die Mühen und Abänderungen aller Nachfolger und nicht an den Stolz und das Wirken der Rotensteiner.

Lenore war mit dem Grünen nicht mehr auf demselben Wege zurückgekommen, auf dem sie hingegangen war. Wahrscheinlich hatte sie den Umweg rückwärts um das ganze Haus herum gemacht.

Romanus ging noch ein wenig auf dem Platze hin und wider, sagte zu diesem und jenem gelegentlich ein Wort und sprach dann zu allen: „Ich glaube, daß es Zeit ist, Leute, hineinzugehen. Wem eine Mittagsuppe in der ‚Grünen Fichtau' genehm ist, dem ist sie vergönnt, und er begebe sich nur in die Küchenstube."

Mehrere von den Anwesenden gingen hinein; andere nahmen Abschied, zogen ein Stück Brot hervor und verzehrten es, lustig und plaudernd nach heimwärts wandernd, indem sie sich zu stolz dünkten, von der „Grünen Fichtau" ein Almosen anzunehmen; und wieder andere blieben müßig stehen und schauten herum.

Es waren heute, wie natürlich zu erachten ist, viel mehr Menschen in der „Grünen Fichtau" als zu anderen Zeiten. Es war in dem Hause eine sehr große Küche mit lichten Fenstern gegen das Grüne. In dieser Küche stand Mutter Ludmilla und ordnete das Verteilen der Speisen. Neben der Küche gegen die Waldung hinaus war eine große Stube, die mit einem sehr breiten Überdache sogar bis ins Freie gegen die Bäume ging.

In dieser Stube und unter dem Überdache saßen viele Menschen und aßen, indem man ihnen Suppe und anderes zum Mittagmahle verteilte. Die Tochter Lenore wurde unter diesen Leuten gesehen, mit denen sie freundlich redete.

Es war indessen schon beinahe Mittag geworden, die Sonne stand schon hoch, und die Hitze mehrte sich, obwohl es noch zeitlich im Frühjahre war. Da die Menschen in der Küchenstube und unter dem Vordache gegessen hatten und sich entfernten, rückte die Stunde heran, wo auch Vater Romanus mit den Seinigen das Mittagmahl einzunehmen gewohnt war. Es war damals diese Stunde viel früher als jetzt und meistens schon, ehe die Sonne den Mittelpunkt ihres Bogens erreicht hatte. Wenn Sommer und schönes Wetter war, geschah es, daß sie meistens im Freien an einem abgesonderten Plätzchen, wo mittags liebliche Schatten hinfielen, beisammen saßen, und daß Vater Romanus nach der letzten Speise noch ein wenig blieb und mit den Seinigen plauderte. — So war es auch heute gewesen, weil ein gar so funkelnder, blauer, freundlicher Himmel über der ganzen Fichtau stand.

Nach dem Essen ging Romanus in die Herbergstube. Er rechnete dort ein wenig mit der Kreide auf einer Tafel und ging dann wieder auf die Gasse hinaus.

„Was bin ich denn schuldig, Vater Romanus?" fragte ihn hier der Riemmeister.

„Vier Batzen, Nikolaus, willst du denn schon gehen?" sagte der Wirt.

„Ja freilich, Vater," antwortete der Mann, „ich muß beizeiten in Prigliz sein."

„Nun, so grüße mir die Perklaser recht schön, wenn du wieder heimkömmst," sagte Romanus, „den alten Lederherrn und seine Frau und ihren Sohn Albrecht, meinen künftigen Eidam — und die andern alten Perklaser; ich komme wohl die künftige Woche hinaus."

„Seid Ihr denn morgen nicht zugegen?" fragte der Riemmeister; „ich spreche wieder ein, wenn ich auf dem Rückwege bin, und da könnt Ihr mir die Grüße nach Perklas aufgeben."

„Ich gehe wohl in die linke Holzwiese hinauf, um nachzuschauen," antwortete der Wirt, „aber ich werde schon zurück sein, wenn du kommst. Spreche nur ein, Nikolaus, spreche nur ein. Jetzt Gott befohlen und grüße die Priglizer, den alten Syndikus, das ist ein närrischer Mann."

„Gott befohlen", sagte der Riemmeister, indem er seinen Schnallensack und seinen Stab von der Bank auflas.

Im Vorübergehen, da er sich gegen den Pfad hinabwandte, gab er dem Vater Romanus die vier Batzen in die Hand, welche dieser in eine Ledertasche an seinem Wamse gleiten ließ.

„Die Frucht soll ja vorletzt im Lande sehr abgeschlagen haben", wandte sich der Wirt nun an den Aubauer Gervas.

„Die Hohenhauser haben vier Mut Korn um fünfunddreißig Taler geladen", antwortete dieser.

„So — so — das ist gut," sagte der Wirt, „zeigt auch, daß die Händler wegtrachten, weil die Saat so schön steht."

Nach diesem Gespräche ging auch der Aubauer fort, und mit ihm ging Eberhard, der Schmied aus Sarau. Auch andere Gäste erhoben sich, berichteten ihre Rechnung und gingen fort. Die Leute, welche schon am frühen Morgen dagewesen waren, um das Fest zu sehen, und auch die andern, welche sich später eingefunden hatten, weil sie an irgendeiner Stelle des Tales gestanden waren, um zuzuschauen, entfernten sich einer nach dem andern, um die Heimat zu gewinnen, bis endlich der Platz vor der „Grünen Fichtau" ganz leer war und auch im Hause sich niemand befand, als der zum Hause gehörte.

Die Sonne stand schon schief. Die Tannen, welche vormittags Schatten geworfen hatten, glänzten jetzt in allen ihren Nadeln, die Wände gegenüber, welche morgens geleuchtet hatten, standen jetzt in ruhigem Schatten, und die Wärme milderte sich.

Der Vater Romanus hatte noch allerlei zu tun, um die Vorkommnisse des Tages und die Nachrechnungen desselben in Ordnung zu bringen. Er war deshalb in der Stube. Mutter Ludmilla ließ noch die letzten Reste des Festes, die man etwa im Drange übersehen hatte, einräumen und alles an seinen Platz und in seine Ordnung stellen.

Gegen die spätern Nachmittagsstunden hin kamen zwei Säumer. Sie banden ihre Tiere an die glänzenden Eisenringe, die an einer Reihe von Pflöcken befestigt waren, und hielten ihr Vesperbrot. In jenen Zeiten, wie wir gesagt haben, wurden noch alle Gegenstände, die durch die Fichtau gingen, gleichsam wie auf hohen, schmalen Gebirgspfaden gesäumt, weil man der breiteren, fahrbaren Straßen noch nicht bedurfte. Der Säumer ging oder ritt neben seinem einen oder mehreren Tieren einher, sie mit einer Leine leitend. Er hatte den Lodenrock an, einen breiten Hut auf und oft den Gebirgsstock in der Hand — und in der damals noch einsamen Luft, in welcher nur die Naturlaute des Singens und Schreiens der Vögel und des gelegentlichen Rufes eines Tieres waren, tönte das Glöcklein,

das an dem Halse eines Saumtieres hing. In der „Grünen Fichtau" hielten sie gerne an, wie auch die zwei taten, von denen wir oben geredet haben. Nachdem sie alles, was sie begehrten, von einem Diener erlangt hatten, schnürten sie wieder ihre Sachen und zogen mit dem feinen Tone des Glöckleins an der Steinwand hin, auf welcher die Tannen standen, die morgens die langen Schatten geworfen hatten.

Die letzten Gäste der „Grünen Fichtau" waren zwei Holzknechte. Sie kamen erst, da die Sonne nur mehr über den äußersten Rand der westlichen Bergwände auf das allerlei Waldlaub hereinspann. Sie waren damals, wie jetzt, leicht erkennbar: das Angesicht mehr als gewöhnlich gebräunt, darin das Leuchten des Auges — der eigentümliche Anzug, damals noch mehr Leder enthaltend, darüber der Überwurf von Loden, dann die Steigeisen, der langstielige Gebirgshaken und oft ein oder mehrere Bündel Eisenkeile. Der Vater Romanus war zufällig auf die Gasse gekommen, als sie herzugingen. Er redete sie seiner Weise nach sogleich an und sagte: „Ei, ei, es ist ja nicht Samstag, wo kommt ihr denn her, und wo seid ihr denn gewesen?"

„Wir sind bei dem gebrochenen Stein hinten gestanden," sagte einer von ihnen, „und sind gestern schon herabgestiegen, um den Brautgang zu sehen. Heute gehen wir noch in die Rote Schwaig zurück und steigen morgen früh wieder auf das Eiseck hinauf."

„Nun, das ist ja recht gut," antwortete der Wirt, „daß ihr herabgestiegen seid — es ist kein kleiner Weg, und die Klötze können derweil ruhig zwei Tage auf dem Eisecke schlafen."

„Ei, Vater Romanus, gebt uns einen Wein," sagte der Sprecher mit lustigem Lächeln, „Ihr habt ja doch durch unser Herabsteigen keinen Schaden gelitten."

„Du meinst etwa gar Nutzen, Konrad, wegen des bißchen Weines," sagte der Wirt — „ich habe keinen Schaden gelitten; denn von meinen Leuten ist keiner herabgestiegen, um Bräute zu sehen, außer dieser da."

Er wies bei diesen Worten auf die Hausbank hin, auf welcher Tiburius, der Ziegenhirt, nachdem er sein Mittagmahl gehalten hatte, wieder saß und ruhig lächelte.

Hierauf befahl er, daß man den Gästen jenen sauren, starken Wein gebe, den diese Leute lieben, und den sie zu ihrem harten Brote oder zu fetten Klößen trinken. Er blieb bei ihnen, trank selber sein Abendgläschen guten Weines und redete mit ihnen, bis sie fertig waren. Sie standen auf, zahlten das wenige Geld für ihre Zehrung, schulterten ihre Sachen,

gingen auf dem entgegengesetzten Wege fort, als wo sie gekommen waren, und verschwanden bald in dem Gesträuche.

Und von nun an blieb das weitgebreitete hölzerne Waldhaus mit allen seinen Nebenschoppen und Gebäuden einsam. Es stand schon in dem Schatten des Abends; denn die Sonne war hinter dem Rande der Wand untergegangen, alle Blätter und Nadeln wurden gleichsam noch grüner und dunkler, während der Grahn, der im Osten stand, anhob, beinahe hellrot auf das Ganze niederzuleuchten.

Die Leute in der „Grünen Fichtau" taten ihre Geschäfte des Abends, und der Sohn des Hauses, ein schöner, schlanker Jüngling, noch jünger als seine junge Schwester Lenore, tat auch, was er gerne um diese Zeit zu tun pflegte. Er ging mit drei großen schönen Hunden, welche einen Teil der Besatzung des Hauses ausmachten, auf dem Talpfade neben der Perniz hin, immer weiter und weiter, bis er nicht mehr gesehen werden konnte. Er tat dieses gerne, entweder weil er da keine Arbeit hatte, oder weil er überhaupt sinnend war und gerne seinen Gedanken und Träumereien nachging, oder weil auf sein unentwickeltes Herz diese Tageszeit eine besondere Wirkung ausübte, die im Gebirge mehr als im flachen Lande um alle Dinge ihre unbeschreibliche Ruhe und Würde ausgießt.

Es war in der „Grünen Fichtau" Gewohnheit, früh schlafen zu gehen, um, wie sich Romanus ausdrückte, die Nacht Nacht und den Tag Tag sein zu lassen. Im Sommer geschah es schon, wenn die letzte Stufe der Dämmerung noch am Himmel leuchtete, so daß man genug sah, seine Schlafstelle zu suchen, und daß, wenn man schon schlief, die Sterne oder der Mond zu scheinen anhoben.

Wie alle Tage war es auch heute an diesem so bewegten gewesen. Da die Leute ihre Arbeiten, die in jeder Dämmerung nach einer unwandelbaren Regel sich wiederholen, verrichtet hatten, gingen sie einer nach dem andern schlafen. Auch Tiburius erhob sich sofort von der Gassenbank, da noch ein recht schöner, aber blasser Goldschimmer um alle Gegenstände des Tales leuchtete, er nahm seinen breiten Hut, zog sein rauhes, graues Ziegenfell, das oben zu der Verwitterung der Felsen besser paßt als unten zu der Umgebung, über der Brust zusammen und ging gemach gegen die vieleckigen und vielwinkeligen Holzgebäude zurück, in denen er seinen gebräuchlichen Ruheplatz schon wußte.

Vater Romanus, nachdem er alles verrichtete und an allen Stellen des Hauses gewesen war und nachgeschaut hatte, stieg

die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, wo das Schlafgemach war. Ludmilla mußte schon viel früher heraufgegangen sein; denn sie hatte schon ihren Schlüsselbund losgeneſtelt und auf den Tisch gelegt — sie mußte schon ihr Abendgebet verrichtet haben; denn sie saß bereits mit dem knappen Nachthäubchen auf dem Kopfe und mit den weißen Nachtgewändern angetan auf dem Bette — sie war, obschon sie noch nicht besonders alt war, doch eingebückt wie ein Mütterlein, und auf das milde, einst so schöne Angesicht, das halb gegen das Fenster gewendet war, fiel der letzte Schein, daß es fast mit Gold und Silber belegt war. Romanus, der sonst gerne rasch und frisch war, ging fast fromm in das Zimmer. Er legte seinen großen Schlüssel, mit dem er alle ihm zugehörigen Räume geschlossen hatte, dann die Geldtasche und allerlei andere Dinge, die er aus seinen Säcken genommen hatte, neben den Schlüsseln und abgelegten Taggewändern Ludmillas hin und sagte: „Du bist schon da, Mütterlein, du bist schon fertig — lege dich nur nieder, daß du dich nicht erkältest — gute Nacht, Mutter, gute Nacht."

„Gute Nacht, Romanus," antwortete sie, „schlafe recht wohl."

Und mit diesen Worten legte sie sich vollends in ihr Bett hinein und zog die Decke bis an das Kinn ihres Antlitzes empor.

Romanus ging nun gegen die Tür und schloß sie wohl ab, dann untersuchte er die Fenster und hatte verschiedenes hin und her zu trippeln, wobei er sich seiner Oberkleider entledigte. — Nach einer Weile tat er sein Käppchen ab und kniete auf dem Schemel zum Abendgebete nieder — und es war, als ob seine schneeweißen Haare jetzt in dem dunklen Gemache leuchteten. — Da er fertig war, kleidete er sich aus und legte sich in sein Bett, das in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers von dem Ludmillas war. Er bedeckte seine Haare mit keinem Käppchen, richtete es sich sehr bequem in dem Lager, und es mochte dessen weiche Umfangung ihm, der den ganzen Tag ungemein rührig und tätig zu sein gewohnt war, wohl recht lieblich und anmutig dünken. — In der heimelnden Stube war es nun ganz dunkel; denn die Sterne gaben gerade so viel Licht, daß man kaum die weichsten und unbestimmtesten Umrisse der Gegenstände wahrnehmen konnte.

Die Tochter der beiden Eheleute, Lenore, war auch schon im Bette. Ihr Schlafgemach war neben dem der Eltern, durch das sie gehen mußte. Sie ging gewöhnlich mit der Mutter herauf, was auch heute geschehen war, daher sich Romanus, als er schlafen ging, um die Tochter nicht bekümmerte. Als sie mit

der Mutter ein Weilchen geredet hatte, und als ihr diese mit der Hand das Kreuzzeichen in das schöne Angesicht gemacht hatte, war sie in ihr Kämmerlein zu dem jungfräulichen Bette getreten. Sie sperrte die Türe nie zu, weil sie zu Mutter und Vater führte; aber das bewegliche eiserne Fensterkreuz hatte sie untersucht, ob es ja fest und geschlossen sei — sie war dann im Stübchen noch ein wenig hierhin und dorthin gegangen, um manches zu ordnen — hatte im Winkel des Fensters kniend gebetet — hatte von den Oberkleidern abgelegt — und war dann in das enge Bettlein gehuscht, das sie immer im schönen weißen Glanze erhielt.

Der letzte, welcher im Hause die Ruhe suchte, war der Sohn Damian. Als die Perniz, welche am ganzen Tage so unermeßliches blitzendes Silber gerollt hatte, auch nicht mehr den geringsten Schein desselben besaß — ja, als die unheimlich blaulichen Wellen, welche sie, wenn das Abendgelb am Himmel lodert, hinter Steine, Gesträuche und Baumwurzeln zurückführt, gar nicht mehr gesehen werden konnten und ihr Wasser nur hörbar war — als der letzte mattrote Sterbeglanz des Grahns von seinem Gipfel gleichsam unsichtbar in die Luft verschwunden war, daß er selber nun grau und kalt dastand und nur ganz schwach in dem dunkeln Himmel gesehen werden konnte — als der Pfad im Grase des Rasens kaum mehr als grauer Streifen erkennbar war: ging er mit seinen Hunden an dem Rauschen des Flusses zurück. Er ging zu dem Hause, tat die Hunde in einen Zwinger, in dem sie in der Nacht herumgehen konnten, sperrte mit einem Schlüssel die kleinere Haustür auf und verschwand hinter ihr, sie wieder verschließend. Er wurde weiter nicht mehr vernommen.

Desungeachtet war noch nicht die vollständige Ruhe in der „Grünen Fichtau". Da es schon ganz finster geworden war, bewegte sich ein schwarzer Knäuel über die Gasse gegen die Hintergebäude zurück. Es war der arme Christian, der seinen Heuverschlag suchte, in welchem er zu schlafen pflegte. Man weiß nicht, was er etwa noch so spät vor dem Hause oder in dem Gebüsche zu tun gehabt hatte — er weiß es selber oft nicht — und von den andern bekümmerte sich auch keiner um ihn, was er tat, oder wann er sich zur Ruhe begab.

Von nun an, da die seltsame Gestalt unter der Schwärze des Überdaches verschwunden war, herrschte ununterbrochene Stille. Alle lagen sie in todesähnlichem Schlummer befangen, und die kalte Sternenglocke stand brennend und einfach über dem ganzen Walde, der dunkel und ohne Regung unter ihr ruhte, und in

dessen Größe das Haus, in dem wir den ganzen Tag zugebracht hatten, nicht zu sehen und zu erkennen war, oder so winzig und klein, als hätte man kaum mit der Spitze einer Nadel in das Waldland getupft. —

Nun müssen wir von der stillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentschuldigbarer Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Tun zu lange aufgehalten haben, Abschied nehmen und dem Zuge, der am Morgen in ihr das glänzende Frühmahl eingenommen hatte, folgen, um zu berichten, was ihm im Laufe dieses Tages begegnet ist, und wie denn die nämliche Nacht, die jetzt über der Fichtau steht, auch über die Häupter jener fröhlichen Menschen heraufzog.

Sie ritten in heiterer Lust, da noch die helle Sonne auf sie schien, ihres Weges dahin, und die Perniz ging rauschend und plaudernd mit ihnen. Beide, der Weg und der Fluß, strebten aus dem engen Tale hinaus gegen die ebneren Länder, wo der Weg in eine breite Straße auseinandergeht, auf der der Zug aus seinem dünnen Faden sich zu einer sprechenden und scherzenden Gruppe hätte aufrollen können, und wo der Fluß, ohne mit seinen Wellen über Steine zu springen, in einer glänzenden Schlange auf weiten Wiesen dahin liegt. Der erste Gruß, den das erweiterte Land dem Wanderer entgegenträgt, ist der freundliche, spitze Kirchturm von Prigliz, und dann folgen Meierhöfe und verschiedene Werke.

Allein ehe man noch dahin gelangte, schwenkte die ganze Gesellschaft von dem Wege ab, trabte über ein Brücklein der Perniz und verließ dieses lustige, hüpfende Wasser. Sie ritten in ein Seitental hinein, das so spitz abfällt, als wollten sie wieder in die Berge der verlassenen Fichtau zurückkehren.

So war es auch beinahe. Sie ritten bei immer höher steigender Sonne, bei mutwilligem Hundegebell, bei manch schwierigem Gespräche und bei manchem Wirrsale und Streite der Diener, die sich hinten drängten, in dem Seitentale dahin, gleichsam um ein vielgestaltig emporragendes Hügelland eine Kreislinie spannend. Die roten Steine der Fichtau blickten überall nieder, und die Wasser schossen herab. Einmal, da die Höhen auseinanderrissen, zeigte Prokopus seiner Gemahlin den Berg, wohin er sie führte, wie er, im Dufte des wolkenlosen Vormittags schimmernd, gleichsam weit hinter allen Höhen draußen zu schweben schien.

Sie ritten weiter und weiter.

Als die Sonne schon ziemlich bedeutend jenseits ihres Gipfelpunktes am Himmel hinabrollte, als die Blitze des Morgens schon

längst von den Berghöhen verschwunden waren, und als diese bereits in einem müden, trockenen Nachmittagshauche standen: erreichte man den Fuß des Berges. Hier ist ein Dörflein, und außer den einzelnen Menschen, die schon in dem Seitentale gestanden waren und die Gesellschaft angeschaut hatten, waren hier zuerst mehrere derselben versammelt. Sie standen aus Neugierde da oder riefen Glückwünsche zu. Von dem Schlosse waren Pferde herabgebracht worden, die warteten. Man bestieg sie, während die Diener die alten in Empfang nahmen und herumführten. Mit diesen frischen Kräften zog man die Höhe des Weges hinauf. Aus den Obstbäumen des Dörfleins bog man anfangs durch ansteigende Felder hinauf und kam dann auf die Einsamkeit des Berges. Eine vielfach unterbrochene Rasendecke streckte sich hinan, Steine schauten überall aus ihr heraus. Zwischen diesem hindurch ging der Weg, er war breit, und zu beiden Seiten stand eine Doppelreihe uralter Fichten, welche mit den traurigen, tief niedergehenden Zweigen und mit den langen, hängenden Moosbärten eine Gattung düsterer, einödeartiger Allee bildeten. Zwischen den runzligen, harzigen Stämmen stand hie und da ein Mensch, sein Angesicht hervorzeigend und die Vorüberreitenden betrachtend. Weiter gegen oben sah man mehrere den Reitern schleunigst vorauseilen, um bei dem Einzuge gegenwärtig sein zu können.

Den Grafen Prokopus an der Spitze und zu seiner Rechten die junge, schöne Gemahlin, kam man an dem Tore des Rotensteines an. Zu beiden Seiten von unendlichem Haselgebüsche bewachsen, zeigte die Ringmauer des Berges nur eine einzige offene Stelle, in der der steinerne Torbogen war. Sein düsteres Eisengrau war außer dem Wappen schier nirgends zu sehen, weil er von einer Last von Blumengewinden bedeckt war, die nur an einer Stelle durch ihre Schwere niedergebrochen hingen, den Stein zeigend und gleichsam gebrochenes Glück bedeutend. Die Torflügel waren in weiter Gastlichkeit geöffnet. Auf einem Gerüste, hinter dem Blumenberge versteckt, war eine schmetternde Fanfare, die den Zug begrüßte und im Augenblicke von dem Donner des Geschützes abgelöst wurde, das auf dem Berge aufgepflanzt war und erdröhnte, als der Zug durch die Torflügel einritt. Eine fast wogende Menschenmenge war hier versammelt: sie riefen teils Lebehoch, teils winkten sie mit Tüchern und Hüten. Es war schier ein sturmähnliches Brausen, wie wenn sie eher Unheil als Glück verkündeten. Innerhalb des Tores, auf dem weiten, sandigen Platze, wo ein Obeliskus steht und zwei Sphinxe ruhen, waren jene Leute des Grafen aufgestellt,

die in den verschiedenen Besitzungen desselben etwas galten: Richter, Schreiber, Schöffen, Verwalter, Geschworne u. dgl. Sie standen mit ihren ernsten Gesichtern. Aber wie ein holder, versöhnender Gegensatz löste sie eine Schar weißer Mädchen ab, welche Kränze auf ihren Häuptern trugen und feine Papiere darreichten, auf denen Sprüche und Wünsche standen.

Der junge, schöne Graf hörte freundlich an, was der Mann, der an der Spitze der Mädchen stand, sagte — auch sonst war er zuvorkommend und höflich, er hielt den Hut oder dem Haupte gelüftet immer in der Hand und grüßte nach dieser Seite und nach jener. Auch die neue Gebieterin neben ihm, an der eigentlich alle Blicke hingen, hatte mit Neigen und Grüßen und herablassendem Winken vollauf zu tun.

Man ritt von dem Platze des Obelisks auf dem sanftgewundenen Pfade über den ferneren Teil des Berges gegen die Schloßgebäude hinan. Eine nachdrückende Menschenmenge beschloß den Zug — ja, auch seitwärts, wo sich liebliche Weinreben um das Rot der Marmorgesteine schlangen, suchten sich viele durchzufristen und zertraten manch zartes und nützliches Reis.

Nach einer Weile Reitens trat den Ankommenden ein schöner, großer Bau entgegen. Er schwamm im zarten Lichte des späten Nachmittages und war rückwärts gehoben von einem schönen Eichenwalde, der sein Glanzgrün dem Auge entgegenhielt, und auf dessen Rasen, der tiefgrün durch die Stämme vorblickte, Damhirsche gingen, die trotz der Menschenmenge, oder vielleicht gerade durch sie gelockt, neugierig an den Rand kamen und herausschauten. Der Bau hieß der Altbau und war das Ziel der Reise. Er bekam in folgender Zeit aus Ursachen, die wir später anführen werden, den Namen Julianbau. Man hatte im Heraufreiten zwar verschiedene Bauten und Häuschen in dem Weingelände zerstreut gesehen — sie waren auch zuzeiten bewohnt gewesen —, aber der Graf hatte zu seiner Wohnung den weitläufigen Altbau erwählt, wie auch seine Vorfahren aus den Bauwerken des Berges sich immer dasjenige zum Aufenthalte bestimmt hatten, das ihnen am meisten gefiel. Da man zwischen die Vorgebäude auf den Sandplatz hinvor gekommen war, standen alle Diener des Hauses da. An ihrer Spitze war der Schloßmeister mit dem roten Stabe und neben ihm der Kastellan mit seinem Abzeichen, dem großen Schlüssel. Da sie sich nach der Anweisung des Schloßmeisters verneigt hatten, und da der Gruß von den Ankommenden erwidert worden war, eilten die hiezu Aufgestellten herbei, der Gesellschaft von den Pferden zu helfen.

Als man abgestiegen war, wies der Schloßmeister mit seinem Stabe auf die große Treppe und ging voran. Prokopus führte seine Gattin die Stufen hinauf, indem er die andern mit freundlicher Gebärde zur Nachfolge einlud. Man gelangte in den großen Eintrittssaal, in welchem schöne Gemälde auf den Wänden prangten. Der Schloßmeister wies sich sehr tief verbeugend, von hier aus der jungen Gräfin Gertraud und ihren Frauen die Gemächer an, die eigens nur zu dem Zwecke hergerichtet waren, daß sie sich in denselben umkleideten und ein Weilchen ruhten. Desgleichen tat er auch mit dem Grafen und mit den andern.

Es war nämlich im Plane, ehe man irgend etwas Weiteres im Schlosse vornahm, gleichsam zu glücklichem Eingange das junge Paar von ihrem künftigen Seelsorger noch einmal segnen zu lassen, so wie es von dem zu Stauenfels für das ganze Leben war eingesegnet worden.

Nachdem der Zweck des Umkleidens und Ruhens erreicht worden war, trat Gertraud in einem einfachen kirchlichen Gewande aus den Zimmern hervor. Die andern hatten schon auf sie gewartet. Prokopus, der ein fast hochzeitliches Kleid angetan hatte, nahm sie bei der Hand und führte sie, von allen Gästen gefolgt, durch den langen Gang in die finstere Schloßkirche, in der die steinernen Heiligenbilder fast drohend herabsahen. An dem Altare stand der Priester und sprach zum Empfange einen biblischen Gruß. Dann verrichtete er, während alle in den Stühlen saßen, ein Dank- und Bittgebet zu Gott. Hierauf schritten Prokopus und Gertraud zu dem Altare hinvor, knieten auf die daliegenden rotsamtnen Kissen nieder und empfingen den Segen, gleichsam eine zweite Befestigung des Bandes, das für alle Ewigkeit geschlossen worden war.

Nachdem man diese kirchliche Feier vollbracht hatte, geleitete Prokopus seine Gattin in dem Kleide, in dem sie war, und in Gesellschaft ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders und mancher ihrer Freunde zu den Zimmern, welche ihr nun für ihre Zukunft auf dem Rotensteine zur Wohnung dienen sollten, und welche durch lange Zeit her mit aller möglichen Umsicht und mit Pracht und Aufwand hergerichtet worden waren. Prokopus und die andere Gesellschaft blieben auf der Schwelle des Einganges zurück, denn es sollte niemand als sie und ihre vertrautesten Frauen zum ersten Male diese Gemächer betreten, damit sie allein alle Dinge überblicken und sich darüber freuen oder auch nach Maßgabe betrüben möge.

Prokopus schritt, da Gertraud in die Zimmer verschwunden

war, nach dem Empfangsaale zurück und von da in Begleitung seines Lehrers und Freundes Bernhard von Kluen über die große Treppe auf den Sandplatz des Schlosses hinab, wo noch mehrere Menschen versammelt waren. Er entblößte, auf der letzten Stufe stehend, daß ihn alle sehen konnten, das Haupt und sagte: „Ich danke euch, werte Freunde und Nachbaren, für die Teilnahme an dem glücklichen Ereignisse, das heute hier gefeiert wird. Ich hoffe, daß wir in alle Zukunft in freundlicher und nachbarlicher Weise nebeneinander leben werden. Alle, die heute dieses Schloß besucht haben, sie mögen Untertanen oder Fremde sein, sind höflich zu Gaste geladen. Gegen das große Tor zu, seitwärts des Kastellanhäuschens, sind auf der Wiese und unter angenehmen Baumgruppen Tische gestellt — ich glaube, daß die Reihe groß genug sei; und sind zu wenige, so werden noch neue aufgerichtet werden; — es sind Speisen und Wein dort, und jeder, der will, darf zu dem Mahle niedersitzen, ohne eines Wortes und andern Grundes zu bedürfen, als daß er da ist. Möge die Bewirtung nachsichtig und freundschaftlich aufgenommen werden."

Nach diesen Worten schwenkte er noch einmal grüßend den Hut und setzte ihn dann auf. Die versammelten Menschen aber riefen laut und erheitert: „Hoch lebe unser Graf — es lebe der Graf!"

Prokopus dankte noch einmal und ging mit Bernhard die Treppe hinauf.

Die letzte Feierlichkeit, welche den Tag beschließen sollte, war das Mahl. Die andern hatten, als Prokopus zu dem Volke hinabging, schon angefangen, ihre Kleider und Schmucksachen, wie es damals gebräuchlich war, zu dem Feste in Ordnung zu setzen. Er kleidete sich nun auch um, damit er fertig wäre, wenn die Glocke ertönte.

Das Mahl wurde nicht in dem Schlosse gehalten, sondern in einem Saale, der einige hundert Schritte davon entfernt war, in einer edlen Umgebung von Eichen und Ahornen stand und vor langer Zeit zu einem ähnlichen Zwecke erbaut worden war. Die Küche des Saales stand hinter demselben und war so sehr in das Gebüsche hineingebaut, daß, wenn Braten knisterten und Gerichte schmorten, die grünen Baumzweige bei den Fenstern hineinsahen. Die Lichter, welche man in übermäßiger Menge in dem Saale anzündete, spielten in die schiefen, durch Baumstämme, Gebäudesäulen und Glastafeln hereinfallenden Strahlen der bereits tiefstehenden und erlöschenden Sonne. Diener, die vom Putze strotzten, liefen an den Tafeln hin und her und

wurden bald von einem fliegenden Sonnenblitze, der von außen hereinkam, begossen, bald von den Lichtern, die im Innern in noch schwacher Gewalt brannten, sanft bestrahlt.

Als die Schloßglocke gellte, fügten sich die Gäste paarweise zusammen, wie man es schon angeordnet hatte, und gingen von dem Schlosse in den Speisesaal hinüber.

Es liegt außer unserem Zwecke, das Mahl, das diesen beschwerlichen Tag beschloß, näher zu beschreiben. Nur so viel genüge, daß es sehr glänzend war; denn die Sitte der damaligen Zeit verlangte, daß man seinen Gästen die Ehre, die man ihnen erweisen wollte, durch großen Aufwand kundtat, namentlich daß nichts fehlte, was nach den herrschenden Begriffen ein Bestandstück der Tafel war. Eine sanfte Musik tönte von verschiedenen Stellen des Berges herüber, als die reichgekleideten Menschen in der immer heller brennenden Kerzenmenge, wie draußen der Tag sich allmählich verdunkelte, dasaßen, als die Menge der glänzenden Gefäße auf dem Tische stand, als die Messer und Gabeln klirrten, und als die Gespräche rauschten. Es saßen nach dem Gebrauche auch die vorzüglicheren Haus- und Amtsleute des Grafen zur Tafel, und auf ihren Standeskleidern schimmerte die Last der Seidenverzierungen und der Goldstickereien.

Als das kostbare Mahl geendet war und man sich mit Ausnahme einiger, die noch beim Weine geblieben waren, wieder in das Schloß hinüberbegeben hatte, zog die Mutter Gertrauds den jungen Gatten in ein Nebengemach, wo zufällig auch der Vater, Bruder und einige Verwandte standen, nahm ihn bei beiden Händen und sagte: „Ich habe Euch alles, was ich besitze, übergeben, teurer Eidam, Ihr wisset, daß ich keine Tochter mehr habe, und daß Söhne sich um Mütter wenig zu bekümmern pflegen — behandelt sie gütig und freundlich, behandelt sie ja recht gut; denn sie ist es von Jugend auf gewohnt."

Der junge Graf legte seine rechte Hand, die er sanft von der Schwiegermutter losgemacht hatte, auf die Brust und sagte: „An diesem Herzen will ich sie halten wie mein liebstes Wesen, auf diesen Händen will ich sie tragen wie mein Kleinod; denn es ist unter allen Geschöpfen, die da Raum haben in der Wesenheit der Dinge, kein einziges, das ich so liebe wie sie."

„Amen," sagte der alte Graf von der Staue, „es ist schon recht und gut"

Man gab sich die Hände, schüttelte sich dieselben und verfügte sich wieder zu den andern.

Gertraud war von ihren Frauen schon in ihre Gemächer geleitet worden. Da Prokopus ebenfalls von der Gesellschaft Abschied nahm, um sich in seine Wohnung zu begeben, trat ein großer, finsterer Mann, Florenz von den Tennen, der bisherige Vormund und Gerhab, herzu und sagte: „Ich wünsche dir Glück, Graf Prokopus, ich wünsche dir Glück."

„Ich danke Euch, ich danke", erwiderte dieser.

Auf dem Gange sagte Bernhard von Kluen zu ihm: „Sei recht glücklich, Prokop, sei für alle Tage deines künftigen Lebens zufrieden und heiter."

„Lebe wohl, guter, treuer Lehrer und Vater," antwortete Prokopus, „gute Nacht, gute Nacht."

Und sie schieden unter dem Lichte der herabstrahlenden Lampe, indem der eine in seine Schlafgemächer ging und der andere sich zu den wenigen Gästen zurückverfügte, die noch in dem großen Saale waren.

Prokopus war durch die hohen Türen, die in seine Wohnung führten, hineingegangen, und es war nach dem geräuschvollen Tage, in welchem den Menschen ihr Tun wie eine Rolle im Schauspiele war vorgeschrieben worden, eine Last von ihm genommen, da er allein war. Die Lampe in dem großen Vorgemache hatte, da er eintrat, ihr sanftes, wohnliches Licht auf ihn herabgegossen, die Schritte, welche auf dem Gange gehallt hatten, waren auf den Teppichen seiner Zimmer nicht zu hören. — Der Kammerdiener stand mit dem Nachtgewande vor ihm, als er in dem inneren Gemache stehenblieb und sich an der Ecke eines kalten Marmortisches hielt. Die mehreren einfachen Lampen, wodurch seine Zimmer erhellt wurden, streuten ihr mildes Licht auf die Gegenstände, unter denen er so lange gelebt hatte. Er legte den schönen federbebuschten Hut auf ein Ruhebett, das die weichen, mit feinem Leder überzogenen Kissen ihm entgegenschwellte. Dies Zeichen war für den Diener der Anfangspunkt seines Geschäftes. Er legte die Nachtkleider über die Lehne eines Sessels, und Prokopus ließ sich Stück nach Stück von seinem schimmernden Gewande von dem Leibe nehmen und sich das einfache, dunkle Kleid und das leichte, dunkle Wams umlegen. Das dargereichte Barett nahm er nicht an, sondern, die langen schwarzen Haare sanft mit der eigenen Hand zurückstreichend, ging er in das innere Zimmer hinein, wo sein Bett stand, auf das ein allseitiges freundliches Licht herniederfiel, und betrachtete die Bücher, die auf dem Bettische lagen, und welche nun schon geraume Tage nicht aufgeschlagen worden waren. — Dann ging er wieder zurück und bedeutete dem Diener

mit der Hand, daß er entlassen sei, indem er nur noch hinzufügte, daß die andern, welche in den Vorzimmern dienen, schlafen gehen oder sich vergnügen können, nur solle er darauf sehen, daß sie von dem Weine, der für sie bereitsteht, nicht zuviel nehmen und sich schaden.

An der Seite des Schlosses, wo die Fenster seiner Wohnung hinausgingen, war ein sehr großer Balkon, der eine weite Umsicht über die Teile des Berges und über die entfernteren Gegenden gewährte. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen war der Balkon gewöhnlich mit einem Dache von Leinwand überspannt und hatte an seinen Seiten manchmal auch schmale leinene Wände. Heute war statt den Linnen weiße Seide gezogen, das Innere war mit rotem Samt ausgefüttert und mit demselben Stoffe gleichsam zu einer großen, prachtvollen Nische ausgebaut, in der man sitzen und den ungeheuren Raum vor sich betrachten konnte. Zur Bequemlichkeit waren lange, an den Enden nach vorwärts geschweifte Ruhebänke von Samt gestellt. Der Balkonsaal, dessen Tür hinausführte, war bei der neuen Einrichtung der Wohnungen Gertrauds und Prokops so geordnet worden, daß er einen gemeinschaftlichen Saal abgab, aus dem man rechts in die Zimmer des Grafen, links in die Gertrauds gelangen konnte.

Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurückgegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Innern lauter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinausgetreten und lehnte sein Haupt an eine der eisernen Stangen, an denen der Samtbau befestiget war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rotensteines schon Abschied genommen, nur in dem äußersten Abende, wie es im Sommer zu sein pflegt, war noch ein schwaches Rot, das aber sogleich in jenen blassen Schein des Himmels überging, der nur noch durch das matteste Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fort genommen hatte. Sonst war tiefe Einheit an dem Himmel, durch kein einziges noch so kleines Wölkchen unterbrochen. Auf der Erde war die Stille noch nicht eingetreten. Es feierten wohl die Bäume, die in schwarzen Klumpen unten standen, und der Rasen, der sich gleich einem dunklen Tuche hinbreitete, die Nachtruhe: aber zwischen den Bäumen kam noch der verlorene Schimmer von Lampen und Kerzen herüber, die in dem Speisesaale brannten, und über den Rasen schwamm noch mancher vereinzelte Laut daher, der sich von denen verirrte, die etwa noch beim Becher saßen oder sich sonst über die Freude des heutigen Tages vergnügten. Selbst

von der untersten Stelle der Ummauerung des Berges, wo das Kastellanhäuschen stand, kamen noch Zeichen des Lebens herauf. An der Wand des Baumdunkels war der Lichterschein zu erkennen, der für das eingeladene Volk war angezündet worden, und zuzeiten war es, als hörte man das Brausen herauf, wie es sich unterredete.

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichsam wie in einem sanften Rauche schwimmend von dem Schlosse aus sehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit seinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, stand ganz allein in der ihn umgebenden beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf so stand, und wie die fernen Stimmen schwächer wurden, war es, als regte sich etwas — — er wendete sich um und sah von der Finsternis des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen und von dem dunklen Samte, der die Saaltür bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Gestalt — es war seine Gattin Gertraud. Sie stand inmitten des Zimmers, wie schüchtern vorgeduckt — gleichsam wie eine, die zaudert und ratlos ist. — Ihre Frauen hatten sie entkleidet und ihr die Fülle der schönen ganz schneeweißen Gewänder angetan. Über dieselben war ein kurzes, rosenrotes seidenes Mäntelchen geworfen. Auf dem Haupte hatte sie nichts als die schönen blonden, reichlichen Locken. Sie war in das letzte ihrer Zimmer, das an den Balkonsaal stieß, gegangen, war in den Saal getreten, und man wußte nicht, wollte sie an und für sich auf den Balkon hinausgehen, weil es ihr einladend erschien, oder war sie nur zufällig in den Saal gekommen und zaudere nun, ob sie zurückkehren oder hinaustreten solle, da sie ihren Gatten dort stehen sah und vielleicht meinte, er trauere.

Prokopus, da er sie erblickt hatte, ging in den Saal hinein und nahm sie, ohne zu sprechen, bei der Hand, die zitterte.

Die zwei Frauen, welche sie herbegleitet hatten, gingen in die Gemächer zurück.

Sie konnten nun, da sie allein waren, noch weniger sprechen. Prokopus zog sie sanft gegen sich und führte sie auf den Balkon hinaus, auf dem sie in der Beklommenheit bis an den Rand hinvor gingen.

„So bist du jetzt hier auf dem Schlosse, Gertraud," sagte er, „auf dem du immer und immer leben wirst."

„Es ist schauerlich," antwortete sie, „wir schweben ja mit dem Berge nur in der Luft, und rings um uns ist nichts."

„Es ist schon etwas," erwiderte er, „du siehst es nur nicht, weil es Nacht ist: recht schöne Berge und sanftes Land liegt in einem Ringe herum und grüßt zu jeder Zeit hold entfernt herauf."

„So meint Ihr, daß ich morgen hier Länder und Berge sehen werde, wie aus den Fenstern des Stauenfels?" fragte sie.

„Ich meine nicht," antwortete er, „es ist gewiß, du wirst sie sehen und dich daran erfreuen. Auch den Berg, den wunderbaren, mit seinen Kuppen, Zacken, Gebüschen und Werken wirst du lieben. Das Gebäude, in dem wir stehen, ist viel größer, als du ahnst oder heute abends erblicken konntest; es geht in sehr schöne Trümmer aus, hinter denen ein merkwürdiger Garten ist, dort schaut sanft der glatte Sixtusbau herüber — da unten sind die weißen Häuschen und die Mauerwerke — da ist der Eichenwald — dort gesellen sich die Linden, und an dem Kegelgipfel steigen die Fichten empor."

„Ihr werdet mir das alles zeigen, verehrter Gemahl", sagte sie.

„Ja, ich werde es dir zeigen," antwortete er, — „liebe, liebe Gertraud, bist du mir denn auch so gut?"

„Ja, ich liebe Euch sehr", erwiderte sie.

„Siehst du," sagte er, „wie gut es nun ist, daß wir hier stehen, wir ganz allein, daß die Menschen abgefallen sind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt sie uns auch sind, sie sind uns dennoch fremd — du hast mir heute nicht angehört — ich habe nur selten dein liebes, süßes, holdes Auge sehen können und durch den grünen Schleier nur manches Mal dein teuer verehrtes Angesicht erblickt. Den Schleier, welchen du heute getragen hast, mußt du mir als Angedenken an diesen Tag geben."

„Nimm ihn," sagte sie leise, „er liegt auf dem Ankleidetische."

„Ich werde ihn mir nehmen," sprach er, „und wenn ich uralt bin, werde ich ihn noch als unerreichbares, geliebtes Kleinod auf dem Herzen tragen. — — Du bist müde von dem Reiten des heutigen Tages, Gertraud, auch könnte dir die Kälte der Nacht schädlich sein — komme."

Mit diesen Worten führte er sie in die Tiefe des Balkons zurück und ließ sie auf eine Ruhebank niedersitzen. Wie sie sich auf die weiche Rücklehne des Samtes zurückließ, war sie in der Dunkelheit des Balkons wie ein kleines, weißes Häufchen, das sich duckt. Er setzte sich neben sie.

„Wie seltsam es in der Welt ist," sagte er, „da stehen die stillen Sterne vor uns — sie haben schöne Namen, siehst du, die sieben, die da an dem Rande des Samtes stehen, sind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichsel, dort sind die Petrusstäbe, diese da sind gar das Haar eines schönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde sie dir einmal sagen — da stehen die stillen Sterne; dort unten, wo das trübe, rote Licht sich durch die Bäume stiehlt, sind einige Menschen, die sich vergnügen, weil sie Wein trinken, andere liegen schon in dem starren, unempfindlichen Schlafe, und wir zwei sitzen hier oben mit unserem Glücke."

Weil er ein leises Beben in ihren Gliedern fühlte, so meinte er, sie fürchte ihn. Er rückte deshalb einen Schemel zurechte, stand auf und setzte sich auf denselben ihr gegenüber zu ihren Füßen nieder, so daß sein Haupt viel tiefer war als ihres. Das Licht des Saales, welches früher an ihnen vorbei unsichtbar in die Luft hinausgewandelt war, fing sich nun an seinen Zügen, daß sie beleuchtet zu ihrer Dunkelheit hinaufsahen.

„Lasse mir die Hand," sagte er, — „liebe Gertraud, lasse mir die teure, sanfte Hand."

„Ich lasse sie dir ja, Prokopus", antwortete sie, indem sie ein wenig weiter vorrückte und die Hand ihm reichte.

„Siehst du," fuhr er fort, „wir werden jetzt ein schönes Leben beginnen — ich werde dich hierhin und dorthin führen, ich werde dir erzählen, du wirst zuhören — ich werde dir alle Dinge zeigen, welche dieser Berg enthält, ich werde dich in seine Vergangenheit einweihen, ich werde dir auch von andern Dingen sagen, die wunderbar sind auf der Erde, und diese Sterne, die alle Nächte langsam über unsern Berg hinüberwandeln, werden die Zeugen unseres Glückes sein."

„Sieh die Schnuppe", rief Gertraud plötzlich.

Ein glänzender Streifen war über den weiten Himmel, den man von der Samthalle aus überblicken konnte, hingefahren und war unten im Dunste, wo Himmel und Land nicht mehr unterscheidbar waren, erloschen.

„Sie soll nicht unser Unglück bedeuten," sagte er, „sondern nur den schnellen Flug, in welchem die Zeit in unserem Glücke dahingehen wird. Dann werden wir alt sein, Gertraud, aber wir werden in heißer Liebe Herz an Herz drücken — und wenn das eine gestorben ist, so wird das andere weinen, als müsse es mit seinen Tränen sich zu Grabe bringen."

„O, wie bist du schön, Prokopus!" sagte Gertraud.

„Und wie bist du gut," erwiderte er, — „und wie ist es glücklich, daß es so gekommen ist, daß wir uns besitzen, und welche unabsehbaren Tage des Glückes werden kommen!"

Sie antwortete nicht, aber sie folgte dem leisen Zuge seiner Hand, die sie gegen sich zog, gleitete gegen ihn, da er sie umfaßte, schlang beide Arme um seinen Nacken, da er sie an sich drückte, und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie war auf dem Samtkissen des Schemels, auf dem er saß, gekniet, da sie ihn umfangen und geküßt hatte. Als die Arme sich lösten, hob er sie sanft auf, lenkte sie auf ihren früheren Sitz und setzte sich neben sie.

Sie sprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterschein, der unten an den Bäumen des Kastellanhäuschens gesehen worden war, war erloschen, auch derjenige, welcher von dem Speisesaale dämmerig herübergekommen war, war nicht mehr da, und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben sich und gingen wie zwei selig schüchtern Liebende in den Saal hinein.

Die dunkle Tür schloß sich hinter ihnen, und dieselben Sterne, welche über den Bergen der ganzen Fichtau schienen, welche auf das kleine graue Haus und darin auf das schlummernde, alternde Ehepaar, auf die unschuldige Lenore, auf den Jüngling Damian und auf die andern niederleuchteten, standen nun auch in der kühlen, brennenden Glocke über dem Berge des Rotensteines.

Er war fast ganz schwarz, und kein einziges Licht auf ihm zu erblicken: denn die wenigen, welche innerhalb der Mauern noch brannten, waren durch feste eichene Fensterbohlen von der äußern Ruhe, Heiligkeit und Stille der Nacht abgeschlossen.

---

2. Der Mittag.

Das versprochene Glück ist nicht gekommen. Nachdem die Hochzeitsgäste noch mehrere Tage mit Freuden und Vergnügungen auf dem Rotensteine zugebracht, nachdem sie alles und jedes auf dem Berge besichtigt, in den Teichen und Flüssen der Ebene gefischt, in den Wäldern der Fichtau gejagt und hinter dem Eichenhaine auf die Scheiben geschossen hatten: gingen

sie einer nach dem andern fort. Die letzten waren die Eltern Gertrauds und der fröhliche Schwager Rudolf. Die Pferde, welche man von dem Rotensteine zur Beförderung mitgegeben hatte, kamen nach und nach abgemüdet wieder zurück, und jetzt begann alles in dem Gleise zu gehen, in welchem es alle die künftigen Tage gehen würde.

Aber es war eigentlich noch kein Gleis. Prokopus war erst wenige Wochen vor seiner Vermählung mündig gesprochen worden. Vorher war das Leben auf dem Rotensteine sehr einfach gewesen. Vater und Mutter Prokops waren sehr früh gestorben, da er noch beinahe ein Kind war. Sie hatten, da er ihr einziger Nachkomme war, alles auf seine Erziehung verwenden wollen, was ihnen ihr großer Reichtum nur immer eingab, und was die besonders guten Anlagen des Knaben, die sie zu sehen glaubten, erheischten. Es waren Lehrer nach Lehrern auf das Schloß gekommen und immer wieder mit andern vertauscht worden. Kurz vor dem Tode der Eltern war einmal der Ritter Bernhard von Kluen eine Weile auf dem Rotensteine gewesen. Er war ein seltsamer Mensch. Von seinen Vorfahrern mit Gütern und Reichtümern versehen, genoß er dieselben gleichwohl nicht, das heißt, er genoß sie nicht so, wie sie seine Standesgenossen und so ziemlich alle Menschen seiner Zeit genossen haben würden. Er verbrachte einige seiner frühesten Jugendjahre im Kriege. Dann kam er nach Hause und liebte ein armes Mädchen seiner Nachbarschaft so sehr, daß er es zu seinem Stande erheben und zu seiner Gemahlin machen wollte. Das Mädchen hatte eingewilligt und wurde in verschiedenen Dingen unterrichtet. Nach und nach gewann sie aber den Forstmeister viel lieber, und Bernhard gab ihr eine große Summe Geldes und ließ sie den Forstmeister heiraten. Nach drei Jahren heiratete er selber ein Edelfräulein, welches nach fünfjähriger kinderloser Ehe starb. Von nun an blieb er unvermählt. Er hatte schon früher, da er von den Kriegsfeldern zurückkam, ein sehr gleichmäßiges Leben geführt. Er hatte nicht Pferde und Hunde oder Gewehre, Rüstkammern und Dienerschaft gehalten, er gab keine Tafeln und Gelage und wohnte keinen solchen bei. Dieses Leben führte er als Witwer um so mehr fort. Er setzte mehrere gute Amtmänner in seinen Liegenschaften ein und besuchte bald den einen, bald den andern. In seinem Schlosse hatte er viele Bücher und wissenschaftliche Geräte. In den Büchern las er, mit den Geräten machte er Versuche. Er reisete auch manchmal fort und besuchte Städte und Männer, die ähnliche Dinge trieben wie er und unterredete sich mit

ihnen. Wegen dieser unkriegerischen und unjagdlichen Eigenschaften, die sie ihm beilegen zu müssen glaubten, hatten seine Nachbarn und Standesgenossen seltsame und unvorteilhafte Meinungen von ihm. Zu diesem Manne, da er, wie wir sagten, einmal eine Weile auf dem Rotenstein war, faßte der Knabe Prokopus eine feurige Liebe. Bernhard hatte sich mit ihm abgegeben, ihm vieles erzählt und ihn um manches gefragt. Da es nun so war, schlug er den Eltern vor, daß er auf den Berg herüberkommen und den Knaben unterrichten wolle. Die Eltern waren sehr zufrieden, Bernhard reiste ab, kam nach einiger Zeit wieder und lernte von nun alle Tage mit dem Kinde. In kurzer Zeit starben Vater und Mutter hintereinander. Da kam infolge des väterlichen Testamentes Florenz von den Tennen, ein unabhängiger, adeliger Mann, der mit den Scharnast weitläufig verwandt war, als Vormund des Buben und als Gerhab der Besitzungen auf das Schloß. Es begann eine Verwaltung, in der alles zu dem Zwecke ging, daß das Gut sich nicht vermindere, sondern vermehre. Bernhard blieb auf dem Schlosse, er wurde von dem Schloßgesinde für einen Lehrer angesehen, der bezahlt wird, und ging mit seinem Zöglinge auf dem Berge herum. Da derselbe in das Jünglingsalter getreten war, hielt Bernhard dafür, daß er einige Zeit in Kriegsdienste gehe, daß er sich stärke und tüchtig werde: aber als er bald ungebändigte Neigungen und Leidenschaften bei dieser Beschäftigung verraten hatte, zog man ihn von derselben in kurzer Zeit wieder zurück. Er ritt nun in der Gegend nach verschiedenen Stellen herum. So kam er auch auf den Stauenfels und faßte eine heftige Neigung zu dem Kinde Gertraud von der Staue. Er ritt von jetzt an, wenn es seine Stunden erlaubten, zu jeder Zeit nirgends anders hin als auf den Stauenfels. Weder der Vater des Mädchens noch der Vormund wollten wegen der großen Jugend Prokops und Gertrauds in das Einverständnis willigen: aber die bewunderungswürdige Ausdauer Prokops in seiner Bewerbung und die unermeßliche Neigung des heranwachsenden Mädchens zu dem Jünglinge besiegten allen Widerstand. Der Vater selber beredete den Vormund, seine Einwilligung zu geben. Der finstere Florenz von den Tennen legte eine Vormundschaftsrechnung über die Zeit seiner Amtsführung ab, welche alle Erwartungen bei weitem übertraf, dann ward Prokopus für volljährig erklärt. Wenige Wochen darauf hielt er sein Vermählungsfest auf dem Stauenfels, bei welchem Bernhard Vaterstelle vertrat, und führte dann die Braut voll Freude und Vergnügen auf den von ihr noch mit keinem Auge gesehenen

Rotenstein, wie wir es im vorigen Abschnitte schilderten, und wo sie sich auf dem Balkone bei dem Scheine der Sterne an die Herzen drückten.

Die Zeit zwischen der Volljährigkeitserklärung und der Vermählung wurde von Prokop zu lauter Vorbereitungen zu dem Feste verwendet, und da, wie wir sagten, alle frühere Vergangenheit sehr einförmig und in Abhängigkeit verflossen ist, so mußten die Gleise für die Zukunft, wie wir es bemerkten, noch nicht fertig sein und erst neue gemacht werden.

Das erste, was Prokopus tat, da die Festtagsgäste entschwunden waren, bestand darin, daß er Gertraud in allen Teilen seiner und nun auch ihrer Besitzungen herumführte und sie ihr zeigte, und daß er daranging, diese Besitzungen zu verwalten und zu regeln.

Des Morgens nach der ersten Nacht, als die jugendliche Herrin die sanften, grünseidenen Vorhänge von den Fenstern ihres Schlafgemaches zurückgeschoben hatte, bewahrheitete sich die Aussage ihres Gatten, und ein schöner Ring sanfter, wunderbarer Ferne lag um ihren Berg herum, der mit seinem frischen, herrschenden Grüne auf das holde Dämmern und Duften des unendlichen übrigen Landes wie ein König hinaussah. Schwalben kreuzten sich wie in der blauen Luft dahinschießende Funken, und in den entfernteren, hinabziehenden Gebüschen erscholl ein Freudenlärmen von singenden Vögeln, da sie den einen Fensterflügel für hereinströmende Luft geöffnet hatte; denn in dem Rotensteine war es seit Jahren Gesetz, daß auf dem Berge kein einziger Singvogel getötet oder verfolgt werden dürfe. Da Prokopus hatte nachfragen lassen, ob seine Gattin schon angekleidet sei, und solches bejaht wurde, holte er sie ab und führte sie zu den Gästen, um ihnen Aufmerksamkeit zu beweisen. Dies geschah an jedem Tage, solange noch einige da waren.

Als endlich Gatte und Gattin ihrem eigenen Ermessen überlassen waren, den Tag einzuteilen, wie sie wollten, ging Prokopus daran, ihr ihr künftiges Eigentum darzustellen. Er zeigte ihr den ganzen Altbau in allen seinen Räumen. Von dem großen Saale mit den Wandgemälden angefangen durch alle Gemächer und Gänge, durch ihre eigenen Wohnungen, durch den Ballonsaal, vor welchem noch die aufgerichtete Samtnische prangte, durch die Kapelle, durch die Pfarrerswohnung, ja durch alle Zimmer, in welchen Dienerschaft oder Gäste untergebracht werden konnten, führte er sie hindurch. Da sie durch die Eisenpforten eines Saales hinaustraten, öffnete sich ein sonderbarer Anblick. Das an den Saal stoßende Getäfel des

Fußbodens, das Marmor war, hatte keine Decke über sich als den Himmel, und durch die Fenster des Zimmers schaute ebenfalls der Himmel herein. Das daranstoßende Gemach und die folgenden waren ebenfalls in dem nämlichen Zustande, dann kamen Mauertrümmer, Bogenstücke, Simse und Schutt, über dessen Böschung eine notdürftig vorgerichtete Treppe hinab ins Ebene führte. Es war dies der älteste Bau, an den man, gegen den Eichenhain vorschreitend, den neuen angestoßen hatte, und der nun in Trümmern lag. Prokopus leitete seine Gattin die Treppe hinab in den alten Garten, der wieder zu Pfirsichzucht und anderem hergerichtet worden war und seltsam zwischen zwei Bogengängen fortlief, in deren obern Hallen sich bereits die Zweige der wuchernden Bergbäume, des Ahorns und der Ulme, hineinerstreckten. Prokopus führte seine Gattin auf dem wohlausgetretenen Wege, der in der Mitte des Gartens hinlief, bis zu dem Ende, an dem der große rote Stein lag. Er öffnete die äußere Pforte des Felsentores; er öffnete mit den zwei kleinen Stahlschlüsseln, die er im Samtfache mit sich trug, die innere und führte Gertraud in den roten Saal, welcher unterirdisch in Felsen gehauen war, in welchen sie als eine Angehörige des Berges hinein durfte, und in welchem nach der Stiftung des alten Hans von Scharnast die Lebenserzählungen sämtlicher Burgbesitzer lagen, daß sie von jedem neuen gelesen und mit der seinigen vermehrt würden. In Prokops Nische befanden sich erst einige wenige unbedeutende Blätter. — — Ach, es sollten schon noch mehrere und düster schmerzliche hinzukommen. — — Das Licht von oben fiel durch die Kuppel einsam und ruhig an den im Sechseck gestellten Wänden auf den Boden hernieder und bestreifte im Vorbeigleiten die Stahltürmchen und Goldbuchstaben zu den Nischen, in denen die Beschreibungen waren. Gertraud hatte in diesem Saale kein einziges — nicht ein Sterbenswörtchen gesagt.

Ihr Gatte führte sie neben dem roten Steine auch in den Kirchhof des Berges, auf dessen Stille die Wipfel der Lindenallee, die zu ihm führte, die grünen Wände des Eichenwaldes und die grauen Schutthügel des Altbaues hereinsahen. Sie gingen über das glatte, grüne Feld mit den Gefühlen ganz junger Leute hin, für welche dieser Platz gleichsam gar nicht gemacht ist, und betrachteten das weiße Kreuz, das mitten auf dem gleichartigen Rasen von vier Linden umgeben stand.

Prokopus führte Gertraud auch in den Sixtusbau, der, glatt und fest von gehauenem Steine aufgeführt, als sei er von Eisen, hinter dem Eichenwalde stand und die Klausur der einstigen

Burgfrau Hermenegild, der Gattin des Kreuzfahrers Ubaldus, die nach dem Tode ihres Mannes Nonne geworden war, dann mehrere Prunk- und Wohngemächer früherer Geschlechter und endlich den grünen Saal enthielt, in welchem alle Angehörigen des Berges in Lebensgröße gemalt waren. Gertraud sah alle Männer dieses Schlosses bis auf Prokopus herab, der noch fehlte, in Harnischen dastehen oder sich an Tische lehnen oder in reichen Sesseln sitzen. Sie sah alle Frauen und Jungfrauen in den fortschreitenden Veränderungen ihrer Gewänder, die oft wunderbar und zierlich genug waren. Sie betrachtete die nächsten leeren Nischen, in welche Prokops und ihr Bild und vielleicht die Bilder derer kommen könnten, die den Kreis von zweien zu einem von vielen zu erweitern bestimmt waren. Jetzt standen sie nur erst zwei da, und in dem ungeheuren Saale, in welchem die Reihen von Männern und Frauen hinabglänzten, in welchem der glatte Serpentin und die Lichter und Hellpunkte der Gemälde durch hereingehende Tagfluten funkelten, erschienen sie klein und beinahe unscheinbar.

Prokopus zeigte seiner jungen Gattin auch andere Bauwerke des Berges, welche für die verschiedenartigste Dienerschaft, für Pferde, Wägen und dergleichen bestimmt waren, er zeigte ihr die lang hinlaufenden Mauerwerke, welche die Stufen des Weingeländes bilden und schwarz bemalt trotz der Höhe und trotz der kühlen Sonne doch die süßen Beeren des Berges reifen — er zeigte ihr die ungeheure Umfangsmauer des Berges, welche während achtzig Jahren in verschiedenen Zeiträumen erbaut worden war — er führte sie durch die verschiedenen Anlagen und deren Lustbauten — er geleitete sie durch den Fichtenberg, einen sonderbar ansteigenden roten Fels, der an seiner unteren sanften Dachung mit dichten Fichten bewachsen und auf seinem Gipfel so glatt geebnet war, daß ein bedeutendes Gebäude auf ihm hätte stehen können; — er führte sie durch eine sanft geschwungene, grasreiche Wiese zu der Bergzunge empor, die schnell und fürchterlich gegen die Fichtau abfällt, daß unten grüne Waldeswogen hinausgehen, von manchem Wässerlein durchglitzert, und daß draußen rötlich-blaulich der Grahns dämmert, der hinter dem Wirtshause der „Grünen Fichtau" steht.

Sooft sie von solchen Besuchen und Gängen zurückkamen, saßen sie gerne in ihren kühlen, schattigen Zimmern — denn auf dem Berge begann es bereits heiß zu werden — und erzählten sich von ihrem Glücke und von der ungeheuern und unermeßlichen Größe desselben, die sie erst in der Zukunft erwartete.

Nächst dem, daß er mit seiner Gattin umging, widmete nun Prokopus auch einen Teil seiner Zeit der Bewirtschaftung seiner Güter und der Ordnung seiner Verhältnisse. Er war aus der Vormundschaft herausgekommen und fing nun an, alles zuerst genau kennen zu lernen, um es dann in den Gang zu bringen oder vielmehr in demselben zu erhalten; denn das erkannte er sehr bald, daß der finstere Vormund, den er nie geliebt, ja kaum geachtet hatte, der selber bei den Nachbarn in keinem freundlichen Rufe stand, vorzüglich gut gewirtschaftet haben mußte. Obwohl er noch sehr jung war, so hatte er doch ein adeliges, stolzes und zuversichtliches Wesen, das ihm Achtung verschaffte, und hiebei eine solche mildernde Schönheit des Angesichts, daß ihm überall Liebe entgegenflog. Vorzüglich jung waren die Augen an ihm geblieben, daß sie noch beinahe so unbefangen und unschuldig in ihrer Größe in die Welt hineinsahen, wie bei einem Knaben. Gertraud liebte diese Schönheit gar so sehr, und wenn er nach längerer Abwesenheit wieder nach Hause kam, konnte sie sich gar nicht satt sehen an seinen Zügen und an der Gewalt seiner Augen, und sie hing mit Seligkeit an dem Empfangskusse seiner Lippen. Er entgegen lebte und webte in ihrem Innern und konnte sich nicht denken, daß es ein lieblicheres, unschuldigeres, holderes und reizenderes Weib auf Erden geben könne, als Gertraud.

Ehe das erste Jahr der Ehe herum war, kam der bestellte niederländische Meister, um die beiden Bilder, Prokops und Gertrauds, für den grünen Saal zu malen. Es war ein Fest für beide und war zugleich eine heilige Handlung für ihre Nachwelt. Prokopus, in Verehrung der ernsten, vergangenen Zeit, die überall in dem Saale dargestellt war, legte einen Harnisch an, damit er in demselben gemalt werde, obwohl er sonst nie einen getragen hatte. Gertraud, in der kindlichen und kindischen Freude über die Sache und in der Scheu über ihren Ernst und ihre Bedeutung, war bald mutwillig in der Wahl ihrer Gewänder und Schleifen, bald waren sie ihr nicht würdig und einfach genug, bis sie sich zuletzt zu Prokops Freude von ihren Frauen in das Gewand kleiden ließ, das sie angehabt hatte, als sie mit ihm zum zweiten Male in der Kapelle des Rotensteines am Tage ihrer Ankunft war eingesegnet worden. Die Anfertigung der Gemälde geschah in dem großen Gemache des Sixtusbaues, das nahe am Eingangstore schon vom Anbeginne eigens zu dem Zwecke hergerichtet und mit allem Nötigen versehen worden war.

Endlich prangten sie in dem dunklen Serpentine und

sahen als die Letzten der Reihe in die Räume des Saales heraus.

Im zweiten Jahre der Ehe brachte ihm Gertraud das erste Kind, einen Sohn, den der Vater Julianus taufen ließ. Aber sonderbar war es: da er heranwuchs, zeigte sich die blonde Haarfarbe der Mutter auf seinem Haupte verfärbt und war rot. Die Augen hatte er auch von der Mutter, aber blaßblau.

Nach und nach begann es sich auch zu entfalten, wie das Unglück, dessen wir oben erwähnten, in dieses Haus einzog. Gertraud war bei ihrer Vermählung ein Kind gewesen. Ihre Innerlichkeit war eine Knospe und mußte sich erst entwickeln. Dies geschah. Keine Hand tat etwas hinweg, daß sie voller und herrlicher wurde, oder daß sie schwächer und verkümmerter ausfiel. Prokopus liebte sie zu sehr, wie sie war, als daß er an eine Umbildung und Änderung gedacht hätte. So wuchs auch in ihm der Same auf, der schon in seiner Einzelheit lag, und den er von seinen Vätern überkommen hatte. Beide bildeten sich zu dem, zu dem sie konnten.

Gertraud war eine tiefe, stille Natur, der alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein. Sie klärte und ebnete daher alles, daß es blank und rein und übersichtlich dalag — und was sie nicht gewältigen konnte, stellte sie außer ihren Kreis, daß es gar nicht da war — und wer es ihr hereinbrachte, tat ihr feindliche Gewalt an, die sie wie ein Versuch ihrer Vernichtung berührte. Darum war auch in ihrer Wohnung ein Glanz der Reinheit und Ordnung, der mit ebenmäßiger Heiterkeit umfing — ihre Augen waren immer klar und gütig, ihr Haar auf das bestimmteste geordnet und ihr Anzug vollendet und rein. Sie liebte klare, ruhige und abgeschlossene Schönheit sehr und hatte Widerwillen gegen jedes Gewaltverkündende, Anschreitende, Drohende. Sie konnte sich nicht verstellen, ja selbst um eine wohlgemeinte Überraschung hervorzubringen, konnte sie nicht anders sein, als sie war. So wie sie das Angreifende haßte, griff sie selber auch nie an, sondern setzte der Gewalt nur die stumme Unmöglichkeit entgegen, sie aufzunehmen. Nur in der süßesten, holdesten Stunde der Herzenshingebung und Schmelzung brachte sie es zuwege, daß sie einige leise Töne anschlug von dem, was sie schmerzte, was ihr wehe tat, und was sie bei dieser oder jener Gelegenheit dachte — und selbst da war es, als ließe sie nur mit Scham diese wenigen Andeutungen aus ihrem Innern hervorgehen. Ihre Welt war in ihrer Seele gebildet, und so hielt sie dieselbe wie ein Kleinod und hütete sie, daß sie die andern nicht kannten

und ahnten — und sie selber kannte sie nicht. Sie wußte nicht, wie ihr Inneres sei, wie sie dasselbe bilden möge, und was sie tun solle, um die Umgebung glücklich zu machen — nur das eine wußte sie, daß sie ihren Gatten über alles und mit einer Inbrunst und Überschwenglichkeit liebe, von der sie nicht begreifen konnte, wie sie nur in der Welt möglich sei. Er liebte sie nicht minder. Wie ein Bild der Anbetung — man möchte sagen, der Abgötterei — betrachtete er sie und hatte auf der Erde keinen Wunsch, keine Freude, kein Entzücken als sie.

Und dennoch waren es diese Menschen, die sich wehe taten, die sich gleichsam wie mit schneidenden Messern die Gemüter verwundeten.

Prokopus war offener, heiterer Natur. Wie Gertraud alles in ihrer Einbildungskraft klar hatte, so hatte er es in seinem Verstande. Er fand für das Herz das Wort. Wo es zur Klärung von Wirrnissen oder Mißverständnissen nicht entgegenkam, da hielt er es für Verstockung und Trotz. Sein Geist war, wie der von manchem seiner Vorfahren, weitfliegend, auffordernd, angreifend, enthüllend, ungenügsam mit seinem Besitze und prüfend, ob er der rechte sei, eroberungslustig und freudig in Unbestimmtheit und Unendlichkeit, wo große Gewalten spielen, die hereindämmern und vielleicht einmal enthüllt werden würden.

So geschah es im Anfange ganz leise und unbedeutend, daß er etwas sagte, von dem sie dachte, daß er es eigentlich nicht hätte sagen sollen. Sie stand stille in der Fenstervertiefung oder sonst irgendwo — er kannte jedes kleinste Wölklein auf dem immer klaren Spiegel ihres Angesichtes, kam hiezu, und wußte er gleich nicht, woher das Wölkchen entspringe, so küßte er es doch weg — das will sagen: er meinte, daß alles verschwunden ist, weil sie nicht klagte und gut und duldend war — aber das Wölklein war doch da, sie hatte es sich nicht gegeben, sie konnte es sich nicht nehmen, und das allmählige Verschwinden derselben merkte er nicht.

Dann kam wieder heiterer Himmel und war lange heiter.

Aber die Spaltungen erschienen wieder und wurden tiefer. Wenn sie schwieg, wenn er in sie drang, zu sagen, was ihr fehle, und wenn sie es nicht sagen konnte, wenn er noch stärker drang, es unbegreiflich hieß, warum sie nicht rede — und wenn er nach geraumer Zeit endlich abließ, sie fragte, ob sie gut sei, und sie durch Tränen antwortete, daß sie gut sei: so suchten beide die Einsamkeit und meinten, das Herz müsse ihnen zerspringen.

Einmal, da sie nebeneinander saßen, da sie ihm mehreres von ihren Kleinigkeiten gesagt hatte, insbesondere, was ihr in der letzten Zeit an Arbeiten oder sonstigen Bestrebungen mißlungen war, da er so gut und lieb war, gerade gar so gut und lieb, wie sie es sich in früherer Zeit immer vorgestellt hatte, daß er sein müsse, wenn sie in seine Züge und in seine Augen geschaut hatte, sagte sie: „Lieber Prokop, sieh, du hast mir einmal versprochen, daß mir alle diese Dinge auf dem Berge schon gefallen werden — das will nicht kommen: schaue nur, wie das wüste Bauen ist; da haben sie gleich den ganzen Berg mit einer finstern Mauer umgeben und ihn von der andern Erde weggerissen — an unsere Wohnung sind die Trümmer des Baues, in dem die Voreltern gelebt haben, angeheftet, wie ein Toter an einen Lebendigen — dann ist der verzauberte Garten und der sonderbare rote Saal — — und neulich bist du gar im Mondscheine über den Trümmerberg in den Garten hinab und in den Saal gegangen!"

„Liebe, sanfte, teure Gertraud," antwortete er, — „das ist ja schön, wenn man im Niederstrom des Mondlichtes durch die Male der Vergangenheit und neben den Zeugen der Gegenwart, den schwarzen, ruhigen, klumphaften, schweigenden Bäumen, vorübergeht. Und was die Voreltern auf dem Berge taten, ist ja auch nicht bedeutungslos. Es ist groß, es ist schwunghaft und tüchtig, wenn man versucht, auch im Reiche des Geistes zu weilen, zu ändern, umzugestalten und fremde Kräfte, bisher unbekannte, in sein Wesen zu ziehen — statt daß man bloß fortlebt in täglichem Ernähren und in ordentlichem, häuslichem Wirtschaften. Das leuchtet ja mit klaren, hellen Strahlen!"

Sie nickte und schwieg. Er, der bei ihr gesessen war, war aufgestanden.

Sie dachte, er wird schon recht haben — aber, dachte sie, es wäre ja nicht unmöglich, daß der Berg wie ein anderes Haus wäre, das so in seinem Garten oder auf seiner Wiese steht, und dann liegt die ganze Welt um dasselbe herum — oder daß der Schutt an unserer Wohnung weggeräumt würde und der Garten geordnet, daß das Schloß an seinen frischen Bäumen stünde, wie der Stauenfels — oder es könnte sein, daß die Lebenserzählungen, wenn sie auch geschrieben und gelesen werden müssen, wie das veraltete Testament befiehlt, doch in einem freundlichen Zimmer in schönen, feuerfesten Kästen liegen dürften.

Er ging in einer Weile hinaus und ging in den Eichenhain hinüber, in welchem die Damhirsche waren, die ihn kannten.

Er fütterte sie auch heute, wie er sonst gerne tat, mit Brot aus seiner Hand.

Am meisten feindlich schien ihr Bernhard von Kluen, der auf dem Schlosse geblieben war; er ergreife alles, er zerstöre alles, aus den Sternen wolle er wilde Erdkugeln machen, wo es ist wie hier — er reiße sie auseinander und verwirre die Welt, daß sie nicht so schön sei, wie sie ist. Es waren bitterliche, lange Stunden, wenn die zwei Männer in das abgelegene Haus hinübergingen, das sie gebaut hatten, wo die Bücher waren und die Geräte und allerlei andere Sachen, und wo sie sich vergnügten und ergötzten.

Als sie den ersten Knaben geboren hatte, war gerade der Tag „Julianus", und Prokop ließ ihn so taufen. Ihr gefiel der Name nicht, sie hätte lieber Julius gesagt, aber sie schwieg und ließ es geschehen. Als sie den zweiten zur Welt brachte, wurde er, um ihrem Gedanken nachzukommen, den Prokopus mittlerweile doch erfahren hatte, Julius getauft, woher es kam, daß in der Familie die fast gleichen Namen Julianus und Julius waren. Sie war erfreut darüber und dachte nun, den Knaben zu ihrem Liebling zu machen. Er war äußerst wohlgebildet; denn zu der Schönheit des Vaters, dem er fast Zug um Zug ähnlich sah, hatte er die außerordentliche Sanftheit der Mutter empfangen. Aber wie es oft seltsame Spiele in der Natur gibt: der Knabe neigte, da er heranzuwachsen begann, sich entschieden zu dem Vater, obwohl ihn dieser nicht eigens an sich zu ziehen suchte. So wie er ihm körperlich ähnlich war, erhielt er auch seine günstigen Anlagen, seine sonstige Art und Wesenheit und hing ihm unbedingt an. Gertraud ließ ihn fahren und ergab sich. Dennoch wandte sie ihm aus mütterlicher Liebe, weil er der zweitgeborne war und daher von den großen Gütern wenig erben konnte, ihren Anteil zu, den sie nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von dem Allode derselben erhielt; die Lehen fielen zurück.

Als Prokopus durch den sogenannten Fichtenkegel, den kleinen düstern Fichtenwald auf den Seiten eines Spitzberges, nicht nur einen Weg nach aufwärts bahnen ließ, sondern auf der Abplattung des Gipfelfelsens auch einen zackigen Turm zu erbauen angefangen hatte, von dem er sagte, daß er von ihm aus auf die Sterne schauen werde, und als er oft viele Stunden auf der Steinplatte stand und dem Baue zuschaute, saß der Knabe neben ihm, und die wunderschönen Haare kräuselten sich lieblich in dem Zuge des Windes.

Gertraud hatte dem Gatten auch noch drei Töchterlein nach

den zwei Knaben geboren. Sie waren sehr sanfte, holde Wesen, und man beschloß, wenn sie größer geworden wären, alle Kinder malen zu lassen und in dem grünen Saale neben die Eltern zu stellen, so daß die Mädchen gleich neben dem Vater stünden und dann die zwei Brüder kämen.

Das einzige Süße in dieser harten Zeit war, daß Prokopus, wenn sie sich längere Zeit nicht gesehen hatten, wenn sie getrotzt hatten, zu Gertraud hinüberzugehen gedrungen war, um das abgeweinte Angesicht zu küssen; denn wenn sie von seinen Augen getrennt war, dann stellte ihm sein Gedächtnis all das Liebe und Holde, das Unschuldige und Hilfsbedürftige dar, das sie hatte. Dann drückten sie die Lippen so heiß zusammen, dann hielten sie sich so fest in den Armen, und das Drücken an das Herz war so liebeversichernd, daß sie meinten, sie könne ja doch kommen, die schöne, selige Zeit — es wäre so leicht und, ach, mein Gott, es besitzen sie so viele.

Aber sie kam nicht — sie entfernte sich nur noch mehr. Die außerordentlich schönen Haare Prokops hatten sich endlich schon mit Grau gemischt, und das liebliche, zarte, klare Angesicht Gertrauds hatte die vielen Fältchen überall und allüberall bekommen, die anfangs kaum sichtbar sind und doch der Blüte den Überhauch des Welken geben, dann aber deutlicher hervortreten und im Glücke ehrwürdig machen, im Unglücke aber noch trauriger sind.

In dieser Zeit geschah ein merkwürdiger Fall auf dem Schlosse Rotenstein. Bernhard von Kluen starb. Gertraud, welche ihn immer mehr und endlich ganz entschieden haßte und diesen Haß vermöge ihrer klaren, unfalschen Natur nicht verbarg, hatte eine unverhohlene Freude darüber; denn jetzt, dachte sie, würde ihr ihr Gatte ganz angehören. Als man den Körper, den man einbalsamiert und mit schönen Kleidern angetan hatte, von dem Rotensteine unter Gepränge und schwarzen Behängen fortführte, sah sie durch das Fensterglas dem Zuge nach. Als eine Weile später Prokopus in ihr Zimmer trat und das unverborgene Vergnügen in ihren Zügen gewahrte, sah er sie zum ersten Male mit einem Blicke an, mit dem er sie noch nie angeschaut hatte. Er legte dann eine Abschrift des Testamentes Bernhards, die ihm gleich nach dessen Tode war zugestellt worden, und in welcher ihm von Bernhard eine ungemein namhafte Summe, die er sich von seinen Einkünften erspart hatte, seiner Gattin Gertraud aber die Sammlung von Edelsteinen, die er ungefaßt, aber in den schönsten Stücken, die zu haben waren, zusammengebracht hatte, vermacht worden war,

vor Gertraud auf den Tisch hin und ging fort. Er ging in das Bücherhaus hinüber und in demselben in die Kammer Bernhards, in der noch das schwarze Kleid auf einem Stuhle lag, wie er es ausgezogen hatte, als er krank geworden war, und weinte dort aus der bedrängten Brust siedend heiße Tränen um den verlorenen Lehrer, Freund und Vater.

Dann ließ er sich ein Pferd satteln und sagte den Dienern, er werde zwei Tage nicht kommen.

Er ritt über den Berg hinab und schlug den Weg ein, der ihn durch sein gebirgiges Waldrevier in die jenseits gelegenen ebenen Länder führte. Als er durch die Fichtau ritt, waren schier alle, die damals den Brautzug angeschaut und ihn beneidet hatten, schon alte Männer, und die Kinder, die unbegreifend das Gewühl und den Prunk angestaunt hatten, waren erwachsen, waren in Geschäften versorgt und hatten wahrscheinlich schon alles vergessen.

In der „Grünen Fichtau" ritt er zu und ließ sich einen Trunk geben. Romanus und Ludmilla waren uralt. Sie saßen beide nebeneinander in der Sonne und lächelten. In dem Lächeln des Romanus war noch der alte Verstand und die gewisse Schlauheit, die er gehabt hatte, nur etwas schwächer und beruhigter: in Ludmillas Angesichte war nichts als die Güte, die Verstandesschwäche und die Unschuld. Ihre ganz silberweißen Haare sahen bei dem schwarzen Häubchen hervor, das man ihr aufgesetzt hatte. Romanus' Haare waren, wenn es möglich ist, noch weißer und blendender geworden, nur dünner und schlichter waren sie. Damian trat, wie einstens sein Vater, mit dem Trunke in der Hand zu dem Grafen und lüftete das Käppchen. Unter demselben aber waren noch die schönen braun glänzenden Locken. Er hatte ganz das Antlitz des Vaters; die Träumerei seiner Jugend war eine Art Sanftmut geworden, statt daß der Vater mehr eine gutherzige Schalkheit besessen hatte. Seine jüngsten zwei Buben standen da und glotzten den Grafen an.

Als derselbe wieder weiter ritt, war es ihm bestimmt, auch noch den Rest der Familie der „Grünen Fichtau" zu sehen. Die Vorhersage des alten Romanus war rascher in Erfüllung gegangen, als man gedacht hatte; der Weg durch die Fichtau war ein Fahrweg geworden, schöne, kurze Gebirgswägelchen rollten auf ihm, und nur noch selten, gleichsam wie ein übergebliebenes Altertum, hörte man das Saumglöcklein, das an dem Halse eines alten, mit Gepäck einherschreitenden Tieres hing. Auf diesem Wege begegnete dem reitenden Grafen an einer Stelle

der Perniz, wo man recht schöne Geländer gemacht hatte, ein Wagen. Auf demselben saß ein vornehm bürgerlich aussehender Mann, der ihn leitete, der Lederermeister Albrecht von Perklas. Hinter ihm war die einst so schöne Lenore. Sie war kaum mehr zu erkennen. Zwar leuchteten von ihrem Antlitze noch immer die Frische, die Gesundheit und Freude, aber sie war fast zu dick geworden, eine wohlhabende, mehr in der Stube als auf dem Felde sich aufhaltende Bürgerin. An ihrer Seite saß ein erwachsenes Mädchen, ganz die einstige schlanke, feine, unsäglich edel gebildete Lenore der „Grünen Fichtau". Hinten waren noch zwei ziemlich erwachsene Buben und ein kleines Mädchen aufgepackt, die ganze Freude des Bürgerhauses, die zu den Großeltern hinausgeführt wurde.

Prokopus ritt vorüber; er ritt an dem entgegenrauschenden Wasser und an dem hereindunkelnden Grün der Bäume hinaus.

Die ganze Zeit, als er nicht zu Hause gewesen war, war Gertraud in ihrem Zimmer gesessen und hatte, kreideweiß, immer an Tüchern genäht.

---

3. Der Abend.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Die natürlichen Dinge gehen ihren Lauf, wir mögen noch so großen Schmerz darüber empfinden. Es ist aber in unsere Macht gegeben, die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge.

Die Kinder Prokops und Gertrauds waren erwachsen. Sie waren gemalt und in dem grünen Saale aufgestellt worden. Die drei Töchter, die schönsten Nachbilder der sanften Mutter, standen gleich nach Prokopus — dann kamen die merkwürdigen Brüder: Julianus im reichen Goldkleide, in einem kleinen, vergoldeten Harnische, widrigen Angesichtes, furchtbaren, roten Bartes — Julius im grünen Jagdkleide, ein Bild edler, sanfter Schönheit, mit auf das Kleid herabwallenden Locken. Wenn sein Vater, da er in diesem Alter war, das gleiche Gewand angehabt hätte, so wäre er Julius gewesen.

So standen die Bilder in dem grünen Saale; — es änderten sich gemach die Farben derselben, wie es ihre Natur ist, und Staub fiel darauf — und so werden sie stehen, wenn alles an den Urbildern längst in dem Laufe der Zeiten dahin ist. Jetzt werden sie noch immer aus Liebe zu den Personen gereinigt

-- einstens werden sie aus Liebe zu den Bildern gereinigt werden.

Die Töchter hatten geheiratet, hatten bedeutendes Gut mitbekommen, lebten sehr weit entfernt von den Eltern, schickten anfangs oft Botschaft, kamen selber manchmal — aber alles dieses wurde seltener: sie lebten bei ihren Männern, und die Eltern wurden alt — — sie hatten aber den Anfang der Ehe, die Einigung der Herzen zu demselben Klange noch nicht gefunden. Prokopus hatte schneeweiße Haare, in dem Angesichte Gertrauds waren die vielen, vielen Falten, und die klaren, guten Augen der Jugend schauten daraus heraus.

Mit dem Bildnisse Prokops war ein merkwürdiger Zufall geschehen. Es löfete sich ein Stück des Simses des grünen Saales und fiel herunter. Durch Anschlagen mit Rauhigkeiten und Zacken zerschmetterte und verletzte es das Bild so, daß es fast gänzlich vertilgt war. Prokopus hatte denselben niederländischen Meister, der es gefertigt hatte, kommen lassen, allein, da dieser erklärte, daß das Gemälde nie völlig in einstiger Ähnlichkeit hergestellt werden könnte, ließ sich Prokopus in seinem Alter malen, stellte das Bild in den Rahmen und verbrannte das frühere. So kam es, daß man in spätern Jahren mitten unter den jungen Gestalten, wo Töchter und Mutter sich ähnlich sahen, den alten Mann mit weißen Haaren als Vater und Gatten fand.

Gertraud weinte bitterliche Tränen. „Also nicht einmal die Bilder", dachte sie, „können in Vereinigung bleiben!"

Prokopus hatte den seltsamen Turm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und sogar mit Hausrat eingerichtet. Hieher ging er nun immer und schaute, mit einem Pelze angetan, nach den Sternen. Auch noch etwas anderes Sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Turmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen saß, mehrere sehr dicke und mit goldenem Drahte übersponnene Saiten bis an die Pflastersteine des Bodens nieder, auf dem der Turm stand, so daß sie schief vom Turme gegen den Boden gespannt waren. Diese Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg in mächtigen, wenn auch oft in leisen und eindringenden Tönen. Ja, selbst in der Nacht, wenn alles schlief, tönte oft das tiefe Summen auf dem Berge. Er hatte eine Einrichtung getroffen, daß er den Kloben, auf welchem oben die Saiten befestigt waren, durch den Druck einer Feder niedriger stellen konnte, daß die

Saiten schlotterten, wenn er wollte, daß sie keinen Klang geben sollten.

So ging die Zeit dahin.

Gertraud saß in ihren Zimmern und weinte über die Ungeratenheit ihres ältesten Sohnes, den sie, da der jüngere sich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. Die Söhne waren meist abwesend, weil Julianus herumschwärmte und Julius auf der Jagd war. Letzterer kam wohl öfter und war bei dem Vater, der schwieg.

Endlich legte sie das tränenschwere Haupt zur ewigen Ruhe. Prokopus härmte sich so bitter und furchtbar um sie, daß er ihr bald zur Grube folgte.

Julianus schrieb im roten Saale unter die unvollendete Lebensbeschreibung seines Vaters: „† (gestorben) am dritten Tage nach dem Worte: Zirkelodem der Sterne."

Was das Wort bedeuten mochte, kann man nicht enträtseln. Auch Verse hat man von ihm in dem roten Saale gefunden. Sie handelten über die Wunder der Welt.

In dem Sternengemache des Turmes war eine kostbare Büchse, in welcher sich der grüne, vermorschte Schleier befand.

Alle Menschen in der Fichtau und weiterhin in dem Lande dachten, Prokopus sei ein sonderbarer, fast verrückter Mensch gewesen — da er so unverständlich gelebt, so sehr nach den Sternen geschaut und in der Nacht so unheimliche Musik gemacht hatte. Er ist, dachten sie, wie manche seiner Vorfahren. — Und die Sache wäre so einfach gewesen. Andere Eheleute hätten sich gefügt und sich nach ihrer Art glücklich gefühlt. Sie waren höher, liebten sich und machten sich unglücklich. Sie strebten, ach! so heiß nach Einigung, — ein haarbreit Hindernis lag nur dazwischen, dieses kleine Haar war zu überschreiten; es ist so leicht — — aber gerade bei Wesen, deren Inneres ganz grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich und meint, es wäre die Einigung sogleich getan, das zweite dürfte nur sein wie das erste, was so natürlich wäre. So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz.

Prokopus konnte nicht sein wie sein Lehrer Bernhard von Klnen, der groß und sanft war und ertrug.

Der bei allen Nachbarn verrufene Julianus hausete nun auf dem Berge, nachdem er einmal im Wirtshause zur „Grünen Fichtau" mit Julius eine Zusammenkunft gehabt, mit ihm gekämpft und ihn um das Vermögen der Mutter betrogen hatte, worauf dieser in die weite Welt ging.

Lieblich, wunderbar, schön in dem Glanze der Sonne lag die Fichtau draußen und grünte und blühte und keimte immer fort und fort, wie die Jahre flossen, wie Julianus fortlebte und nach ihm Geschlechter um Geschlechter, daß sich die Herzen der Menschen daran erfreuten, und daß sie ihren Kindern die Gaben geben konnten, die ihnen die reichen Berge brachten.

Des Wirtes Romanus Aussage, daß die Männer der „Grünen Fichtau" immer sehr alt werden, schien wahr zu sein; denn er selber war im höchsten Alter gestorben, sein Sohn Damian war jetzt auch im höchsten Alter, und dessen Sohn, der nunmehrige Wirt mit heiterem, fröhlichem Angesichte, verspricht, in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. Es wohnt die Lust, die Gehäbigkeit und die Freude um dieses Haus.

Erzählungen

Zweite Reihe

Nachkommenschaften.

So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder gerät, welch eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an, und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden! Ich rede hier gar nicht von verschämten Töchtern, welche in Wasserfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgendein bekränzter Krug steht, an dessen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten soll; ich rede ferner nicht von den Erzeugnissen, welche reisende Frauen oder Mädchen von dem Dampfschiffe oder dem Fenster ihres Gasthauses aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landschaften, welche Schönschreibmeister in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinschulen verfertiget werden, unter denen sich viele Landschaften mit Bäumen befinden, auf denen Handschuhe wachsen — wenn man das alles hinzuzählte, so wären wir mit Landschaften überschüttet, und die Menschen müßten verzweifeln. Nun, es sind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen versehenen Landschaften schon genug. Und ich will nun auch noch so viele Landschaften mit Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hineingehen. Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, mein Vater ist sechsundfünfzig, mein Großvater achtundachtzig, und beide sind so rüstig und gesund, daß sie hundert Jahre alt werden können; mein Ur-

großvater, mein Urgroßvater und deren Großväter und Urgroßväter sind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch so alt werde und stets Landschaften male, so gehören, falls ich sie alle am Leben lasse und sie einmal in Kisten samt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweispännige Wägen mit guten Rossen dazu, wobei ich noch so manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann.

Das ist betrachtenswürdig.

Ich fahre fort. Wenn man zu einem Alpensee kommt und in einem einsamen Gasthause übernachtet, so kommen abends drei oder vier Landschaftsmaler in die Gaststube, welche untertags auf verschiedenen Stellen des Angers gesessen sind und gemalt haben. Die sich an dem Rande des Gletschers befinden, übernachten in der Alphütte auf der Ochsenwiese oder sonst irgendwo. Unterhalb des Staubbaches sind mehrere sehr große, weiße Sonnenschirme ausgespannt, wie das Schildkrötendach der Römer bei Belagerungen, unter denen Männer sitzen und versuchen, den herabwallenden Schleier des Wassers nachzuahmen.

Am Rande des Waldes dann, vor den Trümmern eines alten Ritterschlosses, vor getürmten Felsen, vor gedehnten Ebenen, am Gestade des Meeres, in Grotten und grünblauen Eishöhlen der Gletscher, vor einzelnen Bäumen, Ruinen, Wässerlein, Waldpflanzen sind solche, welche sich bestreben, die Dinge, die sie da sehen, mit Farben auf ihre Leinwanden zu bekommen. Dann macht noch ein Lehrer der Landschaftschule von der Staatsmaleranstalt mit allen seinen Schülern einen Ausflug, daß sie nun im Freien die Dinge geradeso malen, wie sie sie sonst in der Stube nach seinen Vorlagen gemalt haben. Und ich bin jetzt auch mit einem dreifüßigen, zusammenlegbaren Feldstuhle versehen, dann mit einem weiten, groben, weißgrünen Sonnenschirme, den ich in die Erde pflanzen und so befestigen kann, daß er wie ein Wartturm dasteht; dann mit einem Malerkasten, der mit Leinwand, Papier, Farben, Pinseln und so weiter versehen ist und als Staffelei dient; ich will von den wasserdichten Stiefeln und von dem Wachsmäntelchen und andern Schutzdingen gar nicht reden.

Das ist bemerkenswert.

Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche sich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich die Verzeichnisse neugemachter Bücher ansah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn schon so viele vorhanden sind; ja, wenn man eine neue, erstaunliche Erfindung

macht, so mag man selbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man bloß etwas erzählen will, da schon so unendlich viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser als mit einer in Öl gemalten, in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter können herausgerissen werden, und die Teile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen; aber die Landschaft, mit deren Goldrahmen die Menschen Mitleid haben, kann mehrere Geschlechter hintereinander warten, bis sie in einem Gange eines Schlosses oder in dem Vorhause eines Wirtshauses oder an der Außenwand eines Tröblergewölbes hängt und endlich, wenn gar kein Gold mehr an dem Rahmen ist und die Farben alle Töne ihres Lebenslaufes bekommen haben, in der Rumpelkammer alle Jahre in eine andere Ecke gestellt wird und so gleichsam als ihr eigenes Gespenst umgeht, während von dem Buche schon alle Blätter verbraucht sind und die Deckel morsch und schimmlig geworden und weggeworfen worden sind.

Aber ich bin ganz unschuldig.

Ich habe nie daran gedacht, ein Landschaftsmaler werden zu wollen. Habe ich in der lateinischen Schule in der Benediktiner Abtei nicht den ersten Preis erhalten? Muß ich daher nicht tüchtig Lateinisch gelernt haben? und auch Griechisch? und habe ich nicht auch sehr viele Erdebeschreibung und Geschichte vor mich gebracht? Da hatten sie auch eine Zeichnungsschule. Ich hüpfte vor Freude empor, als ich von einem Schüler einer höheren Klasse eine mit Tusch gemachte Säule sah, deren Grund schön blaß grünspangrün und deren Durchschnitt schön blaß rosenrot war.

Ich schrieb meinem Vater um die Erlaubnis, in diese Schule eintreten zu dürfen, und erhielt sie. Ich malte nun auch solche Säulen mit grünspangrünem Grunde und rosenrotem Durchschnitte. Dann zeichnete ich aber Bäume, und der Lehrer ließ mich recht viele zeichnen, weil er sagte, ich hätte Anlage. Und da waren im Mittage von der Abtei sehr schöne blaue Berge, grüne Hügel, goldene Getreidefelder, rauschende Wässer und Bäume mit wunderbaren Blätterschlägen. Ich betrachtete das alles mit Vergnügen, zeichnete manches mit schwarzer Kreide, und anderes malte ich mit Wasserfarben auf weißes oder auf blaues Papier.

Und als ich schon lange nicht mehr in der Abtei war, als ich Menschen und Städte und Bildersammlungen und Bilder-

ausstellungen angesehen hatte, und als ich in den Alpen oft vielmal kreuz und quer, hin und wider gewandert war, sagte ich: Soll es denn gar nicht möglich sein, den Dachstein geradeso zu malen, wie ich ihn oft und stets vom vorderen Gosausee aus gesehen habe? Warum malen sie ihn alle anders? Was soll denn der Grund dieses Dinges sein? Ich will es doch sehen. Und ich machte nun zehn und etliche Versuche. Sie mißlangen sämtlich. So sehr war ich damals darauf erpicht, den Dachstein so treu und schön zu malen, als er ist, daß ich einmal sagte: ich möchte mir am Ufer des vorderen Gosausees dem Dachsteine gegenüber ein Häuschen mit einer sehr großen Glaswand gegen den Dachstein bauen und nicht eher mehr das Häuschen verlassen, bis es mir gelungen sei, den Dachstein so zu malen, daß man den gemalten und den wirklichen nicht mehr zu unterscheiden vermöge.

Da sagte ein Freund von mir, der aber ein Schalk war: „Dann wirst du siebenundfünfzig Jahre in dem Häuschen gewesen sein und gemalt haben. Die Sache wird bekannt, die Zeitungen reden davon, Reisende kommen herzu, Engländer werden auf den Höhen herumsitzen und mit Ferngläsern auf dein Häuschen schauen. Freunde werden dich mit manchem Nötigen versehen, und wenn die siebenundfünfzig Jahre aus sind, wirst du sterben, wir werden dich begraben, und das Häuschen wird angefüllt sein mit mißlungenen Dachsteinen."

Er hätte mögen mit dem Mißlingen recht haben; aber ich baute das Häuschen nicht, und ich malte keine Dachsteine mehr; allein die Farben hatte ich nun einmal angeschafft, der Sonnenschirm, der Malerkasten, der Feldstuhl waren da, und ich malte weiter. Das Malen ist mir lieber als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte als das Malen. Wenn das Früh rasch dämmert, wache ich auf und freue mich schon darauf, wieder in den lieblichen Farben zu wirken, und wenn der Abend kommt, denke ich daran, was der Tag gefördert hat, oder worin er zurückgeblieben ist, und male in Gedanken weiter.

Bei mir ist aber vieles anders als bei andern Malern. Der Schalk hätte nicht erlebt, daß das Häuschen am Gosausee mit mißlungenen Dachsteinen angefüllt gewesen wäre. Alles, was mir von meinen Arbeiten nicht gefällt, verbrenne ich. Jene wirklich mißlungenen Dachsteinmalereien sind alle verbrannt worden, ich konnte sie gar nicht ansehen und hatte keine Ruhe, solange sie auf der Welt waren. Und so würde sich in dem Häuschen, wenn ich schon mein Ziel nicht erreicht hätte,

nur sehr viele Asche gefunden haben. Wohl sagte mancher Freund: „Ich bitte dich, wenn dir auch eine Arbeit nicht gefällt, mir gefällt sie sehr wohl: schenke sie mir lieber, ehe du sie verbrennst, das ist ja widersinnig, an einem verbrannten Dinge kann ja kein Mensch mehr eine Freude haben." — „Das ist widersinnig, was du willst," sagte ich, „an der nicht verbrannten Pfuscherei habe ich zeitlebens Ärger, solange ich sie auf der Welt weiß, auf die verbrannte vergesse ich, indem ich mir denke, ich will jetzt etwas ganz Schönes machen." Und so sind schon viele Dinge in das Feuer gegangen.

Diese Sache kann eine merkwürdige Folge haben.

Entweder ich vervollkommne mich von Bild zu Bild, dann ist bei meinem Tode nur ein Bild von mir vorhanden, an dem ich nämlich eben vor dem Tode gearbeitet habe, weil alle andern verbrannt worden sind; oder ich steige rasch empor und male hierauf lauter Meisterstücke, dann sind bei meinem Tode jene fünfzehn zweispännigen Wägen voll Bilder von mir vorhanden oder vielleicht zwanzig Wägen voll, weil ich in der Freude über das Gelingen meiner Werke immer eifriger male und durch die Übung immer geschwinder zu malen verstehe. Wo würden dann aber jene Bilder sein? Würde ich sie wirklich, wenn ich einmal gegen mein Lebensende im siebenundneunzigsten oder achtundneunzigsten Jahre in eine andere Stadt oder in ein anderes Haus übersiedelte, in den Wägen zu verfahren haben? Oder werden sie zerstreut sein?

Dies führt mich auf einen weiteren Zustand meines Malertums. Ich habe nämlich das Glück, daß ich kein Bild verkaufen muß. Ich werde auch keines verkaufen. Ich habe an Geld und Gut so viel, daß ich, und wenn ich ein Weib mit sieben Kindern hätte, mit allen davon reichlich leben könnte. Ich werde aber gar niemals ein Weib bekommen, weil mir an einem solchen gar nichts liegt.

Mein Oheim sagte, als mein Vater Bedenken über meine Malerangelegenheiten äußerte: „Lasse dem Narren das Ding, er muß etwas haben, daran er mit den Hörnern stößt, und wenn du es ihm nimmst, so ergötzt er sich vielleicht daran, sein Geld zu verschwenden." Nun, mit dem Verschwenden hat es seine guten Wege. Farben, Leinwand, Pinsel, Malerstäbe sind nicht teuer, sonst brauche ich nicht viel, und so wird das Geld immer mehr. Aber, was ich mit den Bildern, falls sie am Leben bleiben werden, tue? Das weiß ich noch nicht. Jetzt, wenn ich ein Bild male, und wenn Zug nach Zug so gelingt, so habe ich eine Freude daran, daß ich das Bild um keinen Preis

hergäbe, man möchte mir Geld oder gute Worte oder Verwandtschaftsliebe dafür bieten, bis ich es nach und nach verderbe oder verbrenne.

Bleiben also doch Bilder übrig und ändere ich diesen Sinn nicht, so habe ich endlich wirklich alle meine Bilder in meiner Wohnung beisammen oder in den Räumen, die ich dafür miete. Ändere ich meinen Sinn, was sehr übel wäre, so habe ich eine Schwester, die Kinder hat; so haben meine zwei Oheime Kinder; diese Kinder bekommen einst Kinder, welche wieder Kinder bekommen, so daß ich bei dem hohen Alter, welches ich erreichen werde, Nichten, Neffen, Geschwisterkinder, Urnichten, Urneffen, Urgeschwisterkinder, Ururnichten, Ururneffen, Ururgeschwisterkinder und so weiter in großer Zahl haben werde, unter welche ich meine Bilder als Geschenke verteilen kann.

Meine Großmutter sagt, daß unsere Vorfahren immer zahlreiche Nachkommenschaften gehabt haben, und daß das Geschlecht nie so zusammengeschmolzen gewesen wäre wie eben jetzt, sich aber wieder auszudehnen beginne, indem ihre jüngeren Söhne schon so viele Kinder haben und noch mehr zu bekommen hoffen dürfen, welche Hoffnung bei meinem Vater auch noch nicht vorüber wäre. Und wären jene Oheime und Großoheime und Tanten nicht gestorben, von denen ich mein Geld geerbt habe, so würde das Geschlecht noch ausgedehnter geworden sein; das könnte nun einen Maler in Atem erhalten, der es mit Landschaften zu versorgen hätte. Mögen sie sich ausdehnen, ich dehne mich nicht aus, wie mein Großoheim sich nicht ausgedehnt hat, der so unendlich viele Hasen geschossen hat, bis er ohne Kind und Kegel gestorben ist.

Da bin ich in dem Lüpfinger Tale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor und den daranstoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüberliegenden Weidenhügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald und die hinter diesem Fichtenwalde emporstehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das Frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft und läßt so viele Steine und Erde in das Moor führen und so viele Gräben von ihm hinwegziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein biß-

chen Gras und sehr schlechten Haber auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirtin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede wert, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede wert, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz, und dann ist gar nichts zu malen.

Da ist auch ein Schlammbad mit einem Hause, das zu dem Schlosse Firnberg gehört; der reiche Mann hat das Haus veröden und das Schlammbad verfallen lassen, so daß das Schwein des Wegmachers der letzte Schlammbadegast gewesen sein soll. So ändert sich alles. Wenn nicht das Haus meiner Wirtin auf einem Hügel stände, von dem aus man das ganze noch übrige Moor und die zwei einfärbigen Fichtenwälder und die grauen Hügel gegenüber und die blauen Berge hinten überschauen kann, und wenn nicht der Hügel und das Haus schon seit der Sündflut dem Wirte gehörte, und wenn der jetzige Lüpfwirt nicht alles andere eher täte, als das Haus dem Lüpfgeschlechte zu entziehen und es wegzugeben: der reiche Mann hätte es schon gekauft und vielleicht den Hügel und das Haus in das Moor geworfen.

Wenn der Sohn und der Enkel des Lüpfwirtes dem Vater und Großvater nachschlagen, so werden sie auch ihre kleinen Felder auf den Anhöhen hinter dem Hügel pflügen, den Wanderern, die hier als auf einem Kreuzpunkte der Fußwege von vier Tälern zusprechen, einschenken und einen Maler in dem oberen Stübchen beherbergen, der die Felder unter sich malt, wenn die Nachkommen des reichen Mannes schon lange statt des Moores nichts mehr haben als eine Wiese mit gelbem Grase und einen Acker mit kurzem Haber.

Als es gestern seit den drei Tagen, die ich im Lüpfhause bin, zum ersten Male ein wenig wärmer geworden war, setzte ich mich gegen Abend, nachdem ich all mein untertags verwendetes Malerzeug geputzt und geordnet hatte, vorne auf den Hügel, wo ein Apfelbaum steht, auf ein Holzbänkchen an eines der vier dort befindlichen Holztischchen, um mein Abendessen zu verzehren. Die Wirtin brachte mir einen gebratenen Fisch, ein Ei, ein Stück weißen Brotes und ein Glas guten Weines, den sie meinetwegen eingelegt hatte. Diese Dinge kann man im Lüpfhause immer frisch bekommen, da die Hühner die Eier legen, der große Bach in der Lüpf Fische hat und die Wirtin zu ihren Broten immer ein weißes Laibchen bäckt.

Als ich gegessen hatte und mich behaglich der Betrachtung meines Moores hingab, nicht des gemalten, sondern des wirk-

lichen, kam ein Mann zu dem Apfelbaume. Er war mittlerer Größe, hatte ein graues Käppchen auf und graue Kleider an. Seine nicht langen Haupthaare waren weiß, und sein nicht langer, voller Bart war auch weiß. Daraus sahen rote Wangen hervor, und die Augen, die er hatte, waren braun und klar. Er setzte sich zu einem der Tischchen, lüftete das graue Häubchen und wischte sich mit einem weißen Tuche ein wenig Schweiß von der Stirne. Dann lüftete er das Häubchen noch einmal und grüßte mich. Ich erschrak, stand auf und dankte sehr artig; denn es wäre eigentlich an mir, dem Jüngeren, gewesen, zuerst zu grüßen.

Die Wirtin brachte ihm in einem geschliffenen Deckelglase Bier und setzte es vor ihn hin. Nach einer Weile lüftete er den Deckel des Glases, blies den weißen Schaum ein wenig weg und kostete das Bier. Ich sage: kostete; denn nicht sieben Fingerhüte voll hatte er getrunken. Nach einer sehr langen Weile trank er wieder, und jetzt mehr. Ich hatte nichts vor mir; denn wenn ich gegessen und mein Glas Wein getrunken habe, brauche ich nichts mehr. Wieder nach einer Weile, aber nach einer kurzen, redete er mich an und lobte den Abend. Wir saßen nämlich, wenn auch an zwei verschiedenen Tischen, doch so nahe, daß ein Gespräch geführt werden konnte. Ich lobte auch den Abend; denn wirklich, statt kühler zu werden, wurde er beinahe immer wärmer; das Moor unter uns wurde stets schöner und duftiger und die Luft klarer. Er sagte, daß jetzt der Frühling mit Gewalt vorrücken werde, und daß wir kaum mehr bedeutende Fröste zu erwarten haben dürften, dann erzählte er mir von dem Straßenbau in Kiring und sagte, daß man große Felsensprengungen habe machen müssen; die Sache sei aber sehr notwendig geworden, die Kiringer Straße sei über einen Berg gegangen, der Menschen und Tiere zuschanden gerichtet habe. Dann redete er von dem Kohlenflöze im Fuchsberge. Es bringe jetzt der Gegend wenig Nutzen, da dieselbe noch Überfluß an der Rottanne habe; allein für die Folge und für die Ferne werde der Fuchsberg ein unermeßliches Gewicht erlangen; dann sagte er, daß die untere Lüpf durch diese gegen die jährlichen Überschwemmungen des Lüpfbaches gesichert werden sollte.

Ich antwortete wenig, weil ich die Sachen, von denen er sprach, nicht genug kannte und verstand, sondern ich hörte größtenteils nur aufmerksam zu. Er hatte während des Gespräches nach und nach sein Bier ausgetrunken, und als dieses geschehen war, legte er mehrere Kreuzer, die das Bier kostete, neben das Glas. Nach einer Weile stand er auf, lüftete wieder

das graue Häubchen, wünschte mir eine gute Nacht und ging fort. Ich hatte seinen Gutenachtgruß erwidert, indem ich aufgestanden war, und sah ihm nach. Die Wirtin, welche bei seinem Aufbruche aus dem Hause gekommen war, beknickste ihn und begleitete ihn. Ich setzte mich wieder zu meinem leeren Tischchen. Die Wirtin mochte ihn bis zum Wacholdergehege hinter dem Hause begleitet haben, wo der Weg abwärts zu gehen beginnt; dann kam sie aber wieder eilig hervor, und nachdem sie das Geld und das Deckelglas genommen hatte, sagte sie: „Das ist er gewesen."

„Wer?" fragte ich.

„Der Herr Roderer", sagte sie.

„Der Herr Roderer," sagte ich, „der Herr Roderer? Nun, Roderer heiße auch ich."

„Ihr heißt Roderer, lieber Herr?" entgegnete die Wirtin. „Nun, dann muß das ein anderer Roderer sein, und es gibt mehrere. Bei uns sind viele Meier, Bauer, Schmid."

„So, Meier, Bauer, Schmid," sagte ich, „diese gemeinen Dinge; aber Roderer! Und wer ist er denn, wenn er der Herr Roderer ist?"

„Der reiche Mann", sagte sie.

„Der reiche Mann," entgegnete ich, „der mit seinem unbilligen Reichtum das Moor austrocknen will?"

„Ja, der die Steine in das Moor wirft," antwortete sie. „Seit er uns im vorvorigen Herbste nach dem großen Hagelschlage das Wintersaatkorn geschenkt hat, kommt er immer herauf. Wir nehmen aus Erkenntlichkeit das Bier aus seinem Bräuhause, das er in der oberen Lüpf an dem Hasenhange gebaut hat, und da scheint es mir, daß er heraufkommt, das Bier zu kosten, ob wir es nicht verfälschen. Nun, Gott sei Dank! wir haben keine Ursache, etwas zu verfälschen. Er trinkt immer nur ein einziges Glas, nicht mehr und nicht weniger, dann bezahlt er es und geht. Oft kommt er alle Tage herauf, er hat ein eigenes, geschliffenes Deckelglas für sich herauf gestiftet. An dem Willigitter wartet sein Wagen, und er fährt herauf, dann nach Lüpfing und in sein Schloß Firnberg. Er sitzt in der Wärme immer an dem Apfelbaume, und wenn es kalt ist, kommt er gar nicht. Er hat Euch gewiß angeredet, er redet alle Leute an."

„Er hat mich angeredet — und woher ist denn der Herr Roderer gekommen?" sagte ich.

„Er ist weither gekommen," antwortete die Wirtin, „mit seiner Frau und mit seinem Sohne und mit seiner Tochter ist er von Holland oder von Spanien gekommen und hat das

Schloß gekauft und hat einen Forstmeister und hat einen Verwalter und hat einen Braumeister und hat einen Gärtner. Dem Zugerhäusler hat er gar kein Geld gegeben, als er abgebrannt ist, und hat sich dann in den Aufbau gemischt und hat ihm dann einen Dachstuhl setzen lassen, um das Bauholz wegzubringen, das er hinter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Es liegt noch ein Teil da; aber es brennt jetzt niemand ab. Wir haben ihn Herr Baron heißen wollen, weil es sich so schickt, aber er hat es nicht geduldet. Im Frankwalde läßt er Fichtenbretter schneiden, und unten, wo der Letten ist, wirft er Gräben auf, damit Holz wachsen soll, wo nur Huflattig fortkommt und weiße Wasserblumen. Er kleidet sich nicht nach seinem Stande und geht schlicht daher. In Lüpfing, will er, sollen alle kranken Armen in ein einziges Haus kommen, wohin er Suppen und Arzneien schicken will. In Kiring draußen hat er eine Mühle im Trocknen mit einem Kirchturme. Sein Sohn ist jetzt gar nicht da, er will die Maschinen lernen und ist nach Engelland gefahren. Morgen wird es noch wärmer als heute, da kommt er gewiß wieder heraus, Ihr könnt mit ihm reden, vielleicht kauft er Euch die vielen Risse ab, die Ihr von dem Moore macht, er kann sie etwa gut brauchen."

„Es ist schon recht, Frau Wirtin," sagte ich, „morgen bringt Ihr mir, ehe der Tag graut, meine warme Milch hinauf mit dem weißen Brote und legt noch ein Stück Brot dazu, das ich mitnehme, ich komme den ganzen Tag nicht nach Hause. Auf Abend bratet Ihr mir zum Mittagmahle ein Huhn oder eine Ente."

„Ein Huhn ist nicht möglich," sagte die Wirtin, „wir brauchen alle vorhandenen zum Eierlegen, aber eine Ente bekommt Ihr von der letzten Zucht, und weil die Rosenäpfel bis in den Frühling gedauert haben, stecke ich einen hinein."

„Es ist gut," sagte ich, „und jetzt gehe ich schlafen."

„Glückliche Ruh'", entgegnete die Wirtin und knickste.

Ich ging die Treppe zu meiner Stube empor. Droben dachte ich: „Es wäre doch entsetzlich närrisch, wenn dieser reiche Roderer — nun, wie reich, weiß man doch nicht — auch noch ein Roderer zu unserem Geschlechte wäre; wenn sein Herr Sohn mein Herr Vetter und sein Fräulein Tochter mein Fräulein Muhme wäre! Dann wären ja doch", dachte ich, „die Roderer ausgedehnt genug. Ich muß es der Großmutter hinterbringen, die hat Freude am Forschen."

Der nächste Morgen stieg ohne ein Wölklein an dem Himmel herauf. Da kaum die Sterne erblaßt waren, kam meine gewissen-

hafte Wirtin mit der warmen Milch und den Broten herauf. Ich war schon angekleidet und aß schnell, was für den Morgen bestimmt war. Das Brot, die Nahrung des Tages, steckte ich in die Tasche, dann sah ich noch einmal die zwei Blätter an, die ich schon von Moorstellen entworfen und vorläufig in der Stube aufgehängt hatte, nahm meinen Kasten auf mich, den großen Sonnenschirm, meinen langen Stock und trat die Wanderung an.

Was nötig war, hatte ich schon gestern vorbereitet, Farben, Pinsel und viele Blätter, darauf gemalt werden konnte; denn ich wollte Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung beginnen und alle Tage an den Stunden, die dazu geeignet wären, an dem entsprechenden Blatte malen, solange es der Himmel erlaubte. Moor im Regen hatte ich mir schon vorgenommen von meinem Fenster aus zu malen. Über das Moor im Nebel habe ich noch nicht nachgedacht. Es war doch ein Glück, daß ich für meinen Kasten eine Vorrichtung erfunden habe, viele ölnasse Blätter in ihm unterbringen zu können, ohne daß sie sich verwischen.

Es kam ein heißer Frühlingstag, wie ich noch wenige erlebt habe. Ich mußte mich ungemein beeilen; die Stunden flogen wie Augenblicke dahin, die Beleuchtungen wechselten, und ich mußte die Stellen aufsuchen, von denen sich die Beleuchtungen am schönsten zeigten. Ich hätte bald gar kein Wasser für meinen Durst bekommen, wenn mir nicht die Männer, die mit Wagen auf dem Damme hinausfahren, der in das Moor gebaut ist, um von ihm Steine hinabzuleeren, in einem grünen, bauchigen Kruge frisches Quellwasser gegeben hätten. Es schmeckte vortrefflich.

Als der Tag vorüber war, und während ich alles putzte, was not tat, und während ich den Kasten wieder in die Verfassung setzte, ihn morgen gleich mitnehmen zu können, brachte meine Wirtin die Ente, und als ich in der lauen Abendluft an dem Apfelbaume saß und sie wohlgebraten mit dem Rosenapfel in ihrem Innern vor mir auf dem Tische stand, kam der Herr Roderer mit seinem grauen Anzuge, seiner grauen Haube und mit seinen weißen, kurzen Haaren daher. Ich sprang sogleich auf, ihn zuerst zu grüßen, daß ich nicht wieder die Beschämung wie gestern hätte; ich hielt meine Kappe in der Hand und richtete die Augen auf ihn. Er lüftete wieder sein Häubchen wie gestern und trat zu mir heran. Ich bot ihm einen Sitz an meinem Tischchen an, und er setzte sich zu mir. Dann brachte ihm die Wirtin sein Glas Bier.

Während ich nun meine Ente aß, tat er genau wie gestern. Er öffnete den Deckel, blies den Schaum weg und kostete das Bier. Nach einer Weile tat er erst den ersten Trunk. Das Gespräch kam heute viel leichter in den Gang. Er sagte, daß es viele Arbeit gegeben habe, da solche Frühlingstage viel fordern. In dem Garten, auf den Feldern und Wiesen, im Walde und auf der Weide sei zu schaffen gewesen. Er selber habe einen großen Weg zurückgelegt, da sei ihm der Abend doppelt willkommen.

„Ich habe ein Bräuhaus," sagte er, „von dem ich mir das Bier des gelungensten Sudes in mein Haus kommen lasse und es dort in einen guten Keller lagere und es gut behandle, und doch schmeckt mir ein Trunk des Bieres, das die Leute hier aus meinem Bräuhause nehmen, unter diesem Apfelbaume besser als in meinem Hause. Wenn ich abends an dem Moore nachsehe, gehe ich gerne herauf und genieße den Trunk. Der Hügel hier besteht aus Sandstein, und da ist der Keller trefflich, und das Bier bleibt würzig. Dann ist das Heraufgehen, das schon vorbereitet, und dann ist das darauffolgende Fahren nach meiner Wohnung, das so behaglich ist. Ich will davon nicht reden, daß dieser einsame Hügel am Rande des Moores mit dem Apfelbaume etwas sehr Anziehendes hat, derlei muß man sich ausschlagen."

„Ich schlage es mir nicht aus," sagte ich, „deswegen bin ich an jedem Abende, wenn es nicht Frost oder Nässe hindern, hier."

„Das wird anders werden," entgegnete er, „man muß sich oft das Liebste ausschlagen. Sie haben heute sehr viel gearbeitet; meine Leute, welche an dem heutigen Tage an dem Moore beschäftigt gewesen sind, haben es mir gesagt, sie haben Sie den ganzen Tag ohne Mittagmahl gesehen."

„Mein Mittagmahl ist diese Ente hier", sagte ich.

„Das habe ich mir gedacht," entgegnete er. „Ich lasse meine Leute an dem Moore immer nach einiger Zeit durch andere ablösen, daß die Gefahr des Fiebers für sie geringer wird. Sie aber gehen nun immer derselbe hinaus, und die Luft, die da erzeugt wird, kann auf Sie Einfluß nehmen."

„Darauf muß ich es meines Zweckes wegen wohl ankommen lassen", sagte ich.

„Nun, ich wünsche, daß Sie Ihre Zwecke auf das beste und vollständigste erreichen," antwortete er, „man kommt durch Beharrlichkeit meistens zum Ziele; aber die Ziele wechselt man öfters."

Und so redeten wir noch mehreres, bis er sein Bier ausgetrunken hatte, bis er aufgestanden war, sein Häubchen lüftete und mir gute Nacht sagte. Ich hörte dann, wie unten sein Wagen mit ihm fortrollte.

Am nächsten Tage war es wieder ganz heiter. Ich ging mit dem Anbruche des Tages in das Moor und blieb den ganzen Tag in demselben. Ich hatte mir zur Löschung des Durstes nun selbst eine sehr große, überflochtene Flasche voll Wasser mitgenommen. Das Wasser wurde wohl warm, aber es mußte helfen. Ich arbeitete auf allen Stellen an den für diese Stellen begonnenen Entwürfen weiter, bis es gegen Abend ging. Die Leute, welche mit Austrocknung des Moores beschäftigt waren, brachten Ladung nach Ladung und warfen sie in den weichen Grund, der sie verschlang, bis der Tag seinem Ende entgegenrückte. Er war noch viel heißer gewesen als der gestrige. Abends kam der alte Mann zu dem Apfelbaume, und wir redeten miteinander.

Ich wollte eine Reihe von Entwürfen ausarbeiten, die mir dann dienen sollten, ein sehr großes Bild in Angriff nehmen zu können.

Als ich eines Tages auf einer meiner Stellen saß — es war ein trockener, grauer Rasen, der sich unweit des Weges nach Firnberg am Rande des Moores befand, kam, während ich unter meinem weißen Schirme fleißig arbeitete, eine Gesellschaft gegen mich heran. Ich gewahrte erst, daß jemand hinter mir stehe, als ich einmal zufällig außerhalb meiner Richtung blickte und Schatten von Dingen sah, die nicht ich und mein Sonnenschirm waren. Ich schlug den Deckel meiner Malvorrichtung zu, damit das Gemälde nicht mehr gesehen werden konnte, und blickte, auf meinem dreifüßigen Stühlchen sitzenbleibend, um. Da standen vier Menschen hinter mir. Zwei waren junge Mädchen, zwei waren junge Männer. Ein Mädchen war gerade hinter mir gestanden. Es hatte braune Haare, braune Augen und ein blühendes Angesicht. Auf dem Haupte war ein gelbes Strohhütchen. Neben ihr stand ein Mann, der hatte nankinggelbe Beinkleider an, eine nankinggelbe Weste, einen nankinggelben Rock und auf dem Haupte hatte er auch ein gelbes Strohhütchen. Er war blond und hatte eine fröhliche Gesichtsfarbe. Die andern zwei waren sich fast gleich. Jedes hatte schwarze Haare und dunkle Augen. Sie standen etwas weiter weg. Als ich diese vier Menschen erblickt hatte, stand ich von meinem Stühlchen auf und wendete den Rücken gegen mein Malerzeug, das Angesicht aber gegen die Personen. So blieb ich stehen.

„Sie handeln mißgünstig, daß Sie uns den Anblick Ihrer schönen Arbeit so schnell entziehen", sagte die mit den braunen Augen.

„Sie haben diese Arbeit, deren Schönheit noch ungewiß ist, schon heimlich gesehen", antwortete ich.

„Wir haben Sie überrascht," sagte sie, „da Sie in Ihrer Kunst vertieft waren, und haben wohl etwas zugesehen. Halten Sie das für unrecht?"

„Ja," entgegnete ich, „weil Sie nicht wissen konnten, ob der malende Mann sein Malen zum Zusehen eingerichtet habe."

„Dies ist ein Weg, auf dem man von Kiring nach Firnberg gehen kann," nahm jetzt der blonde, junge Mann das Wort, „und jeder Mensch darf dieses Weges gehen, der sich keiner Übertretung schuldig gemacht hat, um derentwillen man ihn einfangen dürfte. Da wir nun zu dieser Menschengattung nicht gehören, so ist uns erlaubt, auf dem Wege zu gehen. Und da wir Augen haben, dürfen wir auf den Weg schauen und auf alles das, was sich neben ihm rechts und links befindet."

„Was sich rechts und links befindet," antwortete ich, „ja — wenn man an dem Weg handelt, wohl nicht: dazu braucht man die Einwilligung des Handelnden."

„Sie konnten ja Ihr Malerfach schließen, als Sie uns kommen hörten", sagte der Mann.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört, das wissen Sie recht gut", antwortete ich.

„Zanken Sie nicht, Herr Graf," sagte die Braunäugige, „es ist wohl von uns unartig gewesen, daß wir von dem Farbenreize, der da unter der aufgespannten Schirmleinwand war, verführt, stehenblieben und ein wenig zusahen, wie dieser Farbenreiz entsteht. Wir hätten den Herrn um Erlaubnis bitten sollen."

„Sie haben recht, schöne Susanna, wie Sie immer recht haben," antwortete derjenige, den sie mit „Herr Graf" angesprochen hatte, „und vielleicht öffnet nun dieser Herr, wenn ich ihn für Sie recht artig bitte, den Deckel von seinem Farbenreize."

„Was unter dem Deckel dieses Faches ist," entgegnete ich, „besteht aus unfertigen Strichen und Haken, die nur für den einen Sinn haben, der sie weiter entwickeln und zu diesem Sinne gestalten will. Daher sind sie zum Vorzeigen nicht geeignet."

„Das ist richtig und billig," antwortete die Braunäugige, „aber ich weiß, edler Herr, daß Sie in der Lüpfschenke fertige Entwürfe dieser Gegenden haben: wäre es denn für ein Mädchen,

das diese Gefilde und die Kunst liebt, unbescheiden, wenn es den Wunsch hegte, einige dieser Entwürfe zu sehen?"

„Es ist nicht unbescheiden, diesen Wunsch zu hegen," sagte ich, „allein meine Gemälde sind nicht zum Vorzeigen verfertigt worden. Vielleicht zeige ich sie jemanden, vielleicht schenke ich sie jemanden, vielleicht behalte ich sie immer bei mir, vielleicht zerstöre ich sie auch. Zudem sind die Dinge, welche in der Lüpfschenke liegen, nur Entwürfe und keine Gemälde. Ich kann sie Ihnen daher nicht zeigen."

„Sie sehen schon, verehrte Susanna, daß mit diesem edlen Herrn kein Vertrag zu schließen ist," sagte der, welcher „Herr Graf" geheißen wurde, „wir müssen wohl schon darauf verzichten, etwas mehr zu sehen, als wir schon gesehen haben."

„Wir müssen halt verzichten", sagte sie.

Nach diesen Worten nickte sie, ich verbeugte mich, die andern verbeugten sich auch, und die zwei Paare gingen vorüber.

Nach kurzer Zeit kam ein Wagen in der Richtung, in welcher die vier Menschen gingen, an mir vorüber. Der Wagen war leer, er war sehr schön und wurde von zwei vorzüglichen Braunen gezogen. Als er die zwei Paare eingeholt hatte, setzten sie sich ein und fuhren in der Richtung nach Firnberg weiter. Ich aber öffnete jetzt den Deckel, setzte mich und malte noch so lange fort, bis meine Zeit an dieser Stelle aus war.

Ich habe diese Menschen später noch einmal gesehen. Wenn ich auf der Stelle neben dem Wege saß, war ich nach jener Begegnung sehr vorsichtig und sah zu rechter Zeit wegauf- und wegabwärts. Und da sah ich sie kommen. Ehe sie mich erreichten, schloß ich den Deckel, stand auf und richtete das Angesicht gegen sie. Da sie vorübergingen, grüßte ich sie, und sie dankten. Susanna hatte sehr große, feurige Augen und sah mich mit ihnen an. Da sie ihres Weges weiter waren, malte ich erst ruhiger fort.

Es kam endlich eine andere Zeit. Ein Gewitter ging über das Moor, und es folgten mehrere kalte und regnerische Tage. Den Regen über dem Moore suchte ich nun von meinem Fenster aus zu malen. Da trübe Tage ohne Regen kamen, ging ich in meinem Zimmer daran, die gemalten Entwürfe auf das einzige große Bild anzuwenden, das ich vorhatte. Ich stellte zu dem Zwecke meine zerlegbare Staffelei zusammen, spannte auf Leisten, die ich mitgebracht hatte, eine große Leinwand, stellte die Leinwand auf die Staffelei und richtete neben ihr einen eigenen Malerkasten zurecht. Damit ich von Zeit zu Zeit die rechte Ferne von dem Bilde nehmen konnte, öffnete mir die Wirtin

die Türe in eine Dachbodenkammer, in die man aus meinem Zimmer gelangen konnte, und ich ging nun während der Arbeit oft in dieses Nebengemach und sah aus demselben auf mein Bild hinaus. Ich bestellte sofort durch ein Schreiben auch einen Goldrahmen samt einer Kiste für das Bild, damit ich durch nichts in der Förderung des Werkes aufgehalten würde; denn die letzten Striche an einem Bilde sollen und müssen in dem Rahmen gemacht werden, und die Kiste brauchte ich, um in jedem Augenblicke das Gemälde an einen andern Ort schaffen zu können, falls ich das für nötig finden sollte. Um nicht zerstreut zu werden, aß ich auch jetzt zu Mittag nicht, sondern legte mir ein Brot zurecht, von dem ich zeitweise einen Bissen nahm. Erst gegen Abend, wenn ich aufhörte, wenn alle Geräte gereinigt waren, und wenn ich alles für den nächsten Tag zurechtgerichtet hatte, beriet ich mich mit der Wirtin über mein Mittagessen, das zugleich ein Abendessen war.

In den fünf trüben, zum Teile auch mit Regenschauern heimgesuchten Tagen konnte ich die große Leinwand ganz mit Farbe bedecken, also das Bild untermalen. Die Wirtin hatte mir nach und nach die allerlei Habseligkeiten, die sie in der Dachbodenkammer hatte, weggeräumt und mir auch die Kammer zur gänzlichen Benützung gegeben, da sie sah, wie ich anfing, ganz und gar keinen Platz mehr zu haben. Ich setzte in diesen fünf Tagen keinen Fuß aus dem Hause, um einen Gang in den Fluren zu machen, kaum daß ich zuweilen abends ein wenig unter den Apfelbaum trat und in das Moor hinaussah.

In diesen fünf Tagen ereignete sich eine Seltsamkeit mit mir, die ich im Grunde von mir nicht begreifen konnte. Der reiche, alte, kurzweißhaarige Herr Roderer, der natürlich durch die regnerischen Tage in seinen Arbeiten im Moore nicht aufgehalten war, ja in der Kühle durch Pferd und Mann mehr wirken konnte als in den heißen Tagen, der mir also einen bedeutenden Vorsprung abgewann, kam auch an manchem Regentage, oder wenn es grau und frostig am Himmel war, auf den Lüpfhügel herauf. Er saß dann mit mir in der Wirtsstube, in welcher selten abends ein Gast war, da die Fußgänger, die am häufigsten hier zusprachen, das Moor am Abende mieden, teils der Dünste, teils der Gespenster wegen. Die Wirtin sagte mir, daß der hochgeborne Herr Roderer sonst an solchen Tagen nie gekommen sei, daß er an mir Gefallen gefunden haben müsse, und daß er jetzt auch länger dableibe als sonst, wenn er auch eigensinnigerweise nicht mehr als ein Glas Bier trinke.

Eines Tages, da es in der Wirtsstube zu sehr rauchte,

während die Wirtin mein Abendessen kochte, saßen wir in dem einzigen noch verfügbaren Gelasse des Hauses, einem kleinen Kämmerlein neben meinen zwei Arbeitsstuben. Als ich nun am anderen Tage, ich weiß nicht, ob es wieder geraucht hat, den Herrn Roderer abermals die Treppe zu dem winzigen Kämmerlein heraufsteigen hörte — ich kannte seine Tritte schon recht gut und konnte sie von denen des Wirtes und der Wirtin und dem Gerassel der Buben wohl unterscheiden — rief ich ihn, von den Worten der Wirtin und meiner eigenen Beobachtung, daß er wirklich jetzt länger bleibe, wirblig gemacht, durch die offene Türe meiner Stube zu mir herein, und nun sah er, da der Tag schon länger und es völlig licht war, alle meine Bilder und Entwürfe, die ich niemanden zeigen wollte, und die ich nicht einmal Susanna gezeigt hatte, die doch weit lebhaftere Augen besaß als der Herr Roderer, obgleich die seinigen so braun waren als die ihrigen. Ich putzte eben die Pinsel, und er ging von einer Arbeit zu der andern, wie sie eben entweder herumlagen oder an die Wand geheftet waren, und betrachtete jede genau. Auch das angefangene, auf der Staffelei stehende große Bild schaute er lange an. Ich konnte es ihm nicht verbieten, da ich ihn selber hereingerufen und ihm folgerecht die Dinge zur Betrachtung preisgegeben hatte. Er sprach aber über alle die Arbeiten kein Wort. Wir setzten uns, da ich mit meinen Pinseln fertig war, in das kleine Stübchen, auf dessen Hängetischchen die Wirtin sein Bier und meine Abendkost gestellt hatte. Als seine Zeit um war, kletterte er die Treppe hinab, ging über den Hügel hinunter und fuhr in seinem Wagen nach Hause.

Am anderen Tage war schönes Wetter. Mein Reisebarometer, welches ich in meiner Malerstube aufgehängt hatte, zeigte achtundzwanzig Zoll und vier Linien, was Dauer des schönen Wetters bedeutete, und ich nahm meine stets bereitstehenden Malerwandersachen und ging sofort zum Malen auf das Moor hinaus. Es folgten mehrere schöne Tage, und ich benützte sie.

Meine Wirtin hätte mir bald Unannehmlichkeiten bereitet. Es nahte das Kirchweihfest in Lüpsing, und da redete sie mir zu, ich sollte an diesem Tage Ruhe machen und nach Lüpsing gehen; denn etwas Schöneres als dieses Fest könne ich gar nicht sehen. Ich wies ihr Ansinnen zurück. Als der Tag des Festes vorüber war, den sie ganz und gar in Lüpsing zugebracht hatte, kam sie abends zu mir an den Apfelbaum, an welchem heute mein Herr Roderer nicht saß, weil Feiertag war, und erzählte mir, wie außerordentlich schade es sei, daß ich nicht

nach Lüpfing gekommen bin. Die Leute kennen mich alle, sie lieben mich, sie haben alle nach mir gefragt und meine Bilder gepriesen; sie habe gesagt, ich sei ein sehr gewöhnlicher Herr, der keinen Stolz hat und mit allen redet, sie könne meine Bilder sehen, wann sie wolle, wenn sie aufräume oder etwas frage, und ihr Mann könne sie auch sehen, wenn er ein Wasser hinauftrage oder dergleichen, und wenn ich nach der Arbeit aufräume, sage ich nicht einmal ihren Buben einen Tadel, wenn sie hinaufkommen. Die Leute freuen sich außerordentlich auf die Bilder. Sie werden kommen.

Ich sagte zu der Frau Wirtin: „Ihr, meine liebe Frau Wirtin, wenn Ihr in meine Stube kommt und etwas zu schaffen habt, und Euer Mann, der Herr Wirt, wenn es für ihn bei mir etwas zu tun gibt, könnt meine Bilder nach Herzenslust anschauen, selbst Euere Knaben können es zu einer Zeit tun, in der sie mich nicht stören: aber jeder andere Mensch darf es nicht, wenn er auch aus Lüpfing oder Kiring kommt oder aus der oberen Lüpf oder aus der unteren Lüpf oder aus Paris oder aus Petersburg oder München. Sagt einem jeden, daß ich nicht Zeit habe, Leute zu empfangen, und daß meine Bilder nicht zu sehen sind."

„Das ist so, so ist es," antwortete sie, „wir haben ein großes Recht, wir und der hochgeborne Herr Roderer, die Bilder anzusehen, und sonst niemand."

„Ihr könnt sie anschauen," sagte ich, „weil Ihr seid, wie Ihr seid, und dem Herrn Roderer habe ich sie gezeigt, weil ich sie ihm nun eben einmal gezeigt habe."

„Ja, das verstehe ich", antwortete sie.

„Und so tut auch, wie ich gesagt habe", erwiderte ich.

„Ich werde es tun, freilich tue ich es", sagte sie.

Und hiemit war wohl das Gespräch aus, aber nicht die Sache. Denn in den Tagen, die auf die Lüpfinger Kirchweihe folgten, kamen wirklich Leute aus Lüpfing und anderswoher zu mir, die mich einfach besuchen wollten. Die Tage waren trüb, ich arbeitete an dem großen Bilde in meiner versperrten Stube und ließ sagen, daß ich mich nicht unterbrechen könne und nicht gestört werden dürfe. Endlich ließ ich mir durch den Wirt, welchen ich sendete, einen Wagen aus Lüpfing bestellen und fuhr in demselben nach Lüpfing. Die Wirtin äußerte ihre Freude, daß ich einmal von der großen Plage, die ich mir auferlege, innehalte und auch ein Vergnügen suche, wie es sich gebühre. Ich aber kaufte in Lüpfing zwei gleiche Eisenringschrauben und ein Vorhängeschloß und fuhr wieder heim. Die

Eisenringschrauben schraubte ich von außen in Türstock und Türe meiner Stube so, daß die Ringe übereinander paßten, und als ich das nächstemal in das Moor malen ging, legte ich das Vorhängeschloß in die Ringe und sperrte so meine Stube, daß sie in meiner Abwesenheit nicht geöffnet werden und man meine Bilder niemand zeigen konnte.

Der Goldrahmen zu dem großen Bilde kam nun auch endlich an. Der Rahmen war zerlegt und in seinen Teilen der Länge nach in die Kiste gepackt. Ich konnte ihn jetzt nicht zusammenstellen, sah aber an den Teilen, daß er sehr schön sein müsse, wie alles, was von meinem Vergolder kommt.

Als es schon Sommer war und ich an einem lauen, lieblichen Abende mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte er: „Sie werden sehr wahrscheinlich einmal zu malen aufhören und dann gar nie mehr einen Pinsel anrühren."

Ich schaute ihn mit den größten Augen, die in meiner Macht waren, an und sagte: „Das wäre das seltsamste Ding, ich finde dazu noch gar keinen Anfang in meinem Wesen. Und was werde ich denn dann tun, wenn ich nicht mehr male?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete er, „aber tun werden Sie gewiß etwas."

„Ja, gewiß etwas tun," sagte ich, „und Sie können mir wohl nicht verargen, wenn ich Sie frage, was Sie zu diesem Ausspruche über mich berechtiget, der so tief in meine Tätigkeit eingeht."

„Gewiß kann ich Ihnen die Sache nicht sagen," antwortete er, „aber sie ist mir sehr wahrscheinlich, und wenn mein Ausspruch zur schnelleren Entwicklung Ihres Laufes etwas beitragen kann, so wird es mich sehr freuen, und wenn ich mich irre und Sie ein Maler bleiben, so werden Sie durch meinen Ausspruch und mein Benehmen erst ein rechter Maler."

„Nun, ich bin begierig", sagte ich.

„Hören Sie mich an," begann er, „es lebt seit Jahrhunderten ein Geschlecht, das immer etwas anderes erreicht hat, als es mit Heftigkeit angestrebt hat. Und je glühender das Bestreben eines dieses Geschlechtes war, desto sicherer konnte man sein, daß nichts daraus wird. Und nicht etwa durch das Schicksal wurden diese Leute aus ihren Bahnen geworfen; denn dann wäre ja mancher darin geblieben, weil Schicksal und Zufall nicht folgerichtig sind, sondern jeder verließ selber freiwillig und mit Freuden seinen Kampfplatz und wendete sich zu andern Dingen. Manche erreichten über Ansammlung der Mittel zu

ihrem Zwecke den Zweck nicht. Sie waren alle höchst begabte Leute, einen einzigen ausgenommen, welcher ein gewöhnlicher Mensch war, und weil sie solche Begabungen hatten, so wählten sie frühzeitig schon irgendeine Tätigkeit, spornten diese zu höchstem Feuer und erreichten auch Erfolge, die andere Menschen in Erstaunen setzten; aber es genügten ihnen die Erfolge nicht, und sie warfen das Zeugs weg. Ich weiß nicht, wenn einmal einer gekommen wäre, der das Höchste in seinem Fache hervorgebracht hätte, ob auch er von demselben wieder gewichen wäre, ich weiß es nicht, weil der Fall nicht vorgekommen ist; ich glaube aber, dieser Mann wäre eine Ausnahme seines Geschlechtes geworden und hätte es zu seltenen Ehren gebracht, wenn er nicht, auch noch andern Gedanken nachjagend, all sein Tun für Stückwerk gehalten und es zu dem Plunder geworfen hätte. Wer kann das wissen. So merkwürdig ist aber das Geschick dieses Geschlechtes, daß selbst der gewöhnliche Mensch, der, wie ich Ihnen sagte, dazu gehörte, diesem Geschicke nicht entgehen konnte. Obwohl er nicht durch hohe Begabung zu vorzeitiger Tätigkeit getrieben und von ihr wieder abwendig gemacht wurde, so reichte sein Pfund doch gerade hin, zu tun wie alle seine Väter, Vettern und Muhmen, nämlich ein Ungetüm von Zeit und Kraft einem Dinge zuzuwenden, um es dann gehen zu lassen und ein anderes zu ergreifen. Ich kenne dieses Geschlecht außerordentlich genau, ich bin selbst einer davon und zwar jener gewöhnliche Mensch, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich habe selber getan wie meine Angehörigen. Ich habe von denen erzählen gehört, welche vor uns gelebt haben, und ich habe beobachtet, was die gefördert haben, die mit mir gleichzeitig sind, und habe besonders die jüngeren beobachtet. Und geradeso wie diese jüngeren benehmen Sie sich, mein Herr. Sie haben sich der Landschaftsmalerei ergeben nicht des Geldes wegen, nicht des Ruhmes wegen, nicht aus Eitelkeit; denn Sie verbergen Ihre Bilder, zeigen sie nicht, wollen sie nicht verkaufen, sondern Sie streben nach eigener Billigung, wollen den Dingen ihr Wesen abringen, wollen die Tiefe erschöpfen, darum wählen Sie sich einen Gegenstand, der so ernst, schwierig und unbedeutend ist, daß ihm die andern aus dem Wege gehen würden, dieses Moor. Sie verfolgen Ihren Zweck mit einer Kraft und Hartnäckigkeit, die zum Bewundern sind, Sie lassen alles, was sonst die Jugend bewegt, beiseite liegen, ja Sie versagen sich die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse, um nur Ihrem Ziele zuzusteuern, und Sie sind in Ihren Arbeiten zu Ergebnissen gekommen, die ganz ungewöhnlich sind. Ich verstehe Bilder, und

wenn Sie mich einmal in meinem Hause besuchen wollten, würden Sie nicht unbedeutende Erzeugnisse der Malerkunst älterer Zeiten bei mir finden. Ihre Entwürfe, die ich genau angesehen habe, gehören zu dem Allerbesten, was die neue Kunst hervorgebracht hat, an Wahrheit übertreffen sie alles, was jetzt da ist; und ebendeswegen werden Sie eines Tages sagen: das ist doch noch nichts als leeres Getue, ich werfe es zum Teufel. Noch eins ist, das zu beachten kommt. Alle Nachkommen unseres Ahnherrn, auf den wir noch zurückzählen können, haben fast wie mit Eigensinn ohne erhebliche Ausnahmen braune Haare und braune Augen bei freundlicher Farbe des Angesichtes. Sie besitzen diese Merkmale auch, als sollte Ihr Körper mir auch noch die Anzeige geben, welche mir Ihr Geist gegeben hat. So sind die Dinge, und so habe ich aus ihnen über Sie geschlossen."

„Ich habe Sie Ihre Ansichten entwickeln lassen," entgegnete ich auf die Rede meines Nachbars, „und bin jetzt weniger betroffen über Ihren Ausspruch, als ich es war, da ich ihn eingangs Ihrer Mitteilung hörte, weil ich damals glaubte, er ruhe auf irgendeinem untrüglichen Fuße und raube mir wider meinen Willen meinen Lebensinhalt. Jetzt aber kann ich Ihnen mit Beruhigung sagen: ich werde nie meinem Streben untreu werden, und ich werde nie der Landschaftsmalerei entsagen, mögen die Ergebnisse derselben sein, welche sie immer wollen. Ich kann dieselben nicht voraussehen; aber wenn man mir mein Tun nimmt, hat mein Leben gar keinen Wert und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringsten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geistesbefriedigung, Daseinsabschluß und dergleichen nennt, ist für mich dann nicht mehr als das Stäubchen, das in der Sonne spielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt."

„Das ist gerade auch eines der Merkmale mit," entgegnete mein Nachbar, „und bestärkt mich in meiner Ansicht. Jeder unseres Geschlechtes war von der Unaufhörlichkeit seines Strebens schlechterdings durchdrungen, bis es aufhörte.

Die Männer jagten nach ihrem Zwecke, die Frauen duldeten und kämpften darnach, bis es nichts war. Da war der uralte Echoz — Vornamen gab es damals noch kaum — der machte die Römerzüge des rotbartigen Friedrich mit, er dürstete nach ritterlichem Ruhme, nach Taten, die keiner nachtun könnte, nach schönen Waffen, Pferden, Kleidern, er wollte wie Büren, der Stammvater der Staufen, auf einem hohen Berge eine Burg bauen, ein hohes Fräulein ehlichen und ein Geschlecht

gründen, dessen Glanz noch weiter über die Erde gehen sollte als das der Staufen.

Er erwarb Reichtum, er heiratete ein hohes Fräulein und verwaltete im Alter einen großen Hof und ritt herum, seine Rinder, Schafe, Zuchtpferde zu zählen.

Sein Urenkel wollte den besten Wildstand in einem gezäunten, ungemein großen Gehege gründen, den es im Deutschen Reiche geben sollte, und rodete endlich das Gehege zu Wiesen und Feldern und mochte wohl der Roderer geheißen haben.

Ein anderer, Peter Roderer, lebte mit Söhnen und Töchtern auf seinem Hofe und hielt Ordnung und suchte alles kennen zu lernen, was gute Landwirte tun, um ihr Anwesen emporzubringen; denn er wollte die beste Wirtschaft, die es geben kann, herstellen. Dann zog er gegen die Türken und ward ein Vorkämpfer und Führer, der geachtet wurde, und er starb in hohen Ehren, entfernt von seinem Hofe, den er nicht mehr sah. Dann war ein anderer Peter Roderer, welcher nach Reichtum strebte, um ein strahlendes Haus zu gründen, das der Neid aller im Gaue sein sollte; darum preßte er Zider aus Äpfeln und suchte dieses Getränke im Lande zu verbreiten sowie auch eine edle Obstzucht zu begründen, weshalb er allerorten treffliche Bäume suchte und pflanzte. Seine Söhne waren die Roderer Peter Buben. Sie waren vier und hatten ganz gleichen Sinn. Ihr Vater hatte ihnen einen mäßigen Hof in Tissenreit hinterlassen. Sie waren in ihrem Alter sehr nahe: denn jeder der Jüngern war von dem Nächstälteren ungefähr um ein und ein halbes Jahr verschieden. Sie hatten im Sinn, nicht einen Hof allein zu besitzen und zu bewirtschaften, wie Bauern, sondern sich zu heben und Edelsitze zu gründen. Jeder wollte Reichtum sammeln, dann ein schönes, reiches Mädchen heiraten, ein eigenes Anwesen herstellen und so fort wachsen.

Um dies auszuführen, beschlossen sie den väterlichen Hof gemeinschaftlich zu verwalten, alles, was nur immer aus ihm zu ziehen wäre, in Geld zu verwandeln, und wenn genug Geld vorhanden wäre, es zu teilen, den Hof in die Teilung einzubeziehen und dann ihr beabsichtigtes Leben zu beginnen.

Sie legten das gröbste Bauerngewand an und gingen in hölzernen Schuhen. Sie unterzogen sich der härtesten Haus- und Feldarbeit, hatten gar keinen Knecht, sondern Taglöhner und benötigten nur eine einzige Magd. Am Sonntage zog ein jeder einen besseren Rock und lederne Stiefel an, und so gingen sie in ihre eine halbe Wegstunde entfernte Pfarrkirche. Auf dem Heimwege zogen sie zur Sommerszeit Stiefel und Rock aus,

gingen in bloßen Füßen und trugen Stiefel und Rock über der Schulter. Am Nachmittage dieses Tages saßen sie auf dem steinernen Gange im Innern ihres Hofes und aßen jeder ein Stück weißen Brotes als Sonntagsgabe, oder im Winter in der gemeinschaftlichen kleinen Stube. Nie trank einer der vier einen Schluck Wein oder Bier oder Branntwein. Den Zider ihres Vaters und den sie selber machten, verkauften sie, und was der Hof trug, wurde an Käufer abgelassen. Die Roderer Peter Buben starben unvermählt, jeder über neunzig Jahre alt und hießen immer die Roderer Peter Buben.

Silber befand sich in Säcken, in Strümpfen, in alten Stiefeln, in hölzernen Kistchen oder Tiegeln. Zum Erben war Karst, der Mann ihrer Nichte, eingesetzt, der arm war, das Seinige zu Rate hielt und gerne Geld sammelte. Als Karst das Silber erhielt, ward er wahnwitzig, lebte in Saus und Braus, verschwendete alles und starb mit seiner Frau im Elende. Mit den Roderer Peter Buben wären die Roderer Peter Buben ausgestorben, wenn es nicht noch einen Roderer Peter Buben gegeben hätte, einen fünften, der aber nie so geheißen hat; denn als das Volk den Namen Roderer Peter Buben schöpfte, da sie gemeinschaftlich als junge Menschen ihren Hof verwalteten, war er schon lange nicht mehr in dem Hause. Er war schon zu den Lebzeiten seines Vaters fortgegangen. Er hieß Friedrich.

Friedrich Roderer war ein räudiges Schaf. Er konnte schon als Jüngling, als jüngster unter den Brüdern, das Streben des Vaters nicht teilen. Ihm lag nichts an Obstzucht oder andern Dingen des Hauses, noch auch befreundete er sich mit den Geldneigungen der Brüder, die sie schon in der Kindheit gezeigt hatten, sondern er schweifte in der Gegend herum, wußte alle Vogelnester, kannte alle Hunde, wußte, wie sie hießen und wem sie gehörten, ritt auf allen Pferden, die auf der Weide waren und die er habhaft werden konnte, floh die Schule, verschleuderte jeden Pfennig, den er bekam; führte alle Buben der Gegend, welche, wie er, nicht viel in dem väterlichen Hause waren, zu Schlachten an oder zu Zügen in den Wäldern, oder sie fingen Fische und Krebse in den Bächen und brateten sich dieselben an einem Feuer, das sie angelegt hatten, und wenn er die Strafe des Vaters fürchtete, schlief er oft mehrere Nächte in einer Höhle oder unter einem überhängenden Steine, der ihn vor dem Nachttaue schützte.

Der Vater suchte ihn zu bessern, er redete ihm zu, er züchtigte ihn empfindlich; aber durch die Strafe wurde er nur störriger. Seine Mutter war schon vor langer Zeit gestorben.

Später ließ er sich einen langen Bart wachsen und ging zu den Gauklern, welche auf dem Seile tanzten, durch Reifen Lustsprünge machten, Feuer fraßen, Bänder spien und ihren Körper in die staunenswertesten Stellungen brachten. Er kam weit von seiner väterlichen Gegend weg, und man hörte lange nichts mehr von ihm.

Von den Gauklern ging er zu den Schauspielern und stellte die verschiedensten Handlungen und Gemütsbewegungen der Menschen dar. Er wollte das deutsche Schauspielwesen auf den Gipfel der Kunst erheben, und was er in der Kindheit so sehr geflohen hatte, die Bücher, das wurde jetzt sein Lieblingsgegenstand. Fast Tag und Nacht las er, oder er schrieb oder ließ davon nur ab, um seinen Kameraden darzutun, welche Sachen schön und würdig seien, und wie man sie am herrlichsten darstellen könne. Als die Preußen Schlesien angriffen, zog er gegen sie ins Feld und ging nun nie mehr zu den Schauspielern oder Gauklern zurück, sondern blieb unter den Soldaten, brachte es vorwärts, und wie er einst die Lotterbuben seiner Heimat zu Spielschlachten angeführt hatte, so führte er jetzt Männer zu wirklichen, und die Zahl, die unter ihm stand, wurde stets größer. Er kam zu Hab und Gut, heiratete ein reiches Fräulein und mehrte dadurch den Besitz.

Was die vier Roderer Peter Buben in neunzig Jahren nicht zuwege bringen konnten, das erreichte der räudige Friedrich im Spiel und Sprunge. Er wohnte im Alter auf einem ihm zugehörigen Edelsitze, obwohl er selber nie nach dem Adel, der ihm hätte gegeben werden können, strebte.

Von der Erbschaft der Roderer Peter Buben hatte er nur ein Teilchen bekommen, man weiß nicht, ob durch das Gesetz oder auf eine andere Weise. Das arme Töchterchen Karsts, Mathilde, nahm er zu sich.

Dieser Friedrich Roderer war mein Urgroßvater, und von ihm stammen alle Roderer. Seltsam ist es, daß alle, so wie er den vollen Bart als Seiltänzer trug — wie er als Krieger war, wissen wir leider nicht mehr —, auch den vollen Bart trugen; aber im Widerspruche mit ihm trugen sie nicht einen langen, sondern einen auf drei Zoll zurückgestutzten Bart. Die zahlreichen Roderer, die von ihm stammen und ins Grab gestiegen sind, sah ich mit diesem Barte abgebildet, und die noch leben, kenne ich mit diesem Barte. Bei einigen, wie bei mir, ist er weiß geworden. Und haben Sie nicht auch, wie unser Geschlecht, einen kurzen, braunen Vollbart?"

„Das ist ein Zufall," sagte ich, „jetzt ist es in vielen Männer-

kreisen Sitte, einen kurzen Vollbart zu tragen. Mir gefällt die Sitte, und mir ist es bequemer, meinen Bart mit Schere und Kamm zu behandeln als mit dem Schermesser."

„Daß Ihnen diese Sitte gefällt, zeigt schon, daß Sie mit unserem Geschlecht gleichfühlen," sagte Roderer, „wir trugen den Bart, da er noch nicht Sitte war."

Er schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Wollen Sie denn von mir nicht auch etwas hören?"

„Dem würde ich die größte Teilnahme schenken", sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „weil ich vor Ihnen sitze, und weil das Gegenwärtige immer mehr Kraft und Recht hat als das Abwesende. So hören Sie denn.

Von den vier Söhnen Friedrichs, nachdem einer von den Wölfen zerrissen worden war und einer sich in den Deutschen Orden begeben hatte, heirateten zwei, mein Großvater Peter, der zweitjüngste, und der jüngste, Joseph. Auch die vier Töchter heirateten und auch das angenommene Kind Mathilde. So wurden wieder Roderer und solche, denen von weiblicher Seite her Rodererblut in den Adern rann. Mein Vater hieß gleichfalls Peter, sowie ich wieder Peter heiße. Mein Vater besaß ein kleines Anwesen und trieb einen lebhaften Linnen- und Flachshandel. Vier Söhne und vier Töchter gebar ihm meine Mutter. Unsere Eltern erzogen uns sorfältig und unter angenehmen Verhältnissen. Mein Vater las sehr gerne in geschichtlichen und wissenschaftlichen Büchern. Jede Zeit, die er frei hatte, widmete er fast ganz dem Lesen. Er hatte eine eigene Lampe und ein Pult erfunden, um nachts oder, wenn er krank war, im Bette lesen zu können. Man sagte, daß er in seiner Jugend daran gegangen sei, eine Weltgeschichte zu schreiben. Wir haben nie etwas davon zu Gesichte bekommen.

Wir besuchten die Schulen und gehörten zu den besten Schülern. Ich weiß noch wie heute, wie dann in den freien Schulmonaten oft andere Roderer zu uns auf den Hof kamen, und wie wir dann Spiele hielten. Unter den Mädchen, welche auf dem einen oder dem andern Wagen von der einen oder der andern Seite zuweilen zu uns geführt wurden, war auch Mathilde, die Enkelin jener Mathilde, die von dem Obersten in das Haus genommen worden war. Das Mädchen hatte sehr schöne rosige Wangen, braune Haare und bedeutend große, braune Augen. Es war stille und schien ein wenig unwissend. Es schloß sich gerne an mich an, und wenn es die Vettern neckten oder sogar im Übermute nach ihm schlugen, stellte es sich an meine Seite, als ob es dadurch schon geschützt wäre.

Als ich heranwuchs, kam ein großes Unglück in die Roderer. Alle starben in kurzer Frist, ohne daß eben eine Seuche im Lande war, an verschiedenen Übeln so zusammen, daß nur mein Vater mit seinen Kindern und ein Sohn Josephs, ein Witwer, übrigblieb. Dieser Sohn Josephs, der selber wieder Joseph hieß, war ein alter, gebrechlicher Mann, und bei ihm war Mathilde: sie wurde wenig beachtet, erhielt, was sie brauchte, und blieb unwissend. Ich war in der gelehrten Schule einer der besten Zöglinge; vor allem rissen mich die Dichter zur Begeisterung hin, und wie mein Vater Geschichtschreiber las, so las ich fast immer, wie nur eine freie Minute gegönnt war, Dichter.

Die alten Griechen hatte ich sehr bald inne, ich ging zu den Römern, die mir weniger behagten, und dann zu den Neuern. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, wenn ich mich in der Welt der Dichtungen bewegen konnte, und es stiegen dann Gestalten von Helden, von erhabenen Frauen und von feenhaften Mädchen mit Engelswesen im höchsten Maße in meiner Seele empor. Und so wuchs der Wunsch und Entschluß heraus, Heldendichter zu werden. Alle Heldenbücher wurden wieder vorgenommen, die alten und die unserer ersten blühenden Zeit. Ich wählte Adam zu meinem Stoffe, die Makkabäer, Karl den Großen, Otto und Friedrich den Rotbart.

Alle Dinge, welche sonst Jünglinge meines Alters erfreuen, berührten mich nicht mehr, außer die Welt meiner Dichtungen. Ich bedurfte nur sehr wenigen Schlafes, wählte absichtlich sehr einfache Nahrung und war immer bei meinen Schriften oder Büchern. Und wenn ich viele Stunden zu einem einzigen Verse brauchte, so wendete ich die Stunden an, bis der Vers leicht und schön floß und tiefe Gestaltung hatte wie bei Homeros. Ich hatte oft freudige Schauer, wenn nach langem Schmieden eine herrliche Wendung gelang. Ich lernte zu meinem Zwecke Sprachen: Sanskrit, Hebräisch, Arabisch und fast alle europäischen Sprachen. Ich spreche sie noch mit einiger Fertigkeit. Da las ich nun das Größte, was in diesen Sprachen vorhanden war. Es war groß und außerordentlich: dennoch aber nicht so groß und nicht so außerordentlich wie die Wirklichkeit. Ich beschloß, alle Heldendichter zu übertreffen und die wirkliche Wahrheit zu bringen, und da sehr viele Zeit mit Sprachenlernen und Lesen vorübergegangen war und ich mein Ottolied wieder las und das Makkabäerlied, welch beide Entwürfe meine besten Arbeiten waren, reichten sie nicht an das Vorhandene, und da ich mit Anwendung aller meiner Zeit und Kraft Neues dichtete und dasselbe nicht größer war als die bestehenden Lieder und

die wirkliche Wahrheit nicht brachte, dichtete ich nicht mehr und vertilgte alles, was ich gemacht hatte. Nur die Bücher, die ich kennen gelernt hatte, waren und blieben zuzeiten meine Freude. Was ich jetzt tun sollte, wußte ich nicht. Es war eine Leere gekommen. Da trat eine Zeit heran, die alles änderte. Mein Vater starb eines plötzlichen Todes in der Fülle seiner besten Kraft. Ein stürzender Wagen hatte ihn erschlagen. Meine Mutter geriet in Verzweiflung, und der Gedanke, wer denn jetzt ihre Kinder in der Welt fest stellen werde, marterte ihr Herz. Sie mußte das Geschäft unseres Vaters fortführen.

Forderungen wurden angemeldet, ausstehende Schulden geleugnet, Handelsfreunde drückten uns, Gerichtskosten liefen hinein, frühere Verluste vermehrten sich, und als man, um diesem Dinge ein Ende zu machen, das Geschäft zuletzt auflöste, zeigte sich bei der Abwicklung, daß uns fast nur das kleine Anwesen geblieben war, das kaum mehr als die dringendsten Bedürfnisse zu decken imstande war.

Da sagte ich nun, meine häusliche Erziehung sei schon lange vollendet, ich sei der Älteste, ich wolle meinen Geschwistern kein Faserchen entziehen, ich werde in die Welt gehen und mir Eigentum erwerben, um mich und meine Geschwister erhalten zu können und der Mutter zum Gütchen noch Beiträge zu leisten. Ich packte sogleich meine Sachen. Reisegeld nahm ich nur als Vorschuß, und sogleich verließ ich das Haus. Meine Sprachkenntnisse kamen mir nun sehr zustatten. Ich konnte in jedes Land Europas gehen. Ich ging aber nach Amsterdam. Nicht einmal mehr einen Gulden hatte ich im Vorrate, als ich dort ankam; aber wie ich früher mit der größten Ausdauer und mit allen Entbehrungen für meine Dichtungsarbeiten gekämpft hatte, so kämpfte ich jetzt für Erlernen und Fruchtbarmachen der Handelsgeschäfte.

Ich fand sogleich, da mir alle Bedingungen recht waren, einen Platz, und Fäßchen oder Kistchen auf Schubkarren fahren oder Päcke tragen oder Gegenstände in Mörsern stoßen oder Waren in den kleinsten Abteilungen zum Verkaufe senden oder Truhen, Fächer und Gläser säubern, alle Gänge verrichten, nachts öfters wachen und aufpassen tat ich nun so genau und sicher, wie ich einst mit vielem Feilen meine Verse gemacht hatte. Ich war in hohem Maße sparsam, und schon nach vier Monaten konnte ich das mir vorgeschossene Reisegeld an die Meinigen zurückgeben. Jedes Stückchen Silber oder gar Gold, das mir eigen geworden war, suchte ich nach meinen erlangten Kenntnissen zu verwerten, und ehe noch die Augen meiner

Umgebung auf mich gerichtet waren, hatte ich schon mein kleines Nebengeschäft, das mir Gewinn abwarf, und das ich nach dem Wachsen meiner Erfahrungen vervollkommte. Ich jagte jedem Heller Erwerb nach, und meine Habe in den kürzesten Fristen mit dem kleinsten Erträgnisse zu verwerten, galt mir mehr als größere Gewinne nach längeren Zeiten.

Man wurde auf meine Verbindung aufmerksam und zog mich auf höhere Stufen der Tätigkeit und der Gehalte und vergrößerte so meinen Gesichtskreis und meine Kraft. Nach nicht langer Zeit wurde ich im Schreiben, Rechnen und in Geschäften im großen verwendet; und wieder nach nicht langer Zeit leitete ich fast unabhängig ein ausgedehntes Geschäft in mehreren Sprachen und führte mein kleineres daneben in immer weiteren Kreisen. Nach weniger Jahren, als ich je gedacht hatte, war ich selbständig, der Name Peter Roderer, auf ein Handelspapier geschrieben, galt in ganz Amsterdam, und ich wurde für einen festen Mann gehalten.

In Frankfurt am Main hatte ich einst ein Mädchen kennen gelernt, welches so fein und ätherisch war, wie die in meinen Dichtungen, und so schön, wie die Prinzessinnen in den alten und neuen Heldenliedern. Ich hatte das Mädchen oft gesehen, mit ihr gesprochen und war oft als Gast und in Geschäften in dem Hause seines reichen Vaters gewesen. Es hatte mir zuzeiten Stimmungen eingeflößt, wie ich sie einst bei meinen Dichtungen hatte. Jetzt aber ging ich zu Josephs Mathilde und sagte: ‚Mathilde, willst du mein gutes, treues Weib werden?‘ Ihre großen, braunen Augen sahen mich noch größer, als sie waren, an, füllten sich mit Tränen, und sie sagte: ‚Vetter Peter, ich gehe gerne mit dir und will dir untertänig und treu sein, solange ich lebe.‘ Und die größte Perle, das größte Juwel habe ich in mein Haus getragen und das größte Glück mit ihr in mein Leben. Sie ist mir eine sanfte, aufopfernde, liebende, treue, sorgsame Gefährtin durch alle Jahre gewesen und lebt noch in der Reinheit ihres Wesens neben mir, und jetzt in ihrem Alter ist sie in meinen Augen weit schöner, als je die Fee aus Frankfurt in meinen jungen Augen gewesen ist. Die Hochzeit wurde auf dem Gütchen meiner Mutter gehalten, und alle meine Geschwister waren zugegen. Meine Brüder hatten die kleineren Unterstützungen, die ich ihnen früher, und die größeren, die ich ihnen später zukommen ließ, fast nicht gebraucht und statteten mir jetzt alles zurück, wie ich ihnen einst mein Reisegeld zurückerstattet hatte. Sie hatten jeder ein Geschäft gegründet und waren aufrechte und rechtschaffene Männer.

Die Schwester war an einen jungen, tüchtigen Mann verlobt. Alle konnten wir uns dahin vereinigen, der Mutter ein schönes, fröhliches Leben zu verschaffen. Als wir einmal in der unteren Stube, ehe das Essen aufgetragen war, um den buchenen Tisch in der Art saßen wie einst als Kinder, und als die Mutter auf einer Bank neben dem großen, grünen Ofen saß, sagte sie: ‚Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht.‘ Wir alle hatten Tränen in den Augen, und da wir nach dem Auftragen der Speisen die Mutter zu dem Tische gezogen hatten, konnte einige Zeit das Essen nicht in rechten Gang kommen. Ich ging mit Mathilde nun nach Amsterdam, und sie wurde das Bild jeder häuslichen Tugend. Sie strebte weniger nach Glanz. Was ihr an Kenntnissen fehlte, erwarb sie sich in meinem Umgange, wieweit ich es für meine Gattin als nötig erachtete, und mit ihr verlebte ich unter dem Drange und den Sorgen der Geschäfte wieder manche Zeiten meiner früheren Dichtungen, wenn wir uns in ein Buch oder in Erwerbungen aus dem Gebiete der Kunst teilten. Da uns der Himmel einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte, widmete sie sich den Kindern wie eine Mutter und Magd.

Als eine Reihe von Jahren vergangen war, als meine Mutter das irdische Leben verlassen hatte, und als meine Habe so angewachsen war, wie ich es nie zu meiner Lebensweise erwartet hatte oder bedurfte, trat ich das Geschäft ab, zog mein Eigentum aus demselben, ging mit ihm nach Deutschland zurück und kaufte mir das Gut Firnberg, wo ich nun der Ruhe lebe, wenn man die Bewirtschaftung von Garten, Wiese, Feld und Wald, von Meierhof, Geflügel, Schafstall und allerlei Dingen Ruhe nennen kann. Gegen die Geld- und Handelsgeschäfte ist es Ruhe, und es ist die ursprünglichste Beschäftigung des Menschen. Ich habe mir auch zum Ziele gesetzt, mit meinem Erworbenen einzelnen Menschen oder der Menschheit überhaupt Gutes zu erweisen, soweit ich es vermag. Es gewährt mir dies ein besonderes Vergnügen. Wir können auch jetzt mehr Zeit den Büchern und Gemälden widmen, als wir es sonst zu tun imstande waren. Ich werde hier absterben. Es ist stets ein merkwürdiges Zeichen der Roderer gewesen, daß sie immer in der Welt zerstreut waren, keiner Gegend angehörten, bald hier, bald da auftauchten und wieder verschwanden, es gehört dies zu ihrem begabten oder unstäten Wesen und mehrt dieses Wesen hinwiederum. Ich möchte einen festen Stamm der Roderer in dieser Gegend gründen und ihn an diese Gegend heften,

und wenn meine Nachkommen so denken wie ich, so trocknen sie das Moor völlig aus, verwalten ihre liegende Habe, genießen das Erworbene, vermindern es nie, vermehren es dagegen, wirken gut für die Menschen hier, verwachsen mit ihnen, werden stätig und ruhig, bleiben stets bürgerlich und sagen: ‚Peter Roderer, der Amsterdamer, ist der erste gewesen, der sich hier ansässig gemacht hat.‘ Nun, wie es der Himmel lenken will! So ist es mit mir, und Sie sehen, wie seltsam oft die Bestrebungen sind und wie seltsam die Erreichungen. Ich wollte auf Ihre Lebensweise keinen Einfluß nehmen, ich erkenne in Ihrem Wesen und in Ihren Bestrebungen, daß dies eitel wäre, ich habe gesagt, was ich gesagt habe, weil Sie mich so sehr an die Roderer erinnern. Nehmen Sie meine Worte freundlich auf, wie sie freundlich gegeben sind.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mitteilungen und für Ihr Vertrauen,“ sagte ich, „es gewähren mir die Lebensbilder, in welche Sie mich haben blicken lassen, Belehrung und Anregung, und ich sehe es deutlich, daß es gut ist, jedes Streben zu achten, insoferne es nicht nach Schlechtem geht, und in dem eigenen zu verharren, solange einen der eigene Geist nicht zu etwas anderem führt.“

„So spreche ich auch,“ sagte mein Nachbar, „und was Sie hier behaupten, wird einem im Alter noch viel klarer, als es in der Jugend gewesen ist. Die Triebe zu Dingen sind in die Herzen gepflanzt und in die der bedeutenderen Menschen mehr als in die der andern, oder vielmehr: die stärkere Triebe haben und kräftiger nach ihnen handeln, werden eben bedeutendere Menschen.“

„Und kämpfen sich aber auch leichter zur Klarheit durch als die andern“, sagte ich.

„Freilich,“ antwortete er, „und genießen das Leben doppelt, während die Unbestimmten und Zaudernden kaum recht anfangen zu leben, am wenigsten aber irgendein Wesen aus sich entwickeln, denn die Tat ist das Leben.“

Er hatte während seiner Erzählungen sein Bier ausgetrunken; er war weit länger sitzengeblieben als an andern Abenden und hatte es abgelehnt, daß man ihm noch etwas in sein Glas einschenke. Jetzt stand er auf, lüftete seine Haube und sagte: „Leben Sie wohl, genießen Sie der Ruhe und gehen Sie morgen recht eifrig wieder an Ihre Geschäfte.“

„Ich wiederhole noch einmal meinen Dank für die Zeit, welche Sie mir geschenkt haben,“ sagte ich, „für die Mitteilungen und wünsche Ihnen gute Nachhausekunft und eine glückliche Nacht.“

„Amen", sagte er und ging den Hügel hinunter; ich hörte noch seinen Wagen fortfahren und stieg dann die Treppe zu meiner Kammer empor.

„Nun, das wär' doch das Teufelmäßigste," sagte ich zu mir selber, „wenn ich zu diesen tollen Roderern gehörte! Warum habe ich ihm denn nicht gesagt, daß ich Roderer heiße?"

Ich ging in mein Bett und schlief mit all den Vettern und Muhmen ein, die mir vielleicht nach Roderers Erzählung zugehören konnten.

Was das Zerstreutsein der Roderer in der Welt anbelangt, so trifft dieses bei uns so gut ein wie bei den Roderern des Herrn Peter Roderer. Mein Vater ist erst von Siebenbürgen nach Wien übergesiedelt; der eine Oheim wohnt in Mähren, der andere ist auch erst kurz in Wien, und der Großoheim hat die vielen Hasen alle in Schlesien geschossen. Ich selber bin noch gar kein Ansässiger, indem ich seit der Zeit meiner Großjährigkeit oder eigentlich schon seit jener Zeit, als ich die Landschaftsmalerei zu betreiben begonnen habe, am wenigsten bei meinen Eltern in Wien, am häufigsten aber an verschiedenen andern Stellen gewesen bin, wie ich ja jetzt eben auf einem kargen, graugrünen Hügel sitze, der an dem Lüpfinger Moor steht, einen Apfelbaum und ein kleines Wirtshaus trägt, und auf den ein mittelgroßer, kurz weißhaariger und kurz weißbartiger Mann hinaufsteigt und eine Geschichte von Roderern erzählt. Ich muß mich doch auch jetzt um meine Roderer erkundigen; ich habe diesen Zweig der Wissenschaften bisher schändlich vernachlässigt, um meine Roderer mit den Roderern des Herrn Peter Roderer vergleichen zu können.

Es war sehr merkwürdig, daß am andern Tage, als mir Roderer gesagt hatte, ich werde mein Malen aufgeben, die Arbeiter kamen, um mir ein Blockhaus auf dem Lüpfhügel zu bauen. Ich hatte nämlich dem Lüpfner Wirte ein Stück Grundes abgekauft, um in einem Blockhause nebst einem kleinen Schlafgemache ein sehr großes Zimmer zu errichten, daß ich in demselben mein großes Bild malen könnte, wozu mir ein Kämmerlein des Wirtes viel zu klein wäre. Ich wollte nämlich so wie der Heldendichter Peter Roderer die wirkliche Wirklichkeit darstellen und dazu die wirkliche Wirklichkeit immer neben mir haben. Freilich sagt man, es sei ein großer Fehler, wenn man zu wirklich das Wirkliche darstelle: man werde da trocken, handwerksmäßig und zerstöre allen dichterischen Duft der Arbeit. Freier Schwung, freies Ermessen, freier Flug des Künstlers müsse dasein, dann entstehe ein freies, leichtes, dichterisches

Werk. Sonst sei alles vergeblich und am Ende — das sagen die, welche die Wirklichkeit nicht darstellen können. Ich aber sage: warum hat denn Gott das Wirkliche gar so wirklich und am wirklichsten in seinem Kunstwerke gemacht und in demselben doch den höchsten Schwung erreicht, den ihr auch mit all euren Schwingen nicht recht schwingen könnt? In der Welt und in ihren Teilen ist die größte dichterische Fülle und die herzergreifendste Gewalt. Macht nur die Wirklichkeit so wirklich, wie sie ist, und verändert nicht den Schwung, der ohnehin in ihr ist, und ihr werdet wunderbarere Werke hervorbringen, als ihr glaubt, und als ihr tut, wenn ihr Afterheiten malt und sagt: Jetzt ist Schwung darinnen.

In Wien ist eine Landschaft. Vorne geht über Lehm ein klares Wasser, dann sind Bäume, ein Wäldchen, zwischen dessen Stämmen man wieder in freie Luft sieht. Der Himmel hat ein einfaches Wolkengebäude. Das ist mehrere hundert Millionen Male auf der Welt gewesen, und doch ist die Landschaft die gewaltigste und erschütterndste, die es geben kann. Ich werde mein Moor in meinem Blockhause malen. Die Arbeiter, die ich schon lange erwartete, sind gekommen, und die Arbeit hat begonnen. Ich habe einen Baumeister aus der Gegend genommen, der nach meiner Zeichnung baut, und habe ihm Auftrag zum Kaufe trockenen Bauholzes gegeben. Das Glashäuschen im Angesicht des Dachsteins habe ich nicht erbaut; aber ein Blockhaus im Angesichte des Lüpfinger Moores erbaue ich.

An dem Tage nach dem Gespräche mit Roderer malte ich freilich nicht; denn an diesem Tage wurde die Lage des Hauses abgesteckt und wurden die Erdarbeiten begonnen, wobei ich, namentlich bei der Absteckung, gegenwärtig sein wollte. Der Baumeister hatte mir versprochen, rüstig bei der Hand zu sein und viele Leute zu stellen, daß das Haus in wenigen Wochen fertig sein könnte. Wirklich kamen in den nächsten Tagen, während der Bauplatz geebnet und geordnet wurde, immerwährend Wägen mit den getrockneten und behauenen Stämmen, aus deren Übereinanderlage mein Blockhaus gebaut werden sollte, und es kamen Zimmerer, welche die Fügungsglieder in die Bäume arbeiteten. Auch die Bäume zu dem Gerüste waren aufgestellt worden, und nun hatte man mit der Gerüstung begonnen. Endlich konnte auch zur Fügung der Stämme geschritten werden. Ich verlor viele Zeit während dieser Arbeiten und während des fortschreitenden Baues; denn ich brach häufig meine Beschäftigung ab und ging auf den Bauplatz, um zu schauen oder dreinzureden. Der Herr Roderer erschien auch zuweilen, stand freundlich

da, schaute zu und war uns mit Rat und Anleitung behilflich. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die behauenen Stämme von ihm gekauft worden waren, und daß ich in bezug auf ihre Trockenheit und Dauer sehr gut versorgt sei, indem sie zu gehöriger Zeit, da ihr Saft zurückgetreten war, geschlagen und dann in mäßiger Luft übertrocknet und endlich erst behauen worden seien. Ich habe also, dachte ich, von dem Bauholze erhalten, von dem mir meine Wirtin erzählt hat, daß es dem Herrn Roderer übriggeblieben sei, weil jetzt niemand abbrenne.

Eine widerwärtige Sache begann für mich während der Zeit des Baues.

Hatten nun die Leute seit jenem närrischen Kirchweihfeste, an welchem sie die Wirtin zu mir eingeladen hatte, Lust bekommen, zu dem Lüpfwirtshause zu gehen, oder hatte sich das Gerücht von meinem Baue und dem Zwecke desselben ausgebreitet und die Neugierde erregt: genug, selten konnte ich jetzt mit Herrn Roderer allein an dem Baume sitzen, immer kamen Leute aus Lüpfing oder anderswoher und saßen bei uns. Auch die Trefflichkeit des Bieres, welche Herrn Roderer zum Heraufsteigen und zum Trinken eines Glases seit langem schon bewogen hatte, wurde jetzt neu entdeckt, der Ruf wurde verbreitet und das Lüpfwirtshaus gesucht, was dem Wirte sehr angenehm und der Wirtin sehr erfreulich war; denn er zeigte stets ein fröhliches Angesicht, sie lächelte immer und redete zu gehöriger Zeit mit sich selber. Mich sprechen die Leute gerne an, wollen mich unterhalten, wollen meine Zwecke kennen lernen, auch an Versuchen, meine Bilder zu sehen zu bekommen, fehlte es nicht, die ich aber immer auf das entschiedenste zurückwies. Nur wenn schwere Wolken am Himmel hingen und ein Gewitter oder einen Sturm befürchten ließen, war ich zuweilen mit Roderer allein, und wenn dann die Wolken sich mehr verzogen und plötzlicher Wetterwechsel nicht zu befürchten war, blieb er wieder, wie öfter, länger bei mir sitzen, und wir redeten über verschiedene Dinge. Er hatte bedeutende Kenntnisse, und wir redeten oft vieles von der Kunst.

Als es einmal abends sehr sanft, aber sehr dicht und nachhaltig regnete und kein einziger Mensch in dem Lüpfwirtshause als Gast anwesend war als nur ich allein, und als ich in der Wirtsstube mein Abendessen verzehrt hatte und nach demselben ein wenig mit dem Wirte, der neben mir saß, sprach, kam auch die Wirtin herzu und fragte, ob sie Erlaubnis hätte zu reden, sie wolle mir seit langem her etwas sagen.

Ich rückte ihr einen Stuhl hin und sagte, sie möge sich zu uns setzen und reden.

„Ach, diese Ehre!“ sagte sie. „Ich setze mich schon zu Euch, weil Ihr es erlaubt, und rede.“

Nachdem sie sich mit einigen verschämten Gebärden auf den Stuhl gesetzt hatte, sagte sie: „Es wäre schon längst unsere Schuldigkeit gewesen, uns bei Euch zu bedanken; es ist aber nicht Gelegenheit gewesen, und ich habe meinem Manne gesagt, heute müsse es sein. Nicht nur, daß bei dem Baue alle Zimmerleute und Taglöhner und Handlanger ihre Kost bei uns verzehren und ein Stück Geld ins Haus bringen, seid Ihr ein berühmter Herr und habt in Eurer Aufführung ein gutes Benehmen, daß der hochgeborne Herr Roderer ungebührlich lang bei Euch sitzt, der fast immer in seinem Wagen hin und her fährt oder auf seinen Füßen hin und her geht, und die Leute kommen aus Lüpfing, Euch zu sehen, so vornehm sie dort sind, sie mögen ein Kaufgewölbe haben oder die Brandschreiberei führen, sie sehen, daß unser Bier sehr gut ist, und wir müssen Euch danken. Christian, wir müssen wohl danken.“

„Der Herr weiß es, daß wir dankbar sind, weil seinethalben Leute zu uns kommen“, sagte der Wirt. „Unsere Worte sind nicht so geschickt; aber er sieht wohl, daß wir es gut mit ihm meinen.“

„Ja, gut,“ sagte die Wirtin, „freilich gut. Darum sage ich Euch, Ihr müßt unter die Leute gehen, Ihr müßt nach Lüpfing gehen, Ihr müßt zu dem hochgebornen Herrn Roderer gehen, dort ist es sehr schön, Ihr sehet Bilder und Gärten, und ein sehr schöner Graf wird die Susanna heiraten. Er ist der Graf von Sternberg, und die Mutter ist eine recht freundliche Frau, sie redet mit jedem Kinde. Es kann aber auch sein, daß der Baron Waldheim die Susanna heiratet, sie sagen, es sei noch nichts gewiß, oder der Baron Geller: sie gefällt auch noch andern, sie tun, als ob sie eine Königstochter wäre. Ich sage aber, daß sie den Grafen heiraten wird, weil ein Graf mehr ist als ein Baron, und er hat zwei sehr schöne Füchse vor einem dunkelbraunen Wagen, und ich habe sie schon in dem dunkelbraunen Wagen fahren gesehen, und zu andern Leuten müßt Ihr auch gehen, daß Ihr nicht so allein seid, man sieht auch keine Menschen, die Ihr malt, statt daß Ihr Bäume und Kräuter malt. Das habe ich Euch sagen wollen, und ich habe es Euch jetzt gesagt.“

„Und ich danke Euch recht schön, liebe Frau Wirtin,“ antwortete ich, „wenn ich von Euch fortgehe, so gehe ich nach Wien. Das ist eine ungeheuer große Stadt, mehr als zweihundert

Lüpfing hätten in ihr Platz, und mehr als fünfhundertmal mehr Menschen sind dort als in Lüpfing, und auch Vornehme, die ein Kaufgewölbe haben, und die auch mehr als Brandschreiber sind. Mit vielen von ihnen gehe ich um, solange ich in Wien bin. Wenn ich aber zu Euch herauskomme, so will ich keine Menschen und gehe mit Eidechsen und Fliegen um."

„Ja, das ist recht gut," sagte die Wirtin, „aber wann kommt Ihr denn nach Wien? Da baut Ihr Euch ein neues, hölzernes Haus bei uns, und wer sich ein Haus baut, wird darin wohnen, und da werdet Ihr immer darin sein, und wenn Ihr auch bei uns esset und trinket, oder wenn Ihr Euch ein Dienstmädchen nehmt, das ich Euch empfehlen würde, so sind das doch nicht Leute für Euch. In Lüpfing sind zwei Maler, welche die Zimmer und Kirchen recht schön malen; aber der eine hat ein Weib und hat Kinder, und beide gehen abends, wenn sie mit ihrem Werke fertig sind, in das Posthaus. Nun, Ihr sitzt bei uns jetzt auch abends, wenn es schön ist, mit mehreren Leuten bei dem Apfelbaum, aber Ihr redet ja nicht mit ihnen, nicht die Hälfte von dem, was der hochgeborne Herr nur redet. Wir könnten Euch einen vornehmen Verschlag bauen, wie ihn andere Gasthäuser haben, daß die Leute darin sitzen können, und Ihr könntet ihn recht schön ausmalen. Ihr malt keine Vögel und Heilige, da habe ich eine unerhört große Blahe, auf Hölzern ausgespannt, in Eurem Zimmer gesehen, die angestrichen ist, und auf der Ihr malt, aber es sind schon wieder lauter Wolken darauf gemalt, und da werdet Ihr die Blahe in das neue Haus nehmen und werdet fort und fort malen, zu niemanden gehen, vielleicht nicht einmal zu uns herüber, und da müsset Ihr in Eurer Seele gemütskrank werden."

„Nun, ich verspreche Euch, liebe Frau Wirtin," antwortete ich, „Frau Anna, wie Euch Euer Mann immer heißt, Frau Anna, ich verspreche Euch, nicht krank zu werden; ich werde überhaupt nicht leicht krank und gehe ja viel herum und bin viel in freier Luft."

„Ja, in freier Luft," sagte sie, „unten an dem Sumpfe, wo die Leute krank werden, und da sitzt Ihr auf einem lächerlichen, kleinen Stühlchen und malt und geht höchstens ein paar Hühnerschritte von einer Stelle zur andern."

„Im Winter", antwortete ich, „male ich an dem großen Bilde nicht, denn ich male auf dem großen Bilde Euer Land rings hier herum, und da muß es zum Malen Sommer sein, daß ich oft hinaussehen kann, damit ich es recht genau mache, und wenn ich im Winter nicht nach Wien gehe, so werde ich

Stiefel von Juchtenleder anziehen und werde im Schnee nach Lüpfing gehen und mich dort vielleicht in das Posthaus verfügen und da essen und trinken. Und auch sonst will ich im Schnee zu allerlei Menschen gehen."

„Ja, ja, zu Menschen," sagte sie, „zu Menschen, sonst werdet Ihr noch krumm und dumm."

„Nun ja, zu Menschen, ich will zu Menschen gehen," sagte ich, „Euer Wort ist gut gemeint, und ich danke Euch."

„Ja, es ist gut gemeint," erwiderte sie, „und der Christian meint auch so."

Wir redeten dann noch eine Weile von dem vornehmen Verschlage, den die Wirtin für ihre Gäste bauen wollte. Ich riet ihr, den Apfelbaum zu lassen, der freue die Leute mehr als ein sogenannter Verschlag, der ihnen nichts Neues ist, und den sie überall treffen. Und sollte ihr Haus immer besuchter werden, und sollte durchaus ein Verschlag gebaut werden müssen, so würde ich ihr beistehen und würde selber einen Maler aus Wien bringen, der ihr den Verschlag weit besser ausmalen würde, als ich es könnte.

Sie knickste und dankte, als ich fortging, und freute sich, daß ich so viele Höflichkeit besitze.

Ich ging in mein Gemach empor, um mich zur Ruhe zu legen.

Mein Haus wurde wirklich in einigen Wochen fertig. Ich ließ die zwei Zimmer im Innern leicht täfeln, mit Lehm überziehen, anwerfen und mattgrün tünchen. Da alles sehr ausgetrocknet war, zog ich ein. Ich feierte gleichsam ein Fest und fühlte mich froh und leicht, als ich in dem hohen, weiten Zimmer mit den großen Fenstern war. Ich stellte jetzt meine Gerüste so, daß das rechte Licht in ruhigem Strome auf die Fläche fallen konnte, auf der ich malte. Ich änderte in Freudigkeit auch alle meine andern Dinge. Ich nahm eine Magd nicht, sondern ließ mir, was ich brauchte, von dem Lüpfwirtshause herüberbringen, und was aufzuräumen und zu ordnen war, besorgte die Frau Wirtin. Ich hatte die Einrichtung getroffen, daß sie mein Schlafgemach, ohne durch die große Stube gehen zu müssen, betreten konnte. Die große Stube hatte ich für den Fall meines Weggehens zum Absperren gerichtet. An Geräte hatte ich zwei lange Tische, ein Bettischchen, mehrere Stühle, eine Bank um den grünen Kachelofen, zwei große Schreine für meine Sachen und Kleider und ein Bettgestelle. Alles war aus weichem Holze gefertigt und grau wie die Wände angestrichen. Ich wollte nämlich nicht, daß irgendeine

Farbe entschieden in der Wohnung herrsche. Ich führte Roderer in mein Haus, er lobte den Bau und die ganze Anordnung. Das erste, was ich in meinem Hause tat, war, daß ich mit Hilfe zweier Arbeiter, deren Geschicklichkeit ich in der Bauzeit kennen gelernt hatte, den Goldrahmen auspackte, zusammenstellte und auf dem großen Gerüste, welches dafür bestimmt war, das große Bild in ihn fügte. Es paßte vollkommen. Was mir immer geschah, wenn ich ein Bild zum ersten Male in einen Rahmen tat, nämlich, daß es mir größer, aber auch ansehnlicher erschien, geschah auch jetzt und zwar in höherem Maße. Das Bild erschien mir wirklich als ganz ungewöhnlich groß, so daß, wenn ich es aus diesem Blockhause würde fortbringen wollen, ich den Rahmen zerlegen und das Bild würde rollen müssen, sonst müßte ich, wenn ich es in einer Kiste gespannt und im Rahmen fortbringen wollte, eine Wand des Hauses umlegen. Was bis jetzt gemalt war, erschien mir auch entsprechend. Ich wollte nun mit Eifer fortfahren. Den Rahmen legte ich nicht mehr auseinander, sondern hüllte ihn in Linnentücher und stellte ihn an die Wand zur Bereitschaft, wenn ich ihn wieder brauchen würde.

Ich malte nun fast immer an dem Bilde, denn was ich an Entwürfen dazu von außenher bedurfte, hatte ich mir schon größtenteils gemacht, nur selten mußte ich auf ein paar Stunden hinausgehen und mir etwas aufnehmen. Öfter trat ich auf den Hügel vor meinem Hause, um einen Überblick über das Ganze zu machen. Die Teile sah ich aus meinen Fenstern, die nach der Richtung gingen, nach welcher das Bild gemalt wurde. Und so fuhr ich fort. Weil ich jetzt weniger in die Luft kam, so mußte ich Spaziergänge machen. Daß der Wirtin mein jetziges Tun gänzlich mißfiel, konnte ich deutlich sehen; sie sagte aber nichts mehr, nur erzählte sie mir öfter, was in Lüpfing, in Kiring, in Zanst und anderwärts geschähe, und welche Feste und Lustbarkeiten es da gäbe. Auch beschrieb sie schöne Gegenden, die da oder dort waren. Das Größte aber werde vorbereitet zur Feier des fünfhundertjährigen Bestehens von Lüpfing, da der erste Stein zur Kirche gelegt wurde, wie sie jetzt ist: vorher soll eine Stadt dagewesen sein, die aber untergegangen ist. Wer nach Lüpfing gehe, könne sich von den Vorrichtungen zum Feste, das am Bartholomäustage gefeiert werde, überzeugen.

Ich ging täglich eine Zeit herum.

Es war ein schöner Fußweg, links von meinem Hügel an gegen den Wald. Im Walde kam man auf einen trockenen,

sandhaltigen Geleisweg, der von dem Fußwege in senkrechter Richtung rechts führte und in die Straße mündete, die auf der andern Seite des Moores gegen Lüpfing und Firnberg lief. Es war dies dieselbe Straße, auf der Roderer heimfuhr, wenn er an dem Apfelbaum gewesen war, und an der ich die Gesellschaft gesehen hatte, welche mir hinter meinem Rücken in meine Malerei hatte schauen wollen.

Auf dem Waldwege zu gehen, war sehr angenehm. Er war breit und glatt, nach dem stärksten und längsten Regen gleich wieder trocken, an seinen beiden Seiten standen fest gereiht die dunkeln Fichten, Schatten und Wohlgeruch verbreitend. Ich will von dem Vogelgesange nicht reden, der aber doch auch in Betrachtung kömmt, da im Moore höchstens der Kiebitz schreit und auf dem Lüpfhügel etwa der Schlag des Rotschwänzchens gehört wird. Selten begegnet man auf diesem Wege einem Menschen, da er hauptsächlich nur im Winter zum Holzführen gebraucht wird, weswegen man gar oft ein grünes Kräutlein oder eine schöne Blume auf ihm emporwachsen sieht. Ich hatte diesen Weg schon häufig beschritten und kannte den Wald um ihn sehr gut. Diesen Weg wählte ich daher nun größtenteils zu meinem täglichen Spaziergange. Ich ging von meinem Hause aus an der linken Seite des Moores hinunter, wo man bald den Wald erreicht, dann den langen Waldweg gegen rechts und endlich am rechten Ufer des Moores zu meinem Hause zurück. Dazu brauchte ich, je nach meinem Ausschreiten, zwei oder zwei und eine halbe Stunde. Diese Zeit konnte ich opfern.

Eines Tages, als ich um eilf Uhr auf dem geraden Waldwege fortschritt, kam eine weibliche Gestalt gegen mich. Es war Susanna. Ich schritt gegen sie dahin, sah sie an und erschrak; denn sie war wirklich eine Königstochter. Die Wangen waren lieblich und fein, die großen, glänzenden, braunen Augen sahen mich an, der Mund war ernst, und ihr Gang war frei und einfach. Ich lüftete meine Haube zum Gruße, sie neigte ein wenig ihr Angesicht, und wir waren aneinander vorüber.

Auf der Straße draußen fand ich ihren Wagen auf sie warten. Er war mit den Braunen bespannt, die sie entführt hatten, als sie damals hinter meiner Malerstelle gestanden war. Jener nankinggelbe Graf war also auch wahrscheinlich der Graf Sternberg gewesen.

Dem Herrn Roderer sagte ich abends nicht, daß ich heute seine Tochter gesehen habe. Er redete auch von keinem Begegnen.

Ich sah sie ein anderes Mal wieder auf diesem Wege und dann wieder.

Ich ging jetzt gar keinen andern Weg mehr als diesen. Ich sah sie mehrere Male und endlich täglich.

Wenn nur das erste Licht sich an dem Himmel zeigte, stieg ich schon aus meinem Bette und zürnte, daß jetzt die Tage kürzer würden und die Sonne später erschiene. Sobald es das Licht erlaubte, war ich schon an meiner Malerei, um Zeit zu gewinnen. An einem Fensterpfosten war mein Fernrohr angeschraubt, und sobald ich einen Wagen am rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, richtete ich das Rohr auf ihn, ob er die bekannten Braunen habe. Und hatte er sie, so warf ich Pinsel und Malerbrett weg und eilte auf meinem linken Mooruser in den Wald und begegnete ihr auf dem Waldwege. Unser Begegnen war immer gleich. Wir gingen in mäßigen Schritten gegeneinander. Und als wir uns trafen, richtete ich meine Augen gegen ihre großen, feurigen Augen, die mich anblickten, grüßte sie ehrerbietig, sie neigte sich freundlich, und wir waren vorüber. Ich ging jetzt nie mehr auf der Straße, auf welcher ihr Wagen wartete, in mein Haus zurück, sondern erreichte auf einem Seitenpfade meinen Weg an meinem Mooruser und gelangte auf diesem in mein Haus zurück.

Eines Tages dauerte es sehr lange, bis der Wagen mit den Braunen auf der Straße an dem rechten Mooruser mittagwärts fuhr. Um zwei Stunden kam er später. Ich legte meine Geräte beiseite und ging in den Wald. Wir begegneten uns. Ich glaubte bei dem Begegnen zu bemerken, daß sie errötete.

Am andern Tage kam der Wagen um eine und eine halbe Stunde zu früh. Ich raffte mich auf, ging in den Wald, und wir begegneten uns, und ich glaubte wieder das Rot auf ihren Wangen zu sehen.

Von nun an kam der Wagen ganz regelmäßig um eilf Uhr. Wir begegneten uns, grüßten uns, und ihre Augen wurden immer schöner und glänzender.

Keinmal, nicht ein einziges Mal tat Roderer seiner Tochter Erwähnung. Ich tat es auch nicht.

So kam der Bartholomäustag. In Lüpfing war am Vormittage feierlicher Gottesdienst, und der Wagen mit den Braunen fuhr nicht an dem rechten Gestade des Moores mittagwärts. Es war bereits drei Uhr geworden. Der Tag war mir unausstehlich. Ich machte mich auf und ging gegen Lüpfing hinaus. Es war ein langes Gehölze morgenwärts von Lüpfing, von

dessen Rande man das Tal, die Wiesen, Felder und Gärten, in denen Lüpfing lag, übersehen konnte. Auch das Schloß Firnberg sah man von da aus. Ich richtete meinen Weg so ein, daß ich durch dieses Gehölz an seinen Rand und von da nach Lüpfing käme. Als ich an den Rand des Gehölzes herausgelangte, sah ich ein seltsames Bild vor mir. Auf dem Wiesenanger, der, sanft abwärts gehend, an das Gehölze stieß, und teilweise auch auf den abgeernteten Feldern waren Buden aufgeschlagen, waren Tische mit schmausenden Menschen, waren Kegelbahnen, Scheibenschießen, Schaukeln, Musikbühnen, Tanzplätze und ich weiß nicht, was sonst noch, von Stangen mit wallenden Fahnen überragt und durchwimmelt von bunten Menschen aus Lüpfing, Kiring, Firnberg, Zanst und den weiteren und näheren Umgebungen. Ich blieb stehen und schaute über das Ding hin. Dann nahm ich mein Zeichnungsbuch heraus und beschloß, einen Abriß dieser Sache zu machen. Zwischen dem Gehölze und dem Anger war eine Steinmauer aus losen Steinen, an der auf der Seite des Angers ein Weg dahinging. Ich suchte auf meiner, nämlich der Waldseite der Mauer, eine gute Stelle zu gewinnen, an der ich, nicht gesehen, mein Buch auf die Mauer stützen und zeichnen konnte. Ich hatte die Stelle bald gefunden. Ein trockner Rasen, von Haselnußgesträuchen überschattet, ging gegen die Mauer, die hier niederer war, so daß ich, mit dem Körper unter dem Haselnußgesträuche liegend, das Zeichnungsbuch auf eine Emporragung stützen und mit meinem Haupte durch eine Scharte der Mauer hinaussehen konnte. Ich begann nun zu zeichnen; aber noch hatte ich nicht den zehnten Teil des Bildes vor mir flüchtig hingeworfen, als ich auf dem Wege jenseits der Mauer eine Gesellschaft längs der Mauer gegen mich herankommen sah. Roderer ging mit einer alten Frau an dem Arme auf dem Wege daher; die Frau hatte milde, schöne, sanfte Züge mit sehr großen, braunen Augen. Es mußte Mathilde, Susannas Mutter, sein. Dann kam Susanna und zwei Mädchen, dann der Graf und jener Mann mit den schwarzen Haaren, der an meiner Malerstelle bei Susanna gewesen war, und dann noch einige junge Männer. Da sie genau an der Stelle vor mir angekommen waren, sagte Roderer: „Hier kann man das Treiben gut übersehen, und ein Maler könnte kaum einen bessern Platz wählen, wenn er es malen wollte. So etwas sieht man am lebendigsten in Holland.“

„Und hier ist für unsere Königin auch ein steinerner Thron, wie die alten heidnischen Völker steinerne Königssitze im Freien gehabt hatten“, sagte der blonde Graf, indem er Susanna an eine

glatte Steinstelle, die auf der Mauer war, führte, auf die sie sich niedersetzte.

„Und die Mutter der Königin muß wohl als Vasallin an ihrer linken Seite und tiefer sitzen", sagte Roderer, indem er Mathilde zu einem tieferen Steine an der Seite Susannas führte, auf der sie sich niederließ.

Sie sagte: „Das Alte sucht auch niederere Stellen, weil es sich auf hohe nicht mehr schwingen mag."

„Und die Vasallen sitzen noch tiefer als die Vasallinnen", sagte Roderer, indem er sich tiefer als seine Gemahlin, wahrscheinlich auf einen Stein setzte.

„Und die Ritter müssen zu den Füßen der Königin sein", sagte der Graf, indem er sich auf das Gras niederwarf. Die andern Männer taten desgleichen. Die Mädchen setzten sich auch auf tiefere Stellen, aber an der Mauer.

Mathilde war gerade vor meinem Haupte; ich konnte aber von ihr nur Nacken und Hinterhaupt sehen. Von Roderer und den Männern sah ich gar nichts, von den Mädchen nur die Hinterteile ihrer Hütchen. Susanna saß etwas rechts von meinem Kopfe, aber halb gegen mich und ihre Mutter gewendet. Weil sie auf der Steinmauer saß, sah ich ihren ganzen Rücken.

Ich war in einer sehr unangenehmen Lage. Soll ich in mein Gebüsch zurückkriechen? Dann mache ich vielleicht ein Geräusch und richte alle Angesichter gegen mich. Die Musik, obwohl man sie nur gedämpft bis hieher hörte, schwieg jetzt auch überall. Soll ich aufstehen und die Gesellschaft grüßen? Das ganz und gar nicht. Die Tanzmusik und dann die schmetternde Musik an dem Schießstande muß beginnen, und dann ziehe ich mich zurück. Bisher hatte mich niemand gesehen, denn die Blicke waren stets auf das Volksfest vor mir gerichtet gewesen.

Die Musik begann aber nicht, dafür hörte ich die Worte der lauten Stimme des Grafen: „Weil Sie schon, hochverehrter Herr, sagten, daß der Anblick vor uns gemalt werden könnte, wie in Holland solche Dinge lebendig sind, und wie Holländer sie von jeher sehr zierlich zu malen verstanden haben, so hätte man ja den Maler aus der Lüpfschenke holen lassen sollen, damit er die Sache flüchtig mit Farben entwerfe und dann später das Bild ausführe."

„Der geht nicht zu euch Leichtsinnköpfen heraus", sagte Roderer.

„Versteht sich," erwiderte der Graf, „der Kauz hat sich in ein Uhunest gesetzt."

„Er wendet seine Kraft an sein Unternehmen", sagte Roderer.

„Da hat er ein Blockhaus gebaut, um das Moor zu belagern", entgegnete der Graf.

„Wer weiß, ob er die Kräfte besäße, so ein buntbewegtes Leben zu malen, wie wir es hier sehen", sagte der Mann mit den schwarzen Haaren.

„Ob er es kann oder nicht, weiß ich nicht," erwiderte der Graf, „aber der größte Narr ist es, den ich je gesehen habe: der Kiebitz auf der Lüpt, der Blockhausfrosch am Rohrdommelmoor! Das spricht auch wenig für seine Kunst. Jedoch ein Stümper und ein Narr ist jeder auf seine eigene Gefahr, und wir können nichts dawider haben. Wenn es aber wahr ist, was ich hörte, daß er seine Augen auf die schöne Susanna richtet, dann muß der Tropf gezüchtigt werden."

Ich weiß nicht, hatte Susanna mich schon früher einmal gesehen oder nicht: bei diesen Worten aber warf sie einen Blick auf mich; es war nur ein einziger kurzer Blick, sie mußte gleich wieder wegsehen, um nichts zu verraten: aber es war ein namenlos wunderbarer Blick. Ich sah in wahnsinnigem Zorne und in wahnsinniger Liebe gegen ihre Augen. Ihre liebe Hand tastete jenseits der Mauer hinab, und als sie mein Haupt erreichte, von dem ich die Bedeckung bei dem Beginn des Zeichnens in das Gras gelegt hatte, hielt sie die Hand auf meinen Scheitel und drückte mich sanft nieder.

Ich atmete nicht in diesem Augenblicke.

Dann stand sie auf und sagte: „Wir müssen doch das Bild auch von einer andern Seite betrachten."

Und sie tat einen Schritt vorwärts und zögerte dann, um zu sehen, ob man ihr nachfolge. Da sie Anstalten gesehen haben mußte, daß man sich erheben wolle, ging sie wieder einige Schritte weiter, das Angesicht immer gegen die Menschenmenge gerichtet. Roderer erhob sich, nahm seine Gattin an dem Arme und ging mit ihr längs der Steinmauer weiter. Die Mädchen waren aufgestanden, die Männer waren aufgesprungen, und alle jungen Leute folgten Susanna.

Ich drückte mich jetzt in mein Haselgebüsch zurück, steckte mein Zeichnungsbuch in die Tasche, nahm meine Haube, erhob mich hinter dem Gebüsche von dem Boden, ging das Gehölze zurück und aus demselben auf dem Wege, den ich gekommen, in mein Blockhaus zurück.

Ich schlief in der kommenden Nacht keinen Augenblick und malte des andern Morgens nicht.

Als ich den Wagen mit den Braunen an dem rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, flog ich mit klopfendem

Herzen auf meinen Pfad. Auf dem Waldwege sah ich Susanna daherwandeln. Mit stürmender Brust ging ich gegen sie. Als sie nahe war, und als ich sie sah, und als ich sah, daß sie heute blasser sei, rief ich: „Susanna, Susanna!"

Sie sah mich liebend an und reichte mir beide Hände hin.

Ich ergriff die Hände, riß das Mädchen gegen mich und schloß es an meine Brust. Unsere Arme umschlangen sich, und ihr heißer Mund glühte auf dem meinen.

Der Mund, der immer stolz gewesen war, hatte mich geküßt.

Und als sich die Arme gelöst hatten, und als ich sie wieder ansah, sah ich, daß sie das schönste Geschöpf ist, welches die Erde getragen und welches Gott je erschaffen hat.

Ich legte wieder meinen Arm um ihre Schulter, nahm sie bei der Hand und sagte: „Susanna! auf ewig —"

„Auf ewig", antwortete sie.

„Du geliebtes, du teueres Wesen", sagte ich.

„Du lieber, du einziger Mann," antwortete sie, „der sein All auf einen Gedanken setzt, gegen sie, die kein All haben und keinen Gedanken, es an ihn zu setzen —!"

„Du bist meinetwegen den Waldweg gegangen, Susanna?" fragte ich.

„Ich bin deinetwegen gegangen", erwiderte sie. „Und du?"

„Ich bin nur gekommen, dich zu sehen", sagte ich.

„Ich wußte es," entgegnete sie, „aber sage, wie heiß' ich dich denn?"

„Heiße mich Friedrich", sagte ich.

„Höre, Friedrich," sagte sie, „du mußt deine Gewalt, die ich an dir sehe, auf irgend etwas Großes wenden und es erreichen, dann lieb' ich dich grenzenlos."

„Und ich liebe dich grenzenlos, weil du bist, wie du bist," sagte ich, „und ich werde tun, was ich kann, oder untergehen."

„Ich weiß es, ich weiß es", sagte sie.

„Welch ein Glück, das wir so schnell gefunden", sagte ich.

„Ein Glück vom Himmel", antwortete sie.

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie: „Du hast gestern meine erste Bitte erfüllt, Friedrich, erfülle heute meine zweite."

„So sprich", sagte ich.

„Du wirst den erbärmlichen Grafen zur Verantwortung ziehen?" fragte sie.

„Ja", sagte ich.

„Tue es nicht," antwortete sie, „er hat nichts Schlechtes, nur Unverstand von dir gesagt, und es war kein Zeuge. Du kämest mir beschimpft vor, wenn du mit ihm strittest."

„Und wenn er Streit mit mir beginnt?“ fragte ich.

„Das wird er nicht“, antwortete sie. „Als wir allein waren, sagte ich zu ihm, wenn je ein Mann dadurch, daß er die Augen auf mich richtet, meinen Unwillen erregt, so soll er mein Kämpfer gegen diesen Mann sein: wenn ich aber eines Mannes Augen auf mich richten lasse, diesen Mann müsse er aufs höchste ehren.“

„Nun?“ fragte ich.

„Er ging es ein,“ antwortete sie, „wie er immer huldigt.“

„Sie sagten ja, er sei dein Bräutigam?“ fragte ich.

„Er versichert mich,“ antwortete sie, „daß ich die Schönste auf der Welt bin, daß ich eine Göttin bin, daß ich eine Königin bin und daß ich ihn zum glücklichsten Menschen machen könnte, wenn ich mein Los mit ihm teilte. Ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht die Gefühle hege, sein Weib zu werden, und daß ich es nie werden könne. Er hat eine schöne Farbe seines Angesichtes, schöne Augen und einen schönen Bart, hat schöne Pferde, mit denen er hin und her fährt, und die er selber erzieht, und hat mehrere Güter. Sonst ist er gutmütig. Er hat seine Anträge stets scherzend gehalten, und ich habe meine Ablehnung scherzend gemacht. Wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist — denn ich will meine Liebe nicht geheimhalten, sage sie dem Vater, sage sie der Mutter, sage sie, wem du willst — und wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist, so wird er sich fügen und irgendeinmal eine andere heimführen.“

„Wenn er aber doch gegen mich auftritt?“ fragte ich.

„So handle nach deinem Ermessen“, sagte sie.

„So sei es,“ antwortete ich, „möge der erste Tag unseres Bundes Friede sein.“

Ich reichte ihr die Hand, und sie empfing dieselbe.

Dann nahm ich sie an dem Arme und führte sie den Weg zurück, den sie hergekommen war. Wir gingen nun langsam Arm in Arm den Weg in sanftem Gespräche, den wir so oft schweigend gegeneinander und aneinander vorübergewandelt waren. Ich führte sie zu ihrem Wagen. Dort reichten wir uns die Hand zum Abschiede, ich half ihr in den Wagen, ihr Kutscher fuhr sie die Straße an dem rechten Ufer des Moores mitternachtwärts, ich ging den langen Weg durch den Wald und dann den Pfad an dem linken Moorufer in mein Blockhaus.

Mit wallendem Herzen ging ich in mein Zimmer. Dort schaute mich ruhig von seinem Gerüste mein großes Bild an.

Nachmittags malte ich nicht mehr.

Als ich abends mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte ich zu ihm: „Ich bitte Sie für den morgigen Tag um eine Unterredung, die mir sehr wichtig ist: mögen Sie mir dieselbe gestatten, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt."

„Meine Zeit erlaubt es immer," sagte er, „und ich bitte Sie, wählen Sie die Stunde selber."

„Wenn ich die Stunde selber wählen darf," sagte ich, „so wähle ich, daß nicht viel Zeit vor der Eröffnung verfließe, die neunte Stunde morgens."

„Es wird ein Wagen nach acht Uhr bei dem Willigitter unter diesem Hügel auf Sie warten, um Sie in mein Haus Firnberg zu bringen", sagte er.

„Ich nehme es dankbar an", entgegnete ich.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich, wie man sich in Wien kleidet, wenn man einen Vormittagsbesuch macht. Die Wirtin richtete große Augen auf mich, als sie mich in diesen Kleidern ohne Malergeräte den Hügel hinabgehen sah.

Der Wagen wartete an dem Willigitter, er hatte Roderers Pferde, die täglich abends dort warteten, ich stieg ein, und nach einer Fahrt von kaum einer halben Stunde war ich in dem Schlosse Firnberg. Man führte mich in Roderers Empfangstube. Es war dies ein sehr anständiges, eingerichtetes Gemach, das durch einfache Schönheit mild umfing. Roderer war zum Empfange eines Besuches gekleidet. Er saß auf einem Rohrstuhle an einem Schreibtische. Als ich eingetreten war, stand er auf, ging mir entgegen, reichte mir die Hand, führte mich zu einem Sitze an dem großen Tische, der in der Stube stand, setzte sich an meine Linke und fragte, ob er mir in etwas dienlich sein könne.

Ich war ein wenig bewegt und sagte die Worte: „Hochverehrter Herr Roderer! Ich bin nicht gekommen, einen Dienst von Ihnen zu verlangen; sondern es ist etwas geschehen, was jemanden Ihrer Angehörigen betrifft, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Sache zu enthüllen. Ihre Tochter Susanna und ich haben eine Neigung zueinander gefaßt und sie lange schweigend gehegt. Solange nicht eines zu dem andern ein Wort gesprochen hatte, hielt ich mich nicht für verbunden, mit Ihnen davon zu reden, weil Gedanken nach außen nichts bewegen; aber gestern haben wir gesprochen und haben gesagt, daß es unser beider Wunsch wäre, uns auf ewig anzugehören, und jetzt bin ich gekommen, es Ihnen zu sagen, damit Sie handeln, wie Sie es für Ihre Pflicht halten. Ich heiße Friedrich Roderer, gerade Roderer wie Sie und bin jetzt sechsundzwanzig

Jahre alt. Mein Vater lebt in Wien und hat Liegenschaften in Niederösterreich und Ungarn. Meine Mutter lebt auch noch. Ich habe eine Schwester, eine Großmutter und zwei Oheime, Brüder des Vaters. Ob wir mit Ihnen und Ihren Roderern verwandt sind, weiß ich nicht, ich habe mich nie gekümmert, ob noch entfernte Verwandte von uns in der Welt sind. Ich selber besitze ein Vermögen, daß eine Gattin und zahlreiche Nachkommenschaft versorgt werden kann, wie wohlhabende Leute die Ihrigen zu versorgen pflegen. Ich verschwende nichts, Sie selber haben mein einfaches Leben gesehen, und so ist es immer, und so ist meine Habe gewachsen. Ich habe bis jetzt eine ehrlose Handlung nicht begangen und bin meines Willens gewiß, sie auch in Zukunft nicht zu begehen. Meine Fehler suche ich zu verbessern, wenn sie mir bekannt werden. Was davon noch da ist, mögen meine Freunde aus Liebe ertragen und bessern. Irgendein Mädchen habe ich bisher noch nicht beachtet, weil ich nur ein einziges, alles andere verdunkelndes Bestreben hatte, die Kunst. Ich habe geglaubt, daß ich nie eine eheliche Verbindung eingehen werde. Susanna liebe ich, wie ich nie irgendein Wesen auf der Welt geliebt habe. Wie und warum, weiß ich nicht. Ich habe sie sehr oft stumm angeblickt, sie mich auch, und wir liebten uns und haben es plötzlich gesagt. Über meine äußeren Verhältnisse kann ich Ihnen die Beweise vorlegen, wenn sie angekommen sein werden, über mein Wesen nur meine Worte, Susanna werde ich ewig lieben, und ich glaube von ihr, sie mich auch. Was sonst sein wird, weiß ich nicht. Jetzt habe ich Ihnen alles gesagt."

Er schwieg ein Weilchen, dann sprach er: „Sie haben in dieser Sache ehrenhaft gehandelt, und ich glaube fest, daß Sie einer unehrenhaften Handlung nicht fähig sind. Ich habe gewußt, daß meine Tochter in dem Lüpfwalde spazierengeht, ich habe gewußt, daß Sie dieselben Wege gehen. Meine Tochter hat unser Vertrauen, und Ihnen schenkte ich es auch. Hätten Sie nicht gesprochen, so hätte Susanna gesprochen, und dann hätte es mir um Sie leid getan. Ich ahnte, was geschehen würde, und Mathilde und ich sprachen keine Mißbilligung aus. Um das Vermögen des Gatten Susannas fragen wir nicht, nur um seine Person. Ich kenne Sie nur einige Monate und achte Sie mehr, als Sie vielleicht wissen. Ob aber sonst Ihr Wesen zu dem Susannas passe oder Susanna zu Ihrem, kann jetzt niemand wissen. Schließen Sie sich an uns an, und wenn die Zeit, die nötig ist, daß sich die Zusammenstimmung kläre oder die Mißstimmung eröffne, um ist, dann geschehe,

was ebendiese Zeit gereist. Ist Ihnen diese Antwort entsprechend?"

„So herrlich, wie ich sie von Ihnen gedacht, den ich verehren gelernt habe," sagte ich, „Sie müssen es gesehen haben."

„Ich hab' es," antwortete er, „und ich bin auch nicht, mein lieber junger Freund, immer nur des Glases Bier wegen auf den Lüpfhügel gestiegen. Sie haben mir allein Ihre Bilder gezeigt, und ich habe Ihnen Roderergeschichten erzählt, in denen Närrisches genug vorkömmt, Sie haben sich nicht an uns gedrängt, und ich habe Sie nicht nach Ihrem Namen gefragt. Aber sagen Sie, warum haben Sie mir denn nicht eröffnet, daß Sie Roderer heißen?"

„Recht genau weiß ich es nicht," antwortete ich, „aber nach meinem Vermuten war es anfangs Schüchternheit, und dann, als ich die Roderergeschichten kennen gelernt hatte, mochte es die Scheu gewesen sein, vorzeitig in Verwandtschaftforschungen hineingezogen zu werden, was mir Herz und Stimmung für meine jetzige Arbeit gedrückt hätte. Für den Winter aber dachte ich mir, da ich an dem Lüpfbilde nicht arbeiten würde, könnte ich Ihnen die Sache sagen, wir könnten forschen und Sie vielleicht einen anderen Roderer sehen."

Er lächelte und sagte: „So stammen Sie schon von dem nämlichen Friedrich Roderer her, der sich den langen Bart hat wachsen lassen, und dann ist jener Sohn nicht von den Wölfen gefressen worden. Ich werde mich mit Ihrem Vater und seinen Brüdern in Verbindung setzen und die Sache herausbringen. Ob Sie ein anderer aus den Roderern sind, muß sich erst zeigen, wenn das Siegel auf die Handveste gedrückt ist. Das ist merkwürdig. Gehen wir zu meinem Frauenvolke, das uns erwartet."

Er stand auf und führte mich durch mehrere Zimmer, in denen ich selbst in der Flüchtigkeit schöne Bilder sah, in das Wohnzimmer seiner Gemahlin. Es waren eigentlich zwei. In dem ersten größeren saß sie, und Susanna stand neben ihr. Sie schienen nicht gerade beschäftiget zu sein und mochten uns eben erwartet haben. Daß die Zimmer würdig waren, sah ich, forschte aber nicht weiter. Mathilde stand auf, da wir kamen, ich grüßte sie ehrerbietig, sie dankte freundlich. Gegen Susanna neigte ich mich, sie sich auch gegen mich, und unsere Augen mochten für einen Augenblick gleichsam ihre Lichter getauscht haben.

„Da bringe ich dir nun meinen jungen Freund aus der

Lüpf, Mathilde," sagte Roderer, „setzet euch nur alle um den großen Tisch, ich muß euch wichtige Geschichten erzählen."

Er drängte uns gegen den Tisch, wies uns die Plätze an, und da wir uns gesetzt hatten, sagte er: „Ich komme letzterer Zeit gar nicht aus den Roderer-Begebenheiten hinaus und bringe wieder eine. Ich habe schon große Angst gehabt, daß meine Tochter Susanna aus der Art der Roderer schlage, so ruhig, so vernünftig, so bescheiden, so einfach regelmäßig und so fast ohne Fehler war ihre Lebensweise. Ich schüttelte fast den Kopf. Aber jetzt ist es anders. Statt aus den Söhnen des Landes, die das Ihrige beieinander haben, die leben, wie junge Leute leben, die achtbare Verwandte haben, die sich gut kleiden und schmucke Gebärden zeigen, einen Bräutigam zu wählen, erliefet sie sich einen Geliebten, den niemand kennt, dessen Namen sie gar nicht weiß, der nur einen runden Hut und graue Leinwandkleider trägt, der gar nicht so außerordentlich schön ist, als daß er braune Haare und braune Augen hat, den unsere Umwohner hier zu den reisenden Schauspielern zählen, der ein Narr ist und sich auf dem Lüpfhügel ein Blockhaus baut, um den Sumpf zu malen, der keinen Menschen ein Bild zeigt, der sich um niemand kümmert und mit niemanden umgeht, und der zuletzt und endlich auch noch ein Roderer ist. Staunt nur, ein Roderer ist es, der bewirkt hat, daß meine Tochter zeigt, daß sie nicht aus dem Stamme der Roderer hinausgeschlagen worden ist."

„Aber Vater," sagte Susanna hierauf, „du hast selber von dem Manne auf dem Lüpfhügel erzählt und bist zu ihm hinausgegangen, und da ist es ja natürlich, daß ich ihn angeschaut habe, als er mir begegnete."

„Angeschaut," entgegnete Roderer, „und dann?"

„Du wirst schon sehen, Vater, daß er recht ist," sagte sie, „wenn du der andern gedenkst, wie sie sind."

„Ja, der Rechte ist immer der Rechte," sagte Roderer, „und du hast dich mit der Mutter verschworen, daß ich sagen soll, liebt euch ewig: denn, nicht wahr, ewig, habt ihr gesagt, werdet ihr euch lieben? Nun, es wird schon recht sein."

„Mein Gatte hat mir von Ihnen erzählt," sagte Mathilde, „gestern haben wir von Ihnen gesprochen. Der Wille meines Gatten ist in allen Dingen immer der meinige gewesen und ist es auch in diesen. Sie haben ihn und er hat Sie diesen Sommer kennen gelernt, wenn Sie nun auch uns ein wenig näher wollen kennen lernen, so wird es recht gut sein."

„Ich bin für diese Güte sehr dankbar," antwortete ich, „was

ich bereits kenne, hat mir Verehrung eingeflößt, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu können, daß mein Benehmen Sie Ihre Freundlichkeit nicht wird bereuen lassen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," sagte sie, „sonst hätte Sie Roderer nicht hiehergeführt. Und wenn Sie Susannas Herz beglücken und Susanna Ihr Herz beglückt, so werde ich meinen Segen dem Tage geben, der Sie in dies Haus geführt."

„Möge dieser Segen bald erscheinen," sagte ich, „und der Segen Gottes bald umschweben, was wir wünschen, wenn wir es verdienen. Ich bitte Sie in diesem Augenblicke, hochverehrte Frau, um die Erlaubnis, zum ersten Male Ihre mütterliche Hand küssen zu dürfen."

Sie reichte mir ihre weiße, feine und milde Hand, ließ sich aber dieselbe nicht küssen, sondern drückte die meine freundlich und sah mich mit den großen braunen Augen an, von denen mir Roderer erzählt hatte, daß sie ihn beglückten, und in denen ich Susannas Augen erkannte, die mich beglücken werden.

„Wenn Sie Roderer heißen," sagte sie, „so ist es gut, die Roderer sind fast immer gut, und Susanna ist sehr gut."

„Das wußte ich, als ich ihre Augen gesehen hatte," sagte ich, „und ich werde ewig gut und mild mit ihr sein."

„Amen", sagte sie.

Wir sprachen nun von gleichgültigeren Dingen. Susanna setzte sich zu mir und legte ihre Hand auf die meine. Ich glaubte dann, daß dieser erste feierliche Besuch abzubrechen sei, und erhob mich. Ich verabschiedete mich von Mathilde, von Roderer und Susanna. Roderer geleitete mich zu dem Wagen, der mich wieder an den Lüpfhügel zurückbrachte.

Nun begann ein eigenes Leben. Des frühen Morgens schon malte ich und malte den größten Teil des Tages mit einem Eifer und mit einem Feuer, die ich früher gar nicht gekannt hatte, alles gelang besser, und oft, oft war es mir schon deutlich, als müsse ich es erfassen können, daß der unnachahmliche Duft und die unerreichbare Farbe der Natur auf meine Leinwand käme. Die Waldspaziergänge waren eingestellt. Wenn es aber Nachmittag wurde, dann legte ich alles weg, kleidete mich um und ging zu Roderer. Und wenn ich nicht dorthin ging, so ging ich weit und breit spazieren, selbst in Ortschaften hinaus und saß abends mit ihm am Apfelbaume oder in der Stube des Wirtes.

Die Wirtin sagte zu mir: „Es ist doch gut, daß Ihr mir gefolgt habt. Wäret Ihr auch zu dem Jubelfest nach Lüpfing gegangen, so hättet Ihr Euch sehr erheitert. Es war pracht-

voll auf den Wiesen und Stoppelfeldern an dem Wührholze. Der hochgeborne Herr Roderer und seine hochgeborne Frau Gemahlin und Susanna und ihr Bräutigam und andere vornehme Leute und Fräulein waren zugegen und ergötzten sich sehr. Ich habe es Euch ja gesagt, daß es Euch in dem Schlosse Firnberg sehr gefallen wird. Jetzt geht Ihr hin. Geht nur auch öfter hinaus, und geht nur auch recht unter die Leute. Ihr seid schon jünger und viel schöner seit der Zeit geworden, und Eure Augen sind ganz lustig. Und wenn Susanna Hochzeit macht, müßt Ihr zugegen sein, müßt fröhlich sein und einen Segen trinken, wenn Euch dann auch der Herr Roderer zu Hause fahren lassen müßte. Einmal ist keinmal. Folgt mir in Zukunft nun in allen Dingen recht ordentlich."

Ich sagte, daß ich sehr bestrebt sein werde, es zu tun.

Ich kam bei Roderer mit dem Grafen Sternberg und mit anderen jungen Männern zusammen. Was Susanna vorausgesagt hatte, traf ein. Ich behandelte sie, wie in großen Städten sich die besseren Stände behandeln, und sie zeigten mir Ehrerbietung.

Roderer hatte nicht viele, aber außerordentliche Gemälde. Von den besten Niederländern und Italienern war etwas da. Deutsches war noch weniger: alles war von der alten Schule. Ich brachte viele Zeit im Anschauen dieser Dinge zu. In seiner Büchersammlung war das Beste fast aller Sprachen, besonders Dichter. Die Heldendichter waren alle vorhanden. Und so wurde viel und sehr gut vorgelesen. Sein Forstwart las ausgezeichnet; am besten aber immer Herr Roderer selbst. Es dürften da noch Erinnerungen aus seinen Jugendbestrebungen hereingespielt haben. Sehr oft gingen wir in den Liegenschaften und Anstalten herum und betrachteten, was eben geschah. Auch mich besuchten sie zuweilen, und ich zeigte Mathilden und Susannen meine Malereien bereitwillig. Anderen Menschen aber nie. Die Zeit unseres Zusammenseins schien zu entsprechen. Immer schöner wurde Susanna, sie schaute mich immer freundlicher an, und ich liebte sie immer mehr.

So war endlich der Winter gekommen, nachdem uns ein ungewöhnlich langer und schöner Herbst beglückt hatte. Erst acht Tage vor der heiligen Weihnacht fiel der erste Schnee. Er stellte mir das Malen ein. Das große Bild war bis auf die letzten Feilen fertig. Eine unsägliche Zeit und Glut hatte ich in dieses Bild hineingemalt.

Als harter Schnee auf den Fluren lag und Schlittenbahn war, verabschiedete ich mich, um nach Wien zu gehen und meinen

Eltern genaueren Bericht über meine Erlebnisse abzustatten, als ich es durch Briefe hatte tun können.

Roderer kam auch nach Wien und besuchte meinen Vater. Da kam es nun zutage, daß wir leibhaftig zu Roderers Roderern gehörten. Das wußte mein Vater sehr gut, daß er von einem Roderer herstamme, der Friederich geheißen habe und Obrist gewesen sei. Er soll auf einem Schlosse gehaust haben und sehr reich gewesen sein. Er soll vier Brüder gehabt haben, die alle vier aus Geiz nicht geheiratet hätten, und mit denen er im Unfrieden gelebt habe. Das sind nun genau die vier Roderer Peter Buben. Das ist ganz klar, und der reiche Obrist ist der räudige Friedrich, der fünfte Roderer Peter Bub. Mein Vater wußte ferner, daß ein Sohn dieses Obersten, namens Friedrich, der einen Bruder in dem Deutschen Orden hatte und der Großvater meines Vaters gewesen war, einer schönen Jüdin zulieb nach Rußland gegangen war. Die Jüdin aber ist ein nichtsnutziges Ding gewesen, und Friedrich hat später die Tochter eines gemeinen Russen, der ihn von Wölfen gerettet und gepflegt hatte, geheiratet. Da ist nun etwas unklar. Entweder mußte er flüchten, oder er hat das Mädchen entführt, weil sie eine Leibeigene war. Kurz, mein Vater konnte nichts herauserfahren, weil sein Vater selber nichts Genaues wußte. Verfolgungen, Elend und dergleichen habe es gegeben. Aber die Ehe mußte anerkannt worden sein, weil Friedrich später wieder in Rußland war und durch Leitung von Bergwerken Vermögen erwarb. Es sind zwei gelbe Briefe vorhanden, welche an diesen Großvater meines Vaters von seinem Bruder Joseph Roderer geschrieben waren, in deren erstem Joseph seine Vermählung anzeigte, und in deren zweitem Joseph um Angabe des Aufenthaltsortes Friedrichs bat. Meines Vaters Vater, auch Friedrich geheißen, war in Siebenbürgen und hatte dort Liegenschaften. Mein Vater, der wieder Friedrich heißt, verkaufte dieselben und übersiedelte nach Wien. Daß in Holland Nachkommen von Peter Roderer, einem andern Sohne des Obersten, sein sollen, wußte er auch. Sonach ist der Stammbaum nun aus den Erinnerungen meines Vaters und Roderers völlig aufgestellt worden. Wir, die Friederich Roderer, sind der ältere Zweig von dem Obristen, und die Peter Roderer sind der jüngere. Da der Deutsche Herr keine Kinder haben konnte und die Nachkommenschaft Josephs ausgestorben ist, so sind diese beiden Zweige nun die einzigen Rodererzweige.

Es war großer Jubel über diese Enthüllungen, alle unsere Roderer kamen herzu, nämlich meine zwei Oheime mit

ihren fünf Söhnen, und es wurde ein Mahl veranstaltet. Meine Großmutter war glücklich, daß sich die Roderer nun wieder mit einem Schlage ausgedehnt hatten. Sie war die lebendige Handfeste unseres Zweiges, und wie so in der alten Geschichte geforscht wurde, kamen ihr immer mehr Erinnerungen zu, und von ihren Lippen folgte Erzählung zu Erzählung, die erst mächtig die Klarheit förderten.

Peter Roderer reiste wieder heim, und im Frühlinge kamen nach Verabredung alle Roderer in Firnberg zusammen und brachten auch alle ihre weiblichen Angehörigen mit. Es war nun da Peter Roderer mit seinem Sohne, der auch wieder Peter hieß und von England gekommen war; es waren da seine drei Brüder mit ihren Gattinnen, sieben Söhnen und drei Töchtern; es war da mein achtundachtzigjähriger Großvater mit unserer achtzigjährigen Großmutter und vier Töchtern, meinen Tanten; es war da mein Vater mit mir und meiner Schwester, und es waren da meine zwei Oheime mit ihren Gattinnen und fünf Söhnen, wozu ich nun noch Mathilde, des älteren Peter Roderers Gattin, und Susanna, meine Braut, nennen muß. Es wurde die Stammesverbrüderung gefeiert, und Peter Roderer gab mehrere Feste. Alle männlichen Roderer hatten den kurzen Vollbart, außer denen, welchen er erst wachsen mußte, und alle Bärte waren braun: nur der meines Vaters war schon gemischt weiß, so wie es die der drei Brüder des älteren Peters waren. Der des älteren Peters war weiß, und der meines Großvaters war schneeweiß. In dieser Versammlung wurde mir auch Susanna endgültig zugesprochen. Die Hochzeit sollte am Petrus-Paulustage sein. In dieser Versammlung sprach auch mein Vater und mein künftiger Schwiegervater den Wunsch aus, daß ich von jetzt an bis zu dem Hochzeitstage einen Flug durch die Länder Holland, Belgien, Frankreich und Italien machen möchte. Ich sah den Grund nicht ein; aber in meinem Glücke wollte ich mich gegen nichts auflehnen und willigte ein. Als die Roderer sich trennten, fuhr ich auf der Straße gegen Holland. Ich war schon geraume Zeit vor dem Petrustage wieder zurück und hatte aus eigenem Antriebe noch ein Land hinzugefügt, nämlich die Schweiz.

Da ich meine zukünftigen Angehörigen in Firnberg begrüßt hatte, ging ich in mein Blockhaus.

Dort blieb ich zwei Tage vor meinem Bilde sitzen. Dann ging ich zu Susanna, bat sie um eine Unterredung und sagte zu ihr: „Meine geliebte Braut, du höchstes Gut meines Herzens hienieden! Höre mich an. Mein großes Bild, welches bis

auf Kleinigkeiten fertig ist, kann die Düsterheit, die Einfachheit und Erhabenheit des Moores nicht darstellen. Ich habe mit der Inbrunst gemalt, die mir deine Liebe eingab, und werde nie mehr so malen können. Darum muß dieses Bild vernichtet werden, und keines kann mehr aus meiner Hand hervorgehen. Wenn du sagst, ich werde dich verlieren, wenn ich mein Streben aufgebe, so muß ich dich mit dem ungeheuren Schmerze verlieren, aber meinen Entschluß ausführen. Jetzt rede."

„Nein, du verlierst mich nicht," antwortete sie, „mein Vater hat mich von Kindheit an im Kennen von Bildern geübt. Deine Bilder sind außerordentlich schön; wenn aber deine Gedanken höher sind und du dich durch deine Hervorbringungen gedemütigt fühlst, vertilge sie. Ich liebe dich noch mehr. Wir werden unsere Herzen verbinden, sie werden etwas vollführen, und klein und niedrig und unerheblich wird es nicht sein."

Und wir schlossen uns in die Arme und drückten die heißen Lippen aneinander und drückten sie noch einmal aneinander, dann schüttelte ich ihr die Hand und sagte: „Erzähle deinem Vater, was ich dir gesagt habe. Ich gehe jetzt in das Blockhaus."

Wir trennten uns.

Im Blockhause nahm ich das Bild aus dem Rahmen, zerlegte den Rahmen und verpackte ihn in seine Kiste. Dann schnitt ich die Leinwand des Bildes aus ihren Hölzern, zerschnitt sie in kleine Teile und verbrannte diese Teile langsam im Ofen. Dann zerlegte ich die Hölzer und verbrannte auch sie. Dann verbrannte ich alle meine Entwürfe und zuletzt die Farben, die Pinsel und die Malerbrette. Was sonst noch an Geräten war, bestimmte ich späterer Zerteilung. Daß in dieser Sommerszeit Rauch aus meinem Rauchfange ging, befremdete meine Nachbarn, die Wirtsleute, nicht; denn ich hatte öfter im vergangenen Sommer zu meinen Zwecken Feuer in meinem Ofen gehabt.

Ich fühlte nun eine Freiheit, Fröhlichkeit und Größe in meinem Herzen wie in einem hell erleuchteten Weltall.

Ich reiste nach Wien zu Vorbereitungen.

Am Peter-Paulustage war die Hochzeit. Sie wurde in Firnberg gefeiert. Alle Roderer, die im Frühlinge an dieser Stelle gewesen waren, kamen noch einmal, um diese Feier mitzufeiern und die Stammesgefühle noch fester zu binden. Die Trauung geschah in Lüpfing unter großem Zusammenlaufe von Menschen. Meine Wirtin schlug die Hände zusammen, als sie sah, daß ich Susanna heirate. Ihr Mann Christian trug

einen großen Blumenstrauß von der Lüpf nach Firnberg. Als wir bei dem Mahle saßen, stand Peter Roderer, mein Schwiegervater, mit dem Rheinweinglase auf und sprach: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanna hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzutun; heute haben wir beide ehelich zusammengefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen als von andern Roderern, — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwegen gebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

„Das Doppel-Rodererwohl auf grenzenlose Zeit!" riefen mehrere Gäste; alle aber standen auf und stießen an.

Wir dankten auf das verbindlichste.

Und es war an diesem Tage auch große Fröhlichkeit in Firnberg. Die Roderer tranken, als müßten sie wahrmachen, was mir die Wirtin geweissagt hat, wenn ich auf Susannas Hochzeit mit dem Grafen wäre, und als müßte sie Peter Roderer endlich klärlich auf Wägen nach Hause bringen lassen.

Der Waldbrunnen.

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedesmal glaubte, es sei das Schönste, was es auf Erden gibt.

Das eine Mal ist es ein Zigeunermädchen gewesen, das andere Mal eine junge Frau.

Die Sache ist so gekommen.

Da ich schon in einem Amte war und eines Tages in Dienstessachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirtshausgasse des Ortes aus dem Wagen stieg, dort ein Gedränge. Drei einspännige Wagen standen da, jeder mit einem mageren Pferde bespannt und mit einem Leinwanddache überwölbt, und zwischen ihnen lagen allerlei seltsame Dinge: bunte Stäbe, Pfannen, runde Krüge, krumme Hackmesser, Kesselpflöcke, zwei Handtrommeln und noch mehr anderes. Um diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer und Weiber so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in Trachten verschiedener Zeiten und Länder gekleidet, feurig an Farbe, ganz oder zerrissen, und dabei schrien sie, als keiften sie, in der Angelegenheit des Abfahrens oder des Ankommens begriffen. Neben der Tür des Gasthauses aber, zu der ich mir mühsam einen Weg bahnte, um mir für die Zeit, wann ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl zu bestellen, stand ruhig, als ginge sie das alles nichts an, ein Mädchen der Zigeuner, und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein rötlich-braunes, ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdies die Arme

von den Achseln an ganz nackt herabgingen. Von den Hüften war ein Rock mit gelben und roten Streifen bis über die Knie hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolkigen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Flechtwerke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie weder schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder oder irgend etwas anders in der Welt schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe Farbe und schlangen sich in wunderlichen Knäueln mit Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder und zu dem Ebenmaße der Glieder, daß, wenn diese Gestalt genau, wie sie ist, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervorzubringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor der Schönheit dieses Kunstwerkes hätten knien müssen, obwohl in dem Abgusse der Glanz der Augen gefehlt hätte. Ein Maler wäre nicht imstande gewesen, die Gestalt zu malen, weil er das sanfte Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Kristalle, keine Pracht einer Pflanze, so herrlich sie sei, kein edles Tier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstentier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der Sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die Raffaelische Madonna. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln aller Maler ist diese Gestalt nicht vorhanden. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch machte es keine Bewegung, und nur bei dem Blinken der Augen sah ich die Regung der Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Haustür der Wirt mit dem großen Bauche, der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr essen kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst nichts und betrachtete das Mädchen, aber nur kurz, denn da man mich hatte ankommen sehen, so sendete man mir sofort die Botschaft, die andern Herren warteten schon auf mich in dem Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarr-

hof und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämtlich das Mittagessen bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank nun weniger des Durstes als des Wirtes wegen ein Glas Wein, fragte flüchtig um die Zigeuner, hörte, daß sie fort seien, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein und rollte dann auf meinem Heimwege dahin, an die Gestalt des Mädchens denkend und erwägend, ob sie denn so schön gewesen sei wie die der jungen Frau, welche ich vor Jahren auf dem Rigi gesehen hatte. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges und kam nach Hause.

Ich erzählte meiner Frau von dem Vorfalle und erzählte ihr auch von der jungen Frau.

Ich war nämlich noch ein Schüler der Rechtsschule gewesen, als ich eines Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken, einer kleinen Haube auf dem Kopfe und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi emporstieg. Es waren unser fünf sämtlich aus derselben Schule und gleich ausgerüstet. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren wir mit andern Leuten auf einer Aussicht. Da stand eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen, weißen Fächer in der Hand, am Halse ragte eine schmale, weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben, sehr feinen Florentiner Strohhut. Manche Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentinerhute, die Zähne waren weißer als die Krause und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Damals waren Frauengestalten noch Gestalten, nicht wie jetzt häßliche Kleiderhaufen. Sanft baute sich die Gestalt empor, wenn sie sich regte, so war die Bewegung weich und geltend. Die Menschen sagten, ihre Augen erscheinen nur so leuchtend und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade weil in das Rosenrot ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, glich die feine Wölbung dieser Wangen so sehr der zarten

Führung des schönsten uralten Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge, und an diesem Tage sahen wir und andere öfter auf die schwarze Frau, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß er heraus habe, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber niemand habe eines dieser Gedichtchen gesehen oder gehört und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einschreibbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichtchen war dabei. Ich habe den Namen später wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln sehen, ich habe sie auf einem Steine sitzen sehen, ich habe sie in dem Gesellschaftssaale gesehen, und ich habe sie sprechen gehört. Als der nächste Morgen graute, gingen wir fünf Wandergesellen wieder den Berg hinunter. Da sagte Froschhäuser, einer der Kameraden: „Diese schwarze Frau sollte man nach München schaffen, und dort sollte sie in Ton gebildet und dann in Erz gegossen und in Marmor gehauen werden, daß die Welt erführe, was Schönheit sei."

„Dann wäre nicht vorhanden," antwortete ich, „wie sie die schwarzen Augen gegen ihren Gemahl aufschlägt und klare Worte spricht."

„Und ich", sagte Kreidenberger, ein anderer der Wandergesellen, „würde auf einem Schermesser von Schwabach nach Rom reiten, wenn ich dadurch diese Frau, falls sie noch ein Mädchen wäre, zu meinem Weibe gewinnen könnte."

„Und wenn du auf dem Schermesser von Schwabach nach Rom und von Rom nach Schwabach geritten wärest," sagte Grünfeld, ein dritter der Wanderer, „so möchte sie dich nicht, wenn sie in den runden Kreis deines Angesichtes blickte."

„Wohl," sagte Kreidenberger, „wenn ich meine Redegabe anwenden würde."

„Streitet nicht," sagte ich, „das ist jetzt gar nicht mehr auszumitteln."

Aber sie stritten fort.

„Und wer weiß, was ich tue", sprach Kreidenberger. „Ich suche die Frau auf, lasse meine Worte fliegen und wende sie von ihrem Manne zu mir."

„Schlagt ihn tot," schrie Kindinger, der vierte der Wandergesellen, „jetzt ist er toll, und es kann ein Unglück geschehen."

Und so stritten und redeten sie fort und redeten viele Tage, da wir noch in manchen Gegenden der Schweiz herumgingen. Was würde denn Froschhäuser, was Kreidenberger, was Grünfeld und Kindinger, die jetzt auch mit langen Amtsschriftenbündeln wirtschaften, wie ich, sagen, wenn sie das Zigeunermädchen gesehen hätten?

Meine Gattin bemerkte, ich hätte wirklich Unglück, da ich alle Male meine Götterbilder unter den Frauengestalten finde, deren Farbe an die des Glockenmetalles erinnere, wenn es nicht mehr ganz neu sei.

„Und doch habe ich das rosigste Mädchen mit der feinsten Farbe geehlicht," antwortete ich, „das Mädchen, welches ich damals für das schönste in Wien erklärte."

„Aber so schön doch nicht wie die Zigeunerin und wie die andere, welche vielleicht von Zigeunern abstammt?" fragte sie.

„Höre mich, mein holdes Kind", antwortete ich. „In dem Baue der Glieder, denke ich, bist du nicht so schön wie das Zigeunermädchen und die schwarze Frau; aber sonst bist du weit schöner, und mir bist du die schönste und reizendste auf der Welt."

„Und wie alt waren denn deine Schönheitsgrößen, als du sie erblicktest?" fragte sie.

„Daran habe ich wirklich nicht gedacht", antwortete ich. „Soweit ich mich zurückerinnere, mochte die schwarze Frau damals auf dem Rigi zweiundzwanzig oder vierundzwanzig Jahre alt gewesen sein; denn solche dunkle Frauen sehen in ihrer Jugend immer älter aus, und das Zigeunermädchen von heute möchte ungefähr siebenzehn Jahre alt sein."

„Und was hast du denn mit dem Zigeunermädchen gesprochen?" fragte sie.

„Gesprochen? Ich habe mit dem Mädchen gar nicht gesprochen," antwortete ich, „daran habe ich auch nicht gedacht, ich habe nur die Gestalt angeschaut und um ihr Wesen mich nicht bekümmert; denn an Seele gibt es nichts Schöneres als dich, und da suche ich nicht weiter herum."

„Nun, so sei dir, wenn es so ist, verziehen," erwiderte sie, „daß du unter den Zigeunern und Malaien schönere Gestalten findest, als deine Frau ist."

Und ein recht freundlicher Kuß, um den ich bat, bekräftigte die Verzeihung.

Und wie es in der Welt Ereignisse gibt: eine Zeit nach diesem Versöhnungskusse erfuhr ich folgende Begebenheit.

Einmal fuhr ein alter Mann mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen sitzend auf der Straße, welche von Passau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem Bayrischen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gasthofe halten und stieg mit seinen Begleitern aus. Er bestellte für Menschen und Pferde ein Mittagmahl und sagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unser Essen in Bereitschaft ist."

Und sie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwischen die Felder führte.

Die drei Menschen waren der alte Mann, ein Knabe und ein Mädchen. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut, einen grauen Rock und graue Beinkleider, der Knabe einen grauen Strohhut und eine grauleinene Bekleidung, das Mädchen ein graues Strohhütlein und ein graues Faltenröcklein aus Ziegenhaaren. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen, ein gutgefärbtes Angesicht und einen weißen Stutzbart. Die Kinder hatten braune Locken und braune Augen und rosige Angesichter, die fast eins wie das andere waren.

„Siehst du, Franz, und siehst du, Katharina," sagte der alte Mann, da sie an dem Felde hingingen, „ich habe absichtlich dieses Gasthaus Fendelsberg zu unserem Mittagsessen erwählt, damit ich euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unserem Wege nirgends so gut sieht. Da liegt er nun vor uns. Wenn die Sonne so lieblich scheint wie heute, seht nur, wie blau er nacheinander dahingeht an dem lichteren und noch blaueren Himmel, und wie so schön die Felder und die Wiesen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns schreiten und so hold gefärbt sind. Alles ist still in dem sanften Dufte. Und so geht er dort links, wohin wir nicht mehr sehen können, noch immer fort, daß du zehn oder fünfzehn oder zwanzig Tage wandern könntest, Franz, ehe du ihn auswandertest. Und so liebe weiße Häuschen, wie das ist, in welches ich euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere sind dort, nicht weiß, sondern braun, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, das sich in der Sonne so gefärbt hatte. Und auf den Dächern der Häuschen liegen große graue Steine. Und noch kleinere Häuschen sind dort, winzig kleine, in denen sehr arme Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen sehen, weil der ferne blaue Wald so groß ist

und die Häuschen so klein. Der große Wald geht, weil er so entfernt ist, so stumm dahin und dahin."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „siehst du dort rechts hinter dem Berge einen Turm hervorragen? Das ist der Kirchenturm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf diesen Ort fahren wir zu. Und siehst du weit hinter Waldkirchen den Bühel von dem Rande des blauen Waldes emporragen?"

„Ich sehe ihn, Großvater", sagte der Knabe.

„Das ist der Fels der drei Sessel, der über alle Bäume emporragt," sagte der alte Mann, „und von diesem Felsen gerade herab, wo der Wald aufhört, ist die Stelle, zu der wir gehen."

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?" fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von diesem Gasthause weggefahren sind," antwortete der alte Mann, „und da bekommt ihr unterweges noch eine gute Milch in einem Hause, das Jandelsbrunn heißt."

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald," sagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald gesehen."

„Wenn du hinkömmst, ist er grün", sagte der alte Mann.

„Alle Wälder sind ja grün, Katharina", sagte der Knabe.

„So schimmert er nur blau?" fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne", sagte der alte Mann. „Und der Wald, wenn ihr in ihm herumgehen werdet, hat köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer, zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Öffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels niederregnet, sinkt hinein und sinkt immer tiefer und reinigt sich und sammelt sich in dem Steine wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist wie eine glatte Schale. Und dann quillt es irgendwo hervor und macht ein kleines Bächlein oder in der Steinmulde ein Brünnlein so hellen Wassers, daß du nicht weißt, wo die Luft aufhört und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es

emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht dann in der Tiefe, und die vielen, vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser gibt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Atmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmutiger und balsamreicher, daß sie ebenso Fröhlichkeit und Gesundheit bringt wie das Wasser. Und wer beides, Fröhlichkeit und Gesundheit, verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt und von dieser Luft atmet. Darum gehe ich mit euch zu einem Brunnen, den ich in dem Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen fließt."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast beides, und ich glaube, auch Franz hat beides", sagte der alte Mann.

„Und hast du beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht", sagte der Großvater.

„Und wodurch hast du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch manche Dinge verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann, „die du nicht verstehst. Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen und bin dadurch schon zu einer Zeit zuviel an einem Tische gesessen, als noch euer Vater und eure Mutter im Grase fröhlich herumsprangen, ich habe Kummer erlebt und werde Gesundheit und Fröhlichkeit verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

„Daran hast du ja nicht Mangel," sagte Franz, „dich lieben alle Menschen und sagen es auch, dich lieben unsere Dienstleute und sagen es auch, dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina lieben dich auch, so gut dich Susanna und Ludmilla lieben."

„Die lieben mich alle, und ihr liebt mich auch," sagte der Großvater, „und ich bin euch für eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und ihr gebt mir die, die ihr habt."

„Ja, das tun wir", sagte Katharina.

„Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie ihr seid," entgegnete der alte Mann, „und bin herangewachsen und habe mir Gespielen gesucht und habe ihnen Gutes getan, indem

ich mich aufopferte, und sie haben gedankt und sind fröhlich gewesen und sind in die weite Welt gegangen. Ich habe eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden und hat mich sehr geliebt. Ich hatte ihr alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war, sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Teuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie tun, was gegen ihren Sinn und ihr Gemüt war, sie wußte es nicht und kränkte mich. Endlich starb sie und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu eurer Mutter und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders und besser tun. Und dann begannet ihr heranzuwachsen und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat dich doch nicht gekränkt, lieber Großvater?" sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und nun gehen wir zu dem Mittagessen. Sie werden euch etwas Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen", sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz, und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab und fuhr rechts auf einem kleineren Wege gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter, abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden vergangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blauschwarz dämmernd und viel größer als früher herniedersah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte, und ging mit den Kindern fort. Sie gingen hinter dem Gasthause auf dem Pfade einer Wiese, die so weich wie Sammet war

und in der Sonne glänzte, langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes um ihn herum waren. Und hie und da stand ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder ein größeres Haus oder auch ein braunes Holzhäuschen oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege und auch sonst hie und da, andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wässer rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe niemanden als euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch rosiger und eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirst du dann auch noch jemand haben, der dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen", antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen und in dasselbe gegangen. Es war, wie der Großvater gesagt hatte; die drei Zimmer waren mit Geräten versehen und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten sich darüber und freuten sich, daß sie in die Wohnung gehen konnten, ohne über eine Treppe zu steigen. Die Frau, welche hier ihre Magd sein sollte, stand schon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reisenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendsuppe wurde auf den runden Tisch gestellt, und der Großvater zeigte nur noch, ehe es dämmerte, den Kindern den schönen Wasserstrahl, der hinter dem Häuschen gleichsam mitten aus dem Felsen wie Glas hervorschoß und sich in einem Felsenbecken sammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Haustür gesperrt, die Fenstervorhänge wurden zugezogen, und alle gingen zur Ruhe.

Des andern Tages am frühesten Morgen, als sie die Milch und das Wasser, das ihnen von der Frau gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Häus-

chens auf dem weißen Wege, der von unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem tauigen Grase in das freie, weite Tal dahin. Der Großvater führte die Kinder gegen das Schulhaus der Waldhäuser, welches auf dem Anger unter lauter Kirschbäumen stand und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klafferstraße das größere Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere, in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu Euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil Ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, Euch meine Ankunft und die Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet sein und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumnis werde antreten können."

„Mein hochedler und mein hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige und werde sie sogleich eintragen. Möge Euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser wilden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber hier fortsetzen," erwiderte der alte Stephan, „sollte ich Eures Rates hier je bedürfen, so werde ich Euch darum bitten."

„Mein Rat wird bei so lieben und schönen und wohlerzogenen Kindern kaum nötig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich gern. Leider sind meine Gaben klein, und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vorgesetzten so lange in diesem unwirtbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt Ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Wenn die Eltern nicht wieder alles verdürben," antwortete der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Roheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwächst, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein", sagte Stephan.

„Es ist möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt auf der zweiten Bank, und wenn ich es frage und liebreich zu ihm rede, zeigt es die Zähne und schaut mich mit häßlichen Augen an und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst kömmt das Kind gar nicht mehr in die Schule und geht ganz zugrunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen und streckt den Arm aus den Lumpen hervor und predigt oder schreit sonst etwas, wenn auch gar niemand dabei ist, der es hört, ja dann schreit es sogar am lautesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt oder Preißelbeeren oder ihr einen Busch von Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt oft in den Gräben herum und zerreißt Gebüsche und Kräuter. Öfter singt es mit der Großmutter."

„Und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mitlesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu trotzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufene Menschen", antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben, und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheiratete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich Eure Schule einmal besuche", sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre daran haben", antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte

sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knickste, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie im Walde herum, soweit er gangbar war oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemoosten Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umherlagen und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die andern Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Zeit des Sommers ergötzen sollten, er zeigte ihnen die vielen Wässerlein, die da rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten und glaubten, daß das Wasser heilig sei und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag ein Stein wie ein Haus über dem Brunnen, und von ihm rann ein Quellchen weiter. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser unter seinem Steine nicht gerührt hätte, wäre es von der Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeergesträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern nieder, und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er einen schönen Glasbecher aus einem Fache, das er in seiner Tasche trug, hervor, füllte ihn mit Wasser und gab den Kindern zu trinken und trank selber. Dann, als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln, unter dem Geflatter von manchen schönen Faltern und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Tierchens oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie ins Freie gelangten und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze der zweiten Bank und glotzte den alten Mann mit schreckhaft großen, pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der

alte Mann ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesamt einige Worte und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er forderte sie auf, ihm ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zu zeigen, und beschenkte sie darnach zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Rechnungstafel. Wenn er manches Mal bis zum Ende der Schulzeit blieb und mit den Kindern fortging, umringten sie ihn und drängten sich an ihn, jedes wollte das nächste an ihm gehen, und manche gingen länger auf dem Pfade, den er wandelte, mit fort, als es ihr Nachhauseweg erfordert hätte, um bei ihm bleiben zu können. Er sah nie, daß das wilde Mädchen andere Kinder stieß oder schlug, sondern es ging seines Weges fort.

Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit: Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrote Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen und dergleichen. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten und teilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er zu dem Stuhle an dem Tische des Lehrers, setzte sich nieder und packte die Geschenke, die ihm übriggeblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf, drängte aus der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann machte eine freundliche Zustimmung, und sofort begann das wilde Mädchen laut mit klarer, aber etwas tiefer Stimme ganz richtig, in fremdartiger Aussprache das zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutet hatte, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschriftstafel stand, abgeschrieben oder etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, oder was man sich selbst

zu denken vermochte, sondern ganz andere seltsame Worte: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Werdehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren und ähnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel um den Stamm, Wasser Wasser Wasser fort, schöne Frau, schöne Frau, schöne Frau, alles leicht, alles grau, und solche Dinge noch mehrere. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrotseidenes Band hervor und gab es dem Mädchen. Das Mädchen brachte ihm nun auch seine Tafel mit einer richtig gelösten Aufgabe. Dann ging es mit dem Bande und mit seiner Schrift und der Tafel zu der Bank auf seinen Platz. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit und ging dann mit den Kindern fort.

Und sooft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

So verging einige Zeit.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagssonnenscheine von dem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch die Rasenpfade an Bäumen, Gesträuchen, rauschenden Wässern und großen Steinen vorüber, er führte sie durch ein kleines, wildes Gehölze, und als sie aus demselben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn von Gesträuchen umringt, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel wie eine winzige singende Ampel eine Lerche, und an dem kleinen Fleckchen Korn stand ein braunes, hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäuschen gegen den großen grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäuschen gegen das Häuschen war. Zu diesem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder und von dem Häuschen zu dem Zubaue. Da saß unter der Tür, in welche die helle Sonne schien, ein altes Weib und zog einen groben Faden aus der Spindel, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tonne, aus dem Dunkel des winzigen Holzbaues über das alte Weib herausblickend, wie eine Katze, das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen roten Latz, einen zerrissenen grünen Rock und ein Linnenhemd um die Schultern und den Hals, das aus Alter grau war. Rings um das Weib staken in dem Holze des Anbaues wie um ein

Heiligenbild in einer Feldkapelle Zweige, Blumen, Getreidehalme und selbst Federn. In den weißen Haaren hatte das alte Weib auch Blumen, gefärbte Papierstreifen, einen Büschel Hahnenfedern, und es hing das rosenrote Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, sein Rock war auch grün und zerrissen, sein Latz war blau, und sein Hemd, sonst wie das der Alten, hatte frische Risse. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe stehen und sagte: „Das ist ein lieblicher Sonnenschein, der heute da herniederkömmt."

„Ja, ja, er scheint jeder Zeit, wenn er scheint", erwiderte das alte Weib.

„Ihr habt Euch in denselben gesetzt und zieht da Euern Faden aus dem Rocken", sagte Stephan.

Das alte Weib sah mit großen, schwarzen Augen aus dem knöchernen Angesichte auf ihn und sagte nichts.

„Er wärmt Eure Glieder", sagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm sein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende", sagte das alte Weib.

„Wie heißt Ihr denn?" fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucia, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmilla, da er noch lebte. Der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt", sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr", rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervorstreckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um und ging von dem Zubaue weg.

An der Tür des Hauses stand ein Weib und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen und habt mit ihr gesprochen!"

„Wenig," sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein."

„Das Kind läßt sie nicht sprechen und läßt nicht andere mit ihr sprechen", sagte das Weib.

„Seid Ihr die Mutter des Kindes?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter," antwortete das Weib, „wir haben die Plage und müssen für alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten und will gar nicht einmal zu uns hervorgehen, wo es viel besser wäre. Aber wollt Ihr denn mit dem schönen Herrlein und dem schönen Fräulein nicht hereingehen, hoher Herr, und

einen Schluck Milch trinken von der Ziege oder von der Kuh?"

„Nein," sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen und danken Euch."

„Nun, so behüte Euch Gott", sagte das alte Weib.

„Euch auch", entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater," sagte Katharina, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervorstreckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen."

„Aber wie ein schönes Bild," sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen an dem Altare."

„Nein, wie die Kohlen im Backofen", sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen wie dich," sagte Franz, „dann siehe."

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

An einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte der Großvater die Kinder zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glasbechers von dem Wasser des Brunnens, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Faltern und seine Käfer und seine Tierchen und hörten die Vögel singen. Einige Male gingen sie auch mit dem Führer Matthias den langen Pfad schief über die ganze mächtige Waldlehne empor, bis sie zu dem Fels der drei Sessel kamen. Stephan stieg mit den Kindern die Stufen, die der König in den Fels hatte hauen lassen, hinan, und sie sahen umher. Da lag der ungeheure Wald zu ihren Füßen, dann das weite Land mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Häusern, Dörfern, Kirchen; den Donaustrom sahen sie, den Inn, die Isar und den blauen Gürtel der Alpen von Tirol bis zu dem Ötscher, und schöne, schimmernde, weiße Täfelchen waren in dem blauen Gürtel. Die Kinder hatten eine unaussprechliche Freude. Zuweilen gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wässern, an den Ahornbäumen und andern Bäumen hinauf in das wilde Gehölz und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder

eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue und sahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater sprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein seidenes Bändlein oder Glaskorallen oder papierene Blumen, oder ein Schnürchen mit Dolden, und sie sahen dann später die Dinge an dem alten Weibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens", sagte Katharina, „sind doch viel ehrbarer gekleidet als die alte Frau und das Mädchen."

„Weil sie auf sich mehr verwenden", sagte Franz.

Der Sommer war indessen immer älter geworden, die Leute taten stets andere Arbeiten auf den Feldern und Wiesen, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, fast jeder Mensch kannte schon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbst rückte herzu, und die Stunde des Abschiedes schlug.

„Centia," sagte Stephan eines Morgens, da alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirtshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte alles gut, was wir dagelassen haben, mit dem ersten Frühlinge kommen wir wieder."

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirtshaus, um dort in den Wagen zu steigen. Der Lehrer der Waldhäuser war da und auch der Vorstand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abschied zu nehmen, Crescentia war ihnen auch nachgelaufen, und da man sich verabschiedet hatte, und da die Kinder im Wagen saßen und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt stellte, um einzusteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, schlug beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart und rannte davon. Der alte Mann wischte sich mit dem Ärmel seines Rockes das Angesicht, man wußte nicht weshalb, er stieg ein, und der Wagen fuhr davon.

In Jandelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagessen verzehrt, und sie fuhren Passau zu.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an den Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Talrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern und die braunen hölzernen, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirtshaus in der Klasserstraße und weiterhin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breiten-

berg stand, und gegen andere Kirchen und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien und baute um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und Kammern des weißen Schreinerhäuschens und legte die Hüllen und Bettzeuge heraus, die der alte Stephan dagelassen und die er geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an andern die Blüten, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel ansetzte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg, nach Jandelsbrunn und in das Wirtshaus in der Klafferstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und von wo er mit ihnen über den Anger und zwischen den zerstreuten Häuschen in die Schreinerwohnung ging, an der Crescentia stand und an der andere Leute standen, die die Ankommenden begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer getan hatten, um wieder zu leben wie im vorigen Sommer.

Des nächsten Morgens kam der Gemeindevorsteher zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule und Nachbarn und Bekannte und einige von denen, welchen Stephan im vorigen Jahre Gutes getan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Teil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

In den kommenden Tagen war es dann schon, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fortgewesen.

Crescentia besorgte das Haus, liebte die Kinder, arbeitete und nahm Leute zur Arbeit, wenn es not tat.

Die Kinder lernten, machten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters und genossen, was zu genießen war.

Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und

Äckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. Sie gingen öfter auch in das Haus hinauf. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Winden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina so bewunderten. Und wie mit diesen zwei Häusern war es auch noch mit dem einen oder dem andern Hause und Häuschen. Wenn Stephan mit den alten Leuten sprach, spielten die Kinder.

Einmal, da sie wieder zu ihrem Waldbrunnen gingen, sahen sie, ehe sie bei ihm waren, auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagrecht und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide emporstreckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück, und es waren die dunklen Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann lauschten sie ihnen und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, schöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenschein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs so grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, schmücke sie, nähre sie, schlafe da, immer nah, alle fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!"

Und bei diesem Worte erblickte das Mädchen die drei Menschen, die unten standen, und glitt schnell wie eine Waldschlange rückwärts von dem Steine hinab und ward nicht mehr gesehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, schöpfte in seinen Glasbecher Wasser, und sie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb stehen und sah sie mit den glänzenden Augen an, und seine dunkeln Wangen waren von der Bewegung rot.

Als der alte Stephan und die Kinder Anstalten machten, sich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte seine Hand und sagte: „Geh mit."

„So führe mich", sagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn und ließ seine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts und dann, da die Wege sich teilten, einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchem man gegen das Schreinerhäuschen kömmt. Da sie ins Freie gelangten, gingen sie über Anger und Wiese,

durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen sie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüsche umgeben ist, auf dem im vorigen Sommer das Korn gestanden war, auf dem jetzt grüner Haber wuchs, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue stand. Über dem Felde sang wieder die Lerche wie eine winzige Ampel, als liebte sie diesen Platz, oder als wollte sie den Kindern eine Freude machen, da sie heuer wiederkamen. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens und sagte: „Du bist bei dem Herrn Martin Winden gewesen, du bist bei dem Herrn Franz Rosenau gewesen, du bist in der Schule gewesen, du bist in dem Marhause gewesen und bei Ludwinas Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum bist du nicht zu uns gekommen?"

„Ich wäre schon gekommen", sagte Stephan.

Die Großmutter saß unter der Tür des Anbaues auf einem Bänklein. Sie hatte von den Bändern und Glasperlen und den andern Dingen, welche Stephan gespendet hatte, an sich. Sie saß müßig an der Sonne, als hätte sie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter und sagte: „Trink."

„Jana, Jana," sagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln sind in ihrem Baue, und du bist immer fort."

„Ich muß Sachen suchen," erwiderte das Mädchen, „die du brauchst, ich muß singen und auf den Stein steigen, und ich muß nach dem alten Manne forschen."

„Wir kommen zu Euch, liebe Frau," sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen Sommer da und werden öfter zu Euch kommen."

„Du bist ein alter Mann; sie ist eine alte Frau," sagte das wilde Mädchen; „sie ist schön, und du bist schön."

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe, und wie die Lüfte um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen; er ist sehr lang gewesen," antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Haber gesäet."

„Der Haber ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Fäden hängen," sagte Stephan, „wenn sie sich entwickeln."

„Jana ziert alles," entgegnete die alte Frau, „und sie hat schon von der Mutter viele Strafe bekommen."

„Das geht in alles andre hin", sagte das Mädchen, „und rede nicht davon."

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnte er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen Holzzubaues schauen. Es war derselbe eine kleine Kammer. In ihr war ein größeres Bett, wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Ecke, darauf das wilde Mädchen kauern konnte, wenn es ruhen wollte. Dann war eine Bank an dem Öfslein, ein Tischchen und eine Truhe. An dem Eingange stand die kleine Tonne, auf der das wilde Mädchen bei Stephans erstem Besuche gesessen war. Um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühnern, Hähnen, Enten, Nußhähern und andern Vögeln, sowie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern herniederhingen.

Stephan sagte, er werde morgen wiederkommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen sprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, sah ihm mit den großen Augen in das Angesicht, streichelte seine Hand einmal und lief wieder zur Großmutter zurück.

Als Stephan zu der Tür des Häuschens kam, trat die Mutter des wilden Mädchens aus derselben heraus und sagte: „Ach, hoher Herr, geht doch heute ein wenig in die Stube, ich habe Euch um etwas zu bitten."

Stephan ging mit den Kindern in die Stube. Die Stube war schöner als die Kammer des Zubaues, in ihr standen drei Betten, und in der Kammer, die daneben war, stand noch ein viertes Bett, das besser war als die drei. Sonst zeigten sich die Geräte, wie sie in solchen Wohnungen zu sein pflegen.

Stephan setzte sich mit den Kindern an den weißgescheuerten Tisch, die Frau brachte in einer grünen Schale Milch und auf einem grünen Schüsselchen Butter. Dann legte sie ein Laiblein Brot, drei Löffel und ein Messer auf den Tisch.

Stephan und die Kinder aßen einige Löffel von der Milch und jedes ein Schnittchen Butterbrot.

„Was ich Euch bitten wollte," sagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das in der Schule zu Euch gesprochen hat, ich heiße Magdalena, da ist die Stube und die Kammer, darin bin ich und meine Schwester, da steht ein schönes Bett für die Großmutter und eines für Juliana, sagt dem Kinde, daß es zu uns geht, dann geht die Großmutter auch

mit. Sie sind immer in dem schlechten Holzhüttchen, und wenn ich dem Kinde Strafe drohe, so schaut es mich mit den großen Augen an, wie sein Vater, der zu früh gestorben ist. Und ich getraue mir nicht, das Kind zu strafen, sonst läuft es am Ende gar fort. Sagt es ihm doch, lieber Herr."

„Ich werde nachdenken, was man in dieser Sache Gutes stiften könnte," antwortete Stephan, „und werde darnach handeln."

„Ja handelt darnach," sagte die Frau, „und es wird recht gut sein, wenn die zwei Leute bei uns sind."

„Jetzt muß ich mich entfernen," sagte Stephan, „und ich werde Euch die Antwort schon wissen lassen."

„Ja, laßt sie uns wissen und den Tag, wann die zwei herüberkommen", antwortete die Frau.

„Gehabt Euch wohl", sagte Stephan.

„Gott behüte Euch und die schönen Kinder", sagte die Frau.

Stephan erhob sich und verließ mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater," sagte Katharina, „du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit seiner Großmutter aus der Holzkammer in die schönen Zimmer des Hauses herübergeht, da haben sie es besser."

„Ich meine," antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen soll."

„Ihr meint beide, wie es euch gut dünkt," sagte der Großvater, „ich weiß noch nicht, was ich meinen soll, und wenn das Mädchen herübergeht, soll es freiwillig gehen, und dann habt ihr beide recht."

„Wir haben beide recht, siehst du, Franz", sagte Katharina.

Sie waren bei diesen Worten an dem Haberfeldlein hingegangen, gingen dann durch das Gebüsch und das wilde Gehölz und schlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tags am Nachmittage ging der Großvater wieder mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieses Mal mit Geschenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verschiedensten Dinge abgebildet waren; Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenstände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Kästchen mit Farben und Pinseln, und der Großvater brachte sehr schöne Pfauenfedern, Federn von Goldfasanen und Silberfasanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre und endlich farbiges Papier und eine Schere. Er gab zuerst seine Dinge an Juliana und sagte, daß er ihr dies alles von seiner

Heimat gebracht habe. Sie nahm, was sie fassen konnte, in die Hände und hielt anderes noch mit dem Ellenbogen an sich und sah ihn an. Dann warf sie alles auf das Bett der Großmutter und nahm seine Hand in ihre beiden und drückte sie. Dann kam Franz hinzu und gab ihr die Bücher und das andere. Sie legte alles sogleich auf das Bett und sagte zu Stephan: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Franz", sagte der alte Mann.

„So nehme ich es", sagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es dasselbe aufschlug und auf die Bilder wies.

Juliana tat einen Blick hinein, legte das Buch auf das Bett, wandte sich zu Stephan und sagte: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Katharina", sagte Stephan.

„So nehme ich es", antwortete das Mädchen.

„Tu es", sagte Stephan, „und verwende die Sachen, wie du willst."

Das Mädchen stand nun noch immer da und blickte ihm in das Angesicht.

Die Großmutter saß auf einem Schemel und hatte das hie und da zerrissene Kleid um sich ausgebreitet, sie schaute auf den Vorgang, und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verstehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenstrahl auf einen rauhen, dürren Fels trifft und auf ihm einen düsteren Lichtschein hervorbringt.

Stephan blieb eine Zeit mit den Kindern da und ging dann wieder fort.

Er kam nun öfter mit Franz und Katharina in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde stand, welches von Gebüschen umgeben und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was er und die Kinder gebracht hatten, war zum Schmucke des kleinen Holzzubaues verwendet worden. Die Pfauenfedern, die andern Federn, Streifen, Bänder, Schleifen, Papierreste, Lappenzieraten, Schnüre, Fäden und anderes war eingefügt und geordnet. Mit den Farben waren auf die weißen Papierbögen, die Franz gebracht hatte, auf Holzspäne und andere Dinge der Kammer Striche, Kreuze und andere Gestaltungen gemalt worden.

Das Bilderbuch hing umgeschlagen an einer Schnur hernieder, und das Bild, das es zeigte, war mit einem Faden umbunden, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter

war geschmückt, daß man sie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar nichts an sich.

Das wilde Mädchen kam auch sehr oft in das Schreinerhäuschen und brachte meistens etwas mit. Es brachte schöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder kostbare Waldschwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde tat, welche es mit seinem Taschenmesser verfertigt hatte. Es richtete seine Gaben immer an Stephan.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meistens war es schon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann stand es ruhig da, sah zu, wenn er Wasser schöpfte und trank und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anstalten zum Fortgehen machte, lief es schnell auf dem Pfade hin, der zu seinem Holzhäuschen führte. Stephan aber ging seinen Weg in das Schreinerhäuschen.

Wenn er, was auch jetzt wieder geschah, mit den Kindern zu den „Drei Sesseln" ging, so ging das Mädchen mit.

Sonst lief es, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen und spielte mit ihnen.

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens stieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann tat er auch nicht selten, wie das wilde Mädchen einmal auf diesem Steine getan hatte; er warf die Arme empor oder streckte sie aus, oder tat dies mit dem einen oder dem andern und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zusammenstellte, oder die er schon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er stets wieder herunter.

Von dem, daß das wilde Mädchen zu der Mutter und Muhme hinüberziehen solle, war keine Rede mehr.

Und so war der Sommer vergangen, und es war der Herbst gekommen, der die Brombeeren, aber auch die kalten Reife des Morgens brachte.

Stephan packte seine Sachen zusammen und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen stieg, die Arme um seinen Nacken geschlungen und seinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derselben Abschied genommen.

Als im nächsten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern saß, wieder gegen den Wald fuhr, stand an

der Grundmühle, noch lange ehe das Fahrzeug zu dem Wirtshause in der Klafferstraße kommen konnte, das wilde Mädchen. Als es den Wagen sah, machte es Zeichen. Stephan ließ den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, sprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei dem Abschiede, reichte den Kindern die Hände und drückte und schüttelte die ihrigen und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab und lief querfeldein dem Walde zu.

Stephan brachte jetzt auch keine andern Geschenke für das wilde Mädchen als eine Reihe von verschiedenfarbigen Muscheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach seiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldfeldchen, auf dem heuer Gerste stand, und neben dem Häuschen in den kleinen Holzbau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muscheln. Es nahm dieselben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzbau kam, waren unter dem andern Zierat auch die Muscheln verteilt. Die schönsten trug die Großmutter um den Hals.

Und in diesem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen gewesen war. Stephan machte mit den Kindern Besuche in verschiedenen Häusern, und man besuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und stets war das Mädchen zu Hause, wenn er kam. Sonst lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher und hüpfte und tanzte und spielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals.

Daß die Großmutter mit Juliana in die andern Räume des Holzhäuschens ziehen solle, geschah auch heuer nicht. Die Mutter des Mädchens freute sich schon darüber, daß ihr Kind mit den Enkeln eines so vornehmen Mannes umgehen und spielen dürfte. Das Lächeln der Großmutter war seliger, wenn sie spann oder im Nichtstun an der Sonne saß.

Das wilde Mädchen sprach zu Stephan: „Du bist recht schön, du bist recht gut.“

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in der Stube des Schreinerhäuschens waren und Franz den Vorschlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinabzulaufen, und da die Kinder sich schon bei dem Großvater verabschiedet hatten und an der Tür waren, kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Ärmel seines

Rockes, drückte dann die Stelle mit der Hand, sah ihn an und lief dann den andern Kindern nach.

Während sie den Anger hinabrannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, seinen Augen entströmten Tränen, und er sagte: „Du heiliger und du gerechter Gott! So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von jemandem um meiner selbst willen geliebt werde, von einem Menschen, dem ich nichts gegeben und getan habe, weshalb Menschen sonst Dank oder Zuneigung schuldig zu sein glauben, oder was sie durch ihr Entgegenkommen zu gewinnen hoffen. Und dieser Mensch ist ein armes, verwaistes und vernachlässigtes Kind, das keine Gründe seiner Handlungen und Empfindungen kennt. Ich danke dir für dieses süße, bisher unbekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl, du mein gerechter, mein guter Gott!"

Dann ging er in der Stube hin und wider und trocknete sich mit dem Tuche die Tränen von den Augen.

Crescentia kam und sagte, ob er denn sehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger sind. Sie sind hinabgelaufen, sind heraufgelaufen, sind wieder hinabgelaufen, und jetzt halten sie sich an den Händen und drehen sich im Kreise.

„Lasse das," sagte Stephan; „sie genießen den Beginn des Lebens; wenn dasselbe gegen das Ende neigt, ist alles anders."

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und ihre andern Angehörigen in diesem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war und die Abreise kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abschied, stand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbeifuhr, am Wege und nahm noch einmal Abschied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser, und es war, wie es immer bisher gewesen war, nur daß er das Schreinerhäuschen kaufte und verschiedene Veränderungen in ihm vornahm, und daß er jetzt gar keine Geschenke mehr, auch nicht die geringfügigsten, an Juliana oder ihre Angehörigen austeilte. Auch die Kinder brachten nichts und gaben nichts, außer was im Spielen oder Umherschweifen gegeben oder getauscht wurde.

Eine Veränderung aber trat allmählig ein, die Kinder wuchsen heran und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, und sie befaßten sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten.

Franz trug nach und nach von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, eine ziemliche Anzahl zu Juliana. Er las oft mit ihr allein, sie wählten hiezu häufig das Freie und lasen laut in den Fluren, im Walde, im Gesteine und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn sie so miteinander gingen oder am Saume des Waldes dahinliefen.

Dies dauerte so fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit seinen Enkeln früher als gewöhnlich zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demselben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, sondern von dem Walde herunter. Da sahen sie, als sie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine und konnten auch endlich Worte vernehmen, die sie rief. Sie rief mit ihrer etwas tieferen, aber klangvollen Stimme gegen die Bäume hin:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen;
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht."

Dann rief sie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt,
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Den Schlußvers rief sie nicht, sondern sie rief wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Und wie sie den Arm dabei emporhob, drang er durch den zerrissenen Ärmel hervor und war so schön wie an einem Standbilde alter Künstlerzeit. Und ihre Gestalt war sehr fein und schlank.

Und sie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß."

Dann rief sie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen,
Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu, immer zu!"

Und dann rief sie:

„Ich bilde Menschen,
Dein nicht zu achten, wie ich.“

Hierauf stieg sie von dem Felsen herunter, und Stephan ging mit seinen Enkeln zu ihr hinzu. Er sagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen und spielten. Juliana war bei ihnen. Der alte Stephan trat an das offene Fenster und sah ihnen zu. Da sah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen sich die zwei Kinder in die Arme, umschlangen sich und küßten sich, und Juliana rief: „Liebster, liebster, liebster Franz!“

Und Franz rief: „Liebste, liebste Juliana!“

Und Juliana rief wieder: „Liebster, liebster Franz!“

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens heraufgerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten.

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Wesenheit ist endlich zur Entscheidung gekommen.“

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde dich, wenn ich wieder von dem Walde fortfahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, du wirst noch manches lernen, und wenn du das gelernt hast, wirst du Franzens Braut werden und dann sein Eheweib.“

„Ich gehe nicht mit dir“, antwortete Juliana.

„Warum denn nicht, Juliana?“ fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse“, antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es dir gönnen, wenn du das Glück für dein Leben findest“, sagte Stephan.

„Großvater,“ erwiderte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte und zum Kaiser und zur Kaiserin machte und sie dir wegnähme, würdest du nicht betrübt sein?“

„Ich würde es sein“, sagte Stephan.

„Siehst du,“ antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben.“

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns", sagte Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben", antwortete das Mädchen.

„Juliana," erwiderte der alte Stephan, „wenn du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit du Franzens Weib werden könntest, mußtest du noch vieles lernen und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie ihr hier seid, könnt ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh tut, wenn er dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, damit er dich vergißt."

„Er wird mich vergessen, und es wird alles gut sein", sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Tränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen," sagte er, „tue, wie du willst."

Das Mädchen ging zu ihm hinzu und küßte ihm zum ersten Male die Hand.

Dann ging es schweigend zu der Tür hinaus.

Die zwei andern Kinder saßen mit Tränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände und sagte: „Es ist recht schön von euch, daß ihr folgsam gewesen und kein Wort dreingeredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und n den langen Wald hinunter."

Die Kinder schluchzten fort, suchten hierauf ihre Tränen zu bemeistern, wischten sich mit ihren Taschentüchern häufig ab, richteten sich in Ordnung und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er Geld, daß sie sowohl sich als auch Juliana und der Großmutter bessere Kleider und sonst noch andere Notwendigkeiten anschaffen konnten. Er gab auch sogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht und das sie sehr geliebt hatte, aus Bedrängnis verkaufen müssen. Dieses kaufte Stephan als halbgewachsenes Tier wieder zurück und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wiese

jenseits der Gebüsche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es und gab es Magdalena. Vor allem aber ließ er Werkleute kommen und ließ einen hölzernen Zubau zu Julianas und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, solange er da war. Das Gemach Julianas und der Großmutter sollte unverändert bleiben, nur sollte man von ihm noch in eine schöne, geräumige Stube kommen können. Und als alles fertig war, stand die Stube da, sie glänzte hell von vier Fenstern, prangte mit einem grünen Ofen und reinen Geräten. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen tat, und das so zahlreich sei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan besah alles, was er getan hatte, und rüstete sich zur Abreise.

Als die Reise gekommen waren, wurde ein Wagen mit allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen gewesen war, und wurde fortgesendet. Dann nahm man Abschied, und Stephan fuhr mit den Kindern davon.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken fegten wieder das Land gegen Breitenberg hin, und die Kälte war in den Lüften. Aber auch der Frühling kam, die Gesträuche und Bäume blühten; die Tannen setzten die neuen Spitzen an und bekamen die roten Zäpfchen, Blumen und Gräser waren da, über dem kleinen Felde, das von Gebüschen umgeben war, auf dem wieder Winterkorn wuchs, und an dem das neue, glänzende Holzhäuschen stand, sang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle stand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen war leer und gesperrt, und Crescentia war zu den Ihrigen gegangen.

So ging der Sommer hin.

In dem nächsten Sommer war es wieder so. Das Schreinerhäuschen war leer; denn Stephan kam nicht und vermietete es nicht. Nur Crescentia besuchte es zuweilen mit Leuten und reinigte und fegte es und ließ ausbessern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern. Aber er kam erst, da schon der größte Teil des Sommers verflossen war. Er ging zu dem Holzbaue der Großmutter und Julianas. Die Großmutter saß in der Sonne und lächelte. Juliana stand neben ihr. Sie war höher geworden und schien nun ihr Wachsen vollendet zu haben. Sie war magerer und ernster. Stephan und die Kinder grüßten sie und die Groß-

mutter und wurden von Juliana wiedergegrüßt. Sie gaben die Geschenke, welche nun in wertvollen Sachen bestanden, und die Geschenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch mehreres in das Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte und das er nicht hatte mittragen können.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in dem Schreinerhäuschen oder auf dem Anger vor den Fenstern.

Stephan verbesserte manches an seinem Häuschen und der Umgebung und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit hinzielten.

Er fuhr dieses Mal mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort. Juliana stand an der Mühle.

Und so geschah es mehrere Jahre.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter tot in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem entseelten Angesichte war das nämliche Lächeln, das sie gehabt hatte, als er die vielen Federn und die andern bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Er ließ die Vorbereitungen zur Beerdigung machen.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes Gewand in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit erschien, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen nach dem Kirchhof von Breitenberg bringen, und dort wurde sie unter den kirchlichen Gebräuchen zur Erde bestattet. Es waren um des vornehmen Mannes willen viele Menschen herbeigekommen und gaben der alten Frau die letzte Ehre. Magdalena und Anna weinten und jammerten an dem Grabe und erzählten, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei und sagte gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan und sprach: „Großvater, jetzt gehe ich mit dir und will bei dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin.“

„Juliana,“ erwiderte Stephan, „du verlässest deine Mutter.“

„Sie denkt es sich, daß du mich mitnimmst, und ist froh darüber,“ entgegnete das Mädchen; „sie hat es schon Nachbarinnen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre.“

„Liebst denn du deine Mutter nicht, Juliana?“ fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter,“ antwortete Juliana; „sie hat mir Gutes getan; ich werde oft zu ihr zurückkehren und werde ihr wieder Gutes tun.“

„Ich sage wieder wie einst,“ antwortete Stephan, „Juliana, tue, wie du willst.“

Und sofort brachte er nun diese Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana, wie Katharina gekleidet, mit Stephan und seinem Enkel von dem Wirtshause der Klafferstraße in dem schönen Wagen fort, den Weg gegen Jandelsbrunn hin.

Da mehrere Jahre vergangen waren und Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: „Franz, du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt und auch ihre Pflicht versteht, und das ist das Höchste. Halte dieses Höchste in Ehren, und du wirst glücklich sein und glücklich machen. Du liebst mich, und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftstrieben, und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich allein, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer der Liebe hat mir Gott gesendet, und ich will ihn mir für den Rest meines Lebens bewahren, es mag dieser Rest lang oder kurz sein.“

So war es mit dem wilden Mädchen.

Nicht lange Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal auf dem Rigi, und es war meine Gattin mit. Der jetzige Wirt, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne, schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder dagewesen, und die Schwester dieses Gatten sei mit ihrem Manne auch dagewesen. Die schwarze Frau sei noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe ihr aber wenig nach. Er zeigte

mir die Namen im Einschreibbuche; da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir einmal der Augsburger Kaufmann als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun.

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Der Kuß von Sentze.

In einem Waldwinkel liegen drei seltsame Häuser oder Schlösser.

Das eine Haus liegt an dem Abhange eines Berges. Es ist aus einem rötlichen Steine erbaut, der hie und da eine sanfte Rosenfarbe hat, an den Ecken stehen große, runde Türme, und die Fenster und Tore haben den Rundbogen und sind mit einem schneeweißen Steine eingefaßt. Von dem Hause geht ein großer Garten nieder, der allerlei Bauwerk hat und in einer Art Verwüstung ist. Unterhalb des Gartens spaltet sich der Hauptberg in zwei Nebenberge, gleichsam zwei grüne Kissen, die gegen das Tal hinabgehen. Und auf der Wölbung dieser Kissen liegen die zwei andern Häuser. Sie sind genau wie das obere gebaut, nur kleiner, und das eine ist ganz aus dem weißen Steine, das andere ganz aus dem roten.

Diese drei Häuser heißen die Sentze. Das weiße heißt die weiße Sentze, das rote die rote Sentze und das obere die gestreifte Sentze. Sonst sind keine Häuser vorhanden. Rückwärts geht der Waldhang empor, vorwärts senken sich die Bühel vollends hinab, zwischen ihnen und an ihren Seiten rauschen Bäche in die Tiefe, und unten ist das Tal mit Gebüsch erfüllt. Weiter draußen links, wenn man von den Sentzen kömmt, beginnen die Häuser von Wermelin, das der Volksmund Werblin nennt.

Von der alten Zeit sind die Nachrichten über die Häuser spärlich. Ein Mann soll einmal, da noch der wilde Wald war, die alte Burg gebaut haben. Er hatte zwei Söhne, die in beständigem Hader lebten. Da sagte er einmal: „Durch einen Kuß hat Judas den Heiland verraten, und das ist die schlechteste Tat gewesen, die auf der Erde verübt worden ist. Ihr solltet euch einmal küssen, und von da an sollte keiner dem andern ein Leid tun, weil sonst noch ein Judaskuß auf der Welt wäre."

Die Brüder küßten sich zu einer guten Zeit und hatten dann eine solche Furcht vor dem Judaskusse, daß sie fortan nicht mehr haderten, ja sich oft zu der nämlichen guten Handlung vereinigten. Die Sache wurde in dem Geschlechte der Sentze forterzählt und, da es unter den Nachkommen manche Streitbare gab, wiederholt, sie wurde endlich bräuchlich und zuletzt gar eine Satzung. Die Streitenden konnten den Kuß verweigern, dazu hatten sie das Recht; haben sie ihn aber einmal gegeben, dann mußten sie Frieden halten. Man hat später die Veranlassungen zu dem Kusse aufgeschrieben, und wenn wieder solche kamen, hat man das Aufgeschriebene vorgelesen oder zu lesen gegeben. Es sind keine Nachrichten vorhanden, ob einmal einer von Sentze die Verpflichtung aus dem Kusse gebrochen hat.

Im Laufe der Zeiten war einmal nur ein Vater mit zwei Söhnen von dem Geschlechte übrig. Die Söhne waren uneinig; sie gaben sich aber den Gewährkuß, und als der Vater gestorben war, wollte keiner der Söhne die Burg bewohnen, um den andern nicht zu beleidigen. Der eine baute sich die rote Burg nach dem Vorbilde der roten Farbe des alten Hauses und der andere die weiße nach dem Vorbilde der weißen Einfassung. Das alte Haus aber besaßen sie gemeinschaftlich. In einer andern Zeit war nur ein Junker von einem Zweige des Stammes vorhanden und ein Fräulein von einem anderen Zweige. Sie gaben sich den Kuß, haßten sich dann nicht, ehelichten sich sogar, lebten in sehr großer Liebe, und von ihnen kommen wieder zahlreiche Sentze, die sich in zahlreiche Zweige verteilten. Weil nun der Kuß nicht bloß den Streit verhindern, sondern auch Liebe erzeugen konnte, so teilten ihn die Sentze in zwei Arten ein. Den Liebeskuß nannten sie den Kuß der ersten Art oder schlechtweg den ersten Kuß, den Friedenskuß nannten sie den Kuß der zweiten Art oder schlechtweg den zweiten Kuß. Die Sentze behaupteten, sie stammen von dem uralten Geschlechte der Palsentze, oder sie seien eigentlich dieses Geschlecht selber, und jener Huoch de Palsentze, welcher am 24. April des Jahres 1109 den Stiftbrief des Klosters Seitenstätten als Zeuge unterschrieben hat, sei einer ihrer Vorfahrer gewesen, ja dieser Huoch sei der nämliche gewesen, der als Huoch de Palsentze zugleich mit seinem Bruder Ruopert im Jahre 1110 eine Schenkung des edlen Mannes Rapoto de Movsilischirchen an das Hochstift Passau unterschrieben hat, und diese Brüder seien jene Brüder gewesen, welche zum ersten Male den Kuß von Sentze gegeben haben. Später sei durch Mißbrauch des Wortes der Name

Palsentze zu Sentze verstümmelt worden, was wieder geordnet werden müsse. Wie dem auch sei, eines ist richtig: in dem Geschlechte der Sentze kommen die Namen Huoch, Rupert, Walchon, Erkambert, Itha, Hiltiburg, Azela, wie sie bei den alten Palsentzen gewesen waren, immer wieder vor, was aus den zahlreichen Schriften zu ersehen ist, die sich in den drei Häusern bis auf unsere Zeit angesammelt haben. Die Sentze sind wohlhabend gewesen oder geworden. Sie besitzen jetzt außer den drei Häusern mit den zu ihnen gehörigen Ländereien noch andere Güter, die sie durch Kauf oder Tausch oder auf andere Weise erworben und mannigfaltig verändert haben. Sie lebten in neuerer Zeit bald in den Stammburgen, bald in andern Schlössern, oft in einer angenehmen Stadt, oft auf Reisen.

Wir teilen aus der letzten Schrift des weißen Hauses folgendes mit:

Am dreizehnten Tage des Monates April des Jahres 1846 hatte ich meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag, den Tag meiner Mündigwerdung. Ich kleidete mich am Morgen in meinem Schlafzimmer sorgfältig an und ging in mein Wohnzimmer. Der mit Laubwerk eingelegte Tisch war in der Nacht ohne mein Wissen mit einem braunen Sammettuche überlegt worden. Auf dem Sammet lagen sehr schön gebundene Bücher. Sie waren eine Sammlung aller altdeutschen Dichtungen. Joseph kam herein und sagte, der Vater lasse mich zum Frühmahle bitten. Ich ging in die Stube des Vaters. Er war festlich gekleidet. Er stand auf, da ich eintrat, ging mir entgegen und küßte mich auf die Stirne. Seine Augen waren feucht geworden. Ich trocknete mir die meinigen und küßte seine rechte Hand. Dann nahmen wir das Frühmahl ein, während dem wir fast immer schwiegen. Nach demselben sagte der Vater: „Komme um zehn Uhr, wenn es zu dieser Zeit möglich ist, in das Empfangzimmer, ich möchte einiges mit dir sprechen."

Ich antwortete: „Ich werde kommen."

Darauf trennten wir uns.

Um zehn Uhr ging ich in das Empfangzimmer. Von den Geräten waren die Überzüge und Decken weggenommen, und sie standen in ihrer Ursprünglichkeit da. Der Vater kam gleich nach mir herein. Er setzte sich in den großen Prunksessel und wies mir einen andern an. Da wir saßen, sprach er: „Du bist heute fünfundzwanzig Jahre alt und nach dem Brauche unseres Hauses mündig geworden. Du hast dich gegen diese Zahl der Jahre nicht gesträubt, die in den Gesetzen nicht begründet ist. Wenn wir die Feier des heutigen Tages beendiget haben, werde ich

dir die Habe, über die du jetzt schon gebieten kannst, einhändigen und dir die Rechnungen übergeben, die ich als dein Vormund geführt habe. Jetzt muß ich ein anderes Wort zu dir sprechen. Seit Walchon und ich das nämliche schöne Fräulein zu ehelichen gewünscht, seit wir uns den Friedenskuß gegeben und ihn so gehalten haben, daß keiner mehr das schöne Fräulein begehrte, seit wir unsere Gattinnen in das Grab gelegt haben, ist oft der gleiche Spruch über unsere Lippen gegangen: ‚Wie einst nur mehr ein Jüngling und eine Jungfrau aus unserem Geschlechte übrig gewesen waren, wie sie sich geehelicht haben und eine Blüte des Stammes daraus hervorgegangen ist, so sind nun unsere zwei Kinder die letzten des Stammes; wenn es doch wieder würde wie damals und noch einmal eine Blüte emporkeimte.‘ Mein Sohn, ich bitte dich, gehe in diesem Jahre zu der Base Laran nach Wien und besuche Hiltiburg. Ihr seid als Kinder recht gut miteinander gewesen, vielleicht seid ihr es jetzt nach langer Trennung wieder, vielleicht werdet ihr es noch mehr, und es erfolgt eine Eheverbindung, was der schönste Wunsch eurer Väter ist. Dann besuche einmal Walchon. Er ist in der grauen Sentze und betreibt seine Lieblingswissenschaft, die der Moose. Das ist, um was ich dich bitten wollte.“

Der Vater hatte seine Rede geendigt, und ich antwortete: „Ich werde gerne zu Hiltiburg und gerne zu ihrem Vater gehen. Wenn Hiltiburg und ich uns gut sind, wenn wir uns noch mehr gut werden, wenn aber jene Neigung nicht entsteht, die zu einer Ehe notwendig ist, wirst du und Walchon dann noch die Verbindung wünschen?“

„Nein, mein Sohn,“ sagte der Vater, „das wäre das Judastum, das in unserem Stamme so verhaßt ist. Wenn es wird, wie du sagst, dann bleibt liebe Verwandte und sucht euch Herzgespielen nach eurer Art, es werde daraus, was will. So würde auch deine Mutter denken, wenn sie noch lebte.“

Nach diesen Worten sprachen wir noch von verschiedenen unbedeutenderen Dingen und trennten uns dann.

Ich aber trug die Worte des Vaters mehrere Tage mit mir im Gedanken herum. Dann schrieb ich an Hiltiburg: „Geehrtes Fräulein, liebe Base! Ich werde Dich in dem Winter, der da kommen wird, in Wien besuchen. Unsere Väter wünschen, daß wir eine Neigung zueinander fassen, aus welcher eine Eheverbindung wird. Wenn ich die Neigung fassen kann, wenn Du auch zu mir diese Neigung zu fassen vermagst, so werde ich sehr erfreut sein. Denke Dir aber nicht, daß ich in dem Sinne

nach Wien komme, Dich durchaus heiraten zu wollen, Du hast die Freiheit, wie wenn ich Dir fremd wäre und Du nie etwas von mir gehört hättest. Ich schreibe Dir dieses, daß zwischen uns völlige Klarheit sei. Im sonstigen bin ich Dein zugeneigter kleiner Rupert, der aber jetzt ein großer geworden ist."

Nach sieben Tagen erhielt ich die Antwort: „Kleiner, guter Rupert! Es ist bei mir immer die Klarheit, daß ich nach meinem Erkennen tue. Es wäre Dein Brief nicht nötig gewesen. Er freut mich aber. Du hast eine sehr schöne Handschrift bekommen. Ich erwarte Deine Ankunft und bin im übrigen Deine zugeneigte kleine Hiltiburg, die jetzt auch eine große geworden ist."

Ich legte den Brief in die Schublade.

Darnach verging der Sommer und der Herbst.

Am zwölften Tage des Monates Dezember verließ ich unsere Wohnung in der Stadt Nürnberg und reiste nach Wien.

Ich ging dort in das Haus, in welchem die Base Laran wohnte, bei der Hiltiburg war. Die Base sagte zu mir: „Sei gegrüßt, mein Vetter. Es freut uns, daß du gekommen bist, uns zu besuchen. Bleibe nur recht lange bei uns. Es ist auch recht schön, daß du gerade heute gekommen bist; morgen haben wir ein kleines Abendfest bei uns, zu welchem ich dich lade. Du wirst doch kommen?"

„Ich werde kommen", sagte ich.

Dann schellte sie mit einer Glocke nach einer Magd und verlangte, daß sie die Kinder rufe.

Die Magd entfernte sich, und nach einer Weile traten die Töchter der Base, Mathilt und Ada, in das Zimmer.

Sie waren sehr schöne Mädchen geworden. Mathilt hatte ein rosiges Angesicht, ungewöhnlich große, braune, schimmernde Augen und sehr feine, braune Haare. Ada hatte noch feinere blonde Haare, ein zartes Angesicht und ebenso große, aber sanfte, blaue Augen.

Die Mädchen reichten mir die Hände, wir begrüßten uns, wir sprachen unsere Freude aus, daß wir uns nach manchen Jahren wiedersehen, und redeten von unseren zunächst gelegenen Dingen.

Dann fragte ich nach Hiltiburg.

Die Base sagte: „Als ich die Kinder verlangte, war auch Hiltiburg einbegriffen. Ich werde aber noch einmal zu ihr senden."

Sie sendete die Magd, und es kam die Antwort zurück: „Ich habe am heutigen Morgen gesagt, daß ich mich zu dem Feste

vorbereite, und daß ich den ganzen Tag niemanden empfangen werde: was ich gesagt habe, muß ich halten. Den kleinen Vetter werde ich morgen sehen."

Ich ging also an diesem Tage in meine Wohnung zurück, ohne Hiltiburg erblickt zu haben.

Am Abend des nächsten Tages ging ich später zu dem Feste der Base, als man gewöhnlich zu tun pflegt. Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr, welche meine Verspätung veranlaßte. Da ich von dem Kleiderzimmer in das anstoßende Gemach trat, stand in demselben unter mehreren Menschen ein Mädchen, das auffälligerweise ein schwarzes Seidenkleid anhatte. Von dem Kleide stand an dem Halse eine kleine weiße Krause empor. In den dunkeln Haaren war gar kein Schmuck, an der Brust aber glänzte ein vorzüglicher Diamant. Die Augen des Mädchens waren sehr groß und glänzten noch mehr als der Diamant. Sie mochten, wie die Beleuchtung zeigte, braun sein. Die Haare waren dunkelbraun. Das Angesicht war so schön, wie ich nie ein schöneres Ding in meinem Leben gesehen habe, und die Gestalt war fast noch schöner als das Angesicht. Das Mädchen sah mich an. Es war Hiltiburg. Obwohl ich sie, da sie noch ein Kind war, zum letzten Male gesehen hatte, erkannte ich sie gleich.

Ich sprach nichts.

Hiltiburg aber sagte zu mir: „Sei mir gegrüßt, mein kleiner Vetter und Bräutigam, lebe nun neben mir und siehe, wie es mit uns wird."

„Sei gegrüßt, Hiltiburg", sagte ich.

Die Basen Mathilt und Ada kamen herzu. Die Mädchen waren gleich den andern zum Feste gekleidet, Mathilt hatte zu ihren braunen Haaren ein blaßblaues Kleid mit dem weißen Durchschimmer eines Überkleides, und Ada hatte zu ihrem Blond ein schwach rosenrotes Kleid mit weißem Übergewande. Die Base und die Mädchen begrüßten mich herzlich. Sie nannten gleich meinen Namen mehreren Männern und Frauen, die herumstanden, und riefen andere herzu, denen sie mich vorstellten.

Dann wurde ich in den Festsaal geführt. Er war ein großes Zimmer mit grauen Wänden, die in dem Lichte zahlreicher Kerzen schimmerten. In einer Ecke stand ein Klavier, an dem ein Mann saß, unter dessen Händen die Töne in den Saal strömten. Junge Mädchen und Männer führten Tänze auf, die ruhiger und vielleicht auch lieblicher waren, als man sie jetzt sieht. Die Mädchen waren entweder weiß oder farbig gekleidet. Die weißen hatten ein farbiges, die farbigen

ein weißes Übergewand. Sie waren mit Blumen, Schleifen, selbst auch Juwelen geschmückt. Die Männer waren alle im schwarzen Anzuge. Es waren schöne Mädchen da, es waren sehr schöne Mädchen da, es waren außerordentlich schöne Mädchen da. Als aber Hiltiburg in den Saal trat, sah man, daß von dem schönsten Mädchen zu ihr noch ein hoher Abstand emporging. Unter den jungen Männern waren feine Gestalten und manche einnehmende Gesichtszüge. An den Wänden des Zimmers saßen Mütter, Basen, ältere Schwestern oder andere aus dem weiblichen Geschlechte herum und sahen dem Tanze zu. Ich tat es auch eine Weile, wurde aber dann von meiner Base und andern in das Vergnügen hineingezogen.

Hiltiburg tanzte nicht. Sie hatte das durch die Wahl des schwarzen Kleides erklärt, und wer es nicht verstand, dem sagte sie es. Man wußte den Grund nicht, und sie gab keinen an. Sie saß in einer Ecke in einem roten Sessel und sah auf die Dinge vor sich.

Ich ging nun auch in die anderen Zimmer. Neben dem Tanzsaale war ein Gemach zu Gesprächen. Ich redete dort mit einigen Anwesenden und ging dann weiter. In dem nächsten Gemache waren grüne Tische, an denen Männer saßen und mit Karten spielten. Dann war der Speisesaal, in welchem gedeckt war, um zu einer gewissen Stunde ein Abendessen einzunehmen.

Hierauf ging ich wieder in den Tanzsaal zurück.

Ich beschäftigte mich jetzt auch mit Hiltiburg.

Viele Männer, jüngere und ältere, waren um sie und brachten ihr Huldigungen dar. Sie sah mit den großen Augen auf sie und sprach mit ihnen. Ich konnte aber nicht erkennen, daß sie einem von ihnen einen Vorzug gab. Ich redete auch mit ihr, aber kurz. Ich hielt mich überhaupt an diesem Feste ziemlich ferne von ihr, damit sie nicht glaube, daß ich Rechte geltend machen wolle.

Nach Mitternacht war das Essen, dann waren noch einige Tänze, dann war das Fest aus, und ich verfügte mich in meine Wohnung.

Von dem Tage an entwickelte sich zwischen mir und dem Hause der Base Laran ein Verkehr, wie er bei Verwandten gebräuchlich ist. Ich mietete mir, um der Unruhe eines Gasthofes zu entgehen, zwei freundliche Zimmer in einem gewöhnlichen Wohnhause und ging von dort, zwar nicht alle Tage, aber so oft zur Base, als es sich schicken wollte. Ich lernte bei ihr Menschen kennen; denn sie versammelte gerne zuzeiten größere oder kleinere Kreise um sich, und Freunde und Freundinnen des

Hauses gingen stets ab und zu. Ich wurde auch zu andern Menschen eingeführt, und wir machten gelegentlich mancherlei Besuche. Sonst beschäftigte ich mich in meinem Zimmer oder suchte mich über das Wesen der Hauptstadt besser zu unterrichten, als es mir bei früheren Aufenthalten möglich gewesen war, oder ging mit einigen Männern um, mit denen ich mich zusammengefunden hatte.

In Wien war damals ein großer Aufwand und ein Prunk in Wohnungen, Geräten und Kleidern, obwohl er gegen dem, was jetzt ist, bescheiden genannt werden konnte. Aber alle übertraf in diesen Dingen die Muhme Hiltiburg. Was ich bei der Base Laran oder bei andern Menschen oder auf den Straßen und Plätzen der Stadt oder an öffentlichen Orten oder bei Festen oder bei feierlichen Aufzügen oder sonstigen Angelegenheiten sah, blieb weit hinter dem zurück, was ich an der Muhme Hiltiburg erblickte. Wie schon bei dem Tanzfeste der Base Laran ihr Kleid, wenn es auch nur von schwarzer Seide war, doch alle andern an Schwere, Pracht und Fülle übertraf, und wie ihr Diamant der schönste war, so überglänzte sie fortan alles durch ihre äußere Erscheinung. Die Stoffe ihrer Kleider waren stets sehr kostbar, und der Schnitt und die Anordnung derselben war in der hervorragendsten Weise des eben herrschenden Gebrauches. An Gold und Edelsteinen hatte sie einen großen Wechsel. Sie zog fast jeden Tag ein anderes Kleid an, und an einem Tage wechselte sie oft mehrmals. Wenn sie ausging oder in dem Wagen der Base Laran fuhr, was ihr diese gerne gestattete, so blieben die Leute stehen und sahen ihr nach. In ihren Zimmern waren die Wände des einen mit roter, die des andern mit blauer Seide überzogen. Die Geräte waren von schwerem Sammet. Es war auch eine Harfe da, ich habe sie aber nie darauf spielen gehört. In einem Kasten hatte sie hinter Vorhängen Bücher, von denen man sagte, daß sie in ihnen lese, sie zeigte aber nie eines. Die Base Laran ließ ihr ihren Willen. Viele junge Männer brachten ihr tiefe Aufmerksamkeiten dar und suchten ihre Neigung zu gewinnen; aber ihr Blick war stets ruhig, ja fast kalt.

Ich sprach zu verschiedenen Zeiten gegen die Hoffart und ihre Folgen.

Eines Tages aber redete ich geradezu über diese Dinge mit Hiltiburg und tadelte ihre Lebensweise.

Sie antwortete: „Vetter, ich handle nach meinem Willen, wie ihr alle tut. Mein Vater ist in fremden Ländern gewesen, ich bald an diesem, bald an jenem Orte, bis ich zu den jetzigen

guten Leuten kam. Du hast mich in meiner Kindheit gesehen und dann nicht mehr. Und die sich zu ihrem Vergnügen an mich drängen, mögen daran ihr Vergnügen haben."

Ich sagte von nun an nichts mehr; aber ich konnte mein Gefühl nicht unterdrücken, es kam etwas wie Verachtung gegen Hiltiburg in meine Seele.

Ich wäre gerne von Wien fortgereist; aber des Vaters willen blieb ich da.

Von der Base Laran wurde ich recht liebreich behandelt. Die einsame, alternde Frau war mir wie eine Mutter. Mathilt, um die sich der junge Herr von Helden bewarb, für den sie sich aber noch nicht entschieden zu haben schien, war freundlich und traulich gegen mich, und Ada sah mich mit den großen, unschuldigen blauen Augen oft recht fromm an. Auch an Hiltiburg bemerkte ich, daß sie zuweilen nach mir sah, aber in ihren Augen leuchtete etwas wie Haß.

Ich schrieb endlich meinem Vater die Lage der Dinge, und er antwortete, daß er mich in meinen Handlungen nicht beirren wolle.

Ich blieb auch noch den folgenden Winter in Wien.

Da kamen im Monate März die Unruhen, die damals durch halb Europa gingen.

Die Base Laran beschloß, die Stadt zu verlassen und mit ihren Töchtern und mit Hiltiburg auf ihr Gut am Steine zu gehen.

Sie lud mich ein, sie dort zu besuchen.

Ich antwortete: „Ich muß in den Begebenheiten, die da kommen werden, handeln, gedenke aber doch eine Zeit zu finden, einen Besuch in dem Steinschlosse zu machen."

Die Base zog mit den Ihrigen bald fort.

Ich ging nach einiger Zeit zu meinem Vater in die weiße Sentze, in die er zurückgekehrt war.

Dann wollte ich auf kurze Zeit mein Wort lösen und ging in das Schloß am Steine.

Die Base hatte sich in dem alten, weitläufigen Gebäude eingerichtet. Ich fand einen Verwalter mit Amtsleuten da und einen Forstmeister mit Forstgehilfen. Diese Männer besorgten die Angelegenheiten des Gutes. Sie gingen auch sonst in allem, was die Zeitläufe fordern möchten, der Base mit Rat und Tat an die Hand. Der Verwalter hatte eine sehr angenehme, wohlgebildete Frau und zwei Töchter von großer Schönheit. Die Gattin des Forstmeisters war von einnehmenden Wesen, und ihre Tochter fast so schön wie die Töchter des Verwalters. Diese

Leute versammelten sich fast alle Abende mit der Base und den Ihrigen in dem Saale des Schlosses. Da waren denn nun die Ereignisse der Zeit beinahe immer der ausschließliche Gegenstand der Gespräche. Man verhandelte eifrig hin und wider.

Eines Tages, da man sehr angelegentlich geredet hatte, sagte ich: „Die Freiheit als die Macht, unbeirrt von jeder Gewalt, das Höchste der Menschheit an sich zu entwickeln, ist das größte äußere Gut des Menschen. Der rechte Mensch ist frei von den Gelüsten und Lastern seines Herzens und schafft sich Raum für diese Freiheit oder lebt nicht mehr. Wer so nicht frei ist, kann es anders nicht sein. Das andere ist die Freiheit des Tieres, das nach seinen Trieben tut. Ich hoffe, daß bei uns Männer sind, diese Freiheit zu fördern und ihr einen Weg in das Staatsleben zu bahnen, daß sie in ihrer Schönheit erblühe. Wie lange es bis dahin dauern wird, weiß ich nicht. Die meisten derer, die jetzt nach Freiheit rufen, sind noch in den Banden ihrer Gier nach Herrlichkeit, Nutzen und Gewalt und sind gegen die Unterdrückung Unterdrücker, wie der Dichter vor langem gesagt hat: ‚Um den Vorteil der Herrschaft stritt ein verderbtes Geschlecht, nicht würdig, das Gute zu schaffen.‘ Bei uns tut not, daß das Reich nicht wanke, und wenn es fest steht, dann mögen in ihm die rechten Männer den Pfad der Freiheit suchen und wir vorerst dazu die rechten Männer finden. Weil ich aber in den Rat nicht tauge, gehe ich zu dem Feldherrn, der jetzt das Reich vertritt, und diene ihm. Ich werde ohne Abschied von hier fortgehen und einmal nach einer finstern Nacht nicht mehr dasein. Der Herr Verwalter wird zum Öffnen des Pförtchens die Stunde wissen und sie nicht verraten.“

„Nein, nein, das darf nicht sein,“ rief die Base, „du mußt Lebewohl sagen.“

„Das führt zu Weitläufigkeiten oder Rührungen und Störungen,“ sagte ich, „so etwas muß frisch getan sein, und einmal komme ich und sage: ich bin da. Endlich kann mich zu einem Abschiede niemand zwingen, wenn ich keinen nehme.“

Man stritt noch mit halbem Willen fort und gab es mit halbem Willen zu.

Dann kam das Gespräch erst recht auf meine Worte und wurde mit Lebendigkeit über Freiheit, Staatswohl, Volksvertretung, Regierungsart und derlei Dinge geführt. Alle beteiligten sich daran, nur Hiltiburg nicht.

Wir gingen spät in der Nacht auseinander.

Ich machte nun bald Anstalten zur Abreise.

Ich sagte am Abende vor der dazu bestimmten Nacht dem Verwalter die Stunde, in der er mir die Pforte offen halten sollte. Christoph trug zu dieser Stunde meinen Mantelsack hinab, um ihn auf das Bauerwägelchen zu laden, das ich vor das Schloß bestellt hatte. Ich folgte ihm dann. Ich ging mit unhörbaren Schritten, daß ich niemand erwecke, über den finstern Gang. Da streifte etwas an mich wie ein Frauenkleid, zwei weibliche Arme umschlongen mich, und plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meinen Lippen. Dieser Kuß war so süß und glühend, daß mein ganzes Leben dadurch erschüttert wurde. Die Gestalt wich in die Finsternis zurück, ich wußte nicht, wie mir war, und eilte auf dem Gange fort, über die Treppe hinab, durch das geöffnete Pförtchen hinaus, auf dem Wagen zur Post, auf dem Postwagen in der Richtung nach meinem Reiseziele dahin und konnte den Kuß nicht aus dem Haupte bringen. Ich bin später bei Wachtfeuern gewesen, auf der Vorwacht in der Finsternis der Nacht, auf wüsten Lagerplätzen, in Regensturm und Sonnenbrand, in schlechten Hütten und in schönen Schlössern, und immer erinnerte ich mich des Kusses und dachte, welches der Mädchen mußte das Ungewöhnliche getan haben. Das erkannte ich, daß der Kuß tiefes Geheimnis sein sollte, ich forschte nicht und sagte keinem Menschen ein Wort davon.

Der alte Feldherr hatte mich sehr freundlich aufgenommen und mich zu seinen Männern eingeteilt. Ich fand alte Bekannte und erwarb neue, und Kameradschaft und Freundschaft erneuerte sich und gründete sich. Was auch einer für eine Muttersprache redete, wir fragten nicht darnach, Deutsch konnte ein jeder, und in der deutschen Sprache, gut oder schlecht, selten nach der Schrift, sondern meist nach der Landessitte des einzelnen, plauderten wir und schlossen den Bund, in Not und Tod miteinanderzugehen. In den Gefilden, die ich einmal, da sie ruhig und blühend waren, durchwandelt hatte, war nun der Krieg und mancherlei Elend und Verwirrung. Aber für uns kamen immer günstigere Tage. Wir gingen vorwärts und vorwärts, der Ehrenglanz der Waffen wuchs, eine Tat gelang, die zweite wurde gewagt, und nach vielerlei Ereignissen und mancher Unterbrechung kam der letzte Sieg, der den Frieden brachte.

Meine Absicht war nun zunächst erreicht, ich verabschiedete mich auf Zeit und Wiederbedarf, ließ ein Stück meines Herzens bei den Freunden und trug das andere über die Alpen in die Heimat zurück.

Ich ging nicht in das Steinschloß, obwohl es in meiner Richtung lag, sondern zu meinem Vater in die weiße Sentze.

Er begrüßte mich sehr liebevoll und sprach in der ersten Zeit gar nicht über die Vergangenheit.

Ich fand ihn in voller Arbeit. Er vergrößerte den Garten, er verbesserte das Waldland und die entfernten Meierhöfe, er unterstützte die Bewohner der Gegend, suchte gute Volksbücher zu verbreiten und ordnete und bereinigte das Schloß. Dem allen gegenüber war es mir ein unangenehmer Anblick, daß die rote Sentze so verfiel.

Als ich mich eingerichtet hatte und meinem Vater in manchem beistand, sagte er einmal: „Wir müssen doch über das Geschehene reden. Wie wir beschlossen haben, hast du die Sache ausgeführt. Ich danke zuerst Gott, daß er dich wohlbehalten zurückgebracht hat, dann danke ich ihm, daß wir an der Tat haben mitwirken können. Die an festem Besitze und an Ausbildung hervorragen, müssen Säulen des rechtlichen Bestandes sein, je nach den Kräften, einige weniger, andere mehr. Wir von Palsentze mehr. Wie wir schon an Macht bedeutender sind und diese Macht auf Vereinbarungen, Ausgleichungen und Zusagen ruht, so haben wir die Gewähr des Palsentzekusses, die die Heiligkeit des gegebenen Wortes noch mehr erhärtet. Und in dem gegebenen Worte und dem daraus entsprungenen Rechte liegt die Möglichkeit menschlichen Besitzes und menschlicher Reiche. Wenn ein Reich nehmen dürfte, was ihm gut ist, dürfte es jeder, und keiner wüßte, ob das Kleinste sein ist, und wir wären im Tierstande. Verbessert soll immer werden, aber in Vereinbarung aller, wo zu verbessern ist. So wirst du auch einmal im Rate wirken, wenn du berufen werden wirst."

„Ich werde es tun," antwortete ich, „wenn ich die Gaben habe."

„Und das übrige, was wir in unserem Stamme gewünscht haben," sprach er weiter, „lassen wir ruhen. Du wirst anders glücklich sein, wie ich mit deiner Mutter glücklich gewesen bin, wenn ich auch nicht ursprünglich mein Augenmerk auf sie gerichtet hatte. Wenn du gewählt haben wirst, wirst du mir es sagen. Oder hast du gewählt?"

„Ich habe nicht gewählt, mein Vater," antwortete ich, „und werde wohl in kurzer Zeit auch noch nicht wählen."

„Wie du das für gut hältst, mein Sohn," sagte er, „obwohl ich gerne vor dem Schließen meiner Augen noch das Fortblühen unseres Geschlechtes gesehen hätte und mir auch die Liebe einer kleinen Nachkommenschaft wohlgetan hätte."

„Du blühest ja selber noch, Vater," sagte ich, „und wirst blühen, wenn das eingetreten ist, was du jetzt wünschest."

„Das steht in Gottes Hand," erwiderte er, „es kann sein, daß es so ist, es kann sein, daß es auch nicht so ist. Erwarten wir, was er sendet. Und zum letzten, mein Sohn, daß ich auch davon rede — da es zwischen Hiltiburg und dir so geworden ist, wie es ist, so wird es notwendig sein, daß ihr euch, damit nicht Haß und Feindschaft entstehe, den Friedenskuß unseres Stammes gebet. Hiltiburg wird dann ihr Wort halten."

„Ich gebe gerne dieses Pfand", sagte ich, „und werde unverbrüchlich darnach handeln."

„Ich weiß es, und so wäre das abgetan," entgegnete er, „dein Besuch bei Walchon ist durch deinen Feldzug auch sehr weit hinausgeschoben worden."

„Er wird mir nicht zürnen", antwortete ich.

„Er ist mit allem einverstanden, was geschehen ist", sagte der Vater.

Und so endete dieses Gespräch.

Einige Zeit darnach trat ich die Reise zu dem Vetter Walchon an.

Ich fuhr in einem Wagen bis an den Bayrischen Wald. Dort nahm ich einen Führer, der mein Ränzlein trug, und ging auf einem Pfade über die Wasserscheide. Jenseits derselben schickte ich in dem Orte Sonnberg den Führer zurück, ließ mein Ränzlein da und sagte, daß es geholt werden würde. Ich wollte allein zu dem Vetter kommen. Ich ging aus der Vertiefung gegen die Höhen empor und gelangte endlich in ein Gehege, auf dem ein Trümmerwerk von grauen Granitsteinen begann, zwischen denen hie und da eine Krüppelföhre stand, bis zuletzt ungeheure häusergroße Granitblöcke lagen und sich rückwärts zu einem Giebel emportürmten, hinter dem erst wieder der Wald hinanstieg. In ihm standen die schönen Bäume, die gerne auf einem solchen Boden gedeihen: Tannen, Fichten, Föhren, Buchen, Ahorne, Birken. Mitten in dem Steingetrümmer stand ein Haus. Es war aus Holz gezimmert und hatte ein flaches Dach, auf welchem wieder graue Steine lagen. Es mochten durch lange Zeit Regen und Sonnenschein darauf niedergegangen sein, denn sein Holz war ebenfalls grau geworden. Um das Haus war in einiger Entfernung ein Zaun aus Föhrenknitteln. Ich ging auf einem Pfade, der kaum merklich kennbar war, gegen den Zaun und das Haus. Ich ging durch das offene Türchen des Zaunes hinein. Da kam mir Wilhelm entgegen, der sehr alt geworden war, und sagte: „Seid Ihr doch der Vetter Rupert?"

„Ich bin es, und du bist Wilhelm", antwortete ich.

„Ja," sagte er, „und seid gegrüßt, Ihr müßt warten, der Herr wird erst in einer Stunde kommen."

„Ich werde warten," entgegnete ich, „sei mir auch du gegrüßt, Wilhelm."

„Was die Zeit vergeht," sagte Wilhelm, „und ich habe Geschäfte, setzt Euch nur in dem Hause auf einen Stuhl."

„Tue deine Geschäfte," antwortete ich, „gehe in das Haus, ich werde hier im Freien warten."

„Nun, so tut, wie Ihr wollt", sagte er.

Nach diesen Worten ging er in das Haus; ich aber setzte mich in ein Stück Schatten, das von dem Überdache auf die Bank vor dem Hause herabfiel.

Nach einer Stunde, da die Strahlen der heißen Mittagsonne in die grauen Steine niedersanken, kam der Vetter langsam gegen das Haus und gegen mich. Er hatte einen Rock an, der so grau war wie die Steine. Er hatte ein Beinkleid von derselben Farbe und an den Füßen starke Stiefel. Auf dem Haupte trug er einen grauen Hut mit einem schwarzen Bande, und um die Schultern hatte er an einem Riemen ein flaches, viereckiges Fach, das mit braunem Leder überzogen war. Er hatte eine Gestalt, wie ich sie noch an seinem Vater und an meinem Großvater gesehen hatte. Sein alterndes, bräunliches Angesicht mit dem grauen Stutzbarte war fast so schön wie bei meinem Vater. Hinter ihm ging ein gelblich-weißer Wolfshund von ungewöhnlicher Größe. Ich stand auf; er aber sagte, da er bei mir war: „So besuchst du mich in meiner Waldburg. Sie ist aus Holz wie die des alten Königs Ezel, nur ist sie kleiner und steht nicht auf einer grauen Heide wie die seinige, sondern unter diesen grauen Steinen. Gehe herein."

Er beschwichtigte den Hund, der einige Mißtöne gegen mich gab, und wies mit der Hand gegen die Tür. Ich ging durch dieselbe ein, er folgte mir und führte mich dann in eine Art Saal, dessen Wände mit rötlichem Leder überzogen waren, auf welchen in Metallrahmen Bilder seiner Vorfahren hingen. Sie waren offenbar Nachbilder. Sonst hingen noch Waffen aus der ältesten Zeit bis in die neue da. Die Geräte waren mit dem Leder der Wände überzogen. An den Fenstern waren seidene Vorhänge von der gleichen rötlichen Farbe zurückgeschlagen, und die nämliche Seide bedeckte den Tisch, der mitten in dem Zimmer stand. Wir legten unsere Hüte auf den Tisch. Da sah ich, daß die reichlichen Haare meines Vetters braun gewesen sein mochten wie die meines Vaters, daß sie aber jetzt stark mit Grau gemischt waren. Seine Augen glänzten un-

gewöhnlich. Er sprach zu mir: „Das ist der Burgsaal. Ich grüße dich als Gast, iß das Stückchen Brot mit mir, das ich zu bieten habe."

Er reichte mir die Hand, ich faßte sie.

Dann sagte er: „Nun folge mir weiter."

Wir nahmen unsere Hüte, und er führte mich durch einen Gang in ein Gemach, dessen zwei Fenster gegen Mittag gingen. Die Geräte waren aus Birkenholz gemacht. Es war zum Schlafen und Wohnen eingerichtet.

Er sprach zu mir: „Das ist das Birkenzimmer und gehört dir, solange du da bist. Folge mir wieder weiter."

Er führte mich neuerdings durch den Gang in ein Zimmer. Dasselbe war mit braunem Leder überzogen wie das Fach, das er trug, und die Geräte zeigten dasselbe Leder. Das Zimmer war gleichfalls zum Wohnen und Schlafen bestimmt. An den Wänden hingen zahlreiche Bilder mit Pflanzen. Auf einem Tische lagen sehr große Bücher oder Mappen, die mit Bändern zu binden waren. Sonst befanden sich auch noch mannigfaltige kleinere Bücher in dem Zimmer, dann noch Waffen, und in einer Ecke war etwas wie eine Presse.

Er sagte zu mir: „Das ist das Pflanzenzimmer und mein Wohngemach. In demselben kannst du mich besuchen."

Nach diesen Worten nahm er das Fach von den Schultern und legte es auf einen Tisch.

Dann sagte er: „Folge mir nun wieder weiter."

Er führte mich abermals durch den Gang in ein Zimmer, das ich als Speisezimmer erkannte. Ein Tisch von braungewordenem Tannenholze war mit Linnen gedeckt, und es standen Speisegeräte für fünf Personen auf ihm. Um den Tisch waren Stühle vom alten Tannenholze.

Er sagte zu mir: „Wir werden hier unser Mittagmahl verzehren, lege deinen Hut ab und setze dich zu meiner Rechten."

Wir legten die Hüte auf ein Nebentischchen, er setzte sich an das obere Ende des Speisetisches, und ich setzte mich rechts von ihm an die Langseite desselben.

Sogleich wurde auch das Mahl hereingetragen. Ein kleiner, alter Mann, den ich nicht kannte, brachte auf einer Schüssel Rinderbraten. Dann brachte er eine Flasche mit Wein und eine mit Wasser. Hierauf setzte er sich selber an den Tisch. Ein Mann in mittlerem Alter, ganz weiß gekleidet, kam herein und setzte sich zu uns. Das nämliche tat der alte Wilhelm. Wir fünf Männer verzehrten nun den Rinderbraten und aßen

gutes Roggenbrot und tranken Wein und Wasser dazu. Der Hund bekam seine Nahrung von unserem Tische in einen irdenen Trog, der auf der Erde stand. Diese eine Speise war das Mittagmahl gewesen.

Nach dem Essen sagte der Vetter zu mir: „Hier ist Wilhelm, der Seneschall unserer Waldburg, hier ist Adalo, der Koch, und hier Dietrich, der Truchseß. Das ist die Besatzung. Sie wird dir von manchem Dienste sein, wenn du es bedarfst. Von Menschen ist sonst nichts hier. Der Hund Witun ist unser Wächter und Beschützer, die zwei Saumpferde bringen uns den Bedarf, und die paar Kühe geben uns Milch. Das sind die Tiere, die wir hegen. Die andern sind freiwillig da: die Käfer, Fliegen, Eidechsen, Faltern, Mäuse. Du wirst alles und den Brauch dieses Hauses kennen lernen. Jetzt trennen wir uns, und pflege jeder seiner Zeit."

Er nahm seinen Hut, grüßte mit der Hand und entfernte sich mit dem Hunde aus dem Speisegemache. Ich nahm gleichfalls meinen Hut und folgte ihm. Ich sah ihn in das Pflanzenzimmer gehen, und ich ging in das Birkenzimmer. Wohin sich die andern begaben, beachtete ich nicht.

Ich setzte mich in meinem Zimmer auf einen Stuhl und blickte eine Zeit durch das Fenster auf den entfernten Wald, der im Mittage stand.

Als ich dann meinen Vetter mit seinem großen Hunde durch die Verzäunung herausgehen sah, erhob ich mich, verließ gleichfalls mein Zimmer und das Haus, und weil ich nicht wußte, wen ich um mein Ränzlein schicken sollte, ging ich selber nach Sonnberg hinunter und nahm dort einen Mann, der es mir heraufstrug. Ich brachte dann meine Habseligkeiten in dem Birkengemache unter. So war der Tag vergangen. Gegen den Abend wandelte mein Vetter mit seinem Hunde wieder durch die Gesteine herein. Als die Sonne untergegangen war, holte mich Dietrich zum Abendessen. Es bestand in einem kalten Rehbraten und wie am Mittage aus dieser einzigen Speise. Der Hund aß wieder neben uns auf der Erde. Nach dem Essen sagte mein Vetter eine gute Nacht, die andern taten desgleichen, und man zerstreute sich. Ich ging in mein Zimmer, las noch lange in einem meiner Bücher und legte mich erst zur Ruhe, als schon die tiefe Nacht unter all diesem Gesteine war.

Beim Aufgange der Sonne holte mich Dietrich zum Frühmahle. Dasselbe bestand aus Milch und Brot. Da es vorüber war, verließen wir wieder das Speisezimmer. Ich blieb zwei Stunden in meinem Gemache und las und schrieb. Dann kleidete

ich mich sorgfältig an und stattete meinem Vetter den ersten Besuch ab. Er schien mich erwartet zu haben; denn er war besser gekleidet als gestern und war noch in seinem Zimmer. Er saß vor einem Tische, auf dem er einige Hände voll Moose hatte, und suchte in ihnen herum. Er stand auf, da ich hereingekommen war, führte mich zu dem Ruhebette, lud mich mit der Hand zum Sitzen ein, und da ich es getan hatte, setzte er sich zu meiner Linken. Der Besuch war kurz, wir sprachen von allgemeinen Dingen, und ich entfernte mich wieder. Nach einer Stunde kam er sehr schön gekleidet zu mir und blieb einige Augenblicke da.

Die feierlichen Ankunftsbesuche waren nun abgetan, und der Vormittag war bald vorüber.

Nach dem Mittagessen ging ich in die Umgebungen des Hauses. In der Nähe konnte man in gebrochenen Richtungen zwischen den Steinen durchgehen, weiter rückwärts hätte man sie übersteigen müssen, und an dem Giebel hätte wohl kaum der geschickteste Kletterer emporkommen können. In der entfernteren Richtung gegen Abend lagen sie loser, und es kamen Erlengebüsche, Wacholder- und Haselgesträuche. In den Wäldern, die gegen Mitternacht emporgingen, waren sie auch zerstreut, und zwischen ihnen standen die hohen Bäume empor, und es waren unzählige Moose und schöne Farnkräuter unter ihnen.

Gegen den Untergang der Sonne kehrte ich wieder in das Haus zurück. Ich lernte bald die einfachen Gepflogenheiten desselben kennen. Dietrich ging öfters mit einem oder dem andern Saumrosse in die Ortschaften hinunter, um zu holen, was man brauchte. Adalo bereitete die Speisen, und Wilhelm besorgte die anderen laufenden Geschäfte. Gleich nach dem Aufgange der Sonne war das Frühmahl, um zwölf Uhr das Mittagmahl und nach dem Untergange der Sonne das Abendessen. Des Morgens hatte man immer Milch und Brot, des Mittags und Abends verschiedenes, aber stets nur eine Speise. In seinem Tun wurde niemand beirrt. Mein Vetter ging fast immer im Freien herum. Ich war zuweilen in seiner Gesellschaft. Wir machten uns nämlich gelegentlich Besuche in unseren Zimmern oder ergingen uns auch ein wenig in der Nähe des Hauses. Er sprach nur von gewöhnlichen Dingen. Über Angelegenheiten unseres Geschlechtes oder über Mitglieder desselben redete er gar nicht. Ich suchte auch nicht irgendeinen Gesprächsgegenstand aufzubringen. Welcher Art die Bücher waren, die ich in seinem Zimmer sah, strebte ich nicht zu ergründen, fand ihn aber öfter in einem lesen. Sonst war sein Benehmen ruhig und gleichmäßig. Ich bemerkte, daß

er in seinem ledernen Täschchen, ohne welches er gar nie ausging, sehr oft Moose nach Hause brachte, daß er dieselben ordne, und daß ihm bei diesem Geschäfte alle seine Mitbewohner behilflich waren. Ich machte daher eines Tages eine Tasche aus starkem Papiere, ging mit derselben einen ganzen Nachmittag in dem Walde herum, füllte sie mit Moosen, die mir besonders gefielen, und brachte ihm dieselben. Er leerte sie auf einem Tische aus und sagte: „Morgen nach dem Frühmahle werden wir sie untersuchen."

Am andern Tage ging ich nach dem Frühmahle mit ihm in sein Gemach. Er las die Moose Stämmchen für Stämmchen auseinander und legte sie in eine Reihe. Dann sagte er: „Du hast eine gute Meinung, Vetter, aber du kennst die Sache noch nicht. Ich habe die Verwunderlichkeit dieser kleinen Dinge zu ergründen gesucht und bin noch lange zu keinem Ende gelangt. Ich habe es besonders von diesem Hause aus getan, ich habe Hunderte von Arten gesammelt, ich habe die Bücher, die von ihnen handeln, habe mir den Gehalt derselben angeeignet; aber die Bücher und ich sind nicht vollkommen. Die Dinge wollen ihre eigene Weise. Wenn es dir gefällt, meine Anstalten zu betrachten, so tue es. Hier sind die Fächer, in denen die Moose nach ihrer Ordnung eingelegt sind, und hier ist das Buch, nach dessen Weisung die Einlage gemacht worden ist. Andere Bücher schlagen andere Weisen vor. Du kannst in sie hineinsehen und dann urteilen, was du für zweckmäßiger hältst. Fast besser noch als die Einlagen ist das Pressen. Wir pressen die Moose auf Papier ab, und sie geben ihre Gestaltungen erstaunlich schön, wenngleich die Farbe nicht, die aber auch in den Einlagen absteht. In den Mappen hier findest du die Abdrücke. Willst du dich aber mit diesen Dingen gar nicht befassen, so bist du auch in deinem Rechte, ich gebe dir nur die Erlaubnis dazu."

„Ich werde diese Erlaubnis benützen," antwortete ich, „wenn du gestattest, Vetter, daß ich öfters dieses Zimmer besuche."

„Du darfst es besuchen", sagte er, „und darfst dir auch Bücher oder Mappen in dein Gemach hinübertragen."

„Ich werde es tun", sagte ich.

Und nun blickte ich öfter in die Bücher und suchte mich zu unterrichten, daß ich einsichtiger verfahre, wenn ich ihm wieder Moose brächte. Es entstand endlich in mir sogar ein Anteil an der Sache.

Ich sah in den Einlagen eine solche Zahl von Moosen, die ich nicht für möglich gehalten hätte, ich sah Ver-

wandtschaften, Verbindungen und Übergänge. In den gepreßten Blättern sah ich die Verschwendung der Gestalten und erstaunte über die Schärfe und Eigentümlichkeit. In den Büchern fand ich die Bestrebungen, den Verwicklungen beizukommen, vertiefte mich in die Bestrebungen und neigte mich bald zu dieser, bald zu jener Ansicht. Ich hatte oft mehrere Bücher oder Fächer oder Mappen meines Vetters in meinem Zimmer. Ich fand nun auch wirklich manches seltene Stämmchen, das der Vetter für seine Sammlung brauchen konnte, ja ich fand einmal eine Art, die er noch gar nicht hatte.

„Siehst du," sagte er, „diese Wälder sind ergiebiger an Moosen als andere. Du wirst schon noch weiter gelangen."

So war nun ein Band zwischen uns gefunden.

Von dieser Zeit an sprach er nun auch über andere Dinge, von denen er früher nicht gesprochen hatte.

Er fragte mich um die Ereignisse des abgelaufenen Krieges, um den Feldherrn, um die Führer, um meine Freunde. Er lobte meine Handlungsweise und erging sich in den Folgen derselben. Er sprach mit Hochachtung von meinem Vater.

Eines Tages zeigte er mir das Innere des Hauses, und als ich meine Verwunderung aussprach, daß dasselbe so viele Räume habe, da es doch so unscheinbar aussehe, antwortete er: „Es ist nur unter den großen Granitsteinen so klein. Ich habe das Haus, das ich die graue Sentze nenne, zu einer Zeit erbaut, da etwas eingetreten war, das ich nicht verwinden zu können gemeint habe. Ich habe es aber verwunden und habe wieder in die Zeit fortgelebt. Das Haus ist zu manchen Überwindungen gut, und ich habe es öfter besucht. Alle Dinge, die ich seit meiner Jugend zu Gutem und Großem unternommen hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe mich gefügt und habe abermals in die Zeit hinübergelebt. Nur die Naturdinge sind ganz wahr. Um was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig."

Er gab mir später ein ledernes Täschchen für die Moose, wie er eines hatte.

So lebten wir wieder eine Weile dahin.

Als ich einmal spät am Nachmittage nach Hause kam, sah ich innerhalb der Umzäunung eine weibliche Gestalt zwischen den Steinen stehen. Sie hatte ein Linnengewand an, das mit einer matten blauen Farbe bedruckt war. Auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben Strohhut. Neben der Gestalt stand der Hund meines Vetters. Er war ruhig und schien sogar freundlich.

Aus der Anwesenheit des Hundes schloß ich, daß mein Vetter

in dem Hause sein müsse. Ich ging daher auf dasselbe zu. Da die Gestalt an dem Wege stand, mußte ich ihr nahe kommen. Sie wandte sich um, es war Hiltiburg.

„Du bist da, Hiltiburg", sagte ich.

„Ja, Vetter, ich bin da," antwortete sie, „um meine Pflicht zu tun. Mein Vater ist in der Einsamkeit, sie haben mir nichts davon gesagt; ich habe nur seine Rückkehr aus Ägypten gewußt; ich habe mir aber Kenntnis verschafft und bin gekommen, bei ihm zu sein, und er hat mein Hierbleiben gestattet."

„Ich glaube, du handelst gut, Hiltiburg", sagte ich.

„Es ist bloß recht", antwortete sie.

Ich wendete mich zum Gehen; sie blieb mit dem Hunde an ihrer Stelle zurück.

Ich fand meinen Vetter in dem Pflanzengemache und übergab ihm meine Ausbeute. Er legte die Pflanzen nebeneinander und sagte dann: „Du bist auf dem Riegelsteine gewesen, ich wüßte nicht, wo diese Dinge sonst vorkommen."

„Ich bin auf dem Riegelsteine gewesen", antwortete ich.

„Du hast schon ein gutes Auge," sagte er, „wir werden einlegen und pressen. Hiltiburg ist gekommen und wird hierbleiben. Wir haben jetzt in dem hölzernen Hause um zwei Bewohner mehr, um sie und ihre Dienerin."

„Ich denke, daß sie es mit gutem Grunde tat", sagte ich.

„So ist es", antwortete er.

Am Abende saßen um zwei Gäste mehr an unserem Tische, und zwar um zwei weibliche.

So war es auch beim nächsten Frühmahle.

Dann hörte ich Hiltiburg mit Wilhelm im Hause herumgehen.

Nach und nach bemerkte ich, daß es in dem Hause, in den Gängen, in den Wohnungen und in der Umgebung reinlicher sei. Zu unsern Speisen gesellten sich nach und nach Zutaten, und wir hatten morgens Milch, Tee, Kaffee, Butter und kalten Braten, mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse und noch irgendeine Speise und des Abends die Speisen wie des Morgens, nur noch einen warmen Braten dazu. Wenn Walchon von einer Speise zwei Male nahm, kam sie öfter auf den Tisch. Alle gewöhnten sich an die neue Ordnung, es wurde nichts mehr darüber gesprochen. Auch eine Magd kam noch in das Haus.

Ich konnte nicht gleich nach Hiltiburgs Ankunft fortgehen, weil es aufgefallen wäre. Ich blieb also da.

Hiltiburg ging immer in einfachen Linnenkleidern, die mit irgendeiner Farbe und Zeichnung bedruckt waren. Auf dem Haupte hatte sie stets den runden Strohhut und an den Füßen

starke Stiefelchen. Sie trug auch oft ein graues Kleid wie ihr Vater, und wenn sie zu einer Zeit im Walde oder in der Gegend herumging, hatte sie auch ein Ledertäschchen um ihre Schulter hängen. Man sah sie öfter und nach und nach immer länger mit ihrem Vater gehen. Wenn es spät Abend wurde, oder auch selbst in der Nacht, hörten wir die Töne ihrer Harfe aus ihrem Zimmer. Ich sprach nun öfter mit Hiltiburg. Ich zeigte ihr die Bücher der Moose und unterrichtete sie ein wenig. Ich belehrte sie auch über andere Pflanzen, die ihrem Vater angenehm sein konnten. Ich zeigte ihr auch meine Bücher, in denen ich las, und lieh ihr einige auf ihr Verlangen.

So lebte ich dahin.

Ich las oft in einem meiner Bücher oder saß auf einem Steinblocke und betrachtete das Dämmern der fernen Wälder oder sah Hiltiburg nach, wenn sie aus der Umzäunung hinausging, und wenn sie zurückkam, heftete sie die Augen auf mich. Meinem Vetter suchte ich Aufmerksamkeiten und Freude zu bereiten, wie ich nur immer konnte.

Als der tiefe Herbst eingetreten war, sagte eines Tages mein Vetter zu mir: „Rupert, du weißt, welchen Wunsch dein Vater in Hinsicht der zwei jüngsten und einzigen Zweige unseres Geschlechtes hatte, in Hinsicht deiner und in Hinsicht Hiltiburgs. Ich hatte den nämlichen Wunsch. Weil aber dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen konnte, so ist jetzt ein anderer an seine Stelle getreten. Aus dem Verhältnisse zwischen Hiltiburg und dir glauben wir die Veranlassung zu erkennen, daß ihr euch den Friedenskuß der Palsentze gebet, welcher das Versprechen enthält, daß eines dem andern kein Übel zufügen werde. Dein Vater hat mir geschrieben, daß du zu dem Kusse eingewilliget hast. Ich habe mit Hiltiburg gesprochen, sie hat auch eingewilligt. Ist es dir genehm, so zeige mir den Tag an, mit welchem du die Vorbereitungen dazu beginnen willst. Du weißt, daß diese Vorbereitungen darin bestehen, daß man drei Tage mit einem Gebete, mit Betrachtungen über den Schwur und mit Lesung der Schwurschriften hinbringe. Hiltiburg wird an dem nämlichen Tage die Vorbereitungen antreten. Ich habe von den vorhandenen Schwurschriften zwei Abschriften in dem Hause. Eine werde ich dir, eine Hiltiburg geben. Und am Morgen nach dem dritten Tage leistet ihr in dem Saale, ohne einen einzigen Zeugen als Gott, wie es vorgeschrieben ist, das Versprechen."

Ich antwortete auf diese Rede: „Lieber Vetter, wenn nichts dagegen ist, so werde ich morgen die Vorbereitungen beginnen, frage Hiltiburg über die Angelegenheit noch einmal."

„Ich werde sie fragen", antwortete er.

Gegen den Abend sagte er zu mir: „Hiltiburg ist nicht dawider, und so beginnet."

Er gab mir ein Päckchen Papier, das mit seidenen Bändern umwunden war. Ich trug es in mein Zimmer.

Dann kam das Abendessen, es war stille, und wir trennten uns bald.

Am andern Morgen tat ich, da ich völlig angekleidet war, ein sehr ernstes Gebet zu Gott. Dann dachte ich, was ich mir wohl schon lange klargemacht hatte, an den Inhalt des Versprechens. Dann löste ich die seidenen Bänder von den Papieren, die mir Walchon gegeben hatte, und begann zu lesen. Meine Speisen brachte mir Dietrich in mein Zimmer.

So vergingen die drei Tage.

Am Morgen des vierten kleidete ich mich festlich und ging in den Saal. Er war noch leer. Gleich darauf trat Hiltiburg herein. Sie war wieder in Linnen gekleidet, aber in weißes, und hatte keinen Hut auf dem Haupte. Ich ging ihr entgegen, und wir grüßten uns stumm. Dann blieben wir einen Augenblick stehen, dann trat ich in der Mitte des Saales zu ihr und sagte: „Hiltiburg, hast du die Schriften gelesen?"

„Ich habe sie gelesen", antwortete sie.

„Ich habe sie auch gelesen", sagte ich.

Dann sprach ich wieder: „Weißt du das Wort?"

„Ich weiß es", antwortete sie.

„Ich weiß es auch", sagte ich.

Dann fragte ich: „Soll ich das Wort sprechen?"

„Sprich es", antwortete sie.

Sie stand, da sie dieses sagte, vor mir und hatte ihre beiden Arme an den Körper niederhängen. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern und sagte leise: „Hiltiburg, mit Gott."

„Rupert, mit Gott", antwortete sie noch leiser.

Darauf neigte ich mein Angesicht gegen das ihrige, sie neigte das ihrige gegen mich, und wir drückten die Lippen aneinander.

Da es geschehen war, rief ich: „Hiltiburg, ich kenne den Kuß."

Sie wendete sich plötzlich ab, ging gegen das Fenster und blieb dort mit dem Rücken gegen mich stehen, als wollte sie in die grauen Steine hinaussehen.

Ich ging hinter ihrem Rücken gegen sie, dann ging ich gegen die Tür, dann ging ich wieder gegen sie.

Dann sagte ich: „Hiltiburg, ist das nur ein Kuß des Friedens gewesen?"

Ich hörte, daß meine Stimme zitterte, als ich die Worte sprach.

Sie wendete sich um, auf den rosenroten Wangen war die Glut des Himmels, und die wundervollen Augen leuchteten wie das Licht der Sonne.

„Rupert!“ rief sie.

„Hiltiburg!“ rief ich.

Und mit eins hatten wir uns in den Armen und umfaßten uns und drückten die Lippen wieder aneinander, so fest und innig, als sollten wir sie immer und ewig nicht mehr voneinander trennen. Sie begann zu schluchzen, ich fühlte mein Wesen erbeben und schluchzte auch wie in tiefster Reue.

Immer drückten wir uns wieder an das Herz und drückten die Lippen aneinander.

Wir sagten nur die Worte: „Hiltiburg, Rupert.“

Endlich, da ihre Augen noch in Tränen schimmerten, nahm ich ihre reine, schöne Hand. Sie ließ sie mir willig. Ich führte sie an der Hand zur Tür des Saales, bei der Tür hinaus und über den Gang zum Vater in das Pflanzengemach.

Als wir vor ihm standen, blickte er uns an, sagte kein Wort, und ein Strom von Tränen brach aus seinen Augen.

Dann rief er: „Nach fünfundvierzig Jahren!“

Dann sagte er wieder nichts.

Dann sprach er: „Ich muß deinem Vater schreiben.“

Er ging an den Schreibtisch. Wir setzten uns auf Stühle nieder. Er schrieb auf ein Blatt mehrere Zeilen, dann siegelte er es und schrieb eine Aufschrift. Dann klingelte er. Als hierauf Dietrich gekommen war, sagte er: „Sattle ein Pferd und reite mit diesem Briefe auf die Post.“

„Ich werde es tun“, sagte Dietrich.

Als Dietrich das Zimmer verlassen hatte, sagte Walchon zu uns: „Kinder, Kinder, lasset mich jetzt allein, gehet jedes in eure Kammer und danket Gott!“

Wir verließen das Gemach.

Als ich in meinem Zimmer saß, kam Wilhelm herein und sagte: „Ihr sollt Euch zur Abreise richten, ich muß mit dem andern Pferde auf die Post reiten und einen Wagen für Euch und den Herrn und das Fräulein auf morgen früh nach Sonnberg bestellen.“

„Ich werde mich richten“, sagte ich.

Er verließ das Zimmer, und ich hatte meine Sachen bald gepackt.

Des ganzen Nachmittages waren Vorbereitungen zur Reise.

Am andern Morgen gingen Walchon, Hiltiburg und ich nach dem Frühmahle nach Sonnberg. Wilhelm war schon dort und hielt den Wagen in Bereitschaft. Wir stiegen ein und fuhren in der Richtung gegen die weiße Sentze ab.

Am zweiten Tage mittags kamen wir dort an.

Der Vater empfing uns an dem Tore und geleitete uns in den Saal.

Da führte Walchon Hiltiburg vor ihn und sagte: „Sie ist so schön wie Eveline. Sie ist nicht so, wie wir dachten, sie ähnelt meinem Großvater Erkambert, deinem Ahnherrn, der gegen die Menschen unwirsch gewesen ist und ihnen Gutes getan hat."

Mein Vater blickte den Vetter an und sagte: „Mein geliebter Walchon!"

Walchon blickte den Vater an und sagte: „Mein geliebter Erkambert."

Dann faßten sich die zwei Männer in die Arme und küßten sich herzlich auf die Lippen.

„Walchon," sagte darauf mein Vater, „das ist doch ein Liebeskuß gewesen."

„Ja, es ist ein Liebeskuß gewesen", entgegnete Walchon.

Dann näherte sich mein Vater Hiltiburg, neigte seine Lippen gegen ihren Mund und sagte: „Erlaube, schöne Base!"

Hiltiburg bot ihm den Mund, und er küßte sie.

„Nimm diesen Kuß auch als einen Liebeskuß, meine rechtschaffene, meine gute Base", sagte der Vater.

„Ich nehme ihn, mein hochverehrter Vetter," antwortete Hiltiburg, „und werde ihn zeitlebens im Gemüte tragen."

Dann näherte sich der Vater mir und schüttelte mir treuherzig die Hand.

„Ich habe es geahnt, als du mir die Briefe schriebst, Walchon", sagte er dann. „Ihr habt mich mit Eurer Ankunft überrascht, aber in der Sentze ist immer für ein Mittagmahl gesorgt. Folgt mir in das Speisezimmer."

Wir taten es, und nach kurzem Harren ward uns ein Mittagessen vorgesetzt.

Nach demselben wurde alles Gepäcke, mit Ausnahme des meinigen, in die rote Sentze gebracht. Boten wurden sogleich an Taglöhner, Maurer, Zimmerer, Schreiner und andere Gewerbsleute gesendet, daß sie des folgenden Tages Arbeiten in der roten Sentze beginnen sollten. Wilhelm wurde beauftragt, nach drei Tagen wieder in die graue Sentze zu reisen, dort alles in Ordnung zu räumen, das Haus zu sperren und alle, die dort sind, hieher zu bringen.

Walchon und Hiltiburg lebten nun in der roten Sentze, mein Vater und ich in der weißen.

Hiltiburg, die früher ihr Herz an Kleider gehängt hatte, war jetzt einfach, aber schön und hängte ihr Herz an Walchon, an meinen Vater und an mich.

Der zwanzigste Tag des Monates November wurde zur Vermählung festgesetzt.

Zur Base Laran, welche jetzt nicht mehr in Wien wohnen mochte, reiste ich selber in das Steinschloß, um die Einladung zu machen. Ich fand sie und ihre schönen Töchter heiter und fand auch zwei junge Männer, den Sohn des Verwalters und den des Forstmeisters, als Besuchende da.

Ich blieb drei Tage und reiste dann wieder nach Hause.

Und am zwanzigsten Tage des Monates November war vor allen näheren und ferneren Verwandten die Vermählung in der Kapelle der roten Sentze.

Als wir nach der Feierlichkeit uns in dem Saal versammelt hatten, ich in der schweren Kleidung der Palsentze, und Hiltiburg in einem reicheren Schmucke, als sie je einen gehabt hatte, und als wir uns auf den Befehl unserer Väter den Kuß der Ehe gegeben hatten, rief mein Vater: „Das ist ein Liebeskuß der Palsentze, möge nie mehr in dem Geschlechte not sein, daß ein Friedenskuß gegeben werde."

Hier hört die Schrift der Sentze auf.

Wir können aber berichten: Die gestreifte Sentze wird immer stattlicher und wohnlicher und der Garten immer blühender; die rote Sentze ist fast schon so rein und klar wie die weiße; die graue Sentze ist in ihrem Innern noch ansehnlicher und prunkender als früher ausgerüstet.

Hiltiburg und Rupert sind in einem Glücke, wie jenes einzige Fräulein und jener einzige Junker des Geschlechtes der Palsentze gewesen waren, und es scheint auch von ihnen die Folge ausgehen zu wollen wie von jenem Paare, und die Väter leben in so gutem Einvernehmen, als hätten sie sich viermal den Kuß von Sentze gegeben.

Der fromme Spruch.

1.

Dietwin von der Weiden hatte die Gepflogenheit, an jedem vierundzwanzigsten Tage des Monates April gegen den Abend in das Gut seiner Schwester einzufahren. So geschah es auch diesmal wieder, daß an dem genannten Tage um fünf Uhr nachmittags sein Wagen durch das Tor des Schlosses rollte. Er wurde von der Dienerschaft empfangen und in seine zwei wohlbestellten Zimmer geleitet. Dort kleidete er sich mit der Hilfe seines Kammerdieners sorgsam um, während der andere Diener die Gepäcksachen von dem Wagen heraufschaffen und der Kutscher die zwei Schimmel in dem Stalle gehörig versorgen ließ. Als der Kammerdiener erklärt hatte, daß nichts mehr an dem Anzuge fehle, ging Dietwin zu seiner Schwester. Diese saß in einem schwarzseidenen Kleide auf einem erhöhten Platze ihres Prunkzimmers und erwartete ihn. Etwas tiefer saß eine Kammerfrau, die gleichfalls in schwarze Seide gekleidet war. Als sich die Flügeltüren geöffnet hatten und er hereingetreten war, stand die Schwester auf und ging ihm entgegen. In der Mitte des Gemaches kamen sie zusammen. Er nahm sie bei der Hand, neigte sich gegen sie und küßte sie auf die Stirne. Sie behielt seine Hand, erhob sich gegen ihn und gab ihm den Kuß zurück. Darauf geleitete er sie zu ihrem Sitze. Zwei Diener rückten für ihn einen Armstuhl auf der Erhöhung dem Stuhle ihrer Gebieterin gegenüber. Dann verneigten sie sich tief gegen beide, stiegen von der Erhöhung, gingen aus dem Saale und schlossen hinter sich die Flügeltüren. Dietwin setzte sich in den Armstuhl, die Schwester bedeutete die Kammerfrau, welche aufgestanden war, sich wieder zu setzen, und als dieses geschehen war, wendete sie sich zu dem Bruder und sagte: „Sei gegrüßt, Dietwin."

„Sei gegrüßt, Gerlint", antwortete er.

„Erfreust du dich einer vollkommenen Gesundheit?“ fragte sie.

„Ich bin frisch und gesund, wie ich es alle Tage meines Lebens gewesen bin,“ antwortete er, „und kann ich von dir das gleiche erfahren?“

„So wie mich Gott der Herr noch nie mit einer Krankheit heimgesucht hat,“ entgegnete sie, „so bin ich auch seit unserem letzten Zusammensein gesund geblieben. Ich habe mein einfaches Leben zur Erhaltung meines Körperwohles fortgesetzt und nehme eine Krankheit, wenn sie Gott sendet, demütig an und trage, was sie bringt.“

„An diesen Gesinnungen erkenne ich dich“, sagte er.

„Und ist deine Gemütsruhe nicht gestört worden?“ fragte sie.

„Wie es in der Verwaltung von Liegenschaften Verdrießlichkeiten gibt,“ antwortete er, „und wie ein leichter Unmut über den Gang der öffentlichen Dinge zuweilen in das Gehirn kömmt, so rechnete ich diese Sachen in der letzten Zeit sowenig wie früher, und so glaube ich, daß nichts meinen jetzigen Gleichmut zu erschüttern imstande wäre.“

„Das ist recht gut“, erwiderte sie.

„Und wie ist es mit deiner Seelenruhe beschaffen?“ fragte er.

„Da ich immer weniger auf das achte, was Dienstleute und Untergebene gegen meinen Sinn tun,“ antwortete sie, „da ich immer weniger in die öffentlichen Angelegenheiten eingehe, weil mir ein Urteil über sie nicht zusteht, und da ich immer mehr alle Vorkommnisse als Schickungen Gottes betrachte, so kommt stets dauernder eine Stille meines Herzens zu mir, die wohl durch nichts mehr einen Abbruch erleiden wird.“

„Das ist auch recht gut“, sagte er.

„Ist kein Unfall vorgekommen?“ fragte sie.

„Ein zerbrochenes Rad, das wieder gemacht worden ist,“ entgegnete er, „eine kranke Kuh, die wieder gesund ist, und anderes, dessen ich mich nicht mehr entsinne.“

„Das ist ohne Bedeutung,“ sagte sie, „bei mir ist gar nichts vorgekommen.“

„So stehen die Sachen vortrefflich“, antwortete er.

„Es geht so gut, wie alles nur immer gehen kann,“ sagte sie, „und so sei noch einmal gegrüßt, Dietwin.“

„Sei gegrüßt, Gerlint“, erwiderte er.

Darauf stand er auf, küßte ihre Hand und verließ den Saal.

Die Geschwister verzehrten diesen Abend noch ein kleines Mahl miteinander.

Als der nächste Tag angebrochen war, und als Dietwin

das Frühmahl in seinem Wohngemache eingenommen hatte, ließ er sich noch viel festlicher kleiden als des Tages zuvor. Dann ging er in seinen zwei Zimmern auf und nieder. Nach einer Zeit erscholl die Glocke der Schloßkapelle. Auf dieses Zeichen ging er in die Kapelle und nahm seinen Sitz in einem wohlgepolsterten Stuhle an der linken Seite des Altares ein. Nach ihm kam Gerlint in einem äußerst schönen, aschgrauen Seidenkleide und setzte sich in einen gleichen Stuhl auf der rechten Seite des Altares. In der Tiefe der Kirche saß die Dienerschaft und saßen die Leute Gerlints, es saßen der Kammerdiener, der Diener und der Kutscher Dietwins, und es saßen noch dicht gedrängt viele andere Menschen. Alle waren festlich angetan. Nach der Ankunft Gerlints wurde ein feierlicher Gottesdienst in der Kapelle gehalten.

Nach dem Gottesdienste ging Dietwin in seine Wohnung. Dort nahm er ein großes, breites, flaches Fach von dunkelblauem Leder aus einer Schublade und ging mit dem Fache in den großen Saal des Schlosses. In dem Saale war ein kostbarer Teppich auf den Marmorboden gebreitet, auf dem Teppiche stand ein sehr geräumiger, rotseidener Armstuhl, und in dem Armstuhle saß in ihrem aschgrauen Seidenkleide Gerlint. Sonst war kein einziger Mensch in dem Saale. Sie stand auf, da Dietwin hereingetreten war. Er ging zu ihr, und die Geschwister küßten sich. „Gottes Heil mit dir, Gerlint," sagte er, „und möge dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

„Gottes Heil auch mit dir, Dietwin," sagte sie, „möge auch dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

Als diese Worte gesprochen waren, öffnete er das Fach, das er in der Hand hielt. Ein ebener, blaßroter Sammet stellte sich dar, und auf dem Sammete lagen vier Reihen großer, gleich makelloser Perlen, in ein Halsband geschlungen.

„Diese Perlen sind schwache Abbilder schöner Gedanken," sagte er, „möge deine Schönheit sie erst zieren und sie wert machen, daß du dich bei ihnen künftig deines heutigen Geburtstages erinnerst."

„Dietwin," sagte sie, „du bist immer gut bei frevelhaften Reden, und diese Perlen sind ein Rittergut."

„Jede ist ein Ritter unseres Hauses," antwortete er, „und seit wir keine Vasallen mehr zur Last haben, können wir solche Ritter leicht stellen."

„Sie werden keine Felonie an unserem Hause üben," entgegnete sie, „und in diesem Verstande nehme ich sie als eine gemeinschaftliche Macht. Ich danke dir herzlich, Dietwin."

Sie nahm das Fach, schloß es und legte es auf einen Tisch, der neben ihrem Stuhle stand.

Von dem Tische nahm sie ein Fach, das aus braunem Leder war. Sie öffnete das Fach, und auf weißem Sammet stellte sich eine blaßbraune, einfache Brieftasche dar. Sie nahm die Brieftasche heraus, schlug sie auseinander, und auf weißer Seide zeigte sich eine sehr feine Stickerei aus Gold und kleinen Perlen, die einen Lorbeerkranz bildete.

„Du siehst, wie wir immer die nämlichen Gedanken haben," sagte sie, „du gibst mir zu meinem Geburtstage Perlen, und ich gebe dir zu deinem Geburtstage, den der Himmel auch an dem heutigen Tage beschert hat, ebenfalls Perlen."

„Nur daß du noch eine herrliche Arbeit dazu gemacht hast," antwortete er, „oder ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser feine Kranz aus deinen sehr kunstgeübten Händen hervorgegangen wäre."

„Ich habe mich bestrebt, ihn so gut zu machen, als ich konnte", sagte sie.

„Und ich kann dir eine Arbeit gar nicht machen," erwiderte er, „es müßte nur ein Gedicht sein, deren ich aber nie andere verfertigte, als uns in der Schule aufgegeben waren, und diese, sagte der Lehrer, seien allemal keine gewesen."

„Die beste Arbeit, die du mir machst, Dietwin," sagte sie, „ist dein Leben, daran ich mich erfreue. Der Lorbeerkranz soll dein Kriegsleben bedeuten."

„Das hat keinen Lorbeerkranz verdient", antwortete er. „Und mein Leben, wenn es dir Freude macht, freut mich auch, sonst ist es ein verwirrtes Stückwerk gegen deine klare Arbeit, Gerlint. Ich danke dir von dem Grunde meines Herzens für deine Gabe."

Dann sagte Gerlint: „Lassen wir jetzt die Leute hereintreten."

„Tue es", antwortete Dietwin.

Gerlint schellte mit einer Glocke.

Da öffneten sich die Türen des Saales, und es traten mehrere Menschen herein. An der Spitze derselben war der Schloßverwalter, neben ihm die Kammerfrau und hinter den beiden die Dienerschaft; es waren die Knechte und Mägde des Gutes, es waren der Kammerdiener und Kutscher Dietwins, und es waren Leute aus der Gegend, welche früher Untertanen des Gutes gewesen waren.

Sie stellten sich in eine Reihe.

Da trat der Schloßverwalter etwas vor, verneigte sich vor

Gerlint und dann vor Dietwin, reichte Gerlint einen Blumenstrauß und sagte: „In Gnaden und Huld sind wir vorgelassen worden. Viel Glück und Segen und langes Leben bringen wir im Wunsche. Ich bin zum Sprecher für alle erkoren worden, und ich spreche für alle. Der Wunsch ist doppelt, weil auch das hohe, erhabene, preisliche Geburtsfest ein doppeltes ist. Und also wie die Tulpen und die Narzissen und der Rosmarin und alle die andern Blumen aus verschiedenen Weltgegenden stammen und bei uns aus dem freien Grunde und aus dem Gewächshause in diesen Strauß vereinigt worden sind, so stammen die Diener und Leute des Schlosses aus verschiedenen Orten und sind vereiniget worden, hier ihre Pflicht zu erfüllen, und haben sich heute in einen Strauß versammelt, ihre Geistesgaben darzubringen, und wie die Blumen unzählige Blätter haben und Wohlgeruch und tausendfältige Farben, so soll das Glück unzählbar und angenehm und tausendfältig sein, was wir wünschen. Und wir bitten um die Gewogenheit noch ferner, und diese Leute, welche nicht mehr Untertanen des Schlosses sind, bleiben doch Untertanen des Herzens unserer erhabenen Frau und bringen gleich uns ihre Wünsche dar."

Als er diesen Spruch geendet hatte, verneigte er sich wieder gegen Gerlint und Dietwin.

„Ich danke dir, Adam," sagte Gerlint, „ich danke euch allen, meine Kinder; möge es mir noch gegönnt sein, euch bessere Gaben geben zu können, als ich euch an diesem Tage zu bescheren vermag."

Die Kammerfrau trat hervor, sagte nichts, neigte sich auf die Hand ihrer Gebieterin und küßte sie.

„Agathe," sagte Gerlint, „du hast einen griechischen Namen, der etwas Gutes bedeutet. Du bist wie der Name. Daure noch ein wenig bei mir aus."

Die Kammerfrau antwortete nichts und trocknete sich nur die Augen.

Und noch mehrere traten hervor und verneigten sich oder küßten Gerlint die Hand.

Da alles vorüber war, ging Gerlint zu einem Tische, auf dem ein graues, seidenes Tuch über Gegenstände gebreitet war, hob das Tuch empor und sagte: „Da sind wieder Kleinigkeiten, die ich an diesem Tage mit meinen eigenen Händen an euch zu verteilen mir das Vergnügen mache, um euch für das Liebe meinen Dank zu bezeigen, das ihr mir tut. Adam, diese Dose fühlt sich recht glatt in der Hand und öffnet und schließt sich leicht und genau. Agathe, in dem Buche sind Gedanken

an Gott, wie du sie gerne hast, und die silbernen Spangen weisen auf einen reinlichen Sinn. Matthias, teile deinem Vater von dem Gelde mit, ihr brauchet es jetzt mehr als etwas anderes. Martha, deine Augen schauen noch auf Flitter, an Sonntagen wird dir das Tuch recht gut anstehen. Anna, dieser Latz wird dir auch nicht mißfallen. Sebastian, halte deine Zeit regelmäßig wie die Zeiger dieser Uhr. Katharina, nimm das Linnen, wozu du es brauchen kannst. Eva, lasse dir aus dem Stoffe ein nicht gar zu auffälliges Kleid schneiden. Ferdinand, mir ist das Rauchen in Zimmern und feuergefährlichen Orten sehr zuwider; ich mag dir aber doch gerne eine Freude machen, rauche aus dieser Pfeife nicht an den Orten, die ich genannt habe. Joseph, ich denke, diese Weste könnte dir gefallen, und dir, Maria, diese Bänder, und, Margareta, dir diese Sonntagschuhe und euch andern das andere. So tretet doch näher."

Die Angeredeten, welche etwas weiter zurück gestanden waren, gingen vorwärts, und jedes empfing seine Gabe aus der Hand der Gebieterin.

„Und ihr," sagte sie dann, „welche ihr in der vergangenen Zeit meine Untertanen gewesen seid, und denen ich mich nicht glaube als eine Herrin bewiesen zu haben, sondern als eine Freundin, werdet wissen, daß ich eure Freundin noch bin, und wenn ihr auch die Steuern nicht mehr auf mein Schloß tragt, so sind doch die andern Bande geblieben. Kann ich jemandem aus euch ein Gutes tun, so komme er und eröffne sich mir. Jetzt, Kinder, gehet und genießet des heutigen Tages als eines Feiertages."

„Ich bitte dich, Gerlint," sagte Dietwin, „gib ihnen mir zuliebe ein Glas guten Weines, daß sie außer deiner Gesundheit auch die meine trinken und die Gesundheit meiner Leute zu Hause, welche alljährlich dieses Fest ohne mich begehen müssen. Eure Geschenke von mir, meine Lieben, sind schon in dem Vorsaale, und jedes hat den Namen."

„Sie haben den besten Tischwein meines Kellers," entgegnete Gerlint, „und sollen ein Glas feinen Nachtischwein bekommen, wie wir ihn selber bei unserem heutigen Mahle haben."

„Und so wäre nun alles in diesem Saale in Ordnung", sprach Dietwin.

„Ich glaube, alles", entgegnete Gerlint.

Die Leute drängten sich noch herzu, küßten Gerlint die Hand oder verbeugten sich und taten Ähnliches bei Dietwin.

Dann verließen sie den Saal.

„Geliebte Schwester," sagte nun Dietwin, als er mit Gerlint allein war, „lasse uns jetzt in deiner trauten Kammer das Gespräch pflegen, das wir an diesem Tage gerne über unsere Angelegenheiten führen, ehe die aus der Nachbarschaft kommen, die wieder zahlreich sein werden, weil du sie nach deinem Gebrauche an keinem früheren Tage zum Wunsche zulässest. Ich habe dir heute Besonderes zu sagen."

„So komme", sprach Gerlint.

Sie nahm das Fach mit den Perlen, er steckte die Brieftasche zu sich, reichte ihr den Arm und führte sie aus dem Saale in ihr Wohngemach. Dort schloß sie die Perlen in einen Kasten und setzte sich dann in einen Armstuhl. Dietwin setzte sich in einen andern, ihr schräge gegenüber.

„Und nun sprich, Dietwin", sagte sie.

„Ich glaube, ich bringe heute gute Dinge", sagte er. „Zuerst kann ich dir eröffnen, daß unser Neffe nun völlig frei ist. Er hat sich ohne Zureden von irgendeiner Seite entschlossen, seinen Abschied zu fordern, und vor drei Wochen hat er ihn erhalten. Du weißt, wie wir von der Sache stets gesprochen haben. Er hat sich ausgezeichnet; aber da der Krieg längst aus ist, was hätte er weiter vollbringen können? In der Zeit, die er nun völlig frei in Weidenbach zubrachte, ist er völlig doppelt eifrig geworden, so daß ich glaube, er hat aus Freude an der Sache die Städte und die Waffen verlassen. Das sage ich dir von der Freiwerdung Dietwins, jetzt komme ich zu dem zweiten. Die lange Waldnase, welche von dem Gute Sebenau in die Gründe von Weiden hereinragte und den Verdruß und Störefried für mich und meine Vorfahrer sowie für den Besitzer von Sebenau darstellte, ist für Weiden erworben. Der Lindmayer hat sich plötzlich besonnen und hat mir endlich, freilich für schweres Geld, sein Waldland, das an den Sebenauerforst grenzt, angeboten. Ich habe, ohne vorher mit dir reden zu können, zugegriffen, daß er nicht wieder reuig würde, und habe das Waldland gegen die Nase vertauscht. Da es doppelt größer ist als die Nase, und da die Sebenauer ihr Gut als Familiengut wohl vergrößern, aber nicht verkleinern dürfen, so ist Julius von Sebenau über den Handel so erfreut wie ich. Wir sind beide nun gerundet und haben die Ärgerlichkeiten aus Streiten und Übergriffen unserer Leute hinter uns.

Und nun, liebe Schwester, komme ich zu dem dritten. Ich sage nur so meine Gedanken, ohne dir etwas einreden zu wollen. Wir könnten jetzt vielleicht das, was wir beide so sehnlich

wünschen, mit Gefügigkeit erreichen. Wenn ich an Dietwin zu Weidenbach noch Weiden abtrete, du an Gerlint Biberau, und wenn Dietwin Gerlint heiratete, so hätte das Paar einen Güterverein, wie weit und breit keiner von solcher Größe und von so kurzer Grenze gefunden werden könnte. Ich rede nicht einmal von der Güte des Bodens, der Strotzigkeit der Wälder, der guten Sonnenlage und der Schönheit für die Augen. Wenn ich dann auf Weidenholz ginge und du nach Bergen, so wären wir unter uns und mit den Kindern Nachbarn und könnten uns sehr oft besuchen. Etwas Schöneres ist kaum zu denken. Und weil es doch in der Wesenheit der Dinge liegt, daß wir früher sterben können als Dietwin und Gerlint, und weil wir niemanden haben, der uns nahe ist, so fielen nach unserem Tode Weidenholz und Bergen auch zu dem Ganzen, und wenn Steinberg und Tannheim, und wenn die Forste in den Brunnenbergen, weil diese Dinge doch zu entlegen sind, einmal vorteilhaft verkauft werden könnten und hier etwas Angrenzendes zu erwerben wäre, so bekäme unser Geschlecht beinahe ein völliges Herzogtum, und wenn sie es durch gute Wirtschaft und Ersparungen wieder vergrößerten, so könnten sie mächtig und tüchtig und reich sein in undenkliche Zeiten hinein. Das sind meine Vorstellungen, Gerlint."

„Mein sehr verehrter Bruder," antwortete Gerlint, „ich werde dir auch meine Vorstellungen sagen. Biberau ist längst Gerlint zugedacht, und du weißt, daß sie es erhält, wenn sich ein annehmbarer Gatte für sie findet. Ich gehe lieber nach Bergen als an einen andern Ort, und um so lieber, weil wir uns dann so nahe sind, wie es, seit wir das Elternhaus verlassen haben, nie der Fall gewesen ist. Und wenn Dietwin Gerlint heiratet, so haben sie einen schönen Grundbesitz, der, wie auch das, was sie von uns noch erben, bei unserem Geschlechte bleibt. Das ist sehr schön. Nun aber kömmt das Bedenken. Mit den Gütern können wir schalten, aber mit der Ehe nicht. Ich habe einen alten, frommen Spruch gehört: Ehen werden in dem Himmel geschlossen. Es mußten sehr viele Erfahrungen über diese Angelegenheit gemacht worden sein, sonst wäre der Spruch nicht entstanden. Und ich selber bin eine solche Erfahrung. Wer hätte gedacht, daß Erwin mein Gatte werden würde, als er mit der Gräfin Erklam die Brautbesuche in der Gegend machte? Und doch ist er es geworden. Ein wunderbarer Umstand mußte eine frühere geheime, nie ganz erloschene Liebe des Fräuleins, die sie ihren Eltern zum Opfer bringen wollte, enthüllen, wunderbare Umstände mußten die Ver-

bindung des Fräuleins mit dem früheren Geliebten ermöglichen und Erwin von seinem Opfer erlösen. Eine Schrift mußte in dem langen Rechtsstreite zwischen Erwins und unsern Eltern gefunden werden, die den Streit günstig für uns entschied. Erwin mußte die Schrift bringen, er mußte so zum ersten Male in unser Haus kommen und das Herz meines Vaters für sich, den armen Mann, rühren, und dann mußten sich erst noch sein und mein Gemüt in Liebe zusammenfinden. Und bist nicht du selbst in jener Zeit noch heftig gegen die Verbindung gewesen? Aber sie wurde geschlossen und ist so glücklich gewesen, daß kaum eine glücklichere auf der Welt sein kann. Ich werde diesen Mann nie vergessen und werde, solange ich noch lebe, nie ein anderes Kleid tragen als ein schwarzes oder graues. Und die gute Agathe trägt sie auch mit mir, obwohl sie sich andere und schönere anschaffen könnte."

„Und werden alle Ehen in dem Himmel geschlossen, Gerlint?" fragte Dietwin.

„Nicht alle," antwortete Gerlint, „dann sind sie aber völlig keine Ehen. Als die Eltern Erwins ihn mit seiner Braut verbinden wollten, wäre es eine Ehe geworden, die nicht in dem Himmel geschlossen worden wäre; der Himmel verhinderte sie und schloß dafür eine andere. Ob nun der Himmel die Ehe zwischen Dietwin und Gerlint schließen wird, weiß ich nicht. Ich habe einige Furcht darüber. Du weißt, wie beide Gemüter heftig sind, und heftige Gemüter sträuben sich gegeneinander, weil keines das andere sänftigt und zu sich zieht. Haben sie nicht schon damals, da er ein Knabe und sie ein Kind war, immer gezankt? Sie schrie und tobte mit den Füßlein gegen seinen Willen, und er zerstörte ihre Spielsachen und höhnte sie, wenn sie sich nicht fügte. Da er größer wurde und sie durch einen Bach trug, setzte er sie plötzlich in das Wasser nieder, weil sie ungebärdig war. Die Kinder der Nachbarn und des Dorfes, die ich gerne zu ihnen gesellte, mußten sich ihm unterwerfen, Gerlint tat es nie und sammelte selber solche um sich, die sich ihr unterwarfen, und wenn zwischen den zwei Scharen im Spiele ein Kampf war, artete er stets in Ernst aus. Du erinnerst dich des Schreckens, da er das Mädchen einmal bei dem Nacken faßte, es zu Boden warf und mit dem Haupte so lange in das Gras hielt, bis es sich nicht mehr regte, und wie er es dann losließ, und wie sie aufsprang, ein Messer von unserem Gartentische nahm und nach ihm stach, und wie er die Wunde von uns nicht untersuchen ließ, den Hemdärmel zurückstreifte und den Arm, von dem Blut herunterrann, wie im Kriegs-

ruhme emporhielt. Sie war blaß geworden, er aber ging schweigend davon. Und als einmal im Sommer Gerlint und die Mädchen eine seidene Schnur über die Brücke zogen und keinen der jungen Männer hinüberließen, wenn er sich nicht durch eine Blume oder ein anderes sinniges Zeichen löste, warf er sich in den Kleidern in das Wasser und schwamm neben der Brücke hinüber. Du nahmst ihn dann zu dir und gabst ihn später in die Stadtschulen. Ich gab sie in die Anstalt. Und wenn sie dann nach Jahren zusammenkamen, selbst in der Zeit, als er schon in dem Kriege gewesen war und jeden Mann in unserer Gegend übertraf, und als sie so schön geworden war, daß sich kein Mädchen mit ihr vergleichen konnte, waren sie da jemals anders als schroff gegeneinander? Und war das nicht die Ursache, daß ich sie um zwei Jahre länger in der Anstalt ließ, als ihre Erziehung forderte? Nach diesen Erfahrungen habe ich Zweifel, ob da eine Ehe in dem Himmel geschlossen werden wird?"

„Könnten wir nicht dem Himmel ein wenig helfen?" fragte Dietwin.

„Du redest wieder freventlich, mein Bruder, wie manchmal im Übermute," antwortete Gerlint; „wie kann ein sterblicher Mensch dem Himmel helfen?"

„Nun, nicht geradezu helfen," erwiderte Dietwin, „sondern uns mit unsern Kräften helfen, daß uns Gott hilft. Unser Hauptmann Grünau pflegte zu sagen: ‚Hilf Gott, daß er dir hilft.'"

„Du glaubst an meinen Spruch nicht, Dietwin?" sagte Gerlint.

„Ich glaube daran," entgegnete Dietwin, „und will dir gleich die Beweise sagen. Ich habe über die Dinge nachgedacht, von denen du gesprochen hast: ich habe aber auch andere Dinge entdeckt, durch die der Himmel günstig zu uns redet. Höre an. Unser Geschlecht hat wunderbar lange gedauert. Zur Zeit des ersten Hohenstaufen Konrad hat einer der Unsern, Dietwin, der Kardinal, diesen König gekrönt. Dietwin ist immer ein Name in unserm Stamme gewesen sowie Gerlint. Und der Stamm, wenn er schon im Erlöschen war, hat sich stets wunderbar erneuert. Es ist wunderbar, daß wir zwei, du und ich, an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, nur du um sechs Jahre später. Und heißen wir nicht Dietwin und Gerlint? Und ist es nicht wunderbar, daß die zwei jüngeren Dietwin und Gerlint, wenn sie auch nicht an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, doch gerade auch

wieder um sechs Jahre voneinander abstehen? Und hat nicht unser Bruder Jakob, da ihm ein Sohn geboren wurde, ihn nach mir Dietwin genannt zu einer Zeit, da er nicht ahnen konnte, daß dieser Dietwin nach dem Tode seiner Eltern an mir seinen zweiten Vater wird finden müssen? Und ist es nicht mit der Tochter des Bruders Archibald der nämliche Fall, die nach dir genannt wurde, die du der Verwaisten jetzt auch eine Mutter bist? Viel wunderbarer aber ist es noch, daß in den Zügen des Angesichtes und in der Gestalt die Nichte dir und der Neffe mir gleicht. Der Graf Arkan hat ihn neulich für mich gehalten. Wenn da nicht der Finger des Himmels ist, wo ist er dann noch? Und gerade eine Eingebung des Himmels könnte es auch sein, daß du die verwaisten Kinder zuerst in deinem Schlosse Biberau erzogen hast, daß dann der Knabe bei mir und das Mädchen bei dir war, und daß in uns der nämliche Gedanke entstand, sie einmal miteinander zu verheiraten, welchen Gedanken wir lange heimlich trugen, ehe wir ihn einander mitteilten. Ich will noch von einem Umstande reden. Du bist in deinem Leben nie krank gewesen, ich bin nie krank gewesen, und Dietwin und Gerlint sind auch nie krank gewesen und mögen sie es nie werden, bis sie unser Alter erreicht haben, ja darüber hinaus sind. Und was die Heftigkeit der beiden jungen Leute anbelangt, so weißt du wohl, daß in unserem ganzen Stamme fast ohne Ausnahme die nämliche Eigenschaft besteht, bei Männern wie bei Frauen. Unser Leben hat drei Abteilungen. In der ersten Abteilung herrscht die Heftigkeit, dann kommen allerlei Einbildungen, und dann erscheint eine große Sanftmut und Gutmütigkeit, die bis ins hohe Alter andauert. Sind wir beide doch auch nicht von dem Schicksale unseres Geschlechtes ausgeschlossen gewesen. Ich rede nicht davon, da ich ein junger Soldat war; ihr habt mich genug getadelt. Dann, als ich das Schwert weglegte, machte ich einen Plan, den ewigen Frieden zu gründen, und machte Reisen in aller Herren Länder, um ihn ins Werk zu setzen. Und nun glaube ich, endlich in die dritte Abteilung eingerückt zu sein."

„Ja, lieber Bruder," sagte Gerlint, „du bist jetzt sanft und gut, verschenkst Rittergüter und Perlen."

„Rittergüter und Perlen verschenke ich nur an gute Schwestern und hoffnungsvolle Neffen", antwortete Dietwin. „Und was dich betrifft, teure Schwester, verbrachtest du auch ein Weilchen in den ersten zwei Abteilungen unseres Stammes und bist jetzt, obgleich um so viel jünger als ich, in der dritten Abteilung und verschenkst auch Güter und kostbare Sachen."

„Nun, ich bestrebe mich, so gütig und einfach zu sein, als es möglich ist," sagte Gerlint, „nehme meinen Verstand zusammen und hoffe, so zu bleiben. Güter und Kostbarkeiten verschenke ich auch nicht an alle Menschen. Ich habe auch an die Dinge, von denen du gesprochen hast, schon sehr oft gedacht und habe ihre Merkwürdigkeit gefunden. Wunderbar sind die Namen der Kinder, wunderbar ihr gleicher Altersunterschied, wunderbar die Verhältnisse, die sie zu uns gebracht haben, wunderbar ihre Ähnlichkeit mit uns, und am wunderbarsten, daß wir beide unabhängig voneinander den Gedanken ihrer Verehelichung faßten. Weil nun die Sache diese zwei Seiten hat, was meinst du denn, daß wir tun sollen, um nach dem Spruche deines Hauptmannes Gott zu helfen, daß er uns hilft. Sollen wir etwa die Kinder einander empfehlen?"

„Du scherzest, Gerlint," antwortete Dietwin, „das wäre eine Ehe, die nicht in dem Himmel geschlossen ist, und wäre wie bei uns Soldaten ein Gebet auf Befehl. Ich glaube, ich bin unvermählt geblieben, weil man mir so viele Mädchen so sehr empfohlen hat."

„Siehst du also," sagte Gerlint, „wie mißlich es ist, dem Himmel helfen zu wollen. Und darum kann ich mich auch mit dem Gedanken gar nicht befreunden. Oder meinst du, daß wir die Empfehlung nur so, wie man zu sagen pflegt, auf Umwegen versuchen sollen?"

„Die werden bemerkt," entgegnete Dietwin, „und dann ist es erst recht nichts mit der Sache. Ich meine nur so: Dietwin ist jetzt in Weidenbach, er kömmt sehr oft zu dir nach Biberau und sehr oft zu mir nach Weiden. Gerlints Erziehung ist, wie du sagst, vollendet; es ist nun nichts natürlicher, als daß sie zu dir unter deine mütterliche Aufsicht kommt. So sehen sich die jungen Leute dann sehr oft. Das genügt für den Anfang. Wer weiß es, wie sie sich jetzt betrachten. Beide sind von Bedeutung und müssen es bemerken. Dietwin scheint schon in die zweite Abteilung unseres Stammwesens eingetreten zu sein; er glaubt, alle Erdstellen, unter denen Quellen verborgen sind, zu kennen, und hat in seinem Verwalter einen großen Musikgeist entdeckt. Gerlint wird auch allerlei Sänftigungen und Milderungen aus der Anstalt mitgebracht haben. Und wenn er in der Abteilung der Einbildungen ist, so nützt uns das; denn es bedarf nur eines Funkens, und er setzt alle seine Einbildungen für Gerlint in Flammen, und wenn Gerlint auch gelassener ist, so muß sie den Unterschied zwischen ihm und andern Männern sehen, und es können mannigfaltige Gedanken

in ihr Herz kommen. Und so lassen wir die Dinge gehen und erwarten, was sich ereignen wird."

„Wenn nur dein Neffe nicht schon Einbildungen hat," sagte Gerlint, „es ist ein Gerücht zu mir hereingekommen, er habe eine Herzenskönigin, der er es nicht sagt, und zu der auch kein anderer sein Auge erheben darf."

„Ich habe auch davon gehört," antwortete Dietwin, „glaube es aber nicht, wenn er mir es nicht selber sagt. Und wenn es ist, so ist es in der ersten Abteilung gewesen, und solche Schäume zerstäuben und zerrinnen; denn sonst hätte ich jedes Mädchen, für das ich mich vielleicht geschlagen hätte, auch heiraten müssen. Die Zeit bringt neue Dinge, und so könnte wohl auch Neigung aus Abneigung hervorgehen, die übrigens bei Dietwin und Gerlint nicht so arg gewesen sind; denn du erinnerst dich, daß, wenn irgend jemand einem von ihnen gegen das andere helfen wollte, sie es nicht litten."

„Weil sie beide herrschsüchtig sind und die alleinige Macht haben wollen", sagte Gerlint.

„Nun, das werden sie aneinander achten, und das wird sie reizen, daß jedes versucht, das andere zu unterwerfen, und so werden sie beide unterworfen werden", sagte Dietwin.

„Nun, ich will Gerlint kommen lassen," antwortete die Schwester; „es ist ja ohnedem nötig, daß ich ihre Erziehung fortsetze, soweit es meine Gaben vermögen. Wenn aber dann die Kinder anders als sich gegenseitig wählen und die Wahl eine vernünftige ist, dürften wir ihnen nicht entgegentreten."

„In Gottes Namen, dann sind diese Ehen im Himmel geschlossen", sagte Dietwin.

„Ja, dann sind sie in dem Himmel geschlossen", erwiderte Gerlint.

„Und so ist denn auch, wenn du mir nichts mehr zu eröffnen hast, unser Frühlingsreichstag geschlossen", sagte Dietwin.

Er ist geschlossen," sprach Gerlint, „und habe Dank dafür, geliebter Bruder, daß du auch heute wieder gekommen bist, den Tag mit mir nach meiner Weise zu feiern. Du bist ja immer gut und lässest mich nach meiner Art leben und schenkest mir manchen Tag und manche Stunde."

„Ich ehre dich und deine Art zu leben," sagte Dietwin, „wenn sie auch in manchen Stücken anders ist als die der andern."

„Manche werden sie auffällig finden," erwiderte Gerlint, „und manche werden sie tadeln. Aber mir tut es wohl, in der Vergangenheit zu leben und die Weise in Ehren zu halten, die unsern Vorfahren würdig und sinnvoll erschienen ist. Vielleicht

werden auch die, die nach uns kommen, sie ehren; vielleicht aber werden auch sie ihren Blick mehr nach den Gestaltungen der Zukunft richten. Mögen sie es, und mögen jene Gestaltungen der Zukunft nur ebenso würdig und sinnvoll sein, wie die der Vergangenheit es waren."

„Möge es so sein", sagte Dietwin.

Dann standen die Geschwister auf und küßten sich noch einmal recht herzlich.

Hierauf schellte Gerlint mit einer Glocke.

Ein Diener trat ein.

„Ist etwas zu berichten, oder ist jemand gekommen?" fragte sie.

„Der junge Herr Baron wartet schon lange, und ein Brief und ein Päckchen von dem Fräulein ist da", sagte der Diener.

„So bringe den Brief und das Päckchen und sage dem Herrn Baron, er möge noch ein wenig Geduld haben", befahl Gerlint.

Der Diener ging fort, kam bald wieder und brachte auf einem silbernen Teller einen Brief und ein Päckchen in grauer Seide.

Gerlint nahm beides, und der Diener entfernte sich.

Die Geschwister setzten sich wieder.

„So vergißt denn das gute Kind seine Wünsche und seine Gaben nie, und immer treffen sie zu gleicher Stunde ein", sagte Gerlint; „nun, ich hoffe, im nächsten Frühlinge wird sie persönlich an dem Feste teilnehmen, und stets hat sie die Zartheit, meine Farbe zur Einhüllung zu wählen."

„Möge sie dem nächsten Feste schon als Gattin nach unserem Wunsche beiwohnen", sprach Dietwin.

„Das wäre rasch", sagte Gerlint.

„Alle Himmelsgaben erscheinen rasch", entgegnete Dietwin.

Gerlint öffnete den Briefumschlag und nahm zwei Briefe heraus.

„Da ist der an dich", sagte sie zu dem Bruder.

„Ich lasse dem deinen wie gewöhnlich den Vorzug", sprach Dietwin.

„So höre", sagte Gerlint und las den Brief.

„Hochverehrte, geliebte Tante! Nimm auch heuer wieder meine schwachen Worte zu dem Feste, zu welchem ich, an die Satzungen der Anstalt gebunden, nicht eilen kann. Philipp wird sie um zehn Uhr übergeben. Zuerst muß ich berichten, daß ich heute wieder im heiligen Gottesdienste für Dich gebetet habe. Ich habe Gott um alles Gute für Dich gebeten, dessen

nur immer ein Mensch in Deiner Stelle teilhaftig werden kann. Ich habe auch wieder das Gelübde getan, daß ich Dir jedes Opfer bringen werde, das notwendig sein sollte. Dann sage ich dir abermals meinen tiefsten Dank für die unaussprechliche Mutterliebe, die Du mir schon so lange zuwendest, und ich könnte meinen Dank nicht besser erweisen, als wenn mein Gelübde wahr würde. Ich suche mich Deiner ferneren Liebe immer würdiger zu machen, und bin ich Deiner so großen Liebe auch nicht wert, so gib sie mir, ich bitte, als Geschenk, wie Du sie mir bisher als Geschenk gegeben hast. Lege das kleine Ding, welches in dem Päckchen mitfolgt, zu anderen ähnlichen Sachen und habe eine kleine Freude daran. Ich habe es selber ganz allein gearbeitet. Denke in einer Minute dieses Tages an mich, die alle Minuten desselben an Dich denkt. Und alle Minuten aller Tage, die für mich noch folgen werden, bleibe ich die Dich liebende und verehrende und Dir dankende Gerlint."

„Nun höre mich", sagte Dietwin und las:

„Herzlieber Oheim! Ich sende Dir wieder in dem Päckchen der Tante den Brief. Nimm ihn freundlich an. Ich bitte den Himmel, daß er Dein liebes Haupt segne und bewahre, daß er es eine lange Reihe von Jahren erhalte, und daß er Dir gebe, was Dir lieb ist. Ich lebe in die Erkenntnis Deiner Güte hinein und danke Dir mehr, als ich Dir in den früheren Jahren zu danken vermocht habe, weil ich unvernünftiger war. Gib mir auch in der Zukunft Deine Neigung, die ich erst verdienen muß. Ich will dies zu erreichen ernstlich bestrebt sein. Nimm die Arbeit, welche ich Dir verfertigt habe, wieder gütig an und denke dabei unter Deinen vielen Sorgen auch zuweilen an Deine in Liebe ergebene Nichte Gerlint."

„Nun, die Briefe sind wieder artig", sagte Dietwin.

„Wie sie das in der Anstalt lernen", sagte Gerlint. „Aber ich bin nur die hochverehrte, geliebte Tante, und du bist der herzliebe Oheim."

„Närrchen, mit welchem Dinge ist man denn die geliebte als auch mit dem Herzen?" sagte Dietwin. „Mache nun das Seidenpäckchen auf!"

Gerlint öffnete das Päckchen. Zwei sehr kleine Gegenstände kamen aus der Seide. Der eine war ein Stückchen schmales Seidenband, oder eigentlich waren es zwei Seidenbänder, die übereinander befestigt waren: ein schwarzes und ein aschgraues. Auf dem schwarzen war ein winziges, hinlaufendes Rosengeschlinge, auf dem grauen eines aus Vergißmeinnicht. Beides

war Seidenstickerei. Ein Papierstreifen sagte: „Der lieben Tante."

„Das habe ich noch nicht in dieser Kleinheit und Feinheit gesehen," sagte Gerlint, „und diese Geduld von dem heftigen Mädchen."

„Aber wozu denn dieses Streifchen Band?" fragte der Bruder.

„Es ist unter allen Gaben, die sie mir je geschickt hat, die zarteste," sagte die Schwester, „es ist ein Schlüsselbändchen für den Schlüssel des Ebenholzkästchens, das in der Wand meines Zimmers ist, und in dem alle meine andern Schlüssel hängen. Du weißt, ich trage das Schlüsselchen, um es nicht zu verlegen, immer mittelst eines Bandes an meinem Kleide befestigt, und da hat sie zu ihrem Bande sinnvoll die graue und schwarze Farbe je nach der Farbe meiner Kleider gewählt. Ich will heute noch die graue Seide zu meinem grauen Kleide tragen."

„Tue das, Schwester," sagte Dietwin, „und zeige mir nun auch das andere Ding."

Gerlint wickelte aus feinem Papier ein Geldtäschchen heraus, auf dessen einer Seite unter Glas auf weißer Seide ein sehr kleiner Lorbeerkranz war, ebenso zart in Gold gestickt wie die Blumen auf dem Bande in Seide. Ein Papierstreifchen enthielt die Worte: „Dem lieben Oheime."

„Da muß man völlig betroffen sein," sagte Gerlint, „sie hat keine Ahnung von dem gehabt, was ich dir zu deinem heutigen Geburtstage bestimmt hatte. Welches merkwürdige Zusammentreffen!"

„Gib das Sächelchen," sagte Dietwin, „siehe, so niedlich, und die Lage der Blätter wie bei dir. Ist das nicht wieder ein Zeichen?"

„Möge es sein, und möge alles gut enden", sagte Gerlint.

„Es wird, es wird," versetzte Dietwin, „wir werden uns bei dem Mädchen schön bedanken, und nun lasse den Sausemann kommen, sonst wird er vollständig unwirsch."

Gerlint schellte mit der Glocke, ein Diener kam, und sie sagte: „Wir lassen den Herrn Baron in mein Wohnzimmer bitten."

Der Diener ging, und gleich darauf kam Dietwin, der Neffe, in das Gemach. Einer seiner Leute, festlich gekleidet, trug ihm ein längliches Kästchen aus Palisanderholz auf dem Arme nach. Der Neffe winkte, der Mann stellte das Kästchen auf einen Tisch und verließ das Zimmer.

Dann näherte sich der Neffe ehrerbietig der Tante, küßte

ihre Hand und faßte dann mit gleicher Ehrerbietung die Hand des Oheims. Hierauf trat er ein wenig zurück und sprach: „Weil es schon der Brauch in dem Schlosse Biberau ist, daß zum Geburtstags-Glückwunsche der Herrin des Schlosses und zum Geburtstags-Glückwunsche ihres Bruders, der den gleichen Tag mit ihr in dem Schlosse feiert, niemand früher vorgelassen wird als an dem Tage selber, auch der leibliche Neffe nicht, so bin ich beim Anbruche des Tages von Weidenbach weggefahren, um der erste hier zu sein, und ich bin der erste gewesen, nur ein Brief meiner lieben Muhme Gerlint hat mir den Rang abgelaufen. Hochverehrte Tante, hochverehrter Oheim, alles Glück, allen Segen, alles Heil bringe dieser Tag, und es sollen ihm lauter solche Tage folgen. Er ist kein gewöhnlicher Geburtstag, heute ist er ein Abschnittsgeburtstag, der fünfzigste des geliebten Oheims. Mögen noch weit mehr als fünfzig kommen, und möge Tante und Oheim in traulicher Eintracht fortan beglückt sein, wie ihre Bilder traulich in dem Saale nebeneinander hängen. Mir ist von beiden unverdiente Güte zuteil geworden und wird mir noch zuteil, ich sage den tausendfachen, aber verdienten Dank dafür. Ich werde alle Mühe anwenden, meine Fehler zu verringern, daß ich vor künftiger Güte nicht erröten darf."

Nach diesen Worten küßte er wieder der Tante die Hand und reichte dem Oheim seine Rechte.

Hierauf sagte Gerlint: „Ich danke dir für deinen Wunsch, Dietwin, ich weiß, daß du mir alles Gute zuwenden möchtest. Es ist aber schon einiges genug, und in ein ganzes Jahrhundert hineinzuleben, wie du in Aussicht stellst, dürfte für mich alte Frau eher eine Strafe als ein Glück sein."

„Die in solcher Schönheit blüht, ist mit hundert Jahren noch nicht alt", unterbrach sie der Neffe.

„Gewöhne dir nur nicht die frevlen Reden deines Oheims an," sagte Gerlint, „und was deine Muhme anbelangt, so haben wir ihren Brief zuerst vorgenommen, weil er abgetan sein muß, ehe die Leute kommen, und von den Leuten bist du immer der erste und wirst in meiner Wohnstube empfangen. Ich sage dir noch einmal den herzlichsten Dank für alle deine Wünsche."

„Ich sage dir auch vom Grunde des Herzens meinen Dank," sagte der Oheim, „und es freut mich, daß du deine Fehler verringern willst, und unsere Güte gegen dich wird nicht aufhören, sie ist größer, als du glaubst. Und das weißt du auch, daß ich heute fünfzig Jahre alt bin?"

„Ich habe sie gezählt", sagte der Neffe.

„Poche nicht, du wirst auch so alt werden, ehe du es denkst", entgegnete der Oheim.

„Wenn ich nur dann auch so sehr einem Dreißiger ähnlich sehe, wie du, Oheim", sagte der Neffe.

„Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenschaften und sei mäßig, dann wird es bei dir auch so sein," sprach der Oheim, „unser Geschlecht hat Ausdauer und Kraft."

„Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein," antwortete der Neffe, „bin auch sonst mäßig, habe gar keine Leidenschaften, nur Gefühle, und da sind die für dich und die Tante die mächtigsten."

„So wirst du sehr alt werden und mußt dann die Tante oder mich heiraten", sagte der Oheim. „Und im übrigen danke ich dir auch noch einmal von ganzem Herzen für deine Wünsche."

„Möge es dir gefällig sein, das Kästchen zu öffnen, liebe Tante," sagte der Neffe, „ich habe es gewagt, dir auch ein Angebinde zu bringen."

Mit diesen Worten reichte er der Tante ein kleines Schlüsselchen. Dann rückte er eines ihrer Arbeitstischchen vor sie und stellte das Kästchen darauf. Gerlint drehte den Schlüssel, schlug den Deckel empor, löste das weiße, feine Papier auseinander, das sich zeigte, und rief: „Ach, die unvergleichlichen Edelmarderbälge!"

„Es ist nicht etwa der oberste der schönste, wie Geschäftsleute die Dinge gerne legen," sagte der Neffe, „sie sind alle gleich."

„Ich habe nie so schöne gesehen", sagte die Tante.

„Es ist nicht leicht möglich, sie im Verkehre zu bekommen," antwortete der Neffe, „ich habe sie in der Zeit gesammelt und aus hundert Stücken diese zwanzig für dich ausgelesen, daß du von ihnen wieder nur die vornehmsten Teile zu einem Pelze für dich verwendest."

„Zwanzig sind zuviel", sagte die Tante.

„Es sind eben zwanzig, und nimm die zwanzig", sagte der Neffe.

„Ich nehme sie", antwortete die Tante.

Und nun legte man die Stücke heraus und betrachtete sie. Dieselben waren wirklich alle gleich und herrlich. Und nach vielfacher Bewunderung legte man sie wieder zierlich in das Kästchen.

„Das ist ein adeliges Geschenk," sagte die Tante, „der edle Stoff in dem edlen Gefäße. Was werde ich dir geben können?"

„Ich fordere etwas sehr Hohes," antwortete der Neffe, „die Dauer deiner Neigung zu mir."

„Die hast du ja ohne die Bälge, du unvernünftiger Mensch", sagte die Tante.

„So bleiben die Bälge ein Überschuß", entgegnete der Neffe. „Was ich dir gebracht habe, teurer Oheim, konnte ich nicht in die Stube tragen lassen, die Tante hätte es nicht zugegeben. Es sind die zwei Rappenfüllen, an denen, wie du neulich gesagt hast, kein weißes Härchen ist. Ich habe sie für dich auferzogen und habe mich ein wenig mit ihrer Erziehung abgegeben. Und damit die Gaben zu dem heutigen Tage doch in dem Schlosse vereinigt sind, stehen sie unten in dem Stalle der Pferdejugend. Habe eine kleine Freude an ihnen."

„Eine große habe ich, du Narr," sagte der Oheim, „du machst heute Geschenke, wie die Herzoge und Könige der alten Zeit: Pferde und Pelzwerk. Und verlangst du von mir auch die Neigung als Gegengeschenk?"

„Freilich, mein verehrter Oheim", antwortete der Neffe.

„Nun, die hast du und meinen Dank dazu," sagte der Oheim, „und es wird sich schon sonst auch noch etwas finden. Die Pferde freuen mich, du wirst sehen, wie die werden eingeschult sein, und Leiber werden sie haben wie die feinsten Schlangen."

„Das glaube ich," antwortete der Neffe, „ich werde indessen die Braunen heranziehen, und wir werden wetteifern."

„Und wer die beste Erziehung geliefert hat, führt mich mit dem neuen Pelze im Schlitten", sagte die Tante.

„Die Füllen müssen wir auch besehen wie die Marderfelle," sagte der Oheim, „lasse sie in den Hof bringen."

„Ich führe sie vor", rief der Neffe.

Er nahm seinen Hut und eilte aus dem Zimmer.

Die Geschwister gingen in den großen Schloßhof hinab.

Als sie dort angekommen waren, führte der Neffe an purpurroten, silberverzierten Zäumen die zwei schwarzen Pferdlein hervor und führte sie vor Oheim und Tante.

„Sie sind wahrhaftig weit schöner geworden, als sie waren, da ich sie zum letzten Male sah", rief der Oheim.

„Und manierlich sind sie und sittig wie Pagen", entgegnete der Neffe.

Er ließ sie Bewegungen machen, wie sie solchen Tieren in solchem Alter angeboren und angebildet sind.

„Es ist schon gut," sagte der Oheim, „und ich danke dir noch einmal. Das ist ein fünfzigster Geburtstag! Lasse dich umhalsen, du heilloser Fiederwisch."

Nach diesen Worten nahm er den Neffen bei dem Haupte und küßte ihn auf den Mund und auf die Wange.

„Nun fort mit ihnen, da kommen sie schon in hellen Haufen", sagte er dann.

Man hörte ein entferntes Wagenrollen gegen den Hügel des Schlosses heran.

„Komme, Gerlint," fuhr er fort, „steige zu dem Saale empor und rüste dich, die Huldigungen zu empfangen."

Er reichte seiner Schwester den Arm, sie nahm ihn, und er führte sie die Treppe in das Schloß hinan.

Dietwin, der Neffe, gab die Zügel der Pferdchen dem Reitknechte und folgte den beiden Geschwistern.

Sie gingen jetzt in den großen Saal. Hier betrachteten sie noch ein Weilchen die zwei Bilder der Geschwister, die nebeneinander an der Wand hingen, sehr schöne Gestalten in den Gewändern der früheren Zeit gemalt. Die Tante schüttelte lächelnd den Kopf, der Oheim war sehr zufrieden.

Dann setzte sich Gerlint in ihren großen Prunksessel, und die beiden Dietwin nahmen auf anderen Stühlen ihre Plätze ein.

Sofort hörte man auch das Wagenrollen im Schloßhofe, und die Diener meldeten bald darauf die, welche angekommen waren.

Sie wurden angenommen und traten durch die Flügeltüren herein. Kurze Zeit darauf wurden auch andere gemeldet und kamen in den Saal; diesen folgten wieder mehrere, und so ging es eine Weile fort. Es waren die Bewohner der umliegenden Gegenden, die ihr größerer Grundbesitz und ihre Lebensweise geeignet machten, mit der Herrin des Schlosses Umgang zu pflegen. Sie sagten ihre Wünsche zu dem Geburtsfeste zuerst der Schloßfrau und dann dem Bruder derselben. Dann nahmen sie auf Stühlen, die in mehreren Kreisen herumstanden, Platz, und es wurden nun Gespräche über verschiedene Gegenstände geführt, und man teilte sich allerlei mit, was man der Mitteilung wert erachtete.

Einige fuhren bald wieder fort, andere blieben bei dem Festmahle, zu dem an diesem Tage jeder, der sich einfand, ein geladener Gast war.

Da die Eßglocke tönte, gingen die Anwesenden in den Speisesaal und verzehrten ein heiteres Mahl.

Für alle die Dienerschaft war in der großen unteren Schloßhalle gedeckt, und es fehlte nicht an dem feinen Weine, um den der Oheim für sie gebeten hatte.

Nach dem Mahle erging man sich teils in dem Garten,

teils in den Wirtschaftsgebäuden, teils in dem Schloßwalde, teils brachte man die Zeit auch wieder in dem großen Saale zu.

Als die Abenddämmerung kam, hatten alle Gäste bis auf den Oheim und Neffen Abschied genommen.

Des andern Morgens schickte der Oheim die Füllen nach Weiden. Dann besahen die Geschwister und der Neffe die Dinge im Schlosse und in seiner nächsten Umgebung und besprachen sich, wie man in den nächsten Tagen das Entferntere besuchen und wie man in die am weitesten gelegenen Werke und Gebreite fahren wolle. Die Ausführung des Besprochenen nahm fünf Tage in Anspruch.

Nach dem Verlaufe derselben fuhr der Oheim mit seinen Schimmeln gegen Weiden, der Neffe mit seinen Braunen gegen Weidenbach zurück.

2.

Infolge der Verabredung mit ihrem Bruder schrieb Gerlint, die Tante, an die Vorsteherin der Anstalt, in welcher sich Gerlint, ihre Nichte, befand, sowie auch an die Nichte selber. Und am letzten Tage des Monates Mai kam die Nichte in das Schloß Biberau.

Zwei sehr schöne, dunkelgraue Pferde zogen den Wagen in den Schloßhof. In dem Wagen saß Gerlint, an ihrer Seite saß ein Kammermädchen, und auf dem Rücksitze saß Adam, der Verwalter. Als sie ausgestiegen waren, reichte der Verwalter Gerlint den Arm und führte sie die Schloßtreppe hinan. Das Mädchen folgte. Sie gingen in das Prunkgemach der Tante, in welchem diese ihren Bruder an dem beiderseitigen Geburtstage empfangen hatte. Sie saß im schwarzen Seidenkleide auf dem nämlichen Stuhle wie damals und hatte das Schlüsselbündchen ihrer Nichte mit der schwarzen Seite nach auswärts an dem Kleide.

Die Kammerfrau Agathe saß etwas unterhalb ihr und trug ebenfalls ein schwarzes Seidenkleid.

Als Gerlint das Zimmer betreten hatte, erhob sich die Tante. Gerlint näherte sich ihr, neigte sich auf ihre Hand und küßte sie.

„Komme an mein Herz, du liebes Kind," sagte die Tante, „sei willkommen, und möge dein Eingang gesegnet sein."

Sie umarmte das Mädchen und küßte es auf die Wange.

„Ich danke dir, Adam," sprach sie weiter, „daß du mir das Kind wohlerhalten gebracht hast. Eure Reise ist doch glücklich gewesen?"

„Wie eine Fahrt durch unsere Wiesen", antwortete der Verwalter.

„Du hast ja ein schwarzes Seidenkleid an, wie ich, liebe Gerlint", sagte die Tante.

„Ich wußte, daß du entweder Schwarz oder Grau trägst," antwortete Gerlint, „und so wählte ich auf gutes Glück Schwarz."

„Und siehe da, ich trage heute Schwarz," sprach die Tante, „vor vierundzwanzig Jahren wäre ich ebenso schmuck in einem solchen dagestanden, wie du heute. Du wirst die traurigen Farben Schwarz und Grau zur Genüge hier sehen. Aber wie zart auch dein Gedanke für deine Ankunft ist, so muß er ein Gedanke nur für die Ankunft bleiben, und du mußt künftig zur Blüte der Jahre die Blüte der Farben tragen und mußt mir einige Heiterkeit in mein einfarbiges Schloß bringen. Der Schnitt des Kleides ist aber vortrefflich."

„Wir lernen in der Anstalt das selber entwerfen", sagte Gerlint.

„Das ist gut," antwortete die Tante, „so seid ihr nicht von dem Ungeschicke anderer Leute abhängig. Und so sei noch einmal willkommen, und es sei dein Eingang gesegnet. Ich versage mir es nicht, dir selber deine Stube zu zeigen und dich in sie einzuführen. Folge mir."

Sie trat von ihrer Stufe herab und ging zu einem Ebenholzgetäfel der Zimmerwand. Sie sperrte mit dem Schlüsselchen, das sie an ihrem Bande trug, das Getäfel auf, und man sah in das Innere eines Kästchens, in welchem ganze Reihen von Schlüsseln hingen. Sie nahm einen, schloß das Kästchen wieder zu und gab den Schlüssel in die Hand Adams. Dann ging sie gegen die Tür. Die andern folgten ihr. Adam öffnete die Tür, und sie schritt hinaus. Sie ging den hohen Schloßgang entlang und blieb vor einer der großen Eichentüren, die den Gang säumten, stehen. Adam sperrte die Tür auf. Die Tante wendete sich um, trat vor Gerlint und machte ihr ein Kreuz auf die Stirne.

„Das ist deine Stube," sagte sie, „tritt ein."

Sie nahm Gerlint an der Hand und führte sie in das Innere.

Man gelangte in ein geräumiges Vorzimmer. Links an demselben waren zwei Gemächer für die Dienerinnen Gerlints, rechts drei Zimmer für sie selber, ein Empfangsgemach, ein Wohngemach und ein Schlafgemach. Die Geräte waren nicht neu, sondern solche, wie sie die Bewohner des Schlosses zu

verschiedenen Zeiten gehabt hatten; aber sie waren kostbar, und an ihnen haftete ein Stück Geschichte des Schlosses.

„Hier kannst du wohnen, wenn es dir gefällt," sagte die Tante, „und hieher kannst du gehen, wenn du in dem gemeinschaftlichen Gesellschaftszimmer nicht sein willst und irgendeine andere Stelle nicht vorziehst. Hier bist du unbeschränkte Herrin. Sonst ist auch jeder Raum des Schlosses, seiner Umgebung, seiner Gärten, seiner Fluren für dich offen. Du kommst nun in einen neuen Abschnitt deines Lebens. Du bist an den Umgang deiner Gespielinnen in der Anstalt gewöhnt. Sie werden sich wohl auch zu den Ihrigen zerstreuen, manche werden dich besuchen, und manche werden dir schreiben, bis auch diese Verhältnisse allmählig in andere übergehen. In diesem Schlosse verkehren nicht viele Menschen wie in einem Stadthause. Es kommen Nachbarn, und wir besuchen sie, es kommen Menschen aus der Stadt, und wir kommen auch zuweilen in die Stadt. Deinen Hauptumgang werden folgende Menschen bilden: Ich, dein Oheim Dietwin in Weiden, dein Vetter Dietwin in Weidenbach, dann die gute Agathe, dann Adam und unsere anderen Leute. Ich werde deine Freundin sein, ich darf wohl sagen, deine Mutter. Wenn dir mein Wort, mein Rat und vielleicht auch mein Beispiel von Nutzen sein kann, wird es mich sehr freuen. Der Umgang mit dem Oheime wird angenehm und fördernd sein. Das Zusammenkommen mit dem Vetter wird die Verwandtschaftsbande stärken. Agathe wird dir freundlich sein, wie sie es mir ist. Adam wird dir mit seiner Erfahrung beistehen, und die andern Leute werden dir dienlich sein und werden dich lieben. Und der entferntere Umgang mit denen, die uns hier auf dem Lande ähnlich sind, kann auch manches Ersprießliche bringen. Ich wünsche von ganzem Gemüte, daß du in der Zeit, in der du hier bist, nur Gutes erlebest, bis der Tag kommt, der dich, der Bestimmung der Frauen gemäß, in dein eigenes Haus als Gebieterin desselben und als Gattin eines rechtlichen Mannes führt. Und so richte dich in deiner Wohnung zurecht, wie du vermagst, und so zeichne ich noch einmal das Kreuz auf deine Stirne."

Und sie machte nach diesen Worten wieder das Zeichen des Kreuzes auf Gerlints Stirne.

Gerlint antwortete auf die Rede ihrer Tante: „Meine geliebte, hochverehrte Mutter. So nenne ich dich, und so werde ich dich immer nennen, weil du es gewesen bist, seit die, welche ich vermöge meiner Geburt Vater und Mutter hätte nennen sollen, und welche ich kaum gekannt habe, in dem Grabe ruhen.

Du nimmst mich nun noch näher an dich, als ich es bisher gewesen bin. Ich danke dir innigst dafür, ich werde willig und gehorsam sein und streben, jedes Gute von dir in mich aufzunehmen. Den Oheim werde ich öfter sehen als bisher und ihm meine Liebe mehr beweisen können. Der Vetter Dietwin wird in unserem Kreise wohl immer willkommen sein. Mit den Nachbarn hoffe ich in gutes Einvernehmen zu gelangen. Agathe wird mit meiner Unerfahrenheit Nachsicht haben, von Adam werde ich jede Belehrung dankbar annehmen, wie ich ihm für seine Sorge und Mühe auf der Herreise schon sehr dankbar bin, und die Zuneigung der Schloßleute will ich mir erwerben. Und so nimm mich, liebe Mutter, und lasse mich bei dir und rede von keiner Zeit, in der ich dich verlassen soll, diese Zeit wird niemals kommen."

Es quollen Tränen bei diesen Worten aus Gerlints braunen Augen. Sie nahm die Hand der Tante und küßte sie und warf sich dann an ihre Brust und schluchzte laut.

Die Tante legte ihre Arme um sie, streichelte dann ihr braunes Haar an der Stirne und sagte: „Beschwichtige dich und sei beruhigt, mein liebes, mein teures Kind."

„Stoße mich nur nicht zu einem fremden Manne", sagte Gerlint.

„Närrlein, bleibe bei mir, solange du willst, ich freue mich deiner", antwortete die Tante; „aber das Fräulein von Weiden wird ohne ihren Willen die Strahlen in das Land senden und Fremdes herbeiziehen und vielleicht für eines hold leuchten."

„Mögen die Strahlen eher abhalten und wegwenden," sagte Gerlint, „bei mir ist es so, daß das, wovon du sprichst, nie geschehen kann, solange ein Hauch in meinem Leben ist."

„Handle genau, wie du willst," antwortete die Tante, „Zwang und Willkür herrscht nicht in unserem Stamme."

„Ich weiß, ich weiß", sagte Gerlint.

„So sind wir hierin einig", sagte die Tante.

Darauf reichte Gerlint Agathe die Hand und sagte: „Sei gegrüßt, Agathe, nimm mich als neuen Hausgenossen."

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete Agathe, „ach Gott, ich sage du, als ob du noch das Kind wärest."

„Ich bin es," antwortete Gerlint, „und spiele mit mir wieder wie mit einem Kinde."

Dann reichte sie Adam die Hand und sagte: „Sei gegrüßt, Adam."

„Das hochgeborne Fräulein blüht schöner als die Rosen

von Jericho, die in unserem Garten sind, und werde es hier gehegt, daß es noch immer schöner und alleweile bei uns blühe", antwortete Adam.

„Lasse mir die gute Sophie hier, liebe Mutter," sagte Gerlint, „die mir schon einige Jahre zur Seite war."

„Sophie ist ja auf meine Veranlassung zu dir gekommen," antwortete die Tante, „sie wird noch das gute Mädchen sein, wie sonst, und soll bei dir bleiben, solange ihr euch zusammenwünscht. Sei willkommen bei uns, Sophie."

Das Mädchen küßte der Tante die Hand.

„Nun, Kinder, lasset den Wagen abpacken und richtet euch hier ein."

„Ich habe den Befehl schon gegeben," sagte Adam, „und die Sachen werden bereits in dem Gange harren."

„Ich verlasse dich, Gerlint," sagte die Tante, „wen du noch zu deiner Bedienung brauchst, und was du in dieser Hinsicht wünschest, darüber werden wir morgen eine Wahl treffen. Für heute wird dir Sophie genügen."

„Sie genügt für immer", sagte Gerlint.

Die Tante wendete sich nun zum Gehen, Gerlint und Agathe begleiteten sie, Adam verließ auch die Zimmer, nur Sophie blieb in denselben zurück.

Nach einer Weile kam Gerlint wieder. Sie ging rasch durch das Vorzimmer und durch das Empfangzimmer. Im Wohngemache nahm sie den Hut ab, legte ihn auf einen Tisch, warf sich auf ein Sofa und rief: „So sind wir hier, und es sei, wie es will. Sophie, lasse unsere Habseligkeiten hereinbringen und beginne, sie ein wenig zu ordnen."

Sophie entfernte sich, und mit Hilfe von Dienern wurden Koffer und Fächer und gestickte Säcke und lederne Säcke und Päckchen und dergleichen in die Zimmer gebracht. Als dieses vollendet war und die zwei Mädchen sich allein befanden, kniete Sophie vor Gerlint nieder, legte ihr Haupt in ihren Schoß und blieb eine Weile so.

Dann stand sie auf, ging zu einem Koffer, sperrte ihn auf und legte die Dinge heraus. So tat sie mit den andern Koffern und mit den übrigen Fächern und entledigte alles Gepäcke des Inhalts. Dann suchte sie die Gegenstände in den Geräten, die in den Zimmern waren, unterzubringen. Gerlint schaute zu und sprach nichts.

Als die Dinge notdürftig geordnet waren, setzte sich Gerlint vor ein kleines Spiegeltischchen, und Sophie brachte ihr die braunen Haare wieder mehr in Ordnung. Das schwarze Seiden-

kleid der Reise wurde mit einem andern, aber auch schwarzen Seidenkleide vertauscht. Es reichte bis zum Halse, und denselben umschloß ein feiner, weißer Streifen. Auf das Haupt wurde ein blaßgelber Strohhut gesetzt.

So ging Gerlint zur Tante, und nach einiger Zeit sah man die zwei schwarzen Gestalten, Tante und Nichte, in dem Garten des Schlosses lustwandeln. Gegen den Untergang der Sonne kamen sie in das Schloß zurück. Am Abende war ein feierlicheres Mahl als gewöhnlich, und der Verwalter und seine Gattin waren dazu geladen. Dann wurde Gerlint in ihre Wohnung geleitet, und die erste Nacht ging über die neue Schloßbewohnerin dahin.

Am nächsten Morgen kleidete sie Sophie nach dem Frühmahle in ein dunkel veilchenfarbenes Seidenkleid. Dann wurde sie zu der Tante in den großen Saal gerufen.

Sie ging in denselben.

Dort saß die Tante in aschgrauem Seidenkleide in ihrem gewöhnlichen feierlichen Armstuhle. Der Oheim Dietwin und der Neffe Dietwin saßen neben ihr. Die zwei Männer standen auf, als Gerlint eingetreten war; die Tante aber blieb sitzen und sprach: „Dein Oheim und dein Vetter sind gekommen, dich zu begrüßen.“

Der Oheim ging gegen Gerlint und rief: „Es ist doch toll, welche Gedanken oft über einen Menschen kommen: aber sie kommen wie ein Sturmwind, und man muß sie sogar sagen, und mein holdes Töchterlein wird es schon erlauben: So wie die Füllen des Neffen da, die kleinen Rapplein, seit ich sie zum letzten Male gesehen habe, weit schöner geworden sind, so ist das Mühmlein noch unendlich schöner geworden, seit ich das kleine Küchlein in die Anstalt getragen habe.“

„Das sind ja freilich tolle Worte,“ sprach die Tante, „wenn man eine demütige Nichte gleich bei ihrer Ankunft mit Rappen vergleicht.“

„Die demütige Nichte verzeiht es, es ist mir plötzlich eingefallen,“ sagte der Oheim, „komme her, mein liebes, schönes, demütiges Nichtchen!“

Und er nahm Gerlint bei den Schultern und küßte sie auf den Mund und auf die Wangen.

Gerlint schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf den Mund und rief: „Du lieber, lieber Oheim.“

„Nun, so ist es recht,“ sagte der Oheim, „wenn man uns vor der ganzen Welt küßt, sind wir nicht mehr gefährlich. Liebes, gutes Kind, jetzt bist du unter den Deinigen. Es wird dir da

immer wohler werden. Sie haben doch nur das rechte Herz für dich. Da ist nun deine Tante, deine Mutter, du kannst dein Herz aus ihrem Herzen nähren. Da bin ich, der dich wahrhaftig ungemein liebt, und da ist einer, der dich auch nicht mit Feuer und Schwert verfolgen wird. Er ist zu deinem Gruße herbeigefahren."

Der Oheim schwieg.

Dietwin, der Neffe, aber ging gegen Gerlint, reichte ihr die Hand und sagte: „Sei gegrüßt, meine sehr liebe Base Gerlint."

Gerlint reichte ihm auch die Hand und sagte: „Sei gegrüßt, mein sehr lieber Vetter Dietwin."

„Möge es dir in deiner neuen Lage sehr wohlgefallen, und mögest du sehr glücklich sein", sagte Dietwin.

„Ich werde es sein, wenn man mich ein wenig liebt", sprach Gerlint.

„Wir werden schon auch für allerlei Annehmlichkeiten sorgen," sagte der Oheim, „vielleicht ergötzt dich verschiedenes, das in den Vorkommnissen unserer Güter liegt, es ist in diesen Dingen viel mehr enthalten, als manche glauben. Junge Gemüter lieben die Zerstreuungen, es wird nicht ganz daran fehlen. Da sind mannigfaltige Menschen um uns, die mit dir Kinder waren, sind nun auch große Leute, die andern sind älter geworden. Sie sind so ziemlich alle gut, die Unterschiede wirst du schon selber sehen. Und die Städte sind ja dann auch nicht außer der Welt, und wir nicht gar arme Fremdlinge in ihnen. Was du von sehr ernsthaften Beschäftigungen da unter uns beginnen willst, davon rede ich nicht, das versteht ihr, die Tante und du, besser als ich. Mich mußt du schon öfter hier in den Kauf nehmen. Die Tante fordert mich selber hiezu auf; denn sie hat meine Wohnung erweitern lassen. Du darfst mir aber nicht etwa den Hof machen, sondern wir leben ohne Zwang so fort. In meinem Hause in Weiden bist du nach der Tante die zweite Herrin. Richtet euch dort alles nach Wunsch zusammen. Und wenn wir nach Weidenbach kommen, so wird dein Vetter doch wohl auch die Sachen so zu richten verstehen, daß seine Frauen nicht so großes Ärgernis an seiner Junggesellenwirtschaft nehmen. So, du hoffnungsvolle Nichte, wir haben dir unsere Aufwartung gemacht, mache uns du nun auch bald die deinige."

„Wie ich die hochverehrte Tante mit Ehrerbietung in Weidenbach aufgenommen habe, wenn sie mich besuchte," sagte Dietwin, „so werde ich meine Base Gerlint mit Zuneigung empfangen, wenn sie in Weidenbach einen Zuspruch macht."

„Und ich werde dir mit Zuneigung danken, lieber Vetter", sagte Gerlint.

„Und nun, meine Kinder, höret mich an", sprach die Tante. „Alle Glieder des Stammes derer von der Weiden, die sich auf dieser Erde befinden, sind in diesem Saale versammelt. Sie haben sich eingefunden, um sich zu begrüßen, weil sie nun in einem kleineren Raume beieinander leben werden, als dieses in früheren Zeiten hatte geschehen können. Möge das Zusammenleben ein glückliches und heiteres sein. Und weil mir mein Bruder, wenn ich auch nicht die Älteste des Stammes bin, doch als der Besitzerin des Hauptgutes manche Vorrechte eingeräumt und mir manches anzuordnen überlassen hat, so sage ich euch hinsichtlich des Grußes: Ihr beiden Dietwine, Bruder und Neffe, seid wie vorher nicht Gäste, sondern wie Eigentümer und Mitbesitzer dieses Schlosses. Du, Gerlint, bist das Kind des Hauses und ein bedeutsames Mitglied des Stammes. Und weil dieser Stamm durch Jahrhunderte seinen Wert und seine Würde bewahrt hat, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich den Wunsch ausspreche, mögen wir, die wir jetzt die einzigen des Stammes sind, nicht die letzten sein. Und so sei nun jedes von uns sich und seiner Zeit wieder zurückgegeben."

Nach diesen Worten erhob sich die Tante von ihrem Sitze und näherte sich den Flügeltüren des Saales, und die andern folgten ihr.

Man geleitete sie bis zu ihrer Wohnung und verabschiedete sich dort.

Dann geleiteten die zwei Männer auch Gerlint zu ihrer Wohnung und verabschiedeten sich auch von ihr.

Nachdem Gerlint eine kurze Zeit in ihrem Wohnzimmer gewesen war, kam ein Diener zu ihr und sagte, die Frau Baronin lasse das Fräulein bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Gerlint leistete Folge.

Sie traf die Tante in ihrem Wohngemache. Diese wies ihr einen Platz neben sich an und sagte dann: „Ich muß dich noch einmal plagen, liebes Kind, es werden aber diese ersten Unbequemlichkeiten doch bald vorüber sein."

„Was du wünschest, ist mir keine Plage, teure Mutter", sagte Gerlint.

„Es betrifft dich", antwortete die Tante. „Ich habe dir gestern gesagt, daß wir heute eine Wahl über das treffen werden, was du noch zu deiner Bedienung brauchst. Du hast dich heute über die Nacht mit deiner Sophie allein behelfen

müssen. Ich schlage dir vor, daß du noch Martha dazunimmst. Du warst ja mit ihr immer zufrieden, wenn du bei mir warst. Sie ist ein junges Ding, liebt schöne Kleider und Tändeleien; aber sie ist gutwillig und stets heiter und wird deiner Jugend neben deiner Sophie wohl anstehen. Sie soll mit Sophie die zwei Dienstgemächer teilen. Ist dir diese Anordnung genehm?"

„Du bist immer so gütig gegen mich, wie sollte sie mir nicht genehm sein?" antwortete Gerlint.

„Für alles, was schwerere Arbeit in deiner Wohnung braucht, ist Judith angewiesen. Du darfst nur die Schelle dreimal nach ihr ziehen. Sie ist ein Schatz unseres Hauses und gewältigt so vieles unscheinbar, indem sie die andern Leute richtig anleitet. Sie war einmal in einer besseren Lage. Ihr Gatte war ein Weber und arbeitete mit zehn Gesellen. Sein Handgeschäft wurde durch die neuen Erfindungen immer schlechter. Zuletzt arbeitete er nur mehr allein, und es meldete sich die Not im Hause und endlich die Hilflosigkeit. Da raffte sich Judith auf, tat schwere und grobe Arbeit jeder Art, weil sie anderes nicht verstand, und ernährte den Mann und die Kinder. So kam sie in mein Haus und hat jetzt, glaube ich, eine gesicherte Stellung. Vor solchen Menschen muß man Achtung haben. Sie tut ihre Arbeit fröhlich und lachend, die ihr untergeordnet sind, lieben sie, und du wirst sie und sie wird dich lieben."

„Ich achte Judith und werde mir ihre Neigung zu erwerben suchen", sagte Gerlint.

„Zu Sendungen habe ich dir Matthias und Ferdinand befohlen," sprach die Tante, „und irgendeine gelegentliche Verrichtung ist dir jeder meiner Diener und jede meiner Dienerinnen schuldig. So, meine ich, ist für das Bedürfnis und für die Würde gesorgt, und ich bitte dich, sage mir, ob du die Sache anders wünschest."

„Du sorgest reichlicher für mich, als ich es bedarf, meine vielgeliebte Mutter," sprach Gerlint, „ich wünsche nichts mehr. Und dann habe ich ja noch eine Dienerin, die schaffen und schalten wird."

„Nun?" fragte die Tante.

„Mich selber", antwortete Gerlint.

„Ich weiß, du ergriffest alles, da du ein Kind warst, und suchtest es zu überwinden," sagte die Tante, „du wirst jetzt auch deine Zeit mit deiner Tätigkeit erfüllen, wie es dir deine Einsicht gebietet. Diese Mauern sollen dir die Mittel geben, wie sie es nur vermögen, und nicht bloß die Mauern, sondern auch Wald und Flur und Feld, die zu uns gehören, und die

Nachbarschaft soll Zeuge dessen sein, was du wirkest, den Ruhm und Wert unseres Hauses zu erhöhen."

„Ich werde die letzte nicht sein, den Wert des Stammes zu bewahren", antwortete Gerlint.

„Ich glaube es dir," sagte die Tante, „und nun gehen wir in deine Wohnung, daß dir die Leute vorgestellt werden."

Und die Tante erhob sich und Gerlint auch, und sie gingen in das Wohngemach Gerlints.

Die Tante schellte, und als ein Diener erschienen war, sagte sie: „Die sollen kommen, welche in der Halle warten."

Der Diener ging fort.

„Setze dich, Gerlint", sagte die Tante.

Gerlint setzte sich, die Tante auch.

Nach kurzer Zeit kamen Sophie, Martha, Judith, Matthias und Ferdinand.

„Stellt euch in eine Reihe", sagte die Tante.

Sie taten es.

Dann sprach die Tante: „Das Fräulein von der Weiden, meine geliebte Nichte, hat genehmigt, daß ihr die Dienste bei ihr tut, zu denen ich euch angewiesen habe. Ihr steht vor dem Angesichte eurer jungen Herrin. Küßt ihr zum Zeichen eures Diensteintrittes die Hand."

Jedes von den Angeredeten näherte sich und küßte Gerlint die Hand.

„Nun entferne ich mich," sagte die Tante, „eure Herrin wird euch noch sagen, was ihr gut deucht. Lebe wohl, Gerlint, und bringe deine Zeit bis zum Mittagmahle hin."

„Ich werde dich bis zu deiner Wohnung geleiten", sprach Gerlint.

„Es freut mich", antwortete die Tante.

Und sie gingen zur Türe hinaus.

Nach kurzem kam Gerlint wieder zurück und sprach zu den Leuten: „Meine lieben Kinder, ich habe euch nicht viel zu sagen. Ich hoffe, daß wir miteinander gut sein werden. Tut mir manchen Gefallen, ich werde nichts Unbilliges fordern."

„Ich werde jeden Befehl erfüllen", sagte Sophie.

„Ich auch, ich auch", riefen die andern.

„Und nun könnt ihr euch entfernen", sprach Gerlint.

Die Leute küßten ihr noch einmal die Hand und gingen fort.

Gerlint aber setzte sich auf ihr Sofa.

Als sie dort eine geraume Zeit gesessen war, schellte sie.

Sophie kam.

„Sophie," sagte sie, „suche mir das leichte, graue Tuch

hervor, ich werde allein in den Garten gehen. Richte dich indessen mit Martha in den zwei Zimmern zurecht. Seid verträglich und zankt nicht."

„Ich werde gehorchen", sagte Sophie.

Nach diesen Worten nahm sie ein weiches, silbergraues Tuch aus einem Fache und legte es ihrer Herrin um die Schultern. Dann wurde noch ein Hut aufgesetzt und ein leichter Schirm genommen.

Hierauf verließ Gerlint das Zimmer.

Sie ging über die große Schloßtreppe in den Hof hinunter und von dem Hofe durch einen Bogen in den Garten. Zuerst war ein dichtes Wäldchen von wilden Kastanien. Unter den Bäumen standen Tische und Stühle. Sie schritt durch das Wäldchen. Außerhalb desselben waren dann links die Gewächshäuser, rechts ein Blumengarten, untermischt mit Zwergobst und Gemüsen. Sie erwiderte freundlich den Gruß des Gärtners und seiner Gehilfen, die da arbeiteten. Weiterhin ging sie durch den Gemüse- und Obstgarten. Dann kam ein Wald von Bäumen des verschiedensten edlen Obstes. Sie ging durch den Wald dahin. Hierauf gelangte sie auf grünen Rasen, auf dem zerstreute Bäume standen. Es waren Obstbäume, es war edles Laubholz, darunter manches aus entfernten Erdgürteln, es waren Nadelbäume, besonders alte mächtige Weimutskiefern. Sie ging unter den Bäumen dahin, dann kam sie auf einen ganz freien Rasenplatz, welcher sich links zu einem sanften Hange erhob. In der Mitte der Dachung dieses Hanges stand eine einzige Eiche, die als gewaltiges Gebilde die geneigte Fläche beherrschte. Auf diese Eiche ging Gerlint zu. Als sie sich ihr näherte, sah sie Dietwin den Jüngeren von der Eiche weg gegen den Rand des Hanges gehen. Sie blieb ein Weilchen stehen. Dann ging sie wieder weiter gegen die Eiche. In einer angemessenen Entfernung von derselben blieb sie stehen, legte ihre Arme vor der Brust übereinander und betrachtete den Baum. Sein Schaft ging schlank empor, und man hätte dessen Mächtigkeit nicht erkannt, wenn nicht von ihm die untersten Äste in der Dicke zweier Männer in die Breite gegangen wären. Und von ihnen bis zum Wipfel empor waren die Äste, an Stärke abnehmend, rings um die tragende Säule in gleichförmiger Gefälligkeit verbreitet. An ihren tausend Ausläufen war das strotzige, kraftvolle Laub. Gerlint sah lange auf die Gestalt dieses Baumes. Dann ging sie in einem Kreise um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten. Als sie ihre Betrachtung geendigt hatte, ging sie langsam gegen den Rand der Höhe hinan. Sie ging

zu einer Stelle, auf welcher ein großer Fels auf dem grünen Rasen lag. Da sie bei dem Steine war, sah sie wieder Dietwin auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahingehen. Sie aber blieb bei dem Steine stehen. Er war der einzige ringsum, er ragte ein wenig schief wie ein länglicher Würfel aus der Erde empor. Gerlint sah den Stein an. Er war ein Granit von ernster, grauer Farbe, es waren die tausend Zeichnungen des trockenen, grauen Moses auf ihm, und die Bäche des Lichtes der Sonne gossen sich auf seine Fläche. Gerlint blieb bei dem Steine lange wie früher bei der Eiche stehen. Dann ging sie auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin, in welcher sie Dietwin hatte gehen gesehen. Der Rand des Hanges wurde breiter, er war endlich mit Wald bestanden und begann sachte aufwärts zu steigen. Die Bäume des Waldes waren Eichen, Eschen, Fichten, Föhren, und es war Gestrüppe niederen Ranges. Gerlint ging auf einem Pfade des Waldes fort. Der Pfad war anfangs eben, dann erhob er sich, und zuletzt klomm er steil hinan. Auf der Höhe war eine Blöße, die gegen Mitternacht von hohem Baumwuchse gesäumt war und gegen Mittag einen Überblick über den Wald und die Gegend bot. An dem Rande der mitternächtlichen Bäume lief eine lange Reihe steinerner Bänke dahin. Gerlint ging zu einer der Bänke und setzte sich auf dieselbe. Sie sah in der Richtung gegen Mittag hin. Zu ihren Füßen war die Blöße, dann strich der Blick über die Wipfel des Waldes dahin, dann traf er Gebäude mit Feldern, Wiesen, Wäldchen, Obstbeständen, zerstreuten Meierhöfen, Ortschaften, Kirchtürmen und Schlössern und endete mit dem Gürtel des blauen Gebirgszuges, der den glänzenden Himmel schnitt. Gerlint blieb eine geraume Zeit auf dieser Bank sitzen. Dann ging sie über die Blöße hinunter, bis sie wieder der Wald umfing. Sie ging in dem Walde abwärts und gelangte endlich auf ebenen Boden, der mit lauter Eichen besetzt war. Gerlint wandelte unter den Eichen dahin und schaute öfter in die Äste empor, die sich nach allen Seiten verschränkten. Sie wich manches Mal von dem Pfade ab und ging auf dem dunkeln, grünen Rasen. Der Wald endete mit starken Stämmen an einem großen Teiche, der klares Wasser enthielt, und in dem Fische gehegt wurden. Gerlint ging an dem Saume des Wassers dahin in der Richtung gegen das Schloß zu. Neue Eichen empfingen sie am Ausgange des Teiches. Als sie unter diesen durchgegangen war, lag eine breite Wiese vor ihr. Auf diese Weise sah sie zum dritten Male Dietwin. Er ging über die Wiese dem Schlosse zu. Wo die

Eichen die Wiese begrenzten, standen mehrere Tische und Bänke und Stühle. Sie hatten nichts Besonderes an sich und waren, wie derlei Geräte in den meisten Gärten sind. Dann ging Gerlint über die Wiese zu dem Schlosse. Sie kam jetzt gegen die Vorderseite desselben, ging durch das Haupttor hinein, stieg die große Treppe hinan und begab sich in ihre Wohnung. Sie setzte sich in ihrem Gemache auf ein Sofa. Da ihre Dienerin Sophie hereingekommen war, bedeutete sie dieselbe, wieder fortzugehen. Sie blieb lange auf dem Sofa sitzen.

Als es gegen den Mittag ging, schellte sie um Sophie und kleidete sich mit Hilfe derselben zu dem Mittagessen.

Dann, als die Glocke ertönte, ging sie in den Speisesaal. Hier fand sie den Oheim und Dietwin.

Gleich darauf trat die Tante herein. Sie war in ihrem aschgrauen Seidenkleide, und an demselben hing das Bändchen Gerlints nieder mit der grauen Seite nach auswärts.

Man setzte sich zu Tische. Obenan saß die Tante, zu ihrer Rechten saß der Oheim, zu ihrer Linken Dietwin, und neben dem Oheime saß Gerlint und neben Dietwin Agathe. Sonst war niemand bei dem Mahle.

„Ich habe ein kleines Ankunfts- und Verbindungsmahl veranstaltet," sagte die Tante, „es ist so bei uns der Gebrauch, liebe Gerlint. Ich habe dir das Mahl zweiten Ranges zugeordnet mit dem Silber, den Blumen, den Früchten, den Speisen und der Dienerschaft im zweiten Range. Die Mahle ersten Ranges sind in dem großen Speisesaale bei Vermählungen, Verlobungen und anderen Gelegenheiten hoher Feier. Dann sind noch die Mahle dritten Ranges und unser gewöhnliches Speisen. Du wirst schon alle Ordnungen dieses Schlosses kennen lernen, wenn du länger hier gewesen bist."

„Meinem lieben Oheime und meinem lieben Vetter kommt wohl eine Auszeichnung zu," sagte Gerlint, „ich bedeute aber noch nicht viel."

„Der Eintritt eines Mitgliedes unseres Geschlechtes in unsere nähere Verbindung und in unseren näheren Umgang muß gefeiert werden", sprach die Tante.

„So ist es", sagte der Oheim.

Dann begann das Mahl und hatte seinen Fortgang.

Während desselben waren verschiedene, aber gewöhnliche Gespräche. Man sprach über die Ankunft Gerlints, über Vorkommnisse und Veränderungen in den Gütern der Tante, des Oheims, Dietwins, über die Nachbarschaft, über Zeitereignisse. Dietwin sprach wenig, Gerlint beinahe nichts. Nach dem Mahle

wurde auf dem breiten Söller des Schlosses der Kaffee aufgetragen.

Am Nachmittage gingen alle gemeinschaftlich durch den Garten, durch Felder, über Wiesen und durch Wäldchen des Gutes.

Am Abende war ein einfaches Abendmahl in dem gewöhnlichen Speisezimmer, und dann konnte jedes seine Nachtruhe suchen.

Nach dem Frühmahle des folgenden Tages kam die Tante zu Gerlint in ihr Zimmer, setzte sich zu ihr und sagte: „Ich habe dir noch eine Eröffnung zu machen, Gerlint, die dich vielleicht freuen wird. Auguste von Schilden kommt. Du wärest ja unter uns gar so einsam. Ich habe ihr geschrieben und habe sie eingeladen, doch wieder eine Weile bei uns zu sein. Sie hat freundlich geantwortet; aber vermöge unserer unerquicklichen Botenverhältnisse hat der alte Kajetan den Brief eine Woche bei sich vergessen und hat ihn mir heute morgen gebracht, und so trifft Auguste fast zugleich mit ihrem Briefe ein. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Weil bis gestern kein Brief eingetroffen war, habe ich dir von der Sache gar nichts gesagt. Jetzt aber eröffne ich sie dir, daß du auf diese Ankunft gefaßt bist. Wenn auch Auguste gewöhnlich nicht lange bei ihren Verwandten verweilt, so hoffe ich doch, daß sie nicht gar kurze Zeit bei uns bleiben wird."

„Du bist in allem so besorgt, geliebte Mutter," antwortete Gerlint, „daß ich dir auch für diese Güte wieder sehr zum Danke verpflichtet bin. Ich werde bestrebt sein, deine Zufriedenheit mit mir in jedem Stücke nach allen Kräften zu erringen. Ich freue mich der Ankunft Augustens und freue mich, daß sie eine Weile bei uns sein will."

„Ich verlasse dich und sehe der Ankunft Augustens entgegen", sagte die Tante.

Dann entfernte sie sich aus Gerlints Zimmer.

Ungefähr zwei Stunden nach diesem Gespräche kam Auguste in dem Schlosse an.

Gerlint und Dietwin empfingen sie an dem Wagen und führten sie in das Zimmer der Tante, wo diese und der Oheim ihrer harrten.

Man begrüßte sie auf das herzlichste und tauschte gute, verwandtschaftliche Worte aus.

Darauf geleiteten sie alle in ihre Wohnung, die neben der Gerlints war.

Dort verabschiedeten sich die Männer.

Auguste aber küßte die Hand der Tante und sagte: „Wie danke ich dir, teure Muhme, daß du mir erlaubst, die erste Zeit, die Gerlint in diesem Schlosse zubringt, mit ihr teilen zu dürfen."

„Ich habe dir hier eine kleine Wohnung zurechtrichten lassen," antwortete die Tante, „möge sie dir nicht mißfallen."

„Du weißt ja, wie gerne ich seit dem Tode meiner teuern Eltern bei dir war," sagte Auguste, „und ich bin jetzt wieder gerne bei dir und Gerlint, und was du anordnest, muß ja jedem Menschen gefallen."

„Du schmeichelst mir wieder," sprach die Tante, „nun, ich will diese Schmeichelei zu verdienen suchen. Du und Gerlint waret euch zugetan, da Gerlint ein Kind war. Vielleicht ist jetzt die Neigung noch da und wird wachsen."

„Sie ist ja da und bedarf nicht zu wachsen", sagte Auguste.

„Liebe Auguste", rief Gerlint.

Und die beiden Mädchen schlossen sich in die Arme und küßten sich.

„So laß mich einen Augenblick bei dir ausruhen," sagte die Tante, „was ich sehe, gefällt mir."

Sie setzte sich mit diesen Worten auf ein Sofa. Die beiden Mädchen setzten sich ihr dicht gegenüber und faßten sie an den Händen.

„Du bist um einige Jährlein älter und wirst mir die läßliche Gerlint da schon ein wenig leiten", sagte die Tante.

„Und ich werde gehorchen", sagte Gerlint.

„Wir werden uns beide lieben", sagte Auguste.

„Nun, wir werden schon auch für einige Vergnügungen in dem Schlosse sorgen," sprach die Tante, „wo zwei so zierliche Gestalten wohnen, dahin werden wohl auch die Nachbarn gerne kommen."

„Meinetwegen kommt keiner", sagte Auguste.

„Freyle nicht, Mühmlein," sprach die Tante, „du hast doch Seufzer auf deinem Gewissen, die du nicht erhöret hast."

„Sie waren vielleicht nicht ernst, weil ich sie nicht verstanden habe", entgegnete Auguste.

„Ehen werden in dem Himmel geschlossen," sagte die Tante, „und wenn es der Himmel fügt, wirst du die Seufzer schon verstehen. Und nun, meine Kinder, lasset mich und tut, was ihr in den ersten Augenblicken eures Beisammenseins für ersprießlich erachtet."

Sie befreite ihre Hände von denen der Mädchen und verließ das Zimmer.

Die Mädchen aber gingen daran, mit Hilfe der Dienerinnen die Wohnung Auguſtens in Ordnung zu richten.

An dieſem Tage war auch ein Mahl zu Ehren der Ankunft Auguſtens.

Dann wandelte man herum wie an dem vorherigen Tage.

Und ſo wurden vier Tage in gegenſeitigem verwandtſchaftlichen Umgange und Verkehre zugebracht.

Am fünften Tage nahm Dietwin nach dem Frühmahle von der Tante, von Gerlint und Auguſte Abſchied, weil er nach Weidenbach zurückkehren wollte.

Darauf wurde ein Wagen, der mit Silber verziert war, aus dem Wagenbehälter in den Hof geſchoben und zwei braune Pferde in ſilberbeſchlagenen Geſchirren davorgeſpannt. Hinter den Staatswagen wurde der leichte Wagen Dietwins geſtellt und zwei junge, goldlichte Pferde vor denſelben geſpannt.

Dann ſtiegen die drei, die Tante, der Oheim und Gerlint, in den Staatswagen, und Ferdinand und Joſeph ſprangen hinten auf das Brett desſelben.

Dietwin ſetzte ſich auf den Bock ſeines Wagens, und ſein Kutſcher ſetzte ſich hinein.

Auf dieſe Weiſe fuhren ſie eine ziemliche Strecke auf der Straße von dem Schloſſe weg.

Dann aber lenkte der erſte Wagen rechts in einen Seitenweg ein und ging auf demſelben fort. Dietwins Wagen fuhr auf der geraden Straße weiter, daß der Staub emporwirbelte, und daß man die Räder kaum zu ſehen vermochte.

Der Staatswagen kam nach einiger Zeit vor das Schloß Wengern.

Der Oheim und die Tante ſtellten Gerlint dem Herrn und der Frau des Schloſſes und ihren Angehörigen als eine neue Mitbewohnerin von Biberau vor.

Nach einer kurzen Zeit fuhren ſie wieder weiter.

Gerlint wurde an dieſen und an den folgenden Tagen noch in mehreren andern Schlöſſern vorgeſtellt.

Darauf begannen die Beſuche der Nachbarn in dem Schloſſe Biberau.

Es kamen reiche Grundbeſitzer, es kamen ſolche, die in einem Schloſſe wie einſt Ritter in ihrer Burg hauſten, und es kamen auch Leute ohne Adel, mit denen aber ihrer Stellung wegen die von der Weiden ſtets Umgang gepflogen hatten. Vielfache Unruhe wurde dadurch in dem Schloſſe bereitet und ſeine Gaſtfreundſchaft in mancherlei Weiſe in Anſpruch genommen. Der Oheim war in dieſer Zeit immer in Biberau, weil er mit ſeiner

Schwester die Nichte Gerlint bei den Leuten vorgestellt hatte. Dienwin fuhr zuweilen unvermutet mit seinen goldhellen Pferden in das Schloß und tat sich unter den Bewohnern und Besuchern herum. Hierauf fuhr er wieder von dannen. Er lenkte die Pferde immer selbst.

Die Feierlichkeitsbesuche der Nachbarn endeten zuletzt, nachdem alle dagewesen waren, zu denen die Geschwister Gerlint geführt hatten.

Man konnte jetzt erst recht darangehen, sich in dem Schlosse und in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Die Tante, welche bisher an dem einen Tage ein schwarzes, an dem andern ein aschgraues Seidenkleid getragen hatte, ging nun fortwährend in einem schwarzen. Gerlint und Auguste konnten die verschiedenen Festkleider, welche die Besuche geboten hatten, in die Laden legen oder von den Schäden, die ihnen etwa verursacht worden waren, heilen lassen. Der Oheim packte manches aus seiner Wohnung ein und fuhr eines Tages mit seinen Schimmeln nach Weiden. Gerlint begann ihre Wohnung, wie sie es in ihrem Sinne meinte, zu ordnen. Es stand ein sehr kostbarer Flügel in ihrem Empfangszimmer, und obwohl das Spiel auf dem Flügel zu den Unterrichtsgegenständen der Anstalt, in welcher Gerlint gewesen war, gehört hatte, und obwohl die Briefe der Vorsteherin vielfach nach Biberau gemeldet hatten, daß Gerlint darin hervorrage, sperrte sie doch mit dem Schlüssel den Flügel zu und bat die Tante, daß sie nicht zürne, wenn sie selber auf dem Flügel nicht spiele und auch nicht gestatte, daß es sonst jemand tue.

„Ich habe dir gesagt," erwiderte die Tante, „daß du in deiner Wohnung die Herrin bist und tun kannst, wie es deine Einsicht gebietet."

„Und ich habe geantwortet," sagte Gerlint, „daß ich nicht die letzte sein werde, den Wert des Stammes zu wahren."

„So sind wir einig", entgegnete die Tante.

In den Zimmern Gerlints waren auf Tischen vor Spiegeln oder auf andern Plätzen allerlei kleine Dinge von Porzellan oder Glas oder Holz oder Metall und darunter menschliche Gestalten in verschiedener Weise. Alle diese Dinge stellte Gerlint der Tante wieder zur Verfügung, und die Tische und die Plätze, auf denen sie gewesen waren, blieben leer.

Dann entfernte sie alle Bilder und Kupferstiche von den Wänden und ließ die Wände leer. Von ihrem Bette ließ sie die Vorhänge wegnehmen und das Bett so stellen, daß sie beim Erwachen durch die großen Fenster in den Himmel sehen

konnte. Die Spiegel wurden alle bis auf einen, der zum Ankleiden dienen sollte, aus der Wohnung entfernt. An den Fenstern legte sie die Stoffe, die zu Vorhängen dienten, in Falten, wie sie ihr gefielen, befestigte die Stoffe an den Seiten der Fenster und ließ sie nicht zuziehen. In das Wohnzimmer und in das Empfangzimmer wurden Gewächse gestellt. An dem Haupte ihres Bettes standen zu beiden Seiten Bücherschreine, und in der Nähe des Fensters des Schlafgemaches stand ein großer Schreibtisch. Von Gerätschaften zu weiblichen Arbeiten, Stickrahmen oder dergleichen war nichts zu erblicken, auch konnte man keine Vorrichtungen für Musik oder irgendeine andere Kunst entdecken. Die Geräte, mit denen die Tante die Zimmer hatte versehen lassen, stellte sie, wie es ihr passend schien, und gab auch einiges, was ihr überflüssig deuchte, der Tante zurück. Hierauf entwarf sie mit der Hilfe Augustens Zeichnungen zu verschiedengestaltigen Tongefäßen, die als Untersätze für die Gewächse ihrer Zimmer dienen sollten, und die sie wollte verfertigen lassen. Ingleichen wurden auch Zeichnungen zu Gewächsgestellen gemacht.

Als alles dieses geschehen war, wurde die Tante davon verständigt und um ihre Billigung gefragt.

Die Tante antwortete: „Unsere Vorfahrer sind ihre eigene Wege gegangen; aber jeder den rechten. Darum wurde nie einer von einem andern getadelt, und darum hat auch meine ganze Billigung, was du getan hast."

Als die Wohnung vorläufig so geordnet war, begann das gewöhnliche Leben.

Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren in einem geräumigen Wagen durch die Besitzung. Adam fuhr in einem leichten Wägelchen hinterdrein. Die Tante besah die Zustände, zeigte dieselben Gerlint und Auguste, besprach sich mit ihnen und mit Adam und ordnete an. So lernte Gerlint nach und nach die Bestandteile ihrer Besitzung und die Zweige ihrer Verwaltung kennen. Sie kam bei diesen Gelegenheiten mit den Leuten zusammen, die in der Besitzung arbeiteten.

In den Garten und in die nächste Umgebung des Schlosses ging man zu Fuße.

Wie die Tagesordnung und die sonstige Ordnung in dem Schlosse sei, lernte Gerlint schon nach einer kurzen Zahl von Tagen kennen. Denn die Tante hatte hierin nicht nur eine sehr große Einfachheit, sondern auch eine sehr große Pünktlichkeit.

Um fünf Uhr des Morgens verließ Gerlint ihr Bett. Sie brachte die Stunde bis sechs Uhr an ihrem Schreibtische zu.

Dann ging sie zu Auguste, oder Auguste kam zu ihr, und sie lasen aus irgendeinem Buche bis sieben Uhr. Um sieben Uhr tönte das Zeichen zu dem Frühmahle. Gerlint und Auguste gingen in den Kleidern, die man zu dem Frühmahle gewöhnlich hatte, in den kleinen Speisesaal, und in demselben wurde gemeinschaftlich unter Gesprächen das Frühmahl eingenommen. Nach einer Stunde verließ man den Saal. Gerlint geleitete meistens die Tante in ihr Gemach und sprach noch verschiedenes mit ihr. Nach dieser Zeit ordnete sie mit ihren Mädchen an, was diese an dem Tage tun sollten. Hierauf ging sie entweder mit der Tante, die in ihren Geschäften war, herum, oder sie ging allein in den Garten oder in eines der Wäldchen oder in die Felder und Wiesen. Sie besuchte zu dieser Zeit auch bisweilen mit der Tante eines oder das andere Haus der Umwohner des Schlosses. Auguste war manches Mal mit der Tante und ihr oder mit ihr allein; meistens aber brachte sie diese Zeit allein zu. Um zwölf Uhr kleidete man sich festlich zu dem Mahle an. Um ein Uhr tönte die Speiseglocke, und es wurde in dem kleinen Saale das Mittagmahl eingenommen. Nach demselben war Gerlint mit Auguste und Agathe eine Weile bei der Tante. Dann brachte sie wieder eine Stunde an ihrem Schreibtische zu. Sie blieb in der wärmeren Tageszeit in ihrer Wohnung. Dann war sie wieder viel im Freien. Die Zeit nach dem Abendmahle brachte man öfter in dem Gemache der Tante zu. Es war aber dies keine Regel, und jedes durfte diese Zeit auch verwenden, wie es wollte.

Gerlint lernte, was die Tage in der Verwaltung des Gutes brachten, immer genauer kennen, und die Tante und Adam und der Gärtner waren ihre Lehrmeister. Ihre Tätigkeit, die anfangs unbestimmter war, wurde immer geregelter, und die Tante ließ sie an manchem teilnehmen und ließ ihr in manchem freie Hand.

Der Oheim kam öfter in das Schloß, öfter kam Dietwin, öfter kamen sie miteinander.

Gerlint und Dietwin waren sehr höflich gegeneinander, aber gemessen. In ihren Meinungen war oft Streit, und er wurde mit Kraft geführt.

Die Tante besuchte mit Gerlint und Auguste und Agathe ihren Bruder und auch Dietwin, und alles wurde auf den Gütern derselben genau besichtigt.

Zuweilen kamen Besuche der Nachbarn nach Biberau, zuweilen fuhren die Tante und Gerlint und Auguste zu den Nachbarn, und der Oheim und Dietwin gesellten sich manches Mal dazu.

Indessen waren die Gefäße zu den Blumen und die Gestelle nach den Zeichnungen fertig geworden. Gerlint schmückte nun ihre Wohnung mit Gewächsen, die Tante gab ihre Genehmigung hiezu, und der Gärtner lieferte aus, was Gerlint verlangte.

In dieser Zeit verschrieb Gerlint die schönsten und auch alle neuesten Rosen. Sie mußten sämtlich aus Reisern auf Hagebuttenstämme gepfropft sein. Als die Bäumchen angekommen waren, legte sie an einer Stelle des Gartens, die ihr geeignet schien und die sie mit Hilfe des Gärtners hatte zurichten lassen, ein Rosengehege an. Sie pflegte die Stämmchen selber, und Judith war hiebei ihre Handlangerin. Dietwin kam eines Tages und besah diese Anlage sehr genau, sprach aber kein Wort darüber. Ebenso sagte er nichts über die Gewächsanordnung in der Wohnung Gerlints, als er einmal mit dem Oheim von der Tante zu Gerlint geführt worden war.

Unter den Besuchern, welche zuweilen in das Schloß kamen, waren auch junge Männer, und manche wendeten Gerlint Aufmerksamkeiten zu. Sie aber war gegen alle gleich. Auf dieselbe Weise war es auch, wenn die Bewohner von Biberau und der Oheim und Dietwin auf irgendein Gut zu einer Festlichkeit oder bei einer andern Gelegenheit geladen wurden.

So kam nach und nach der Herbst.

Im Anfange des Aufenthaltes Gerlints in Biberau kamen sehr viele Briefe von Freundinnen, die mit ihr in der Erziehungsanstalt gewesen waren, an. Diese Briefe wurden gegen die späte Jahreszeit seltener, und Gerlint hatte also auch seltener zu antworten.

Der Herbst ging mit seinen mannigfaltigen Beschäftigungen, die er gebracht hatte, vorüber, und es ging der Winter nach mancher häuslichen Arbeit, die man sich auferlegte, nach manchen Zusammenkünften, die man pflegte, nach manchen Belustigungen, die man im Zimmer, dann im Freien auf Spaziergängen, auf dem Eise, auf Schlittenfahrten veranstaltete, vorüber.

Als der vierundzwanzigste April in dem Schlosse Biberau gefeiert wurde, und als der Oheim und die Tante ihr alljährliches Zwiegespräch in der Stube der Tante hielten, sagte sie: „Du hast gemeint, lieber Bruder, Dietwin werde stürmischer verfahren, als Erwin verfahren ist, und nun zeigt sich noch gar nichts.“

„Es ist eben die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Sturm seinen Anfang nehmen sollte“, antwortete der Oheim.

„Das ist wahr,“ sagte die Tante, „und er wird vielleicht noch lange nicht oder vielleicht auch gar nie anfangen.“

„Wer kann das wissen?“ fragte der Oheim.

„Dietwin sieht so viele schöne, gesittete, wohlgebildete Mädchen,“ antwortete die Tante, „und er sieht sie, als ob sie gemalte Bilder wären, nein, nicht einmal so, denn die gut gemalten Bilder würde er bewundern. Gerlint ist auch so gegen die jungen Männer, und gegeneinander sind sie beide, wie sie immer gewesen sind.“

„Das muß ich sagen,“ sprach der Oheim, „schneller als er wäre ich in meinem einundfünfzigsten Jahre noch; aber siehe zu, eines Tages wird er mit der Tür ins Haus fallen.“

„Erwarten wir, welcher Art der Fall sein wird“, sagte die Tante.

„Der rechten Art, wie kraus er auch aussehen mag“, sprach der Oheim.

„Gebe es Gott“, erwiderte die Tante.

„Der Himmel schließt ja die Ehen“, sprach der Oheim.

„Er schließt sie, wenn eine rechte zu schließen, oder wenn überhaupt eine zu schließen ist“, antwortete die Tante.

„Vielleicht schließt er mehrere,“ sagte der Oheim, „da bist ja du in dem Schlosse, dann Gerlint, Auguste, die Kammermädchen, Agathe. Nur für Judith hat er die Ehe schon geschlossen.“

„Führe heute nicht Frevelreden,“ entgegnete die Tante, „warten wir, was uns die Geschicke bringen werden.“

„Warten wir,“ sagte der Oheim, „wir können warten. Dietwin und Gerlint sind noch jung genug. Und selbst, wenn sie einander nicht wählen, so werden sie gewiß so wählen, daß wir auch zufrieden sein können. Ich weiß überhaupt noch nicht, sind die beiden noch in der ersten Abteilung unseres Geschlechtes oder in der zweiten.“

„Sind sie wo immer,“ sprach die Tante, „sie haben einen hohen Sinn, und eine Wegwerfung ist nicht zu befürchten.“

„Sie ist nicht zu befürchten und würde nicht geduldet“, sagte der Oheim.

So schloß an diesem Tage die Verhandlung, weil nichts mehr da war, das verhandelt werden konnte.

Der Frühling ging nach dieser Zeit immer rascher in das Land und wurde immer heißer.

Gerlint sorgte für ihre Rosen, die in Üppigkeit dastanden, sie sorgte noch für allerlei andere Blumen und Gewächse, die sie in ihre Aufmerksamkeit genommen hatte, sie half der Tante in der Verwaltung von Feld und Wiese und Wald, sie wendete ihre Augen auch all den Tieren des Schlosses zu, sie kaufte

Bücher und las allein oder mit Auguste in ihnen, sie ritt oft auf ihrem schwarzen Pferde herum und zuweilen so rasch wie der Vetter Dietwin, und sie gab den jungen Männern der Nachbarschaft und der Stadt keine zuvorkommenden Blicke.

Und als die Zeit der Rosenblüte gekommen war, sandte die Tante ohne Gerlints Wissen Boten an ihren Bruder, an Dietwin und an zahlreiche Nachbarn, daß sie kämen und die Rosen Gerlints bewunderten. Sie kamen und bewunderten die vielen, in der Gegend größtenteils noch unbekannten Rosen, die so reichlich dastanden, daß das Ganze ein Wäldchen von Rosen war. Der Oheim setzte sich sogleich nieder und schrieb an die vorzüglichsten Pflanzenhändler nach England, um seiner Nichte noch vielleicht Rosenschätze zu verschaffen, die sie nicht hatte.

Zwei Tage nach dem Abschiede von Biberau kam ein Bote von Dietwin und lud die Bewohner von Biberau nach Weidenbach ein, dort etwas zu besehen. Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren hin. Sie fanden den Oheim dort und viele Menschen aus der Nachbarschaft. Als auserlesene Erfrischungen dargeboten worden waren, führte Dietwin die ganze Gesellschaft in den Garten. Sie kamen vor ein Gitter, hinter dem eine grüne Wand von Haselnußgesträuchen war. Dietwin öffnete mit einem Schlüssel die Tür des Gitters, und die Gäste traten ein. Nachdem sie einen kurzen Gang in dem Gebüsche zurückgelegt hatten, öffnete sich ein großes, ebenes Feld, auf dem lauter Rosenbäume standen. Waren Gerlints Rosen ein Wäldchen, so waren Dietwins Rosen ein Wald. Das sah man auch gleich, daß sie in Gruppen und nach Farben geordnet waren. Nach allen Richtungen gingen Wege, daß jeder Stamm betrachtet werden konnte. Fast alle waren in Blüte, und der Anblick machte eine berauschende Wirkung.

„Da hast du ja alle Rosen, die wir in Biberau gesehen haben," rief der Oheim, „nur in größerer Zahl und noch andere dazu, vielleicht schon die, welche ich aus England verschrieben habe."

„Es sind mir aus England, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien und aus der Türkei Rosen gesendet worden", sagte Dietwin.

„Und das hast du geheim getan", sprach der Oheim.

„Es ist eine grüne Mauer um das Feld, und das Gitter war immer gesperrt, damit die Überraschung gelinge", sagte der Neffe.

„Bei mir ist sie dir gelungen", antwortete der Oheim.

„Bei mir auch", sagte die Tante.

„Bei allen, bei allen", riefen fast die sämtlichen Anwesenden. Und man konnte der Bewunderung kein Ende finden.

Dietwin führte die Tante durch alle Gänge und zeigte ihr und erklärte ihr alle vorzüglichen Blumen. Die Gäste zerstreuten sich und betrachteten, was jedem der Betrachtung am würdigsten erschien. Es durfte aber keine Blume abgeschnitten werden. Nur der Tante band Dietwin einen Strauß der schönsten Rosen zusammen.

„Wenn mein schönes Mühmchen Gerlint den einen oder den andern Stamm für ihre Sammlung bedarf und wünscht, so gebiete sie nur darüber", sagte er.

„Wenn ich Stämmchen bedarf, so werde ich meinen guten Vetter darum ersuchen", antwortete Gerlint.

Außer den Rosen wurde von den Gästen darauf der ganze Garten besehen, dann auch die Wirtschaftsgebäude, selbst nahegelegene Felder und endlich das Schloß. Große Bewunderung erregten zwei herrlich gebildete, schneeweiße Kühe, an denen kein anderes Härchen war, und ein Feld mit so schönem Weizen, wie man noch nie einen in der Gegend gesehen hatte.

„Ich hoffe, endlich alle meine Rinder in allen Farben in der trefflichsten Zucht und alle meine Getreide so schön und schöner als diesen Weizen hier zu haben", sagte Dietwin.

Ein ausgesuchtes Mahl folgte auf die Beschauung, und nach demselben verließen die Gäste das Schloß. Nur die von Biberau und der Oheim blieben über die Nacht in Weidenbach und fuhren des andern Tages nach Hause.

Der Sommer verging, wie der vorige vergangen war, und der Winter verging auch so, nur daß in demselben schon die Zuchten des Paares schwarzer Pferde des Oheims und des Paares brauner Pferde des Neffen vor Schlitten wetteifern konnten. Die Tante hatte wirklich aus den Marderfellen nicht früher einen Pelz machen lassen, als bis die Pferde erzogen waren, und nun saß sie in dem untadeligsten, weitfaltigen Marderpelze bald in dem Schlitten ihres Bruders, bald in dem ihres Neffen, und der außerordentlichste Pferdekenner hätte nicht unterscheiden können, welchem Paare der Vorzug gebühre, so fein und ebenmäßig und kraftvoll waren die Körper, und so feurig und ehrgeizig und sanft waren die Geister der Tiere. Der Oheim und der Neffe waren so gerecht, selber keinen Unterschied in den Tieren finden zu können; aber jeder suchte die Vorzüge der seinigen, wenn er einen edlen Gast in dem Schlitten hatte, in das rechte Licht zu stellen.

Bei der nächsten Rosenblüte waren die Rosenwälder Gerlints

und Dietwins noch größer geworden, besonders Gerlints; sie hatten sich an Arten und Schönheit vermehrt, aber man konnte, wie bei den Pferden des Oheims und des Neffen, nicht unterscheiden, welchem man den Vorzug geben sollte.

„Dem muß gesteuert werden," sagte der Oheim, „wenn es so fortgeht, so sind bald die Gründe von Weidenbach und Biberau ein einziger Rosenstrauch."

„Die Grenze wird sich wohl finden", sagte der Neffe.

Aber zwei Dinge waren es, in denen Gerlint heuer Dietwin übertraf: in einer eigenen Abteilung des Stalles von Biberau standen zwei Kühe von dem alleredelsten Baue, von milchweißer Farbe mit rabenschwarzen Köpfen und schwarzen Wedeln, beide ganz gleich, und auf Feldern neben dem Schlosse war Weizen und Korn, so schön, wie es noch nie erlebt worden war, und wie es im vorigen Jahre und heuer bei Dietwin nicht gesehen wurde.

Die Festlichkeiten und Zusammenkünfte waren wie sonst und eher noch mehr, und wie sich die Aufmerksamkeiten von jungen Männern gegen Gerlint steigerten, so blieb ihr Anstand gegen jeden derselbe, und ihre Kälte blieb dieselbe. Dietwin ritt jetzt sehr oft nach Biberau, wie er früher gefahren war, und man bemerkte, daß er meistens sehr schnell ritt. Auch an Gerlint bemerkte man, daß ihr Reiten jetzt etwas viel Schnelleres und Hastigeres habe als früher.

Um diese Zeit näherte sich der junge Graf von Steinheim auf zarte Weise Augusten, und Auguste schien ihm nicht abgeneigt.

Gegen den Herbst ereignete es sich, daß der Sohn des Herrn vom Schlosse Wengern an seinem rechten Arme verwundet wurde. Er lag eine Zeit im Bette und trug den Arm dann in der Schlinge. Es hieß, daß er sich mit seinem eigenen Gewehre, als er in dem Walde ging, verwundet habe. Allein es schlich auch ein Gerücht, er habe sich mit Dietwin geschlagen. Den Grund konnte niemand auch nur vermutungsweise angeben. Als dieses auch der Oheim erfuhr, sprach er mit Dietwin darüber. Dietwin aber antwortete: „Darüber, was ich von dieser Geschichte weiß, lieber Oheim, habe ich zu schweigen versprochen."

Diese Antwort überbrachte der Oheim seiner Schwester, und es wurde in dem Schlosse Biberau jetzt nicht weiter von dieser Angelegenheit geredet.

Der Herbst und der Winter vergingen, wie der frühere Herbst und Winter vergangen war. Als wieder der vierund-

zwanzigste April gekommen war, gab Dietwin der Tante ein ganz besonderes Geschenk, ein Bild, welches einer der ersten Meister gemalt hatte. Es stellte das Schloß Biberau vor und wurde auf tausend Taler geschätzt. Gerlint gab dem Oheime Vorhänge für die Fenster des Saales in Weiden, auf denen täuschend Glasmalerei nachgeahmt war. Die Tante und der Oheim hatten an den Geschenken eine außerordentliche Freude.

Als das Zwiegespräch dieses Tages zwischen dem Oheime und der Tante vorüber war, als alle Bewohner des Schlosses Biberau sich in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten, saß die Tante in dem ihrigen an dem Tische und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und als sie dann ihre Zofen gerufen und sich hatte entkleiden lassen, und als sie in ihrem Bette lag, und die Sterne durch manchen Teil der Fenster, der durch die Vorhänge nicht bedeckt war, hereinschienen, konnte sie den ersehnten Schlummer nicht finden.

3.

Da am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen war, da man das Frühmahl verzehrt hatte, da in einer Zeit darauf der Oheim und Dietwin einen Spaziergang angetreten hatten und Gerlint auf ihrem schwarzen Pferde rasch in die Felder ritt, ließ die Tante Auguste zu sich in ihr Gemach bitten. Als diese gekommen war und man zwei Plätze an dem Tische eingenommen hatte, sagte die Tante: „Meine geliebte Auguste, meine Auguste, die mir immer teuer gewesen ist, erfülle mir heute eine Bitte, sei ganz rückhaltlos offen, du tust es zu keinem schlechten Zwecke."

„Meine geliebte, verehrte Base," antwortete Auguste, „ich weiß, daß du immer gütig gegen mich gewesen bist, daß du mich ohne mein Verdienst geliebt hast, ich habe es gefühlt, ich habe die Empfindungen der größten Dankbarkeit gegen dich gehegt, und ich habe dich deiner Eigenschaften willen im höchsten Maße verehrt und geliebt. Wenn du mir nun eine Gelegenheit gibst, dir dies alles durch die Tat beweisen zu können, so gewährest du mir ein Glück, für das ich dir wieder dankbar bin. Ich werde dir mit allen meinen Kräften zu Diensten sein, wenn ich es nämlich kann."

„Vielleicht kannst du es nicht, mein Kind," sagte die Tante, „vielleicht kannst du es nur wenig, wir wollen es versuchen, höre mich an. Gerlint ist nicht in dem Zustande, in dem sie war, als sie dieses Schloß betreten hatte. Sie ist

sehr tätig, oft zu sehr, sie ergreift die fernsten Dinge, belehrt sich über Wirtschaftszweige, wie sonst Männer, kümmert sich um Angelegenheiten mancher Bewohner der Gegend und ist wieder ernst, als schwiege sie immer, sie macht schnelle Ritte, und von allen, die ihr Aufmerksamkeiten erweisen, kann keiner sagen, daß er einen ermunternden Blick erhalten habe. Du, meine Auguste, hast gewählt, du wirst ein gutes Glück finden und hast unsern Segen dazu."

Auguste stand bei diesen Worten auf und küßte der Tante die Hand.

Diese aber schloß sie in die Arme.

Darauf fuhr die Tante fort: „Mein Bruder und ich haben über Gerlint gesprochen. Wir möchten gerne helfen, und wenn du etwas Genaueres weißt und mitteilen darfst, so sage es und erhöhe die Mittel, wodurch vielleicht zu helfen ist."

„Meine teure, meine hochgeehrte Base," sagte Auguste, „Gerlint ist so lieb und so freundlich und so offen mit mir wie eine Schwester, wir teilen unsere Bestrebungen einander mit, wir teilen, was wir in Büchern lesen, wir teilen, was wir empfinden, und es ist nie die Bedingung gestellt worden, daß etwas verschwiegen werde. Ich darf dir also alles sagen, was ich von Gerlint weiß. Aber ich weiß nichts von ihr, als was du und was der Oheim und was alle sehen und alle wissen. Ich denke schon einige Zeit, daß Gerlint in einem befangenen Gemütszustande ist; aber nie hat die leiseste Äußerung etwas kundgetan. Als ich einmal von ihren Anbetern sprach und von den jungen Männern, die das Haus besuchen, und auf eine ferne Verbindung deutete, sah sie mich mit ihren großen Augen ruhig an und schüttelte später kaum merklich das Haupt. Ich redete nie wieder von dergleichen Dingen. Mir ist, als habe sie einen Wunsch über die Möglichkeit der Erreichung hinaus. Sonst geht sie strenge ihren Geschäften nach, du weißt, wie sie ihre Zeit verwendet, in der sie schreibt, in der wir lesen, in der sie ihren Mädchen die Anweisungen gibt, in der sie nach ihren Blumen sieht, in der sie sich dir und den Angelegenheiten des Gutes hingibt. Selten kommen Nebendinge, daß sie zu einer ungewöhnlichen Zeit lustwandelt oder, was öfter geschieht, in den Saal geht und das Bild des Oheims betrachtet. Am widrigsten scheinen ihr größere Besuche, die kommen, oder wenn wir solche machen müssen. Das, meine hochverehrte Base, ist alles, was ich weiß."

„Wir müssen nun in Geduld warten," sagte die Tante, „was noch wird; sie geradezu fragen, wäre ein Fehler."

„Tue es nicht, Tante, ich bitte dich, tue es nicht", sagte Auguste.

„Ich tue es nicht," antwortete die Tante, „lassen wir die Sache und stellen wir sie Gott anheim. Wenn ihr unser Beistand nötig sein sollte, wird er nicht fehlen, und du wirst ihr immer eine Freundin sein."

„Du wirst ihr am besten beistehen, Tante," sagte Auguste, „alle werden ihr beistehen, und ich bin ihre Freundin und ihre Schwester, wie ihre Seele und ihre Liebe zu mir es verdient."

„So pflege deines Amtes, du guter Anwalt," sprach die Tante, „und lasse dich die Zeit nicht gereuen, die du in meinem Hause lebst."

„Sie ist die schönste meines Daseins", antwortete Auguste.

„Ich glaube es dir, mein Kind," sagte die Tante, „jetzt gehe zu deinen Beschäftigungen, von denen ich dich abgehalten habe."

Beide erhoben sich. Auguste küßte die Hand der Tante, die Tante küßte sie auf die Stirne.

Einen Monat nach diesem Tage kamen der Oheim und die Tante in dem Gemache der letzteren zu einer Beratung zusammen.

„Lieber Bruder," sagte die Tante, „es muß doch einmal von dem geredet werden, wovon geredet werden muß."

„So rede, liebe Gerlint," antwortete der Oheim, „wovon, wie du meinst, geredet werden muß."

„Mein herzlieber Bruder Dietwin," sagte die Tante, „mein lieber Bruder, es ist sehr seltsam und sonderbar; aber es ist nicht unerhört; allein es ist auch nicht gewöhnlich, und ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich meine, Gerlint trage eine heimliche Liebe in dem Herzen und zwar zu dir, mein Bruder."

„Aber, Gerlint, Gerlint," antwortete der Oheim, „das wären ja krause Dinge, die da zusammenträfen. Es ist ja fast unglaublich. Hast du denn auch recht bedacht, was du sagst, liebe Schwester? Gerlint, das beginnende, blühende Leben, und ich, der den Jahren zugeht, wo man nicht sich, sondern den Sohn oder die Tochter vermählt. Liebe Schwester, sage, wie wäre denn das möglich?"

„Es ist eine Verirrung der Natur," sagte die Schwester, „und es ist nicht gewöhnlich, aber es kommt dennoch vor. Gerlint ist jetzt in den Jahren, wo das Herz das Bedürfnis fühlt, die Stütze des Mannes zu suchen, aber ihr Herz ist zu stolz,

sich einem Manne gefangenzugeben, der nicht höher steht als sie selbst. Dich verehrt es, und es fällt ihm leicht, sich dir zu unterwerfen. Die eine Liebe, die dir als dem Oheim und zweiten Vater gebührt, besitzest du von jeher; so, in ihrer Hilflosigkeit, gibt sie dir auch noch die andere, halb aus Furcht, ein anderer könnte sie ihr rauben. Es ist eine Verirrung, aber sie kommt zuweilen vor, und bei Gerlint, fürchte ich, ist sie da."

„Aber woraus erkennst du denn, liebe Schwester, daß sie da ist", fragte der Oheim.

„So höre mich," sagte die Tante, „denke an den Brief vor zwei Jahren. Ich bin in der Aufschrift nur die hochverehrte, geliebte Tante, du bist der herzliebe Oheim, in der Unterschrift ist sie die mich liebende und verehrende und mir dankende Gerlint, dir ist sie die in Liebe ergebene Nichte Gerlint. Im Briefe bittet sie den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Mir verspricht sie nur, jedes Opfer bringen zu wollen, das mir zur Freude gereichen kann. Zudem sagt sie, daß sie in die Erkenntnis deiner Güte immer mehr hineinwachse und dir mehr dankt, als sie danken konnte, da sie noch unvernünftig war. Ich habe damals ohne Ahnung schon den Unterschied hervorgehoben, und ich glaube, daß schon damals etwas in ihr war, dem ähnlich, was jetzt in ihr ist. Dann kam sie hieher. Wie sie dir anhing, weißt du, wie sie sich freute, wenn wir uns auf den Weg nach Weiden begaben, weiß ich, daß jetzt etwas in ihrem Herzen ist, können fast alle, die ihr näher sind, bemerken, und Auguste, mit welcher ich vor einiger Zeit von der Sache sprach, hat, wenn sie sich auch scheute, dich zu nennen, doch fast mit Bestimmtheit auf dich hingedeutet. Gerlint ist unstät trotz ihrer Ordnung, sie ist viel ernster, als Mädchen ihres Alters zu sein pflegen, ihre Beschäftigungen führt sie mit einer Art Übertreibung, sie reitet sehr heftig, als triebe sie eine Empfindung, die sie wie einen unerfüllbaren Wunsch mit Gewalt unterdrücken möchte, denke, was sie dir für ein kostbares Geschenk zu deinem letzten Geburtstage gab, sie mußte die Ersparungen einiger Jahre darauf verwendet haben, bedenke dann ihren unbegreiflichen Abscheu vor allen jungen Männern und bedenke endlich, daß sie sehr oft in den großen Saal geht und lange, lange dein Bild anstarrt."

Darauf sprach der Oheim: „Ja, es muß von dem geredet werden, wovon geredet werden muß. Höre mich. Unser Neffe Dietwin hat auch eine Liebe im Herzen. Lasse mich zu Ende

reden. Er ist ebenfalls unstät, er treibt ebenfalls seine Geschäfte nicht mehr folgerichtig, wie in der ersten Weidenbacher Zeit, er überstürzt alles. Erst ritt er noch viel heftiger als Gerlint, und jetzt fährt er mit seinen Pferden wie verrückt, er hat sich geschlagen, das ist nun wohl sicher, und kein Mensch weiß, weshalb, er haßt die schönsten Mädchen der Welt und die andern auch, dafür kommt er sehr oft nach Biberau, er hat dir zu deinem letzten Geburtstage das Bild dieses Schlosses gegeben, ein Bild um hohen Preis, das Bild deines Wohnortes, und er geht ebenfalls sehr oft in den Saal von Biberau und schaut lange, lange dein Bild an."

Der Oheim schwieg.

Die Tante sprach: „Das wäre ja — wenn es wäre — das ist — ich weiß es nicht, sage es mir, das wäre merkwürdig."

„Ich habe ihn beobachtet, ich bin in dem Saale gewesen, und es ist so", antwortete der Oheim.

„Ich habe auch Gerlint beobachtet, wie es mir nur möglich war", sagte die Tante.

„Das ist," sagte der Oheim, „es kommt zuweilen einmal vor, aber hier zweimal, es wäre, wie du sagst, merkwürdig."

„Das Herz des Menschen hat oft wunderbare Fügungen", antwortete die Tante. „Und in unserem Geschlechte ist etwas Stätiges, so daß sich immer alles gleichbleibt und fast alles sich wiederholt, was schon einmal gewesen ist; und doch ist es bei uns wieder ganz anders als bei andern. Hat nicht Dietwin, der Neffe des Kardinals, der bis in sein zweiunddreißigstes Jahr unvermählt blieb, sich, als er aus Italien zurückkehrte, mit seiner Tante vermählt, die damals gerade um zwei Jahre älter war als ich jetzt. Und es entsproßten dieser Ehe ein Sohn, der sich in den nachmaligen Kriegen so hervortat, und zwei Töchter, von denen die eine zwar als Kind starb, die andere aber ein so hohes Alter erreichte, daß an ihrem letzten Geburtstage, der so wie der unsere in den April fiel, sechsundvierzig Kinder, Enkel und Urenkel um sie versammelt waren."

„Sie gönnte in der Tat keinem aller jungen Männer einen Blick, und gegen Dietwin war sie beinahe noch mehr zurückhaltend als gegen die andern", sagte der Oheim.

„Und er wendete an Frauen und Mädchen fast nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit", sprach die Tante.

„Das muß übrigens viel genauer untersucht werden, liebe Gerlint", sagte der Oheim.

„Setzen wir die Beobachtungen fort, daß wir zu tristigerer Einsicht gelangen", sprach die Tante.

„Ich denke, Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „wenn wir etwas täten, das weniger Zeit in Anspruch nimmt."

„Ja," sprach die Tante, „und was könnte das sein?"

„Ich meine," sagte der Oheim, „du redest mit Dietwin von seiner einstigen Vermählung und höreſt, was er sagt, und ich tue das gleiche mit Gerlint."

„Das ist ein schwieriges Gespräch," antwortete die Tante, „und alles kommt auf die Verfahrungsweise an."

„Aber wir könnten da einen tieferen Blick tun", versetzte der Oheim. „Du, liebe Gerlint, wirst die rechte Verfahrungsweise schon finden, und ich werde bestrebt sein, nicht gar weit irrezugehen."

„So versuchen wir es in Gottes Namen," sagte die Tante, „und möge der Himmel seinen Segen geben."

„So spreche ich auch," entgegnete der Oheim, „und möchte, daß das Ding vorüber wäre."

Nach diesen Worten stand er auf und sagte: „Ich spreche jetzt von andern Angelegenheiten nichts mehr. Wenn eine Entscheidung nötig wird, vereinigen wir uns wieder."

„Möge es bald sein", sagte die Tante und geleitete den scheidenden Bruder bis zur Tür.

Fünf Tage nach diesem Gespräche waren die Geschwister wieder in dem Gemache beieinander und setzten sich zu demselben Tische.

Der Oheim sagte: „Nun, Gerlint, rede."

„Rede du zuerst, Bruder", sagte sie.

„Also, weil du es wünschest, rede ich", antwortete der Oheim. „Ich bin mit Gerlint an der großen Eiche gewesen. Da habe ich nun auch endlich gesagt: ‚Gerlint, diese Eiche sieht weit in das Land hinein, wir können fast alle Gründe und mitunter auch die Schlösser darin erblicken, deren Bewohner mit uns bekannt sind und in Gastlichkeit leben. Aber auch von dorther wird die Eiche weit und breit gesehen und, weil sie ein so mächtiger Baum ist, leicht von andern unterschieden. Und darum wird mancher, der an dich denkt, auf diese Eiche schauen und doppelt an dich denken. Wann wird uns denn unsere liebe Nichte einmal mit einem recht artigen, schönen, tüchtigen Gemahle erfreuen?' Sie aber schlang den Arm um mich und küßte mich mit Heftigkeit und rief: ‚Oheim, wünschet mich nicht fort, sondern lasset mich mit Euch leben, wie ich lebe, hin und hin, und redet nicht mehr von solchen Dingen.' Ich antwortete darauf: ‚Wenn du nicht selber sehr gern gehest, wünschen wir dich nicht fort, Gerlint, wir wünschen dich in alle Zukunft

sehr in unserer Nähe und in traulichem Umgange mit uns, und ich werde von dieser Sache nicht mehr reden.' Darauf sagte sie nichts, wir schlugen den Heimweg ein, und da wir in die Nähe des Schlosses kamen, sprach sie von Bäumen und Gesträuchen und von solchen Dingen. Das ist nun mein Bericht, liebe Schwester, jetzt bringe du auch den deinen."

„Nun, mein guter Bruder," sagte die Schwester, „ich habe mit Dietwin geredet. Da er wieder in dem Saale war, ging ich hinein. Er schritt mir entgegen und wollte mich zu einem Sitze führen; ich lehnte es aber ab, und wir betrachteten die Bilder. Du kannst wohl denken, geliebter Bruder, daß ich nicht ungehörig gesprochen habe; als wir aber deine und meine Eltern und die Großeltern und die Urgroßeltern und deren Eltern angeschaut hatten, redete ich von dem Glücke der Familie, die so geschlossen fortgeht und das Ihrige hin und hin auf liebe Glieder forterben kann. Und da sagte ich auch, daß es uns freuen wird, wenn er sich einmal eine holde Gattin wählt. Er antwortete sehr schnell: ‚Tante, Tante, Tante, diese Puppen, nie, nie, nie. Ich werde zu keiner Puppe herabsteigen, nein, niemals, und ich bitte dich, Tante, rede nicht davon, ich bitte dich, rede nicht davon.' Ich erwiderte: Nun, ich rede nicht davon. Und wir gingen an ein Fenster und sahen auf die Landschaft und verließen bald darauf den Saal. Und so ist es, wie ich sage."

„Und was sagst du nun weiter, Gerlint?" fragte der Oheim.

„Was ich weiter sage, lieber Bruder, will ich dir offenbaren", antwortete die Tante. „Ich habe in der letzten Zeit her immer an das gedacht, was sich jetzt ereignet. Du weißt, daß ich um Erwin Trauer angelegt habe, und die trage ich lebenslang. Es ist seit seinem Lebensende kein anderes Kleid auf meinen Körper gekommen als ein schwarzes oder ein graues, und so wird es bleiben. Eine Frau aber, welche Trauer trägt, schließt keine Ehe. Es haben sich mir ja Männer genähert, darunter waren edle und gute, und du weißt, wie ich jedes Werben abgelehnt habe. Ich bin noch nicht in den Jahren, in denen eine Ehe zu den Seltenheiten gehört; aber ich denke nicht daran. Und mit Dietwin wäre es gar vom Übel. Wenn auch viele Verbindungen, bei denen das Alter der Frau größer ist als das des Mannes, glücklich ablaufen, so ist doch etwas nicht ganz Natürliches in der Sache. Dietwin, wie ich sein Wesen kenne, würde mit mir nicht glücklich. Zudem erscheint der Welt eine solche Verbindung stets lächerlich, ob mit Recht, unter-

suche ich nicht; aber ich mag nicht unserem Stamme eine wenn auch törichte Lächerlichkeit anhängen, wie ich keinem der Mitglieder desselben irgendeine Unbill zufügen möchte. Das sind meine Gedanken, Bruder, über diese Sache."

„Ich erkenne an, was du sprichst," sagte der Oheim, „und werde nun auch dir, wie du mir getan, offenbaren, was ich von meiner Seite glaube. Es kommt nicht selten vor, daß Männer in meinen Jahren sich noch verehelichen, es geschieht öfter als bei Frauen, und meistens wählen sie auch junge Mädchen. Und solche Verbindungen sind auch öfter glücklich als die Verbindungen älterer Frauen mit jüngeren Männern. Bei mir kommt noch ein Gutes dazu, daß ich nie eine Gattin gehabt habe, also um keine traure, und daß kein Vergleich zwischen einer frühern und einer spätern angestellt werden könnte. Aber dessenungeachtet denke ich an keine Verbindung. Sie hat auch bei mir wie bei dir etwas nicht Passendes. Und das Schiefe der Sache mag auch ich dir und unserem Geschlechte nicht antun. Und so bleibe ich, wie ich bisher gewesen bin. Dieses ist meine Meinung über mich."

„So sind wir in dieser Hinsicht eines Sinnes", sagte die Tante.

„Wir sind wieder eines Sinnes, wie wir es so oft gewesen sind", antwortete der Oheim.

„Was ist aber nun weiter zu tun?" sagte die Tante. „Es ist ein Glück, daß die Leute ihre Gefühle bisher noch nicht deutlicher dargelegt haben."

„Sie empfinden etwas Ungeheuerliches in der Sache, das zeigt die Spannung, und sie wagen sich nicht vorwärts. Aber die Lösung muß gefunden werden", sprach der Oheim.

„Wäre das", sagte die Tante.

„Weil es nur ein Irrtum ihrer verwandtschaftlichen Gefühle ist," antwortete der Oheim, „so wird durch den rechten Weg die Aufhellung gewiß kommen."

„Werden wir den rechten Weg ergründen?" fragte die Tante.

„Versuchen wir es", antwortete der Oheim. „Sie dürfen keine Gegenneigung ahnen."

„Aber wie werden wir die Verwandtenneigung und die andere Neigung abwägen?" fragte die Tante.

„Nun, du hast dein Ansehen und deine Würde ja immer im Stande gehalten, und ich werde bestrebt sein, das gleiche zu tun", antwortete der Oheim.

„Und dann?" fragte die Tante.

„Ich denke auch an eine zeitliche Trennung", erwiderte der Oheim.

„Wohl," sagte die Tante, „aber wie?"

„Der Neffe ist in der Verwaltung seines Gutes, er hat sich für diese Zeit jetzt eingelebt, wir können ihn nicht, ohne daß er auf den Kern der Sache käme, entfernen. Ebenso kann kein Grund aufgefunden werden, die Nichte von dir zu geben. Also müssen wir beide von dem Platze fort. Ich meine, wir rüsten uns und machen eine Reise", sagte der Oheim.

„Das war mir auch schon in dem Herzen," sprach die Tante, „obgleich ich schon lange her an keine Reise mehr dachte."

„Ich habe auch nie an eine Reise gedacht", sagte der Oheim. „Siehst du, Gerlint, wie du, als ich dir einmal zu dem Geburtstage Perlen gab und du mir desselben Tages zu dem Geburtstage Perlen gabst, gesprochen hast, daß wir immer die nämlichen Gedanken haben, so haben wir sie."

„Die Reise müßte aber bald angetreten werden und länger dauern", sprach die Tante.

„Sobald du mit deinen Vorbereitungen fertig bist, mag sie beginnen," sagte der Oheim, „ich kann jeden Tag gehen."

„Meine Vorbereitungen werden nicht viele Zeit in Anspruch nehmen", antwortete die Tante.

„Und was die Dauer anbelangt," sagte der Oheim, „so können wir sie nach den Umständen länger oder kürzer machen. Wir werden wohl erfahren, wie es zu Hause steht, zum Teile auch aus den Briefen der beiden selber, die wir aber durch Verzögerungen der Antworten zu seltenen machen müssen."

„Wenn nur alles fruchtet", sprach die Tante.

„Unsere Nichte Gerlint", antwortete der Oheim, „hat sich in die Geschäfte deines Gutes eingeübt, daß du ihr beruhigt die ganze Verwaltung übertragen kannst. Ich werde Dietwin die Oberleitung von Weiden geben. Sie können sich schicklicherweise nur sehr selten besuchen, sind also viel allein, viel beschäftigt, und das wird wirken. Und weil ihre Empfindungen etwas Unnatürliches haben, und weil die Natur nach dem Natürlichen drängt, so ist vielleicht die Lösung leichter, als wir ahnen."

„Nun, so machen wir in Gottes Namen die Reise", sagte die Tante. „Du mußt sie den beiden ankündigen."

„Ich werde es morgen tun," antwortete der Oheim, „weil Dietwin in dem Schlosse bleibt."

„So erfüllen wir unsere Pflicht", sprach die Tante.

„Weil wir nur so einig sind", entgegnete der Oheim.

„Der Himmel erhalte die Eintracht der Geschwister, sie ist ein großes Gut", sagte die Tante.

„Sie ist eines," sprach der Oheim, „und sie wird auch dauern. Und also, lebe wohl, Gerlint, und morgen nach dem Essen reden wir etwa davon, wohin wir denn reisen wollen."

„Denke darüber nach," sagte die Tante, „ich werde es auch tun. Und lebe wohl."

Nach diesen Worten erhoben sie sich von ihren Sitzen, und der Oheim verließ das Gemach.

Als des andern Tages nach dem Frühmahle noch alle beieinander saßen, sagte der Oheim: „Meine lieben Kinder, wir beide, meine Schwester und ich, haben vor, in kurzem eine Reise zu machen. Wenn sie länger dauern soll, könnte Gerlint die Verwaltung von Biberau übernehmen, und du, Dietwin, würdest mir wohl eine Zeit die Oberaufsicht über Weiden führen. Doch das Nähere wird sich erst gestalten, und wir werden schon noch davon reden."

Alle schwiegen, da er diese Worte gesagt hatte.

Endlich sprach die Tante: „Und würdest du denn meine Stelle hier vertreten, liebe Gerlint, und was sagst du denn, wenn ich dir davongehe?"

„Geliebte Tante," sagte Gerlint, „es wird sehr einsam sein, wenn du fort bist, es wird mir sehr schmerzlich sein, dich zu missen und den Wagen des lieben Oheims lange nicht mehr in das Schloß hereinfahren zu sehen; aber es geziemt mir nicht, gegen deinen Willen zu sprechen, und ich habe ihn nur zu verehren. Und wenn du mir Geschäfte in deiner Abwesenheit überträgst, so wünsche ich nur, daß ich die Einsicht und Kraft habe, sie verrichten zu können."

„Du hast die Einsicht und Kraft", sagte die Tante, „und wirst alles recht machen. Und Auguste und Agathe bleiben bei dir, und sprechet manches Mal von uns und schreibet uns. Es wird mich immer freuen, wenn du mir den Stand der Dinge in Biberau kundgibst und ihr Vorwärtsschreiten auseinandersetzest."

„Und du," sagte der Oheim zu Dietwin, „was redest du?"

„Sage, Oheim, was soll ich reden?" sprach Dietwin. „Ihr habt euern Willen, und wenn euer Wille nach einer Reise steht, so ist es meine Pflicht, ihn zu achten, wenn auch meine Gefühle sehr gegen ihn wären. Was du mir über Weiden aufträgst, werde ich nach bestem Gewissen zu erfüllen bestrebt sein."

„Du wirst es gut erfüllen," sagte der Oheim, „und wir werden schon noch über die Angelegenheiten sprechen."

„Und Auguste wird wohl bei Gerlint bleiben", sprach die Tante, „und Agathe auch, und ihr werdet euch wohl über unsere Abwesenheit hinüberhelfen."

„Ich bleibe gerne in Biberau," antwortete Auguste, „und was dir, hochverehrte Base, und deinem hochverehrten Bruder Freude macht, das macht mir auch Freude, wenngleich das liebliche Zusammenleben hier, das unserem Herzen wohltat, unterbrochen wird und wir die Unterbrechung tragen müssen. Möge euch die Reise alles gewähren, was ihr erwartet."

„Und du, Agathe?" fragte die Tante.

„Ich werde Gerlint zur Hand sein, wie sie es wünscht," sagte Agathe, „und möge der Himmel die Reise segnen."

Man redete noch einiges Gleichgültige und zerstreute sich dann wie gewöhnlich nach dem Frühmahle.

Etwa zwei Stunden nach dem Mittagessen ging Gerlint in den großen Saal, stellte sich vor das Bild des Oheims und betrachtete es.

Nach kurzem kam auch Dietwin in den Saal. Er ging einige Schritte auf und nieder und stellte sich dann vor das Bild der Tante.

Sie sprachen nichts.

Nach einer Weile sagte Dietwin: „Das sind herrliche Bilder."

„Ja", sagte Gerlint.

„Sie sind weit trefflicher gemalt als alle andern in dem Saale", sprach Dietwin.

„Ja", entgegnete Gerlint.

„Es hat sie ein Meister gemacht, der zu jener Zeit sehr berühmt war," sprach Dietwin, „und man verehrt ihn jetzt noch."

„Ich weiß es", sagte Gerlint.

„Darum werden diese Bilder ihre Geltung haben, wenn auch viele Jahre vergangen sind, und wenn selber eine Zeit käme, in der man gar nicht mehr wüßte, wen sie vorstellen", sprach Dietwin.

„Ich meine auch, daß es so ist", erwiderte Gerlint.

Dietwin ging nun gegen ein Fenster, dann ging er gegen die große Tür, dann ging er wieder in dem Saale vorwärts, dann sagte er: „Der Oheim und die Tante werden eine Reise machen."

„Sie werden eine Reise machen", antwortete Gerlint.

„Du wirst hier auf dem Schlosse Besuche empfangen", sagte Dietwin.

„Ich werde die empfangen, die sich für mich ziemen", erwiderte Gerlint.

„Gerlint," rief Dietwin, „ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf irgendeinen Mann blickt."

Gerlint wendete sich um und rief: „Dietwin, ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf ein Weib blickt."

„Gerlint", rief Dietwin.

„Dietwin", rief Gerlint.

Und plötzlich faßten sie sich in die Arme, umschlangen sich und küßten sich auf den Mund.

„Dein Auge blickt auf mich als Gattin, Gerlint", sagte Dietwin.

„Und deines blickt auf mich als Gatte, Dietwin", sprach Gerlint.

„Ich will dich auf den Händen tragen, Gerlint", sagte Dietwin.

„Ich werde dir ein treues, gehorsames Weib sein", antwortete Gerlint.

„Wir werden gemeinsam schalten und wirken", sagte Dietwin.

„Und nur in der Liebe wetteifern", erwiderte Gerlint.

„Du hast an dem ersten Tage deines Hierseins die Plätze unserer Kindheit besucht", sagte Dietwin.

„Du bist auch an diesen Plätzen gewesen", sprach Gerlint.

„Du bist lange auf der Stelle gestanden, wo —" sagte Dietwin.

„Wo ich nach dir gestochen habe. Es war deine Macht, Dietwin, über mich", sprach Gerlint.

„Ich bin auf die Mauer des Gartens eurer Erziehungsanstalt geklettert", sagte Dietwin.

„Du bist es gewesen?" rief Gerlint.

„Ich," antwortete Dietwin, „kein Mann sollte seine Gedanken zu dir erheben."

„Als du", sagte Gerlint.

„Und nun sind unsere Gedanken ein Gedanke", sprach Dietwin.

„Sie sind ein Gedanke", sagte Gerlint.

„Und alles muß rasch ins Werk gesetzt werden", sprach Dietwin.

„Wie es dein Wille ist, Dietwin", entgegnete Gerlint.

„Nun den Kuß als Bräutigam", sagte Dietwin.

„Als Braut", antwortete Gerlint.

Und sie gaben sich den Verlobungskuß.

„Erlaube mir, dich zu geleiten", sagte Dietwin.

Sie gab ihm den Arm, und er geleitete sie zu der Tür ihrer Wohnung.

Dann ging er zur Tante, küßte ihr die Hand und sagte: „Meine hochverehrte, geliebte Tante, ich hätte eine Bitte an dich und den Oheim."

„Soll ich meinen Bruder, der eben von mir ging, nachdem wir von unserer Reise gesprochen hatten, wieder holen lassen?" fragte die Tante.

„Wenn es dir genehm ist, so tue es", antwortete Dietwin.

Die Tante schellte nach einem Diener und ließ durch denselben ihren Bruder zu sich bitten.

Als er gekommen war, und als ihm Dietwin die Hand gereicht hatte, sagte sie: „Unser Neffe will uns um etwas ersuchen."

Dietwin sagte: „Hochverehrte Tante und hochverehrter Oheim. Meine Bitte geht dahin, ob es euch gelegen sei, mich morgen um eilf Uhr in dem großen Saale von Biberau in einer feierlichen Angelegenheit zu empfangen. Wenn ihr ja sagt, fahre ich sogleich nach Weidenbach und fahre morgen wieder herüber."

„Sprich, Bruder", sagte die Tante.

„Du bist die Herrin des Schlosses und empfängst die Besuche," antwortete der Oheim, „und wenn ich als Gast auch mitempfangen darf, so sage ich: es ist mir jede Stunde gelegen."

„So komme, Dietwin, du wirst uns schon in dem Saale finden", sagte die Tante.

„Ich danke und verabschiede mich", sprach Dietwin.

Er küßte der Tante die Hand, reichte dem Oheime seine Rechte und verließ den Saal.

Wenige Augenblicke darnach sah man ihn durch das Tor des Schlosses hinausfahren.

Des andern Tages um eilf Uhr saß die Tante, in schwarze Seide gekleidet, auf einem Prunkstuhle, der einen kostbaren Teppich unter sich hatte, in dem großen Saale von Biberau. Ihr Bruder saß auf einem zweiten Prunkstuhle neben ihr. Am unteren Ende der großen Treppe stand Adam mit Dienerschaft in Prunkkleidern. Als noch die Klänge der Turmuhr zur eilften Stunde tönten, fuhr der schwere Prachtwagen Weidenbachs durch das Tor herein. Der Kutscher saß im Silbergewande auf dem Bocke. Zwei Jäger standen silberschimmernd auf dem Brette. Der Wagen hielt, und Dietwin stieg aus demselben. Adam und die Diener geleiteten ihn die Treppe hinan zu dem großen Saale. Seine zwei Jäger folgten ihm bis zur Saaltür. Dort blieben sie stehen. Adam öffnete die Flügeltüren des Saales, und Dietwin trat allein in denselben.

Dann schlossen sich wieder die Türen, und Dietwin ging

zu der Tante und dem Oheim vorwärts, blieb vor ihnen stehen, verneigte sich und sprach: „Ich, Dietwin von der Weiden, bringe vorerst meiner hochverehrten Tante, Gerlint von Bergen, gebornen von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß und so auch meinem hochverehrten Oheim, Dietwin von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß und bitte beide um geneigtes Gehör und um Vergunst einer Bitte."

Die Tante sagte darauf: „Ich grüße dich auch, Dietwin von der Weiden, geliebter Neffe, und weil es mein Schloß ist, in dem du die Bitte stellest, so antworte ich zuerst und sage: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Der Oheim sagte: „Auch ich grüße dich, geliebter Neffe, und weil ich in dem Schlosse meiner Schwester auch eine Antwort zu geben die Ermächtigung habe, so sage ich: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Nach diesen Worten sagte Dietwin: „Weil ihr mir beide Gehör gebt und Vergunst einer Bitte, so werbe ich in Zucht und Recht um die Hand Gerlints von der Weiden, der Nichte meiner hochverehrten Tante, der Frau von Bergen, gebornen von der Weiden, und der Nichte meines hochverehrten Oheims, des Herrn Dietwin von der Weiden, daß ich ihr ein rechtschaffener und treuer Gatte sei zeitlebens, und daß sie mir eine rechtschaffene und treue Gattin sei zeitlebens, und ich bitte, haltet meine Werbung genehm."

Die Tante und der Oheim schwiegen einen Augenblick.

Dann sagte die Tante: „Dietwin von der Weiden, mein geliebter Neffe, weil du — weil du bei mir wirbst, ich bin gewissermaßen die Mutter Gerlints, die keine Eltern hat, und sie ist in meinem Schlosse und sagt zu mir Mutter, und weil du wirbst, so spreche ich: in unserem Stamme von der Weiden ist die Sitte, daß auf eine Werbung nach einer Bedenkzeit die Antwort gegeben wird. Diese Bedenkzeit gestehe zu. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Darauf sagte der Oheim: „Dietwin von der Weiden, lieber Neffe, weil du auch bei mir wirbst, und weil Gerlint auch unter meiner Obhut steht, so sage ich: du wirst auf deine Werbung nach der gewöhnlichen Bedenkzeit die Antwort erhalten. Achte diese Zeit. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Auf diese Antworten sagte Dietwin: „So bedanke ich mich in untertäniger Gebühr des Gehöres, bedanke mich der Anerkennung meiner Werbung, verabschiede mich in Ehrbezeigung und harre in meinem Schlosse Weidenbach der Entscheidung."

Er verneigte sich wieder wie bei seiner Ankunft, verließ den Saal, stieg mit seinen Jägern, von Adam und den Dienern geleitet, die Treppe hinab, setzte sich in den Wagen und fuhr durch das Tor des Schlosses hinaus.

Als die Geschwister in dem Saale allein waren, sagten sie eine Weile gar nichts.

Dann rief die Tante: „Dietwin, Dietwin, Dietwin!"

Der Oheim sprach: „Das ist nun freilich anders, als wir gedacht haben, wir müssen es hinnehmen, daß wir gedacht haben, was wir gedacht haben."

„Ja wohl müssen wir es hinnehmen", sagte die Tante.

„Meine liebe Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „nun ist die größte Sorgfalt anzuwenden, daß niemand erfahre, welche Gedanken wir gehabt haben."

„Ich werde sie niemanden offenbaren", sagte die Tante.

„Ich auch nicht," antwortete der Oheim, „wenn nur nicht jemand durch Ahnungen, Deutungen und dergleichen darauf kommt."

„Das wagt niemand zu denken", sagte die Tante.

„Nun, nun, nun", sprach der Oheim. „Siehe, ich habe gesagt, daß die Lösung etwa leichter sein wird, als wir ahnen: nun ist sie in der Tat leichter geworden."

„Und es erfüllt sich ja, was wir gewünscht haben", sagte die Tante.

„Wir haben nun wirklich Gott bei der Bewerkstelligung dieser Ehe geholfen," entgegnete der Oheim, „durch die Ankündigung unseres Reiseplanes ist die Sache beschleunigt worden."

„Siehst du, der Himmel schließt die Ehen und hat unerforschliche Wege", sagte die Tante.

„Nun, wir haben nur nicht recht geforscht," erwiderte der Oheim, „denke nur, Gerlint, unsere Bilder sind schon vor einer Reihe von Jahren gemalt worden, ist nicht sie dir, und ist nicht er mir ähnlich, und haben sie nicht einander in unsern Bildern betrachtet?"

„So wird es sein, so wird es sein, Dietwin", sagte die Tante.

„Und wie ist mir denn," sprach der Oheim, „hat nicht der junge Wengern freundliche Augen auf Gerlint gerichtet?"

„Ja, das hat er", sagte die Tante.

„Und dann ist die Verwundung beim Jagen und das Gerücht eines Zweikampfes gekommen", sprach der Oheim.

„Ja, ja, ja", sagte die Tante.

„Und in dem schönen Gemälde des Schlosses Biberau hat

er die Wohnung darstellen lassen, in der Gerlint ist", sprach der Oheim.

„Und wie ist es denn nun mit der Reise?" fragte die Tante.

„Nun, jetzt muß sie wohl wegen der Verlobung aufgeschoben werden", antwortete der Oheim, „und dann wegen der Vermählung, und nach derselben sind die allerlei Einrichtungen wegen der Güter, es werden Übersiedlungen bevorstehen, und dann kann es von der Reise ganz sein Abkommen haben, oder wir machen eine kleine."

„Wie es sich fügt", erwiderte die Tante.

„Die Zukunft wissen wir nicht, wie wir sie jetzt nicht gewußt haben", sagte der Oheim. „Nun werden hinlängliche Geschäfte emporsteigen. Der Tag ist da, an welchem der Sturm von seiten Dietwins beginnt. Geworben hat er schnell genug, und wenn die Bedenkzeit vorüber ist, wird er die Behebung des Hindernisses wegen der Verwandtschaft betreiben und die Verlobung und die Vermählung und alles. Und selbst nach der Hochzeit wird unser Rat und unsere Mitwirkung nötig sein."

„Es ist nur gut," sagte die Tante, „daß ich schon seit vielen Jahren zur Ausstattung gesammelt habe, und daß nicht jetzt die ganze Gewalt hereinbricht."

„So tun gute Mütter immer und solche, die Mutterstellen gut vertreten," sagte der Oheim, „und besonders tun es verständige Frauen, wie du eine bist, Gerlint. Ich habe übrigens auch manch ein Ding im Verschlusse, das euch bei diesem Vorkommnisse jetzt sehr zustatten kommen wird."

„Daß du nicht unvorbereitet sein wirst, wenn das, was wir wünschen, zustande kommt, habe ich mir immer gedacht", sagte die Tante.

„Ich bleibe jetzt bei dir in dem Schlosse Biberau," sprach der Oheim, „wir müssen mit Gerlint sprechen, und einmal fährst du mit mir nach Weiden und nimmst die Dinge in Augenschein, und das Verzeichnis gebe ich dir mit, und wenn du willst, auch die Gegenstände selber."

„Das wird sich finden," antwortete die Tante, „und mit Gerlint wird leicht zu sprechen sein; denn er muß volle Sicherheit haben."

„Er hat volle Sicherheit," sagte der Oheim, „und wir, meine liebe Schwester Gerlint, werden nun auch doch in die dritte Abteilung unseres Stammes einrücken."

„Du hast immer Frevelreden, selbst an einem solchen Tage", sagte die Tante und stand auf.

Er stand auch auf, reichte ihr freundlich und ehrerbietig den Arm und führte sie aus dem Saale in ihr Gemach.

Als der Abend gekommen war, sagte die Tante zu Gerlint, daß sie und der Oheim sie morgen um eilf Uhr feierlich in dem großen Saale empfangen werden.

„Ich bin zu eurem Willen", sagte Gerlint.

Und als es am andern Tage eilf Uhr war, ging Gerlint in festlichem Schmucke in den großen Saal. Die Tante und der Oheim, gekleidet wie bei der Werbung Dietwins, saßen auf ihren Stühlen. Gerlint ging zu ihnen und küßte jedem die Hand, dann blieb sie vor ihnen stehen.

Da sprach die Tante: „Gerlint, mein liebes Kind, ich habe dich hieher bescheiden lassen. Wir werden dich um etwas fragen, antworte frei und ohne Rücksicht auf irgendein Ding in dieser Welt als auf dein Herz und dein Gewissen."

„Ich werde es tun, wenn die Antwort in meiner Macht liegt", sprach Gerlint.

„Sie liegt in deiner Macht", entgegnete die Tante. „Höre mich an. Dietwin von der Weiden, unser Neffe und dein Vetter, hat bei mir in der Hinsicht, daß ich die Stelle deiner Mutter vertrete, und bei deinem Oheime in der Hinsicht, daß er die Stelle deines Vaters vertritt, feierlich um deine Hand geworben, daß er dir, wie er spricht, ein treuer, rechtschaffener Gatte sei, und daß du ihm eine treue, rechtschaffene Gattin seiest. Wir fragen dich nun: bist du gesonnen, diese Werbung anzunehmen, oder bedingst du dir eine Zeit, in der du die schweren Pflichten des neuen Standes überdenkest, um dann deine Zustimmung oder deine Weigerung anzukündigen?"

„Du kannst frei handeln, liebe Gerlint," sagte der Oheim, „überlege und tue, wie du willst, wir werden deinen Ausspruch in Betracht ziehen."

Gerlint antwortete darauf: „Hochverehrte Mutter und Tante, hochverehrter Vater und Oheim, ich kenne Dietwin von der Weiden, euren Neffen und meinen Vetter, ich habe über die Pflichten des Ehestandes reiflich und ernstlich nachgedacht und sage: ich nehme die Werbung Dietwins von der Weiden an, daß ich ihm mit dem Beistande Gottes eine rechtschaffene und treue Gattin sei, und daß er mir mit dem Beistande Gottes ein rechtschaffener und treuer Gatte sei. Eine Bedenkzeit heische ich nicht, sie wäre eine Lüge."

„Und so bist du zu diesem Bündnisse entschlossen?" fragte die Tante.

„Ich bin dazu entschlossen", antwortete Gerlint.

„Also werden wir, dein Oheim und ich, deinen Ausspruch, wie er sagt, in Betracht ziehen, und du bist jetzt aus diesem Saale entlassen."

Gerlint küßte der Tante und dem Oheime wieder die Hand und entfernte sich.

Am Nachmittage dieses Tages sah man Gerlint mit Augusten zu einer Zeit, in der sie es sonst nie getan hatten, im Garten spazierengehen, und der Spaziergang dauerte sehr lange.

Gegen den Abend ging Gerlint zu der Tante in das Wohngemach. Sie blieb vor ihr stehen und sah auf ihr Angesicht. Die Tante schloß sie in die Arme und küßte sie auf die Stirne und auf den Mund. Gerlint schlang ihre Arme um den Nacken der Tante, sprach aber nicht.

Dann ging sie zu dem Oheime.

Als sie in das Zimmer getreten war, legte sie den Arm um seinen Hals und rief: „Lieber, lieber Oheim!"

Und er küßte sie sehr herzhaft auf den Mund, und aus seinen Augen quollen Tränen hervor.

Gerlint ging wieder in ihre Wohnung.

Als nach diesem Tage noch zehn Tage vergangen waren, wurden Adam und zwei reichgekleidete Diener in einem schönen Wagen mit einem Briefe zu Dietwin nach Weidenbach geschickt. In dem Briefe war die Einwilligung zur Eheverbindung mit Gerlint enthalten. Dietwin war die ganze Zeit ununterbrochen in Weidenbach gewesen. Er bewirtete die Abgesandten köstlich und entließ sie mit reichen Geschenken. Zwei Tage darauf fuhren die Tante und der Oheim im Prunke zu Dietwin nach Weidenbach, und fünf Tage nach diesem Besuche war die feierliche Verlobung in Biberau.

Nun begann die eifrigste Tätigkeit von allen Seiten. Adam reichte die Schrift zur Behebung des Verwandtschaftshindernisses in der zierlichsten Art, wie solche Schriftstücke verfaßt werden, ein. Arbeiterinnen wurden nach Biberau berufen, um in zwei Gemächern in allem möglichen Flitter beschäftigt zu sein. Jeder Bewohner des Schlosses bis auf die Frau Judith herab mußte bei den Vorbereitungen helfen. Die Tante und der Oheim fuhren wiederholt in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Dietwin ließ in Weidenbach abbrechen und herstellen, um die junge Gattin würdig empfangen zu können. Er fuhr auch öfter in die Stadt und war in Briefwechsel mit der Hauptstadt. In Weiden suchte der Oheim eine niedliche Wohnung für Besuche des jungen Ehepaares herzurichten. In kurzen Zwischenzeiten wurden auch Brautbesuche bei Nachbarn gemacht.

Mitten in diese Dinge fiel die Bewerbung des Grafen Steinheim um Auguſten. Es wurde die gewöhnliche Bedenkzeit gefordert.

Unter diesen Dingen sprachen die Tante und der Oheim von ihrer Reise nicht mehr, und sonst redete auch niemand davon.

Dietwin begab sich auch in die Hauptstadt und kam nach einiger Zeit wieder zurück.

Die Tante und der Oheim fuhren ein paar Male nach Weiden, um von den dortigen Dingen das Geeignete auszuwählen.

Nachdem die Bedenkzeit in bezug auf die Werbung des Grafen Steinheim abgelaufen war, wurde an ihn und die Seinigen die bejahende Antwort eingesendet. Bald darauf kamen der Vater und die Mutter desselben zum feierlichen Besuche nach Biberau, und die Tante und der Oheim erwiderten den Besuch in Steinheim. Nach einigen Tagen war die Verlobung in Biberau.

Es kamen nun zu dem, was ohnehin vorzukehren war, noch die Vorbereitungen zu der Vermählung Auguſtens und wurden auf das eifrigste betrieben. Auch die Brautbesuche dieses neuen Paares wurden inzwischen auf die herkömmliche und entsprechendste Weise gemacht.

So nahte endlich der Tag, der zu der Vermählung Dietwins und Gerlints festgesetzt worden war.

Die Vermählung wurde mit jener Festlichkeit, die in dem Geschlechte derer von der Weiden gebräuchlich war, in der Kirche von Biberau vollzogen. Der greise, weißlockige Pfarrer von Biberau hielt an das Brautpaar eine Anrede, die durch seine eigenen Tränen und durch sein Schluchzen unterbrochen wurde. Die Kirche war von Menschen gedrängt voll, und manche von denen, welche herbeigeströmt waren, mußten außerhalb derselben stehenbleiben. Die Wagen der Gäste und sonstiger Besucher standen in drei Reihen fast bis zu dem Schlosse hin. Gerlint hatte an der Haftstelle ihres Schleiers die Diamanten, welche Dietwin aus der Hauptstadt gebracht hatte. Nachdem die kirchliche Feierlichkeit vorüber war, erhielt jede der Freundinnen Gerlints, welche in weißen Seidenkleidern das Fest mitgefeiert hatten, ein auserlesenes Schmuckstück, die jungen Männer edle Gaben, und die Zeugen wurden mit wertvollen Erinnerungszeichen bedacht.

Der Oheim sagte: „Gott sei Dank, jetzt ist die Grenze für die Rosen gefunden, daß sie nicht das ganze Gebiet unserer Güter bedecken.“

Am Nachmittage war ein Mahl, wie es seit den ältesten Zeiten in dem Geschlechte gebräuchlich gewesen ist, für die Gäste, für die Besucher, für die Dienerschaften, für das Volk.

Am nächsten Tage zog das junge Ehepaar nach Weidenbach, eine lange Reihe von Wagen fuhr mit, an allen Stellen, die nur irgend paßten, waren Empfangsfeierlichkeiten, und Dietwin und Gerlint wurden von den Verwandten, von den Freunden und von den Leuten des Gutes in ihre Wohnung geleitet.

In der Zeit, die nun nach diesen Festlichkeiten kam, fuhr an manchen Tagen ein Frachtwagen von Biberau oder von Weiden nach Weidenbach, mit Brautgütern beladen, bis das ein Ende hatte.

Nachdem auch die Zeit vorüber war, die bis zur Vermählung Augustens mit Steinheim vergehen mußte, wurde diese Vermählung gleichfalls mit aller Pracht in der Kirche und in dem Schlosse von Biberau vollzogen und gefeiert. Als das Fest geendigt war, begab sich das Ehepaar nach Steinheim.

Nun begannen die Geschäfte wegen der Übertragung des Eigentums von Biberau und Weiden an Dietwin und Gerlint. Die Übertragung erfolgte bald; aber der Rest des Herbstes und der Winter wurden in diesen Schlössern noch in der alten Weise zugebracht. Als im Frühlinge die Geburtstagsfeier der Tante und des Oheims vorüber war, begann allmählig die Übersiedelung. Nach derselben wohnte der Oheim in dem Schlosse Weidenholz, die Tante in dem Schlosse Bergen. Dietwin und Gerlint wohnten in Weidenbach. Und zwischen allen diesen und denen in Steinheim begann ein sehr freundlicher und herzlicher Verkehr, und die Tante sagte jetzt öfter als je: „Die Ehen werden in dem Himmel geschlossen."

Zwei Kapitel aus dem Romane „Der Nachsommer“

1. Der Bund.

(Band 2, Kapitel 5.)

Der Winter verging wie gewöhnlich. Ich richtete meine mitgebrachten Dinge in Ordnung und holte an Schreibgeschäften nach, was im Sommer wegen der Tätigkeit im Freien und der anderweitig verlorenen Zeit im Rückstande geblieben war. Der Umgang mit den Meinigen in dem engsten Kreise des Hauses war mir das Liebste, er war mein größtes Vergnügen, er war meine höchste Freude. Der Vater bezeigte mir von Tag zu Tag mehr Achtung. Liebe konnte er mir nicht in größerem Maße bezeigen, denn diese hatte er mir immer höchstmöglich bewiesen; aber so wie er früher bei der zärtlichsten Sorgfalt für mein Wohl und bei der Herbeischaffung alles dessen, was zu meinem Unterhalte und meiner Ausbildung notwendig gewesen ist, mich meine Wege gehen ließ, immer freundlich und liebevoll war und nicht begehrte, daß ich mich in andere Richtungen begebe, die ihm etwa bequemer sein mochten: so war er zwar dies jetzt alles auch; aber er fragte mich doch häufiger um meine Bestrebungen und ließ sich die Dinge, welche darauf Bezug hatten, auseinandersetzen, er holte meinen Rat und meine Meinung in Angelegenheiten seiner Sammlungen oder in denen des Hauses ein und handelte darnach, er sprach über Werke der Dichter, der Geschichtschreiber, der Kunst mit mir und tat dies öfter, als es in früheren Zeiten der Fall gewesen war. Er brachte in meiner Gesellschaft manche Zeit bei seinen Bildern, bei seinen Büchern und bei seinen andern Dingen zu und versammelte uns gerne in dem Glashäuschen, das eine erwärmte Luft durchwehte, die sich traulich um die alten Waffen, die alten Schnitzwerke und die Pfeilerverkleidungen ergoß. Er sprach von verschiedenen Dingen und schien sich wohl zu fühlen, den Abend in dem engsten Kreise seiner Familie zubringen zu können. Mir

schien es, daß er zu der jetzigen Zeit nicht nur früher aus seiner Schreibstube nach Hause komme als sonst, sondern daß er sich auch mehr innerhalb der Mauern desselben aufhalte als in früheren Jahren. Die Mutter war sehr freudig über die Heiterkeit des Vaters, sie ging gerne in seine Pläne ein und beförderte alles, was sie in ihrem Kreise zu der Erfüllung derselben tun konnte. Sie schien uns Kinder mehr zu lieben als in jeder vergangenen Zeit. Klotilde wendete sich immer mehr und mehr zu mir, sie war gleichsam mein Bruder, ich war ihr Freund, ihr Ratgeber, ihr Gesellschafter. Sie schien gar keine andere Empfindung als für unser Haus zu haben. Wir setzten unsere Übungen im Spanischen, im Zitherspielen, im Zeichnen und Malen fort. Trotz dieser Dinge war sie auch im Hauswesen eifrig, um der Mutter Folge zu leisten und ihren Beifall zu gewinnen. Wenn etwas in dieser Art, das eine größere Sorgfalt und Geschicklichkeit erheischte, besonders gelang und dies erkannt wurde, so war ihre Befriedigung größer, als wenn sie bei einer ernsten und wichtigen Bewerbung vor einer ansehnlichen Versammlung den Preis davongetragen hätte.

In den Gesellschaften, die in kleineren oder größeren Kreisen, nur seltener als in früheren Jahren, in unserem Hause stattfanden, wurden jetzt auch mehr Gespräche geführt, als da wir noch jünger waren. Es wurden ernsthafte Dinge in Untersuchung gezogen, Angelegenheiten des Staates, allgemeine öffentliche Unternehmungen oder Erscheinungen, die von sich reden machten. Man sprach auch von seinen Beschäftigungen, von seinen Liebhabereien oder von dem gewöhnlichen Tagesstoffe, wie etwa das Theater ist, oder wie Begebenheiten sind, die sich in den nächsten Umgebungen zutragen. Im übrigen wurde auch zu den bekannten Vergnügungen gegriffen, Musik, Tanz, Liedersingen. Manche jüngere Leute lernten sich da neu kennen, ältere setzten die früher bestandene Bekanntschaft fort.

Ich besuchte meine Freunde, besprach mich mit ihnen und erzählte ihnen im allgemeinen, womit ich mich eben beschäftige. Sie teilten mir aus dem Kreise ihrer Erlebnisse mit und machten mich auf manche Persönlichkeiten aufmerksam.

Ich setzte meine Malerei fort, ich betrieb die Edelsteinkunde und besuchte manches Theater. Das Lesen der Bücher über Baukunst vergnügte mich sehr, und es eröffnete sich mir da ein neues Feld, das manches Ersprießliche und manche Förderung versprach.

Die Abende bei der Fürstin erschienen mir immer wichtiger. Es hatte sich nach und nach eine Gesellschaft zusammengefunden,

deren Mitglieder sich häufig und gerne in dem Zimmer der Fürstin versammelten. Es wurden die anziehendsten Stoffe verhandelt, und man schrak nicht zurück, wenn jemand die Fragen der allerneuesten Weltweisheit auf die Bahn brachte. Man legte sich die Dinge zurecht, wie man konnte, man kleidete die eigentümliche Redeweise der sogenannten Fachmänner in die gewöhnliche Sprache und wendete den gewöhnlichen Verstand darauf an. Was durch diese Mittel und durch die der Gesellschaft herausgebracht werden konnte, das besaß man, und wenn es von der Gesellschaft als ein Gewinn betrachtet wurde, so behielt man es als einen Gewinn. Wenn aber nur Worte dazusein schienen, von denen man eine greifbare Bedeutung nicht ermitteln konnte, so ließ man die Sache dahingestellt sein, ohne ihr eine Folge zu geben und ohne über sie aburteilen zu wollen. Die Dichter und das Spanische wurden lebhaft fortgesetzt.

Wenn sehr klare Tage waren und eine heitere Sonne ein erhellendes Licht in den Zimmern vermittelte, so war ich in dem Glashäuschen und arbeitete an den Abbildungen der Pfeilerverkleidungen für meinen Gastfreund. Ich wollte sie so gut machen, als es mir nur möglich wäre, um dem Manne, dem ich so viel verdankte, und den ich so hochachtete, Zufriedenheit abzugewinnen oder ihm gar etwa ein Vergnügen zu bereiten. Ich wollte zuerst Zeichnungen von den Verkleidungen entwerfen und nach ihnen Bilder in Ölfarben ausführen. Ich machte die Zeichnungen auf lichtbraunes Papier, tiefte die Schatten in Schwarz ab, erhöhte die Lichter in einem helleren Braun und setzte die höchsten Glanzstellen mit Weiß auf. Als ich die Zeichnungen in dieser Art fertig hatte und durch vielfache Vergleichungen und Abmessungen überzeugt war, daß sie in allen Verhältnissen richtig seien, setzte ich noch den Maßstab hinzu, nach dem sie ausgeführt waren. Ich schritt nun zur Verfertigung der Bilder. Sie wurden etwas kleiner als die Entwürfe gemacht, aber im genauen Verhältnisse zu denselben. Ich benutzte zum Malen immer die nämlichen Vormittagsstunden, um die Glanzpunkte, die Lichter und die Schatten in ihrer vollen Richtigkeit zu erfassen und auch der Farbe im allgemeinen ihre Treue geben zu können. Es zeigte sich mir da eine Erfahrung in den Farben wieder bestätigt, die ich schon früher gemacht hatte. Auf die mit schwachem Firnisse überzogenen Holzschnitzwerke nahmen die umgebenden Gegenstände einen solchen Einfluß, daß sich Schwerter, Morgensterne, dunkelrotes Faltenwerk, die Führung der Wände, des Fußbodens, die Fenstervorhänge und die Zimmerdecke in unbestimmten Aus-

dehnungen und unklaren Umrissen in ihnen spiegelten. Ich merkte bald, daß, wenn alle diese Dinge in die Farbe der Abbildungen aufgenommen werden sollten, die dargestellten Gegenstände wohl an Reichtum und Reiz gewinnen, aber an Verständlichkeit verlieren würden, solange man nicht das Zimmer mit allem, was es enthält, mitmalt und dadurch die Begründung aufzeigt. Da ich dies nicht konnte und mein Zweck es auch nicht erheischte, so entfernte ich alles Zufällige und stark Einwirkende aus dem Zimmer und malte dann die Schnitzereien, wie sie sich samt den übergebliebenen Einwirkungen mir zeigten, um einerseits wahr zu sein und um andererseits, wenn ich jede Einwirkung der Umgebung wegließe, nicht etwas geradezu Unmögliches an ihre Stelle zu setzen und den Gegenstand seines Lebens zu berauben, weil er dadurch aus jeder Umgebung gerückt würde, keinen Platz seines Daseins und also überhaupt kein Dasein hätte. Was die wirkliche Ortsfarbe der Schnitzereien sei, würde sich aus dem Ganzen schon ergeben und müßte aus ihm erkannt werden. Ich wendete bei der Arbeit sehr viele Mühe auf und suchte sie so genau, als es meiner Kraft und meinen Kenntnissen möglich war, zu verrichten. Ich erhöhte und vertiefte die Farben so lange und suchte nach dem richtigen Tone und dem erforderlichen Feuer so lange, bis das Bild, neben die Gegenstände gestellt, aus der Ferne von ihnen nicht zu unterscheiden war. Die Zeichnung des Bildes mußte richtig sein, weil sie vollkommen genau nach dem ursprünglichen Entwurfe gemacht worden war, den ich nach mathematischen Weisungen zusammengestellt hatte. Als die Sache nach meiner Meinung fertig war, zeigte ich sie dem Vater, welcher sie auch mit Ausnahme von kleinen Anständen, die er erhob, billigte. Die Anstände beseitigte ich zu seiner Zufriedenheit. Hierauf wurde alles in taugliche Fächer gebracht und zur Verführung bereitgehalten.

Es waren fast die Tage des Vorfrühlings herangekommen, ehe ich mit diesem Werke fertig war. Dies hatte seinen Grund auch vorzüglich darin, daß ich die späteren hellen Wintertage mehr als die früheren trüben hatte benutzen können.

Im Frühlinge trat ich meine Reise wieder an.

Ich machte zuerst einen Besuch bei meinem Gastfreunde, brachte ihm die Fächer, in denen die Abbildungen der Pfeilerverkleidungen enthalten waren, und händigte ihm sowohl den Entwurf als auch das Farbenbild der Schnitzereien ein. Er berief Eustach in seine Stube, in welcher die Dinge ausgepackt wurden, herüber. Beide sprachen sich sehr günstig über die

Arbeit aus, und zwar günstiger als über jede frühere, die ich ihnen vorgelegt hatte. Ich war darüber sehr erfreut. Eustach sagte, daß man sehr gut die Ortsfarben und die, welche durch fremde Einwirkungen entstanden waren, unterscheiden könne, und daß man aus den letzten die Beschaffenheit der Umgebungen zu ahnen vermöge. Sie stellten das Bild in die nötige Entfernung und betrachteten es mit Gefallen. Besonders anerkennend sprach Eustach über die Richtigkeit und Brauchbarkeit des unfarbigen Entwurfes.

Ich reiste nach dem kurzen Besuche in dem Rosenhause in die Gegend der Tann, blieb auch dort nur kurz und drang tiefer in das Gebirge ein, um eine Mittelstelle zu finden, von der aus ich meine neuen Arbeiten unternehmen könnte. Als ich eine solche gefunden hatte, ging ich in das Lautertal und dort in das Ahornwirtshaus, um meinen Kaspar und die andern, welche mir im vorigen Jahre geholfen hatten, auch für das heurige zu dingen. Als dies, wie ich glaube, zu gegenseitiger Zufriedenheit abgetan war, blieb ich noch einige Tage in dem Ahornhause, teils damit sich meine Leute zu der Abreise rüsten könnten, teils um das mir liebgewordene Haus, das liebgewordene Tal und die Umgebung wieder ein wenig zu genießen. Ich ging bei dieser Gelegenheit mehrere Male in das Rotmoor, um dort nachzusehen, was man eben für Gegenstände aus Marmor mache. Mir schien es, als wäre die Anstalt seit einem Jahre sehr gediehen. Ich besprach mich dort auch über Arbeiten, die für mich auszuführen wären, falls ich den hiezu nötigen Marmor fände. Erkundigungen, um auf Spuren der Ergänzungen der Pfeilerverkleidungen meines Vaters, die ich in dieser Gegend gekauft hatte, zu kommen, waren auch heuer wie in früherer Zeit fruchtlos.

Ein Ereignis trat in dem Lautertale ein, das mich sehr erheiterte. Mein Zitherspiellehrer, der einige Zeit gleichsam verschollen war, war wieder da. Er zeigte viele Freude, mich zu sehen, und sagte, er wolle mir in das Kargrat folgen, welches jetzt der Mittelpunkt meiner Arbeiten war, ein Dörfchen auf grasigen, baum- und buschlosen Anhöhen ganz nahe an dem ewigen Eise, mit armen Bewohnern und einem vielleicht noch ärmeren genügsamen Pfarrer. Er sagte, er wolle diejenigen Arbeiten, die ich ihm auftragen werde, gegen Lohn verrichten, und in freier Zeit wollen wir auf der Zither spielen. Er habe noch keinen Schüler gehabt, mit dem ihm die Übungen auf der Zither so viele Freude gemacht hätten. Ich beschloß einen Versuch zu wagen, und wir wurden über die gegenseitigen Bedingungen einig.

Als alles in Bereitschaft war, gingen wir aus dem Ahornhause in das Kargrat ab. Ich ging mit den Leuten auf abgelegenen und schneller zum Ziele führenden Gebirgspfaden. Nur einmal hatten wir eine Strecke gebahnter Straße, auf welcher ich zwei leichte Wägen mietete. Im Kargrat fand ich ein kleines Zimmerchen. Für meine Leute wurde eine Scheune zurechtgerichtet, und zur Aufbewahrung meiner Gegenstände wurde aus Brettern ein ganz kleines Häuschen eigens erbaut. Wir waren nun in der Nähe der höchsten Höhen. In mein winziges Fenster sahen die drei Schneehäupter der Leiterköpfe, hinter denen die steile, ziemlich schlanke, blendend weiße Nadel der Karspitze hervorragte, und neben denen die edelsteinglänzenden Bänke der Simmen oder des Simmieises sich dehnten. Um den sehr spitzen Kirchturm des Dörfchens wehte die scharfe, fast harte Gebirgsluft und senkte sich auf unsere Häupter und Angesichter nieder. Weit ab gegen die Tiefe zu lagen die anderen Berge und die dichter bewohnten und bevölkerten Länder.

Über das Zitherspiel meines wiedergefundenen Lehrers war ich wirklich sehr erfreut. Ich hatte in der Zeit, während welcher ich ihn nicht gesehen hatte, schon beinahe vergessen, wie vortrefflich er spiele. Alles, was ich seitdem gehört hatte, erblaßte zur Unbedeutenheit gegen sein Spiel, von dem ich den Ausdruck „höchste Herrlichkeit" gebrauchen muß. Er scheint von diesem seinem Musikgeräte auch ergriffen und beherrscht zu sein; wenn er spielt, ist er ein anderer Mensch und greift in seine und in die Tiefen anderer Menschen, und zwar in gute. Auf diesen Berghöhen war das schöne Spiel fast noch schöner, noch rührender und einsamer.

Wie uns im vorigen Jahre Wälder und Wände eingeschlossen hatten und nur wenige Stellen uns freien Umblick verschafften, so waren wir heuer fast immer auf freien Höhen, und nur ausnahmsweise umschlossen uns Wände oder Wälder. Der häufigste Begleiter unserer Bestrebungen war das Eis.

Als die Kalendertage sagten, daß die Rosenblüte schon beinahe vorüber sein müsse, beschloß ich, meine Freunde zu besuchen. Ich ordnete im Kargrat alles für meine Abwesenheit und Wiederkunft an und begab mich auf den Weg.

Als ich in dem Asperhofe ankam, sagte mir der Gärtner und die Dienstleute, daß Mathilde, Natalie, mein Gastfreund, Eustach, Roland und Gustav in den Sternenhof fort seien. Die Rosen waren schon verblüht, und man hatte mich nicht mehr erwartet. Mein Gastfreund hatte gesagt, daß ich, weil ich ihm im Frühlinge mitgeteilt hatte, daß ich heuer ganz nahe an

dem Simmieise wohnen werde, wahrscheinlich im Sommer von dorther den weiten Weg nicht werde haben machen wollen, und daß zu vermuten sei, daß ich im Herbste meine Arbeit abkürzen und auf eine Zeit bei meinen Freunden einsprechen werde. Sollte ich aber dennoch kommen, so hatten die Leute den Auftrag, zu sagen, daß man mich bitte, in den Sternenhof nachzukommen.

Ich mietete also des andern Tages auf der Post einen leichten Wagen und schlug die Richtung nach dem Sternenhofe ein.

Als ich in der Umgebung desselben angekommen war, sah ich an Zäunen und in Gärten noch manche Rose frisch blühen, obwohl im Asperhofe weder auf dem Gitter noch im Garten eine zu erblicken gewesen war, außer mancher welken und gerunzelten Blume, die man abzunehmen vergessen hatte. Auch auf der Anhöhe, die zu dem Schlosse emporleitete, waren an Rosenbüschen, die gelegentlich den Rasen säumten, weil man im Sternenhofe die Rosen nicht eigens pflegte, sondern sie nur wie gewöhnlich als schönen Gartenschmuck zog, noch Knospen, die ihres Aufbrechens harrten. Diese Tatsache mag daher kommen, weil der Sternenhof näher an den Gebirgen und höher liegt als das Rosenhaus meines Freundes.

In dem Hofe des Hauses nahmen die Leute mein Gepäck und die Pferde in Empfang und wiesen mich die große Treppe hinan. Da ich gemeldet worden war, wurde ich in Mathildens Zimmer geführt und fand sie in demselben allein. Sie ging mir fast bis zu der Tür entgegen und empfing mich mit derselben offenen Herzlichkeit und Freundlichkeit, die ihr immer eigen war. Sie führte mich zu dem Tische, der an einem mit Blumen geschmückten Fenster stand, wo sie gerne saß, und wies mir ihr gegenüber einen Stuhl an dem Tische an. Als wir uns gesetzt hatten, sagte sie: „Es freut mich sehr, daß Ihr noch gekommen seid, wir haben geglaubt, daß Ihr heuer den weiten Weg nicht machen würdet."

„Wo man mich so freundlich aufnimmt," antwortete ich, „und wo man mich so gütig behandelt, dahin mache ich gerne einen Weg, ich mache ihn jedes Jahr, wenn er auch weit ist, und wenn ich auch meine Beschäftigung unterbrechen muß."

„Und jetzt findet Ihr mich und Natalien nur allein in diesem Hause," erwiderte sie, „die Männer, da sie sahen, daß Ihr nach dem Abblühen der Rosen noch nicht gekommen waret, meinten, Ihr würdet im Sommer nun gar nicht mehr kommen, und haben eine kleine Reise angetreten, die auch Gustav mit-

macht, weil er das Reisen so liebt. Sie besuchen eine kleine Kirche in einem abgelegenen Gebirgstale, deren Zeichnung Roland gebracht hat. Die Kirche wurde in der Zeichnung sehr schön befunden, und zu ihr sind sie nun unter Rolands Führung auf dem Wege. Wo sie nach der Besichtigung derselben hinfahren werden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie nur einige Tage ausbleiben und in den Sternenhof zurückkehren werden. Ihr müßt sie hier erwarten, sie werden eine Freude haben, Euch zu sehen, und ich werde mich bemühen, alles Erforderliche einzuleiten, daß Ihr indessen hier die beste Bequemlichkeit haben könnet."

„Der Bequemlichkeit", erwiderte ich, „bin ich weder gewohnt, noch schlage ich sie hoch an. Ich möchte nur nicht eine Störung in Euer jetziges einsames Hauswesen bringen. Das Höchste, was mir zuteil werden kann, habe ich empfangen, eine freundliche Aufnahme."

„Wenn auch gewiß eine freundliche Aufnahme das Höchste ist, und wenn Ihr auch eine Bequemlichkeit nicht begehret," antwortete sie, „so ist die Freundlichkeit in den Mienen bei der Aufnahme eines Gastes nicht das Einzige, so schätzenswert sie dort ist, sondern sie muß sich auch in der Tat äußern, und es muß uns erlaubt sein, unsere Pflicht, die uns lieb ist, zu erfüllen und dem Gaste eine so gute Wohnlichkeit zu bereiten, als es die Umstände erlauben, er mag sie nun benützen oder nicht."

„Was Ihr für eine Pflicht haltet, will ich nicht bestreiten," antwortete ich, „ich will es nicht beirren, nur wünschen muß ich, daß es mit sowenig eigener Aufopferung als möglich verbunden ist."

„Diese wird nicht groß sein," sagte sie, „auf einige Aufmerksamkeit in Hinsicht der Genauigkeit und Willigkeit der Leute kömmt es an, und diese müsset Ihr mir schon erlauben."

Sie zog mit diesen Worten an einer Glockenschnur und bedeutete den hereinkommenden Diener, daß er ihr den Hausverwalter rufe.

Da dieser erschienen war, sagte sie ihm mit sehr einfachen und kurzen Worten, daß für einen längeren Aufenthalt für mich in dem Hause auf das beste gesorgt werden möge. Als er sich entfernen wollte, trug sie ihm noch auf, vorerst dem Fräulein zu sagen, wer gekommen sei, sie würde es später auch melden, und zum Abendessen würden wir in dem Speisezimmer zusammenkommen.

Der Hausverwalter entfernte sich, und Mathilde sagte,

jetzt wäre das Hauptsächlichste getan, und es erübrige später nur noch, sich einen Bericht über die Mittel und die Art der Ausführung geben zu lassen.

Wir gingen nun auf andere Gespräche über. Mathilde fragte mich um mein Befinden und um das Allgemeine meiner Beschäftigungen, denen ich mich in diesem Sommer hingegeben habe.

Ich antwortete ihr, daß mein körperliches Befinden immer gleich wohl geblieben sei. Man habe mich von Kindheit an zu einem einfachen Leben angeleitet, und dieses verbunden mit viel Aufenthalt im Freien habe mir eine dauernde und heitere Gesundheit gegeben. Mein geistiges Befinden hänge von meinen Beschäftigungen ab. Ich suche dieselben nach meiner Einsicht zu regeln, und wenn sie geordnet und nach meiner Meinung mit Aussicht auf einen Erfolg vor sich gehen, so geben sie mir Ruhe und Haltung. Sie sind aber in den letzten Jahren, was meine Hauptrichtung anbelangt, fast immer dieselben geblieben, nur der Schauplatz habe sich geändert. Die Nebenrichtungen sind freilich andere geworden, und dies werde wohl fortdauern, solange das Leben daure.

Hierauf fragte ich nach dem Wohlbefinden aller unserer Freunde.

Mathilde antwortete, man könne hierüber sehr befriedigt sein. Mein Gastfreund fahre in seinem einfachen Leben fort, er bestrebe sich, daß sein kleiner Fleck Landes seine Schuldigkeit, die jedem Landbesitze zum Zwecke des Bestehenden obliege, bestmöglich erfülle, er tue seinen Nachbarn und andern Leuten viel Gutes, er tue es ohne Gepränge und suche hauptsächlich, daß es in ganzer Stille geschehe, er schmücke sich sein Leben mit der Kunst, mit der Wissenschaft und mit andern Dingen, die halb in dieses Gebiet, halb beinahe in das der Liebhabereien schlagen, und er suche endlich sein Dasein mit jener Ruhe der Anbetung der höchsten Macht zu erfüllen, die alles Bestehende ordnet. Was zuletzt auch noch zum Glücke gehört, das Wohlwollen der Menschen komme ihm von selber entgegen. Eustach und der ziemlich selbständige Roland haben sich zum Teile an dieses Gewebe von Tätigkeiten angeschlossen, zum Teile folgen sie eigenen Antrieben und Verhältnissen. Gustav strebe erst auf der Leiter seiner Jugend empor, und sie glaube, er strebe nicht unrichtig. Wenn dieses sei, so werde dann die letzte Sprosse an jede Höhe dieses Lebens anzulegen sein, auf der ihm einmal zu wandeln bestimmt sein dürfte. Was endlich sie selber und Natalie betreffe, so sei das Leben der Frauen immer ein abhängiges und er-

gänzendes, und darin fühle es sich beruhigt und befestigt. Sie beide hätten den Halt von Verwandten und nahen Angehörigen, dem sie zur Festigung von Natur aus zugewiesen wären, verloren, sie leben unsicher auf ihrem Besitztume, sie müßten manches aus sich schöpfen wie ein Mann und genießen der weiblichen Rechte nur in dem Widerscheine des Lebens ihrer Freunde, mit dem der Lauf der Jahre sie verbunden habe. Das sei die Lage, sie daure ihrer Natur nach so fort und gehe ihrer Entwicklung entgegen.

Mich hatte diese Darstellung Mathildens beinahe ernst gemacht. Die Stimmung milderte sich wieder, da wir auf die Erzählung von Dingen kamen, die sich in diesem Sommer zugetragen hatten. Mathilde berichtete mir über die Rosenblüte, über die Besuche in derselben, über ihr Leben auf dem Sternenhofe und über das Gedeihen alles dessen, was der Jahresernte entgegensehe. Ich beschrieb ihr ein wenig meinen jetzigen Aufenthaltsort, erklärte ihr, was ich anstrebe, und erzählte ihr, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln wir es auszuführen versuchen.

Nachdem das Gespräch auf diese Art eine Zeit gedauert hatte, empfahl ich mich und begab mich in mein Zimmer.

Es war mir dieselbe Wohnung eingeräumt und hergerichtet worden, welche ich jedesmal, sooft ich in dem Sternenhofe gewesen war, innegehabt hatte. Ein Diener hatte mich von dem Vorzimmer Mathildens in dieselbe geführt. Sie hatte beinahe genau dasselbe Ansehen wie früher, wenn ich ein Bewohner dieses Hauses gewesen war. Sogar die Bücher, welche der Hausverwalter jedesmal zu meiner Beschäftigung herbeigeschafft hatte, waren nicht vergessen worden. Nachdem ich mich eine Weile allein befunden hatte, trat dieser Hausverwalter herein und fragte mich, ob alles in der Wohnung in gehöriger Ordnung sei, oder ob ich einen Wunsch habe. Als ich ihm die Versicherung gegeben hatte, daß alles über meine Bedürfnisse trefflich sei, und nachdem ich ihm für seine Mühe und Sorgfalt gedankt hatte, entfernte er sich wieder.

Ich überließ mich eine Zeit der Ruhe, dann ging ich in den Räumen herum, sah bald bei dem einen, bald bei dem andern Fenster auf die bekannten Gegenstände, auf die nahen Felder und auf die entfernten Gebirge hinaus und kleidete mich dann zu dem Abendessen anders an.

Zu diesem Abendessen wurde ich bald, da ich spät am Tage in dem Schlosse angekommen war, gerufen.

Ich begab mich in den Speisesaal und fand dort bereits

Mathilden und Natalien. Mathilde hatte sich anders angekleidet, als ich sie bei meiner Ankunft in ihrem Zimmer getroffen hatte. Von Natalien wußte ich dies nicht; aber da sie ein ähnliches Kleid anhatte, wie Mathilde, so vermutete ich es und mußte überzeugt sein, daß man ihr meine Ankunft gemeldet habe. Wir begrüßten uns sehr einfach und setzten uns zu dem Tische.

Mir war es äußerst seltsam und befremdend, daß ich mit Mathilden und Natalien allein in ihrem Hause bei dem Abendtische sitze.

Die Gespräche bewegten sich um gewöhnliche Dinge.

Nach dem Speisen entfernte ich mich bald, um die Frauen nicht zu belästigen, und zog mich in meine Wohnung zurück.

Dort beschäftigte ich mich eine Zeit mit Papieren und Büchern, die ich aus meinem Koffer hervorgesucht hatte, geriet dann in Sinnen und Denken und begab mich endlich zur Ruhe.

Der folgende Tag wurde zu einem einsamen Morgenspaziergange benützt, dann frühstückten wir miteinander, dann gingen wir in den Garten, dann beschäftigte ich mich bei den Bildern in den Zimmern. Der Nachmittag wurde zu einem Gange in Teile des Meierhofes und auf die Felder verwendet, und der Abend war wie der vorhergegangene.

Mit Natalien war ich, da sie jetzt mit ihrer Mutter allein in dem Schlosse wohnte, beinahe fremder, als ich es sonst unter vielen Leuten gewesen war.

Wir hatten an diesem Tage nicht viel miteinander gesprochen und nur die allergewöhnlichsten Dinge.

Der zweite Tag verging wie der erste. Ich hatte die Bilder wieder angesehen, ich war in den Zimmern mit den altertümlichen Geräten gewesen und hatte den Gängen, Gemächern und Abbildungen des oberen Stockwerkes einen Besuch gemacht.

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in dem Sternenhofe nachmittags, da ich eine Weile in die Zeilen des alten Homer geblickt hatte, wollte ich meine Wohnung, in der ich mich befand, verlassen und in den Garten gehen. Ich legte die Worte Homers auf den Tisch, begab mich in das Vorzimmer, schloß die Tür meiner Wohnung hinter mir ab und ging über die kleinere Treppe im hinteren Teile des Hauses in den Garten. Es war ein sehr schöner Tag, keine einzige Wolke stand an dem Himmel, die Sonne schien warm auf die Blumen, daher es stille von Arbeiten und selbst vom Gesange der Vögel war. Nur das einfache Scharren und leise Hämmern der Arbeiter hörte ich, welche mit der Hinwegschaffung der Tünche des Hauses in der Nähe

meines Ausganges auf Gerüsten beschäftigt waren. Ich ging neben Gebüschen und verspäteten Blumen einem Schatten zu, welcher sich mir a· einem Sandwege bot, der mit ziemlich hohen Hecken gesäumt war. Der Sandweg führte mich zu den Linden, und von diesen ging ich durch eine Überlaubung der Eppichwand zu. Ich ging an ihr entlang und trat in die Grotte des Brunnens. Ich war von der linken Seite der Wand gekommen, von welcher man beim Herannahen den schöneren Anblick der Quellnymphe hat, dafür aber das Bänkchen nicht gewahr wird, welches in der Grotte der Nymphe gegenüber angebracht ist. Als ich eingetreten war, sah ich Natalien auf dem Bänklein sitzen. Sie war sehr erschrocken und stand auf. Ich war auch erschrocken; dennoch sah ich in ihr Angesicht. In demselben war ein Schwanken zwischen Rot und Blaß, und ihre Augen waren auf mich gerichtet.

Ich sagte: „Mein Fräulein, Ihr werdet mir es glauben, wenn ich Euch sage, daß ich von dem Laubgange an der linken Seite dieser Wand gegen die Grotte gekommen bin und Euch nicht habe sehen können, sonst wäre ich nicht eingetreten und hätte Euch nicht gestört.“

Sie antwortete nichts und sah mich noch immer an.

Ich sagte wieder: „Da ich Euch nun einmal beunruhigt habe, wenn auch gegen meinen Willen, so werdet Ihr mir es wohl gütig verzeihen, und ich werde mich sogleich entfernen.“

„Ach nein, nein“, sagte sie.

Da ich schwankte und die Bedeutung der Worte nicht erkannte, fragte ich: „Zürnet Ihr mir, Natalie?“

„Nein, ich zürne Euch nicht“, antwortete sie und richtete die Augen, die sie eben niedergeschlagen hatte, wieder auf mich.

„Ihr seid auf diesen Platz gegangen, um allein zu sein,“ sagte ich, „also muß ich Euch verlassen.“

„Wenn Ihr mich nicht aus Absicht meidet, so ist es nicht ein Müssen, daß Ihr mich verlasset“, antwortete sie.

„Wenn es nicht eine Pflicht ist, Euch zu verlassen“, erwiderte ich, „so müßt Ihr Euren Platz wieder einnehmen, von dem ich Euch verscheucht habe. Tut es, Natalie, setzt Euch auf Eure frühere Stelle nieder.“

Sie ließ sich auf das Bänkchen nieder ganz vorn gegen den Ausgang und stützte sich auf die Marmorlehne.

Ich kam nun auf diese Weise zwischen sie und die Gestalt zu stehen. Da ich dieses für unschicklich hielt, so trat ich ein wenig gegen den Hintergrund. Allein jetzt stand ich wieder aufrecht vor dem leeren Teile der Bank in der nicht sehr hohen Halle, und da mir auch dieses eher unziemend als ziemend erschien, so

setzte ich mich auf den andern Teil der Bank und sagte: „Liebt Ihr wohl diesen Platz mehr als andere?"

„Ich liebe ihn," antwortete sie, „weil er abgeschlossen ist, und weil die Gestalt schön ist. Liebt Ihr ihn nicht auch?"

„Ich habe die Gestalt immer mehr lieben gelernt, je länger ich sie kannte", antwortete ich.

„Ihr ginget früher öfter her?" fragte sie.

„Als ich durch die Güte Eurer Mutter manche Geräte in dem Sternenhofe zeichnete und fast allein in demselben wohnte, habe ich oft diese Halle besucht", erwiderte ich. „Und später auch, wenn ich durch freundliche Einladung hieher kam, habe ich nie versäumt, an diese Stelle zu gehen."

„Ich habe Euch hier gesehen", sagte sie.

„Die Anlage ist gemacht, daß sie das Gemüt und den Verstand erfüllet," antwortete ich, „die grüne Wand des Eppichs schließt ruhig ab, die zwei Eichen stehen wie Wächter, und das Weiß des Steines geht sanft von dem Dunkel der Blätter und des Gartens weg."

„Es ist alles nach und nach entstanden, wie die Mutter erzählt," erwiderte sie, „der Eppich ist erzogen worden, die Wand vergrößert, erweitert und bis an die Eichen geführt. Selbst in der Halle war es einmal anders. Die Bank war nicht da. Aber da der Marmor so oft betrachtet wurde, da die Menschen vor ihm standen oder selbst in der Halle neben ihm, da die Mutter ebenfalls die Gestalt gerne betrachtete und lange betrachtete: so ließ sie aus dem gleichen Stoffe, aus dem die Nymphe gearbeitet ist, diese Bank machen und ließ dieselbe mit der kunstreichen Lehne versehen, damit sie einerseits zu dem vorhandenen Werke stimme, und damit andererseits das Werk mit Ruhe und Erquickung angesehen werden könne. Mit der Zeit ist auch die Alabasterschale hieher gekommen."

„Die Menschen werden von solchen Werken gezogen," antwortete ich, „und die Lust des Schauens findet sich."

„Ich habe diese Gestalt von meiner Kindheit an gesehen und habe mich an sie gewöhnt," sagte sie, „haltet Ihr nicht auch den bloßen Stein schon für sehr schön?"

„Ich halte ihn für ganz besonders schön", erwiderte ich.

„Mir ist immer, wenn ich ihn lange betrachte," sagte sie, „als hätte er eine sehr große Tiefe, als sollte man in ihn eindringen können, und als wäre er durchsichtig, was er nicht ist. Er hält eine reine Fläche den Augen entgegen, die so zart ist, daß sie kaum Widerstand leistet, und in der man als Anhaltspunkte nur die vielen feinen Splitter funkeln sieht."

„Der Stein ist auch durchsichtig," antwortete ich, „nur muß man eine dünne Schichte haben, durch die man sehen will. Dann scheint die Welt fast goldartig, wenn man sie durch ihn ansieht. Wenn mehrere Schichten übereinanderliegen, so werden sie in ihrem Anblicke von außen weiß, wie der Schnee, der auch aus lauter durchsichtigen kleinen Eisnadeln besteht, weiß wird, wenn Millionen solcher Nadeln aufeinanderliegen."

„So habe ich nicht unrecht empfunden", sagte sie.

„Nein," erwiderte ich, „Ihr habt recht geahnt."

„Wenn die Edelsteine nicht nach dem geachtet werden, was sie kosten," sagte sie, „sondern nach dem, wie sie edel sind, so gehört der Marmor gewiß unter die Edelsteine."

„Er gehört unter dieselben, er gehört gewißlich unter dieselben", erwiderte ich. „Wenn er auch als bloßer Stoff nicht so hoch im Preise steht wie die gesuchten Steine, die nur in kleinen Stücken vorkommen, so ist er doch so auserlesen und so wunderbar, daß er nicht bloß in der weißen, sondern auch in jeder andern Farbe begehrt wird, daß man die verschiedensten Dinge aus ihm macht, und daß das Höchste, was menschliche bildende Kunst darzustellen vermag, in der Reinheit des weißen Marmors ausgeführt wird."

„Das ist es, was mich auch immer sehr ergriff, wenn ich hier saß und betrachtete," sagte sie, „daß in dem harten Steine das Weiche und Runde der Gestaltung ausgedrückt ist, und daß man zu der Darstellung des Schönsten in der Welt den Stoff nimmt, der keine Makel hat. Dies sehe ich sogar immer an der Gestalt auf der Treppe unsers Freundes, welche noch schöner und ehrfurchterweckender als dieses Bildwerk hier ist, wenngleich ihr Stoff in der Länge der vielen Jahre, die er gedauert hat, verunreinigt worden war."

„Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung," entgegnete ich, „daß die Menschen in den edelsten und selbst hie und da ältesten Völkern zu diesem Stoffe griffen, wenn sie hohes Göttliches oder Menschliches bilden wollten, während sie Ausschmückungen in Laubwerk, Simsen, Säulen, Tiergestalten und selbst untergeordnete Menschen- und Götterbilder aus farbigem Marmor, aus Sandstein, aus Holz, Ton, Gold oder Silber verfertigten. Es wäre zugänglicherer, behandelbarerer Stoff gewesen: Holz, Erde, weicher Stein, manche Metalle, sie aber gruben weißen Marmor aus der Erde und bildeten aus ihm. Aber auch die andern Edelsteine, aus denen man verschiedene Dinge macht, geschnittene Steine, allerlei Gestalten, Blumen- und Zierwerk, sowie endlich diejenigen, die man besonders Edelsteine nennt und zum Schmucke

der menschlichen Gestalt und hoher Dinge anwendet, haben in ihrem Stoffe etwas, das anzieht und den menschlichen Geist zu sich leitet, es ist nicht bloß die Seltenheit oder das Schimmern, das sie wertvoll macht."

„Habt Ihr auch die Edelsteine kennen zu lernen gesucht?" fragte sie.

„Ein Freund hat mir vieles von ihnen gezeigt und erklärt", antwortete ich.

„Sie sind freilich für die Menschen sehr merkwürdig", sagte sie.

„Es ist etwas Tiefes und Ergreifendes in ihnen," antwortete ich, „gleichsam ein Geist in ihrem Wesen, der zu uns spricht, wie zum Beispiele in der Ruhe des Smaragdes, dessen Schimmerpunkten kein Grün der Natur gleicht, es müßte nur auf Vogelgefiedern, wie das des Kolibri, oder auf den Flügeldecken von Käfern sein — wie in der Fülle des Rubins, der mit dem rosensamtnen Lichtblicke gleichsam als der vornehmste unter den gefärbten Steinen zu uns aufsieht — wie in dem Rätsel des Opals, der unergründlich ist — und wie in der Kraft des Diamantes, der wegen seines großen Lichtbrechungsvermögens in einer Schnelligkeit wie der Blitz den Wechsel des Feuers und der Farben gibt, den kaum die Schneesterne noch der Sprühregen des Wasserfalles haben. Alles, was den edlen Steinen nachgemacht wird, ist der Körper ohne diesen Geist, es ist der inhaltleere, spröde, harte Glanz statt der reichen Tiefe und Milde."

„Ihr habt von der Perle nicht gesprochen."

„Sie ist kein Edelstein, gesellt sich aber im Gebrauche gerne zu ihm. In ihrem äußern Ansehen ist sie wohl das Bescheidenste; aber nichts schmückt mit dem so sanft umflorten Seidenglanze die menschliche Schönheit schöner als die Perle. Selbst an dem Kleide eines Mannes, wo sie etwas hält wie die Schleife des Halstuches oder wie die Falte des Brustlinnens, dünkt sie mich das Würdigste und Ernsteste."

„Und liebt Ihr die Edelsteine als Schmuck?" fragte sie.

„Wenn die schönsten Steine ihrer Art ausgewählt werden," antwortete ich, „wenn sie in einer Fassung sind, welche richtigen Kunstgesetzen entspricht, und wenn diese Fassung an der Stelle, wo sie ist, einen Zweck erfüllt, also notwendig erscheint: dann ist wohl kein Schmuck des menschlichen Körpers feierlicher als der der Edelsteine."

Wir schwiegen nach diesen Worten, und ich konnte Natalien jetzt erst ein wenig betrachten. Sie hatte ein mattes, hellgraues

Seidenkleid an, wie sie es überhaupt gerne trug. Das Kleid reichte, wie es bei ihr immer der Fall war, bis zum Halse und bis zu den Knöcheln der Hand. Von Schmuck hatte sie gar nichts an sich, nicht das geringste, während ihr Körper doch so stimmend zu Edelsteinen gewesen wäre. Ohrgehänge, welche damals alle Frauen und Mädchen trugen, hatte weder Mathilde je, seit ich sie kannte, getragen, noch trug sie Natalie.

In unserem Schweigen sahen wir gleichsam wie durch Verabredung gegen das rieselnde Wasser.

Endlich sagte sie: „Wir haben von dem Angenehmen dieses Ortes gesprochen und sind von dem edlen Steine des Marmors auf die Edelsteine gekommen; aber eines Dinges wäre noch Erwähnung zu tun, das diesen Ort ganz besonders auszeichnet."

„Welches Dinges?"

„Des Wassers. Nicht bloß, daß dieses Wasser vor vielen, die ich kenne, gut zur Erquickung gegen den Durst ist, so hat sein Spielen und sein Fließen gerade an dieser Stelle und durch diese Vorrichtungen etwas Besänftigendes und etwas Beachtungswertes."

„Ich fühle wie Ihr," antwortete ich, „und wie oft habe ich dem schönen Glänzen und dem schattenden Dunkel dieses lebendigen, flüchtigen Körpers an dieser Stelle zugesehen, eines Körpers, der wie die Luft wohl viel bewunderungswürdiger wäre, als es die Menschen zu erkennen scheinen."

„Ich halte auch das Wasser und die Luft für bewunderungswürdig," entgegnete sie, „die Menschen achten nur so wenig auf beides, weil sie überall von ihnen umgeben sind. Das Wasser erscheint mir als das bewegte Leben des Erdkörpers, wie die Luft sein ungeheurer Odem ist."

„Wie richtig sprecht Ihr," sagte ich, „und es sind auch Menschen gewesen, die das Wasser sehr geachtet haben; wie hoch haben die Griechen ihr Meer gehalten, und wie riesenhafte Werke haben die Römer aufgeführt, um sich das Labsal eines guten Wassers zuzuleiten. Sie haben freilich nur auf den Körper Rücksicht genommen und haben nicht, wie die Griechen die Schönheit ihres Meeres betrachteten, die Schönheit des Wassers vor Augen gehabt; sondern sie haben sich nur dieses Kleinod der Gesundheit in bester Art verschaffen wollen. Und ist wohl etwas außer der Luft, das mit größerem Adel in unser Wesen eingeht als das Wasser? Soll nicht nur das Reinste und Edelste sich mit uns vereinigen? Sollte dies nicht gerade in den gesundheitverderbenden Städten sein, wo sie aber nur Vertiefungen machen und das Wasser trinken, das aus ihnen kömmt?

Ich bin in den Bergen gewesen, in Tälern, in Ebenen, in der großen Stadt und habe in der Hitze, im Durste, in der Bewegung den kostbaren Kristall des Wassers und seine Unterschiede kennen gelernt. Wie erquickt der Quell in den Bergen und selbst in den Hügeln, vorzüglich wenn er am reinsten aus dem reinen Granit fließt, und, Natalie, wie schön ist außerdem der Quell!"

Hatte nun Natalie schon früher einen Durst empfunden und hatte derselbe ihr Gespräch auf das Wasser gelenkt, oder war durch das Gespräch ein leichter Durst in ihr hervorgerufen worden: sie stand nun auf, nahm die Alabasterschale in die Hand, ließ sie sich in dem sanften Strahle füllen, setzte sie an ihre schönen Lippen, trank einen Teil des Wassers, ließ das übrige in das tiefere Becken fließen, stellte die leere Schale an ihren Platz und setzte sich wieder zu mir auf die Bank.

Mir war das Herz ein wenig gedrückt, und ich sagte: „Wenn wir beide das Schöne dieses Ortes betrachtet und wenn wir von ihm und von andern Dingen, auf die er uns führte, gerne gesprochen haben, so ist doch etwas in ihm, was mir Schmerz erregt."

„Was kann Euch denn an diesem Orte Schmerz erregen?" fragte sie.

„Natalie," antwortete ich, „es ist jetzt ein Jahr, daß Ihr mich an dieser Halle absichtlich gemieden habt. Ihr saßet auf derselben Bank, auf welcher Ihr jetzt sitzet, ich stand im Garten, Ihr tratet heraus und ginget von mir mit beeiligten Schritten in das Gebüsch."

Sie wendete ihr Angesicht gegen mich, sah mich mit den dunkeln Augen an und sagte: „Dessen erinnert Ihr Euch, und das macht Euch Schmerz?"

„Es macht mir jetzt im Rückblicke Schmerz und hat ihn mir damals gemacht", antwortete ich.

„Ihr habt mich ja aber auch gemieden", sagte sie.

„Ich hielt mich ferne, um nicht den Schein zu haben, als dränge ich mich zu Euch", entgegnete ich.

„War ich Euch denn von einer Bedeutung?" fragte sie.

„Natalie," antwortete ich, „ich habe eine Schwester, die ich im höchsten Maße liebe, ich habe viele Mädchen in unserer Stadt und in dem Lande kennen gelernt; aber keines, selbst nicht meine Schwester, achte ich so hoch wie Euch, keines ist mir stets so gegenwärtig und erfüllt mein ganzes Wesen wie Ihr."

Bei diesen Worten traten die Tränen aus ihren Augen und flossen über ihre Wangen herab.

Ich erstaunte, ich blickte sie an und sagte: „Wenn diese schönen Tropfen sprechen, Natalie, sagen sie, daß Ihr mir auch ein wenig gut seid?"

„Wie meinem Leben", antwortete sie.

Ich erstaunte noch mehr und sprach: „Wie kann es denn sein, ich habe es nicht geglaubt."

„Ich habe es auch von Euch nicht geglaubt", erwiderte sie.

„Ihr konntet es leicht wissen", sagte ich. „Ihr seid so gut, so rein, so einfach. So seid Ihr vor mir gewandelt, Ihr waret mir begreiflich wie das Blau des Himmels, und Eure Seele erschien mir so tief, wie das Blau des Himmels tief ist. Ich habe Euch mehrere Jahre gekannt, Ihr waret stets bedeutend vor der herrlichen Gestalt Eurer Mutter und der Eures ehrwürdigen Freundes, Ihr waret heute, wie Ihr gestern gewesen waret, und morgen wie heute, und so habe ich Euch in meine Seele genommen zu denen, die ich dort liebe, zu Vater, Mutter, Schwester — nein, Natalie, noch tiefer, tiefer —"

Sie sah mich bei diesen Worten sehr freundlich an, ihre Tränen flossen noch häufiger, und sie reichte mir ihre Hand herüber.

Ich faßte die Hand, ich konnte nichts sagen und blickte sie nur an.

Nach mehreren Augenblicken ließ ich ihre Hand los und sagte: „Natalie, es ist mir nicht begreiflich, wie ist es denn möglich, daß Ihr mir gut seid, mir, der gar nichts ist und nichts bedeutet?"

„Ihr wißt nicht, wer Ihr seid", antwortete sie. „Es ist gekommen, wie es kommen mußte. Wir haben viele Zeit in der Stadt zugebracht, wir sind oft den ganzen Winter in derselben gewesen, wir haben Reisen gemacht, haben verschiedene Länder und Städte gesehen, wir sind in London, Paris und Rom gewesen. Ich habe viele junge Männer kennen gelernt. Darunter sind wichtige und bedeutende gewesen. Ich habe gesehen, daß mancher Anteil an mir nahm; aber es hat mich eingeschüchtert, und wenn einer durch sprechende Blicke oder durch andere Merkmale es mir näher legte, so entstand eine Angst in mir, und ich mußte mich nur noch ferner halten. Wir gingen wieder in die Heimat zurück. Da kamet Ihr eines Sommers in den Asperhof, und ich sah Euch. Ihr kamet im nächsten Sommer wieder. Ihr waret ohne Anspruch, ich sah, wie Ihr die Dinge dieser Erde liebtet, wie Ihr ihnen nachginget, und wie Ihr sie in Eurer Wissenschaft hegtet — ich sah, wie Ihr meine Mutter verehrtet, unsern Freund hochachtetet, den Knaben Gustav beinahe

liebtet, von Eurem Vater, Eurer Mutter und Eurer Schwester nur mit Ehrerbietung sprachet, und da — — da —"

„Da, Natalie?"

„Da liebte ich Euch, weil Ihr so einfach, so gut und doch so ernst seid."

„Und ich liebte Euch mehr, als ich je irgendein Ding dieser Erde zu lieben vermochte."

„Ich habe manchen Schmerz um Euch empfunden, wenn ich in den Feldern herumging."

„Ich habe es ja nicht gewußt, Natalie, und weil ich es nicht wußte, so mußte ich mein Inneres verbergen und gegen jedermann schweigen, gegen den Vater, gegen die Mutter, gegen die Schwester und sogar gegen mich. Ich bin fortgefahren, das zu tun, was ich für meine Pflicht erachtete, ich bin in die Berge gegangen, habe mir ihre Zusammensetzung aufgeschrieben, habe Gesteine gesammelt und Seen gemessen, ich bin auf den Rat Eures Freundes einen Sommer beschäftigungslos in dem Asperhofe gewesen, bin dann wieder in die Wildnis gegangen und zu der Grenze des Eises emporgestiegen. Ich konnte nur Eure Mutter, Euren Freund und Euren Bruder immer wärmer lieben: aber, Natalie, wenn ich auf den Höhen der Berge war, habe ich Euer Bild in dem heitern Himmel gesehen, der über mir ausgespannt war; wenn ich auf die festen, starren Felsen blickte, so erblickte ich es auch in dem Dufte, der vor denselben webte; wenn ich auf die Länder der Menschen hinausschaute, so war es in der Stille, die über der Welt gelagert war, und wenn ich zu Hause in die Züge der Meinigen blickte, so schwebte es auch in denen."

„Und nun hat sich alles recht gelöset."

„Es hat sich wohl gelöset, meine liebe, liebe Natalie."

„Mein teurer Freund!"

Wir reichten uns bei diesen Worten die Hände wieder und saßen schweigend da.

Wie hatte seit einigen Augenblicken alles sich um mich verändert, und wie hatten die Dinge eine Gestalt gewonnen, die ihnen sonst nicht eigen war. Nataliens Augen, in welche ich schauen konnte, standen in einem Schimmer, wie ich sie nie, seit ich sie kenne, gesehen hatte. Das unermüdlich fließende Wasser, die Alabasterschale, der Marmor waren verjüngt; die weißen Flimmer auf der Gestalt und die wunderbar im Schatten blühenden Lichter waren anders; die Flüssigkeit rann, plätscherte oder pippte oder tönte im einzelnen Falle anders; das sonnenglänzende Grün von draußen sah als ein neues freundlich

herein, und selbst das Hämmern, mit welchem man die Tünche von den Mauern des Hauses herabschlug, tönte jetzt als ein ganz verschiedenes in die Grotte von dem, das ich gehört hatte, als ich aus dem Hause gegangen war.

Nach einer geraumen Weile sagte Natalie: „Und von dem Abende im Hoftheater habt Ihr auch nie etwas gesprochen."

„Von welchem Abende, Natalie?"

„Als König Lear aufgeführt wurde."

„Ihr seid doch nicht das Mädchen in der Loge gewesen?"

„Ich bin es gewesen."

„Nein, Ihr seid so blühend wie eine Rose, und jenes Mädchen war blaß wie eine weiße Lilie."

„Es mußte mich der Schmerz entfärbt haben. Ich war kindisch, und es hat mir damals wohlgetan, in Euren Augen allein unter allen denen, die die Loge umgaben, ein Mitgefühl mit meiner Empfindung zu lesen. Diese Empfindung wurde durch Euer Mitgefühl zwar noch stärker, so daß sie beinahe zu mächtig wurde; aber es war gut. Ich habe nie einer Vorstellung beigewohnt, die so ergreifend gewesen wäre. Ich sah es als einen günstigen Zufall an, daß mir Eure Augen, die bei dem Leiden des alten Königs übergeflossen waren, bei dem Fortgehen aus dem Schauspielhause so nahe kamen. Ich glaubte, ihnen mit meinen Blicken dafür danken zu müssen, daß sie mir beigestimmt hatten, wo ich sonst vereinsamt gewesen wäre. Habt Ihr das nicht erkannt?"

„Ich habe es erkannt und habe gedacht, daß der Blick des Mädchens wohlwollend sei, und daß er ein Einverständnis über unsere gemeinschaftliche Empfindung bei der Vorstellung bedeuten könne."

„Und Ihr habt mich also nicht wiedererkannt?"

„Nein, Natalie."

„Ich habe Euch gleich erkannt, als ich Euch in dem Asperhofe sah."

„Es ist mir lieb, daß es Eure Augen gewesen sind, die mir den Dank gesagt haben; der Dank ist tief in mein Gemüt gedrungen. Aber wie konnte es auch anders sein, da Eure Augen das Liebste und Holdeste sind, was für mich die Erde hat."

„Ich habe Euch schon damals in meinem Herzen höher gestellt als die andern, obwohl Ihr ein Fremder waret, und obwohl ich denken konnte, daß Ihr mir in meinem ganzen Leben fremd bleiben werdet."

„Natalie, was mir heute begegnet ist, bildet eine Wendung in meinem Leben und ein so tiefes Ereignis, daß ich es kaum

denken kann. Ich muß suchen, alles zurechtzulegen und mich an den Gedanken der Zukunft zu gewöhnen."

„Es ist ein Glück, das uns ohne Verdienst vom Himmel gefallen, weil es größer ist als jedes Verdienst."

„Drum lasset uns es dankbar aufnehmen."

„Und ewig bewahren."

„Wie war es gut, Natalie, daß ich die Worte Homers, die ich heute nachmittag las, nicht in mein Herz aufnehmen konnte, daß ich das Buch weglegte, in den Garten ging, und daß das Schicksal meine Schritte zu dem Marmor des Brunnens lenkte."

„Wenn unsere Wesen zueinander neigten, obgleich wir es nicht gegenseitig wußten, so würden sie sich doch zugeführt worden sein, wann und wo es immer geschehen wäre, das weiß ich nun mit Sicherheit."

„Aber sagt, warum habt Ihr mich denn gemieden, Natalie?"

„Ich habe Euch nicht gemieden, ich konnte mit Euch nicht sprechen, wie es mir in meinem Innern war, und ich konnte auch nicht so sein, als ob Ihr ein Fremder wäret. Doch war mir Eure Gegenwart sehr lieb. Aber warum habt denn auch Ihr Euch ferne von mir gehalten?"

„Mir war wie Euch. Da Ihr so weit von mir waret, konnte ich mich nicht nahen. Eure Gegenwart verherrlichte mir alles, was uns umgab, aber das dunkle, künftige Glück schien mir unerreichbar."

„Nun ist doch erfüllet, was sich vorbereitete."

„Ja, es ist erfüllt."

Nach einem kleinen Schweigen fuhr ich fort: „Ihr habt gesagt, Natalie, daß wir das Glück, das uns vom Himmel gefallen ist, ewig aufbewahren sollen. Wir sollen es auch ewig aufbewahren. Schließen wir den Bund, daß wir uns lieben wollen, solange das Leben währt, und daß wir treu sein wollen, was auch immer komme, und was die Zukunft bringe, ob es uns aufbewahrt ist, daß wir in Vereinigung die Sonne und den Himmel genießen, oder ob jedes allein zu beiden emporblickt und nur des andern mit Schmerzen gedenken kann."

„Ja, mein Freund, Liebe, unveränderliche Liebe, solange das Leben währt, und Treue, was auch die Zukunft von Gunst oder Ungunst bringen mag."

„O Natalie, wie wallt mein Herz in Freude! Ich habe es nicht geahnt, daß es so entzückend ist, Euch zu besitzen, die mir unerreichbar schien."

„Ich habe auch nicht gedacht, daß Ihr Euer Herz von den

großen Dingen, denen Ihr ergeben waret, wegkehren und mir zuwenden werdet."

„O meine geliebte, meine teure, ewig mir gehörende Natalie!"

„Mein einziger, mein unvergeßlicher Freund!"

Ich war von Empfindung überwältigt, ich zog sie näher an mich und neigte mein Angesicht zu ihrem. Sie wendete ihr Haupt herüber und gab mit Güte ihre schönen Lippen meinem Munde, um den Kuß zu empfangen, den ich bot.

„Ewig für dich allein", sagte ich.

„Ewig für dich allein", sagte sie leise.

Schon als ich die süßen Lippen an meinen fühlte, war mir, als sei ein Zittern in ihr, und als fließen ihre Tränen wieder.

Da ich mein Haupt wegwendete und in ihr Angesicht schaute, sah ich die Tränen in ihren Augen.

Ich fühlte die Tropfen auch in den meinen hervorquellen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte. Ich zog Natalien wieder näher an mich, legte ihr Angesicht an meine Brust, neigte meine Wange auf ihre schönen Haare, legte die eine Hand auf ihr Haupt und hielt sie so sanft umfaßt und an mein Herz gedrückt. Sie regte sich nicht, und ich fühlte ihr Weinen. Da diese Stellung sich wieder löste, da sie mir in das Angesicht schaute, drückte ich noch einmal einen heißen Kuß auf ihre Lippen, zum Zeichen der ewigen Vereinigung und der unbegrenzten Liebe. Sie schlang auch ihre Arme um meinen Hals und erwiderte den Kuß zu gleichem Zeichen der Einheit und der Liebe. Mir war in diesem Augenblicke, daß Natalie nun meiner Treue und Güte hingegeben, daß sie ein Leben eins mit meinem Leben sei. Ich schwor mir, mit allem, was groß, gut, schön und stark in mir ist, zu streben, ihre Zukunft zu schmücken und sie so glücklich zu machen, als es nur in meiner Macht ist und erreicht werden kann.

Wir saßen nun schweigend nebeneinander, wir konnten nicht sprechen und drückten uns nur die Hände als Bestätigung des geschloßnen Bundes und des innigsten Verständnisses.

Da eine Zeit vergangen war, sagte endlich Natalie: „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unserer Neigung versichert, und diese Neigung wird auch dauern; aber was nun geschehen und wie sich alles andere gestalten wird, das hängt von unsern Angehörigen ab, von meiner Mutter und von Euren Eltern."

„Sie werden unser Glück mit Wohlwollen ansehen."

„Ich hoffe es auch; aber wenn ich das vollste Recht hätte, meine Handlungen selber zu bestimmen, so würde ich nie auch

nicht ein Teilchen meines Lebens so einrichten, daß es meiner Mutter nicht gefiele; es wäre kein Glück für mich. Ich werde so handeln, solange wir beisammen auf der Erde sind. Ihr tut wohl auch so?"

„Ich tue es; weil ich meine Eltern liebe, und weil mir eine Freude nur als solche gilt, wenn sie auch die ihre ist."

„Und noch jemand muß gefragt werden."

„Wer?"

„Unser edler Freund. Er ist so gut, so weise, so uneigennützig. Er hat unserm Leben einen Halt gegeben, als wir ratlos waren, er ist uns beigestanden, als wir es bedurften, und jetzt ist er der zweite Vater Gustavs geworden."

„Ja, Natalie, er soll und muß gefragt werden; aber sprecht, wenn eins von diesen nein sagt?"

„Wenn eines nein sagt und wir es nicht überzeugen können, so wird es recht haben, und wir werden uns dann lieben, solange wir leben, wir werden einander treu sein in dieser und jener Welt; aber wir dürften uns dann nicht mehr sehen."

„Wenn wir ihnen die Entscheidung über uns anheimgegeben haben, so müßte es wohl so sein; aber es wird gewiß nicht, gewiß nicht geschehen."

„Ich glaube mit Zuversicht, daß es nicht geschehen wird."

„Mein Vater wird sich freuen, wenn ich ihm sage, wie Ihr seid, er wird Euch lieben, wenn er Euch sieht, die Mutter wird Euch eine zweite Mutter sein, und Klotilde wird sich Euch mit ganzer Seele zuwenden."

„Ich verehre Eure Eltern und liebe Klotilde schon so lange, als ich Euch von ihnen reden und erzählen hörte. Mit meiner Mutter werde ich noch heute sprechen, ich könnte die Nacht nicht über das Geheimnis heraufgehen lassen. Wenn Ihr zu Euren Eltern reiset, sagt ihnen, was geschehen ist, und sendet bald Nachricht hieher."

„Ja, Natalie."

„Geht Ihr von hier wieder in die Berge?"

„Ich wollte es; nun aber hat sich Wichtigeres ereignet, und ich muß gleich zu meinen Eltern. Nur auf kurzes will ich, so schnell es geht, in meinen jetzigen Standort reisen, um die Arbeiten abzubestellen, die Leute zu entlassen und alles in Ordnung zu bringen."

„Das muß wohl so sein."

„Die Antwort meiner Eltern bringt dann nicht eine Nachricht, sondern ich selber."

„Das ist noch erfreulicher. Mit unserm Freunde wird wohl hier geredet werden.“

„Natalie, dann habt Ihr eine Schwester an Klotilden und ich einen Bruder an Gustav.“

„Ihr habt ihn ja immer sehr geliebt. Alles ist so schön, daß es fast zu schön ist.“

Dann sprachen wir von der Zurückkunft der Männer, was sie sagen würden, und wie unser Gastfreund die schnelle Wendung der Dinge aufnehmen werde.

Zuletzt, als die Gemüter zu einer sanfteren Ruhe zurückgekehrt waren, erhoben wir uns, um in das Haus zu gehen. Ich bot Natalien meinen Arm, den sie annahm. Ich führte sie der Epheuwand entlang, ich führte sie durch einen schönen Gang des Gartens, und wir gelangten dann in offenere, freie Stellen, in denen wir eine Umsicht hatten.

Als wir da eine Strecke vorwärts gekommen waren, sahen wir Mathilden außerhalb des Gartens gegen den Meierhof gehen. Das Pförtchen, welches von dem Garten gegen den Meierhof führt, war in der Nähe und stand offen.

„Ich werde meiner Mutter folgen und werde gleich jetzt mit ihr sprechen“, sagte Natalie.

„Wenn Ihr es für gut haltet, so tut es“, erwiderte ich.

„Ja, ich tue es, mein Freund. Lebt wohl.“

„Lebt wohl.“

Sie zog ihren Arm aus dem meinigen, wir reichten uns die Hände, drückten sie uns, und Natalie schlug den Weg zu dem Pförtchen ein.

Ich sah ihr nach, sie blickte noch einmal gegen mich um, ging dann durch das Pförtchen, und das graue Seidenkleid verschwand unter den grünen Hecken des Grundes.

Ich ging in das Haus und begab mich in meine Wohnung. Da lag das Buch, in welchem die Worte Homers waren, die heute die Gewalt über mein Herz verloren hatten — es lag, wie ich es auf den Tisch gelegt hatte. Was war indessen geschehen? Die schönste Jungfrau dieser Erde hatte ich an mein Herz gedrückt. Aber was will das sagen? Das edelste, wärmste, herrlichste Gemüt ist mein, es ist mir in Liebe und Neigung zugetan. Wie habe ich das verdient, wie kann ich es verdienen?!

Ich setzte mich nieder und sah gegen die Ruhe der heitern Luft hinaus.

Ich verließ an diesem Tage gar nicht mehr das Haus. Gegen Abend ging ich in den Gang, der im Norden des Hauses

hinläuft, und sah auf den Garten hinaus. Auf einer freien Stelle, in welcher ein weißer Pfad durch Wiesengrün hingeht, sah ich Mathilden mit Natalien wandeln.

Ich ging wieder in mein Zimmer zurück.

Als es dunkelte, wurde ich zu dem Abendessen gerufen.

Da Mathilde und Natalie in den Speisesaal getreten waren, lud mich Mathilde mit einem sanften Lächeln und mit der Freundlichkeit, die ihr immer eigen war, ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

---

2. Die Entfaltung.

(Band 3, Kapitel 1.)

Wir waren in dem nämlichen Zimmer zum Speisen zusammengekommen, in dem wir die Zeit her, die ich im Schlosse gewesen war, unser Mahl am Morgen, Mittag und Abend, wie es die Tageszeit brachte, eingenommen hatten, der Tisch war mit dem klaren, weißen, feinen Linnen gedeckt, in das schönere und altertümlichere Blumen, als jetzt gebräuchlich sind, gleichsam wie Silber in Silber eingewebt waren, der Diener stand mit den weißen Handschuhen hinter uns, der Hausverwalter ging in dem Zimmer hin und her, und es war an der Wand der Schrein mit den Fächerabteilungen, in denen die mannigfaltigen Dinge sich befanden, die in einem Speisezimmer stets nötig sind: aber heute war mir alles wie feenhaft. Mathilde hatte ein veilchenblaues Seidenkleid mit dunkleren Streifen an, und um die Schultern war ein Gewebe von schwarzen Spitzen. Sie kleidete sich jedesmal, wenn ein Gast da war, zum Speisen neu an, hatte es bisher meinetwillen auch getan und hatte es an diesem Abende nicht unterlassen. Mit dem feinen, lieben und freundlichen Angesichte, das durch die dunkle Seide fast noch feiner und schöner wurde, ließ sie sich in ihren Armstuhl zwischen uns nieder. Natalie war rechts und ich links. Natalie hatte nicht Zeit gefunden, ihr Kleid zu wechseln, sie hatte dasselbe lichtgraue Seidenkleid an, das sie am Nachmittage getragen hatte, und das mir so lieb geworden war. Ich getraute mir fast nicht, sie anzusehen, und auch sie hatte die großen, schönen, unbeschreiblich edlen Augen größtenteils auf die Mutter gerichtet. So vergingen einige Augenblicke. Es wurde das Gebet gesprochen, das Mathilde immer, in ihrem Armstuhle sitzend, stille mit gefalteten Händen verrichtete, und das daher die anderen eben-

falls sitzend und stille vollbrachten. Als dieses geschehen war, wurden, wie es der Gebrauch in diesem Hause eingeführt hatte, die Flügeltüren geöffnet, ein Diener trat mit einem Topfe herein, setzte ihn auf den Tisch, der Hausverwalter nahm den Deckel desselben ab und sagte, wie er immer tat: „Ich wünsche sehr wohl zu speisen."

Mathilde streckte den Arm mit dem dunkeln Seidenkleide aus, nahm den großen silbernen Löffel und schöpfte, wie sie es sich nie nehmen ließ zu tun, Suppe für uns auf die Teller, welche der Diener darreichte. Der Hausverwalter hatte, da er alles in Ordnung sah, das Zimmer nach seiner Gepflogenheit verlassen. Das Abendessen war nun wie alle Tage. Mathilde sprach freundlich und heiter von verschiedenen Gegenständen, die sich eben darboten, und vergaß nicht, der abwesenden Freunde zu erwähnen und des Vergnügens zu gedenken, das ihre Rückkunft veranlassen werde. Sie sprach von der Ernte, von dem Segen, der heuer überall so reichlich verbreitet sei, und wie sich alles, was sich auf der Erde befinde, doch zuletzt immer wieder in das Rechte wende. Als die Zeit des Abendessens vorüber war, erhob sie sich, und es wurden die Anstalten gemacht, daß sich jedes in seine Wohnung begebe. Mit derselben sanften Güte, mit der sie mich vor dem Abendessen begrüßt hatte, verabschiedete sie sich nun, wir wünschten uns wechselseitig eine glückliche Ruhe und trennten uns.

Als ich in meinem Zimmer angekommen war, trat ich in der Nacht dieses Tages, der für mich in meinem bisherigen Leben am merkwürdigsten geworden war, an das Fenster und blickte gegen den Himmel. Es stand kein Mond an demselben und keine Wolke, aber in der milden Nacht brannten so viele Sterne, als wäre der Himmel mit ihnen angefüllt, und als berührten sie sich gleichsam mit ihren Spitzen. Die Feierlichkeit traf mich erhebender, und die Pracht des Himmels war mir eindringender als sonst, wenn ich sie auch mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Ich mußte mich in der neuen Welt erst zurechtfinden. Ich sah lange mit einem sehr tiefen Gefühle zu dem sternbedeckten Gewölbe hinauf. Mein Gemüt war so ernst, wie es nie in meinem ganzen Leben gewesen war. Es lag ein fernes, unbekanntes Land vor mir. Ich ging zu dem Lichte, das auf meinem Tische brannte, und stellte meinen undurchsichtigen Schirm vor dasselbe, daß seine Helle nur in die hinteren Teile des Zimmers falle und mir den Schein des Sternenhimmels nicht beirre. Dann ging ich wieder zu dem Fenster und blieb vor demselben. Die Zeit verfloß, und die

Nachtfeier ging indessen fort. Wie es sonderbar ist, dachte ich, daß in der Zeit, in der die kleinen, wenn auch vieltausendfältigen Schönheiten der Erde verschwinden und sich erst die unermeßliche Schönheit des Weltraums in der fernen, stillen Lichtpracht auftut, der Mensch und die größte Zahl der andern Geschöpfe zum Schlummer bestimmt ist! Rührt es daher, daß wir nur auf kurze Augenblicke und nur in der rätselhaften Zeit der Traumwelt zu jenen Größen hinansehen dürfen, von denen wir eine Ahnung haben, und die wir vielleicht einmal immer näher und näher werden schauen dürfen? Sollen wir hienieden nie mehr als eine Ahnung haben? Oder ist es der großen Zahl der Menschen nur darum bloß in kurzen, schlummerlosen Augenblicken gestattet, zu dem Sternenhimmel zu schauen, damit die Herrlichkeit desselben uns nicht gewöhnlich werde und die Größe sich nicht dadurch verliere? Aber ich bin ja wiederholt in ganzen Nächten allein gefahren, die Sternbilder haben sich an dem Himmel sachte bewegt, ich habe meine Augen auf sie gerichtet gehalten, sie sind dunkelschwarzen, gestaltlosen Wäldern oder Erdrändern zugesunken, andere sind im Osten aufgestiegen, so hat es fortgedauert, die Stellungen haben sich sanft geändert, und das Leuchten hat fortgelächelt, bis der Himmel von der nahenden Sonne lichter wurde, das Morgenrot im Osten erschien und die Sterne wie ein ausgebranntes Feuerwerksgerüste erloschen waren. Haben da meine vom Nachtwachen brennenden Augen die verschwundene stille Größe nicht für höher erkannt als den klaren Tag, der alles deutlich macht? Wer kann wissen, wie dies ist. Wie wird es jenen Geschöpfen sein, denen nur die Nacht zugewiesen ist, die den Tag nicht kennen? Jenen großen, wunderbaren Blumen ferner Länder, die ihr Auge öffnen, wenn die Sonne untergegangen ist, und die ihr meistens weißes Kleid schlaff und verblüht herabhängen lassen, wenn die Sonne wieder aufgeht? Oder den Tieren, denen die Nacht ihr Tag ist? Es war eine Weihe und eine Verehrung des Unendlichen in mir.

Träumend, ehe ich entschlief, begab ich mich auf mein Lager, nachdem ich vorher das Licht ausgelöscht und die Vorhänge der Fenster absichtlich nicht zugezogen hatte, damit ich die Sterne hereinscheinen sähe.

Des anderen Morgens sammelte ich mich, um mir bewußt zu werden, was geschehen ist, und welche tiefe Pflichten ich eingegangen war. Ich kleidete mich an, um in das Freie zu gehen und mein Angesicht und meinen Körper der kühlen Morgenluft zu geben.

Als ich mein Zimmer verlassen hatte, suchte ich einen Gang

zu gewinnen, der im südlichen Teile des Schlosses in der Länge desselben dahinläuft. Seine Fenster münden in den Hof, und von ihm gehen Türen in die gegen Mittag liegenden Zimmer Mathildens und Nataliens. Diese Türen, einst vielleicht zum Gebrauche für Gäste bestimmt, waren jetzt meistens geschlossen, weil die Verbindung im Innern der Zimmer hergestellt war. Ich hatte den Gang darum aufgesucht, weil er an der Westseite des Schlosses zu einer kleinen Treppe führt, die abwärts geht und in ein Pförtchen endet, durch das man unmittelbar in die Felder auf breite, trockene Wege gelangen konnte, die den Wanderer unbemerkter ins Weite führen, als es durch den Hauptausgang des Schlosses möglich gewesen wäre. Die Bewohnerinnen der Zimmer, die an den Gang stießen, glaubte ich darum nicht stören zu können, weil das Steinpflaster des Ganges seiner ganzen Länge nach mit einem weichen Teppiche belegt war, der keine Tritte hören ließ. Außerdem hatte die Sonne auch bereits einen so hohen Morgenbogen zurückgelegt, daß zu vermuten war, daß alle im Schlosse schon längst aufgestanden sein würden.

Da ich gegen das Ende des Ganges und in die Nähe der Treppe gekommen war, sah ich eine Tür offen stehen, von der ich vermutete, daß sie zu den Zimmern der Frauen führen müsse. War die Tür offen, weil man fortgehen wollte, oder weil man eben gekommen war? Oder hatte eine Dienerin sie in der Eile offen gelassen, oder war irgendein anderer Grund? Ich zauderte, ob ich vorbeigehen sollte; allein da ich wußte, daß die Tür doch nur in einen Vorsaal ging, und da die Treppe schon so nahe war, die mich ins Freie führen sollte, so beschloß ich, vorbeizugehen und meine Schritte zu beschleunigen. Ich schritt auf dem weichen Teppiche fort und trat nur behutsamer auf. Da ich an der Tür angekommen war, sah ich hinein. Was ich vermutet hatte, bestätigte sich, die Tür ging in einen Vorsaal. Derselbe war nur klein und mit gewöhnlichen Geräten versehen. Aber nicht bloß in den Vorsaal konnte ich blicken, sondern auch in ein weiteres Zimmer, das mit einer großen Glastür an den Vorsaal stieß, welche Glastür noch überdies halb geöffnet war. In diesem Zimmer aber stand Natalie. An den Wänden hinter ihr erhoben sich edle, mittelalterliche Schreine. Sie stand fast mitten in dem Gemache vor einem Tische, auf welchem zwei Zithern lagen, und von welchem ein sehr reicher, altertümlicher Teppich niederhing. Sie war vollständig, gleichsam wie zum Ausgehen, gekleidet, nur hatte sie keinen Hut auf dem Haupte. Ihre schönen Locken waren auf dem Hinterhaupte geordnet und wurden von einem Bande oder etwas Ähnlichem getragen. Das

Kleid reichte wie gewöhnlich bis zu dem Halse und schloß dort ohne irgendeiner fremden Zutat. Es war wieder von lichtem grauem Seidenstoffe, hatte aber sehr feine, stark rote Streifen. Es schloß die Hüften sehr genau und ging dann in reichen Falten bis auf den Fußboden nieder. Die Ärmel waren enge, reichten bis zum Handgelenke und hatten an diesem wie am Oberarme dunkle Querstreifen, die wie ein Armband schlossen. Natalie stand ganz aufrecht, ja der Oberkörper war sogar ein wenig zurückgebogen. Der linke Arm war ausgestreckt und stützte sich mittelst eines aufrechtstehenden Buches, auf das sie die Hand legte, auf das Tischchen. Die rechte Hand lag leicht auf dem linken Unterarm. Das unbeschreiblich schöne Angesicht war in Ruhe, als hätten die Augen, die jetzt von den Lidern bedeckt waren, sich gesenkt und sie dächte nach. Eine solche reine, feine Geistigkeit war in ihren Zügen, wie ich sie an ihr, die immer die tiefste Seele aussprach, doch nie gesehen hatte. Ich verstand auch, was die Gestalt sprach, ich hörte gleichsam ihre inneren Worte: „Es ist nun eingetreten!" Sie hatte mich nicht kommen gehört, weil der Teppich den Fußboden des Ganges bedeckte, und sie konnte mich nicht sehen, weil ihr Angesicht gegen Süden gerichtet war. Ich beobachtete nur zwei Augenblicke ihre sinnende Stellung und ging dann leise vorüber und die Treppe hinunter. Es erfüllte mich gleichsam mit einem Meere von Wonne, Natalien von der nämlichen Empfindung beseelt zu sehen, die ich hatte, von der Empfindung, sich das errungene, kaum gehoffte und so hochgehaltene Gut geistig zu sichern, sich klar zu machen, was man erhalten hat, und in welche neue, unermeßlich wichtige Wendung des Lebens man eingetreten sei. Ich konnte es kaum fassen, daß ich es sei, um den eine Gestalt, die das Schönste ausdrückt, was mir bis jetzt bekannt geworden ist, eine Gestalt, die man wohl auch stolz geheißen, die sich bisher von jeder Neigung abgewendet hatte, in diese tiefe, sinnende Empfindungen gesunken sei. Ich dachte mir, daß ich, solange ich lebe, und sollte mein Leben bis an die äußerste Grenze des menschlichen Alters oder darüber hinaus gehen, mit jedem Tropfen meines Blutes, mit jeder Faser meines Herzens sie lieben werde, sie möge leben oder tot sein, und daß ich sie fort und fort durch alle Zeiten in der tiefsten Seele meiner Seele tragen werde. Es erschien mir als das süßeste Gefühl, sie nicht nur in diesem Leben, sondern in tausend Leben, die nach tausend Toden folgen mögen, immer lieben zu können. Wieviel hatte ich in der Welt gesehen, wieviel hatte mich erfreut, an wie vielem hatte ich Wohlgefallen gehabt: und wie ist jetzt alles nichts, und

wie ist es das höchste Glück, eine reine, tiefe, schöne menschliche Seele ganz sein eigen nennen zu können, ganz sein eigen.

Ich ging durch das Pförtchen hinaus, das ich nur angelehnt fand, und ging auf dem Wege fort, der an dieser Seite vor dem Schlosse vorbeiführt und dann in die Felder hinausgeht. Er ist breit, mit feinem Sande belegt und eignet sich daher seiner Trockenheit willen ganz besonders zu Morgenspaziergängen. Er ist von dem vorigen Besitzer des Schlosses angelegt und von Mathilden verbessert worden. Er geht von dem Pförtchen nach beiden Richtungen, nach Norden und nach Süden, ziemlich weit fort und bildet auf diese Weise zu dem Schlosse eine Berührungslinie. Roland hatte ihn scherzweise auch immer den Berührweg genannt. Die Obstbäume, die ihn jetzt häufig säumen, hat Mathilde meistens schon erwachsen an ihn versetzt. Früher war der ganze Weg eine Allee von Pappeln gewesen; allein da er ganz durch die Gegend geht und mit den geraden Bäumen bepflanzt war, so erschien er sehr unschön und für einen Lustweg, was er sein sollte, wenig geeignet. Nach Beratungen mit ihren Freunden hatte Mathilde die Pappeln, welche außerdem auch den Feldern sehr schädlich waren, nach und nach beseitigt. Sie waren gefällt und ihre Wurzeln ausgegraben worden. Da man die Obstbäume an ihre Stelle setzte, vermied man es absichtlich, an allen Plätzen, an welchen Pappeln gestanden waren, Obstbäume zu pflanzen, damit nicht wieder statt der Pappelallee eine Obstbaumallee würde, was zwar minder unschön als früher gewesen wäre, aber doch immer noch nicht schön. Durch diese Unterbrechung der Baumpflanzung erhielt der Weg, dessen gerade Richtung schwer zu beseitigen gewesen wäre, und die doch sonst zu eigentümlich war, als daß man sie hätte abändern sollen, wenn man nicht alles nach ganz neuen Gedanken einrichten wollte, die nötige Abwechslung. Mitternachtwärts von dem Schlosse führt er durch Wiesen und Felder an Gebüschen hin, steigt dann zu einem Walde hinan, in welchem er eine Strecke eindringt. Südwärts geht er durch Felder, hat dort besonders schöne Apfelbäume an seinen Seiten, wölbt sich sanft über einen Ackerrücken und gewährt von ihm eine schöne Aussicht in die Gebirge.

Ich schlug die Richtung nach Süden ein, wie ich überhaupt sehr gerne bei dem Beginne eines Spazierganges so gehe, daß ich leicht nach Mittag sehe, das Licht vor mir habe und in den schöneren Glanz und die lieblichere Färbung der Wolken blicken kann. Der Himmel war wie gestern ganz heiter, die Sonne stand in seinem östlichen Teile und begann die Tropfen, welche

an allen Gräsern und an dem Laube der Bäume hingen, aufzusaugen. Die Morgenkühle war noch nicht vergangen, obwohl der Einfluß der Sonne immer mehr und mehr bemerkbar wurde. Ich sah mit neuen Augen auf alle Dinge um mich, es schien, als hätten sie sich verjüngt, und als müßte ich mich wieder allmählich an ihren Anblick gewöhnen. Ich kam auf die Anhöhe und sah auf den langen Zug der Gebirge. Die blauen Spitzen blickten auf mich herüber, und die vielen Schneefelder zeigten mir ihren feinen Glanz. Ich sah auch die Berghäupter an dem Kargrat, wo ich zuletzt gearbeitet hatte. Mir war, als wäre es schon viele Jahre, seit ich in jenen Eisfeldern und Schneegründen gewesen war. Ich ließ, während ich so dastand, die milde Luft, den Glanz der Sonne und das Prangen der Dinge auf mich wirken. Sonst hatte ich immer irgendein Buch in meine Tasche gesteckt, wenn ich in der Gegend herumgehen wollte; heute hatte ich es nicht getan. Mir war jetzt nicht, als sollte ich irgendein Buch lesen. Ich ging nach einer Weile wieder an den Bäumen dahin, an denen schon die mannigfaltigen Äpfel hingen, die jeder nach seiner Art brachte, und die schon hie und dort ihre eigentümliche Farbe zu erhalten begannen. Ich ging so lange auf der Anhöhe des Felderrückens fort, bis sie sich leicht zu senken anfing, über welche Senkung der Weg noch hinabgeht, um in dem Tale an der Grenze eines fremden Gutes zu enden oder vielmehr in einen anderen Weg überzugehen, der die Eigenschaften aller jener Fußwege hat, die in unzähligen Richtungen unser Land durchziehen, und auf deren taugliche Beschaffenheit, Verbesserung oder Verschönerung niemand denkt. Ich ging auf der Senkung des Weges nicht mehr hinunter, weil ich nicht talwärts kommen wollte, wo die Blicke beengt sind.

Ich wendete mich um und hatte den Anblick des Schlosses vor mir, welches jetzt von solcher Bedeutung für mich geworden war. Die Fenster schimmerten in dem Glanze der Sonne, das Grau der von der Tünche befreiten südlichen Mauer schaute sanft zu mir herüber, das dunkle Dach hob sich von der Bläue der nördlichen Luft ab, und ein leichter Rauch stieg von einigen seiner Schornsteine auf.

Ich ging langsam auf dem Rücken des Feldes an den Obstbäumen vorüber meines Weges zurück, bis er sachte gegen das Schloß abwärts zu gehen begann.

An dieser Stelle sah ich jetzt, daß mir eine Gestalt, welche mir früher durch Baumkronen verdeckt gewesen sein mochte, entgegenkam, welche die Gestalt Nataliens war. Wir gingen beide schneller, als wir uns erblickten, um uns früher zu erreichen.

Da wir nun zusammentrafen, blickte mich Natalie mit ihren großen, dunkeln Augen freundlich an und reichte mir die Hand. Ich empfing sie, drückte sie herzlich und sagte einen innigen Gruß.

„Es ist recht schön," sprach sie, „daß wir gleichzeitig einen Weg gehen, den ich heute schon einmal gehen wollte, und den ich jetzt wirklich gehe."

„Wie habt Ihr denn die Nacht zugebracht, Natalie?" fragte ich.

„Ich habe sehr lange den Schlummer nicht gefunden," antwortete sie; „dann kam er, doch in sehr leichter, flüchtiger Gestalt. Ich erwachte bald und stand auf. Am Morgen wollte ich auf diesen Weg herausgehen und ihn bis über die Felderanhöhe fortsetzen: aber ich hatte ein Kleid angezogen, welches zu einem Gange außer dem Hause nicht tauglich war. Ich mußte mich daher später umkleiden und ging jetzt heraus, um die Morgenluft zu genießen."

Ich sah wirklich, daß sie das lichte graue Kleid mit den feinen tiefroten Streifen nicht mehr anhabe, sondern ein einfacheres, kürzeres mattbraunes trage. Jenes Kleid wäre freilich zu einem Morgenspaziergange nicht tauglich gewesen, weil es in reichen Falten fast bis auf den Fußboden niederging. Sie hatte jetzt einen leichten Strohhut auf dem Haupte, welchen sie immer bei ihren Wanderungen durch die Felder trug. Ich fragte sie, ob sie glaube, daß noch so viel Zeit vor dem Frühmahle sei, daß sie über die Felderanhöhe hinaus- und wieder in das Schloß zurückkommen könne.

„Wohl ist noch so viel Zeit," erwiderte sie, „ich wäre ja sonst nicht fortgegangen, weil ich eine Störung in der Hausordnung nicht verursachen möchte."

„Dann erlaubt Ihr wohl, daß ich Euch begleite", sagte ich.

„Es wird mir sehr lieb sein", antwortete sie.

Ich begab mich an ihre Seite, und wir wandelten den Weg, den ich gekommen war, zurück.

Ich hätte ihr sehr gerne meinen Arm angeboten; aber ich hatte nicht den Mut dazu.

Wir gingen langsam auf dem feinen Sandwege dahin, an einem Baumstamme nach dem andern vorüber, und die Schatten, welche die Bäume auf den Weg warfen, und die Lichter, welche die Sonne dazwischenlegte, wichen hinter uns zurück. Anfangs sprachen wir gar nicht, dann aber sagte Natalie: „Und habt Ihr die Nacht in Ruhe und Wohlsein zugebracht?"

„Ich habe sehr wenig Schlaf gefunden; aber ich habe es nicht unangenehm empfunden," entgegnete ich, „die Fenster

meiner Wohnung, welche mir Eure Mutter so freundlich hatte einrichten lassen, gehen in das Freie, ein großer Teil des Sternenhimmels sah zu mir herein. Ich habe sehr lange die Sterne betrachtet. Am Morgen stand ich frühe auf, und da ich glaubte, daß ich niemand in dem Schlosse mehr stören würde, ging ich in das Freie, um die milde Luft zu genießen."

„Es ist ein eigenes, erquickendes Labsal, die reine Luft des heiteren Sommers zu atmen", erwiderte sie.

„Es ist die erhebendste Nahrung, die uns der Himmel gegeben hat", antwortete ich. „Das weiß ich, wenn ich auf einem hohen Berge stehe und die Luft in ihrer Weite wie ein unausmeßbares Meer um mich herum ist. Aber nicht bloß die Luft des Sommers ist erquickend, auch die des Winters ist es, jede ist es, welche rein ist, und in welcher sich nicht Teile finden, die unserm Wesen widerstreben."

„Ich gehe oft mit der Mutter an stillen Wintertagen gerade diesen Weg, auf dem wir jetzt wandeln. Er ist wohl und breit ausgefahren, weil die Bewohner von Erltal und die der umliegenden Häuser im Winter von ihrem tief gelegenen Fahrwege eine kleine Abbeugung über die Felder machen und dann unseren Spazierweg seiner ganzen Länge nach befahren. Da ist es oft recht schön, wenn die Zweige der Bäume voll von Kristallen hängen, oder wenn sie bereift sind und ein feines Gitterwerk über ihren Stämmen und Ästen tragen. Oft ist es sogar, als wenn sich auch der Reif in der Luft befände und sie mit ihm erfüllt wäre. Ein feiner Duft schwebt in ihr, daß man die nächsten Dinge nur wie in einen Rauch gehüllt sehen kann. Ein anderes Mal ist der Himmel wieder so klar, daß man alles deutlich erblickt. Er spannt sich dunkelblau über die Gefilde, die in der Sonne glänzen, und wenn wir auf die Höhe der Felder kommen, können wir von ihr den ganzen Zug der Gebirge sehen. Im Winter ist die Landschaft sehr still, weil die Menschen sich in ihren Häusern halten, soviel sie können, weil die Singvögel Abschied genommen haben, weil das Wild in die tieferen Wälder zurückgegangen ist, und weil selbst ein Gespann nicht den tönenden Hufschlag und das Rollen der Räder hören läßt, sondern nur der einfache Klang der Pferdeglocke, die man hier hat, anzeigt, daß irgendwo jemand durch die Stille des Winters fährt. Wir gehen auf der klaren Bahn dahin, die Mutter leitet die Gespräche auf verschiedene Dinge, und das Ziel unserer Wanderung ist gewöhnlich die Stelle, wo der Weg in das Tal hinabzugehen anfängt. In der Stadt habt Ihr die schönen Winterspaziergänge nicht, welche uns das Land gewährt."

„Nein, Natalie, die haben wir nicht. Wir haben von der dem Winter als Winter eigentümlichen Wesenheit nichts als die Kälte; denn der Schnee wird auch aus der Stadt fortgeschafft,“ erwiderte ich, „und nicht bloß im Winter, auch im Sommer hat die Stadt nichts, was sich nur entfernt mit der Freiheit und Weite des offenen Landes vergleichen ließe. Eine erweiterte Pflege der Kunst und der Wissenschaft, eine erhöhte Geselligkeit und die Regierung des menschlichen Geschlechts sind in der Stadt, und diese Dinge begreifen auch das, was man in der Stadt sucht. Einen Teil von Wissenschaft und Kunst aber kann man wohl auch auf dem Lande hegen, und ob größere Zweige der allgemeinen Leitung der Menschen auch auf das Land gelegt werden könnten, als jetzt geschieht, weiß ich nicht, da ich hierin zu wenig Kenntnisse habe. Ich trage schon lange den Gedanken in mir, einmal auch im Winter in das Hochgebirge zu gehen und dort eine Zeit zuzubringen, um Erfahrungen zu sammeln. Es ist seltsam und reizt zur Nachahmung, was uns die Bücher melden, die von Leuten verfaßt wurden, welche im Winter hochgelegene Gegenden besucht oder gar die Spitzen bedeutender Berge erstiegen haben.“

„Wenn es für Leben und Gesundheit keine Gefahr hat, solltet Ihr es tun“, antwortete sie. „Es ist wohl ein Vorrecht der Männer, das Größere wagen und erfahren zu können. Wenn wir zuweilen im Winter in großen Städten gewesen sind und dort das Leben der verschiedenen Menschen gesehen haben, dann sind wir gerne in den Sternenhof zurückgegangen. Wir haben hier in manchen größeren Zeiträumen alle Jahreszeiten genossen und haben jeden Wechsel derselben im Freien kennen gelernt. Wir sind mit Freunden verbunden, deren Umgang uns veredelt, erhebt, und zu denen wir kleine Reisen machen. Wir haben einige Ergebnisse der Kunst und in einem gewissen Maße auch der Wissenschaft, soweit es sich für Frauen ziemt, in unsere Einsamkeit gezogen.“

„Der Sternenhof ist ein edler und ein würdevoller Sitz,“ entgegnete ich, „er hat sich ein schönes Teil des Menschlichen gesammelt und muß nicht das Widerwärtige desselben hinnehmen. Aber es mußten auch viele Umstände zusammentreffen, damit es so werden konnte, wie es ward.“

„Das sagt die Mutter auch,“ erwiderte sie, „und sie sagt, sie müsse der Vorsehung sehr danken, daß sie ihre Bestrebungen so unterstützt und geleitet habe, weil wohl sonst das wenigste zustande gekommen wäre.“

Wir hatten in der Zeit dieses Gespräches nach und nach

die höchste Stelle des Weges erreicht. Vor uns ging es wieder abwärts. Wir blieben eine Weile stehen.

„Sagt mir doch," begann Natalie wieder, „wo liegt denn das Kargrat, in welchem Ihr Euch in diesem Teile des Sommers aufgehalten habt? Man muß es ja von hier aus sehen können."

„Freilich kann man es sehen," antwortete ich, „es liegt fast im äußersten Westen des Teiles der Kette, der von hier aus sichtbar ist. Wenn Ihr von jenen Schneefeldern, die rechts von der sanftblauen Kuppe, welche gerade über der Grenzeiche Eures Weizenfeldes sichtbar ist, liegen, und die fast wie zwei gleiche, mit der Spitze nach aufwärts gerichtete Dreiecke aussehen, wieder nach rechts geht, so werdet Ihr lichte, fast wagrecht gehende Stellen in dem graulichen Dämmer des Gebirges sehen, das sind die Eisfelder des Kargrats."

„Ich sehe sie sehr deutlich," erwiderte sie, „ich sehe auch die Spitzen, die über das Eis emporragen. Und auf diesem Eise seid Ihr gewesen?"

„An seinen Grenzen, die es in allen Richtungen umgeben," antwortete ich, „und auf ihm selber."

„Da müßt Ihr ja auch deutlich hieher gesehen haben", sagte sie.

„Die Berggestaltungen des Kargrates, die wir hier sehen," erwiderte ich, „sind so groß, daß wir seine Teile wohl von hier aus unterscheiden können; aber die Abteilungen der hiesigen Gegend sind so klein, daß ihre Gliederungen von dort aus nicht erblickt werden können. Das Land liegt wie eine mit Duft überschwebte einfache Fläche unten. Mit dem Fernrohre konnte ich mir einzelne bekannte Stellen suchen, und ich habe mir die Bildungen der Hügel und Wälder des Sternenhofes gesucht."

„Ach nennt mir doch einige von den Spitzen, die wir von hier aus sehen können", sagte sie.

„Das ist die Kargratspitze, die Ihr über dem Eise als höchste seht," erwiderte ich, „und rechts ist die Glommspitze und dann der Ethern und das Krummhorn. Links sind nur zwei, der Aschkogel und die Sente."

„Ich sehe sie," sagte sie, „ich sehe sie."

„Und dann sind noch geringere Erhöhungen," fuhr ich fort, „die sich gegen die weiteren Berghänge senken, die keinen Namen haben, und die man hier nicht sieht."

Da wir noch eine Weile gestanden waren, die Berge betrachtet und gesprochen hatten, wendeten wir uns um und wandelten dem Schlosse zu.

„Es ist doch sonderbar," sagte Natalie, „daß diese Berge

keinen weißen Marmor hervorbringen, da sie doch so viel verschiedenfarbigen haben."

„Da tut Ihr unseren Bergen ein kleines Unrecht," antwortete ich, „sie haben schon Lager von weißem Marmor, aus denen man bereits Stücke zu mannigfaltigen Zwecken bricht, und gewiß werden sie in ihren Verzweigungen noch Stellen bergen, wo vielleicht der feinste und ungetrübteste weiße Marmor ist."

„Ich würde es lieben, mir Dinge aus solchem Marmor machen zu lassen", sagte sie.

„Das könnt Ihr ja tun," erwiderte ich, „kein Stoff ist geeigneter dazu."

„Ich könnte aber nach meinen Kräften nur kleine Gegenstände anfertigen lassen, Verzierungen und dergleichen," sagte sie, „wenn ich die rechten Stücke bekommen könnte, und wenn meine Freunde mir mit ihrem Rate beiständen."

„Ihr könnt sie bekommen," antwortete ich, „und ich selber könnte Euch hierin helfen, wenn Ihr es wünscht."

„Es wird mir sehr lieb sein," erwiderte sie, „unser Freund hat edle Werke aus farbigem Marmor in seinem Hause ausführen lassen, und Ihr habt ja auch schöne Dinge aus solchem für Eure Eltern veranlaßt."

„Ja, und ich suche noch immer schöne Stücke Marmor zu erwerben, um sie gelegentlich zu künftigen Werken zu verwenden", antwortete ich.

„Meine Vorliebe für den weißen Marmor habe ich wohl aus den reichen, schönen und großartigen Dingen gezogen," entgegnete sie, „die ich in Italien aus ihm ausgeführt gesehen habe. Besonders wird mir Florenz und Rom unvergeßlich sein. Das sind Dinge, die unsere höchste Bewunderung erregen, und doch, habe ich immer gedacht, ist es menschlicher Sinn und menschlicher Geist, der sie entworfen und ausgeführt hat. Euch werden auch Gegenstände bei Eurem Aufenthalte im Freien erschienen sein, die das Gemüt mächtig in Anspruch nehmen."

„Die Kunstgebilde leiten die Augen auf sich, und mit Recht," antwortete ich, „sie erfüllen mit Bewunderung und Liebe. Die natürlichen Dinge sind das Werk einer anderen Hand, und wenn sie auf dem rechten Wege betrachtet werden, regen sie auch das höchste Erstaunen an."

„So habe ich wohl immer gefühlt", sagte sie.

„Ich habe auf meinem Lebenswege durch viele Jahre Werke der Schöpfung betrachtet," erwiderte ich, „und dann auch, soweit es mir möglich war, Werke der Kunst kennen gelernt, und beide entzückten meine Seele."

Mit diesen Gesprächen waren wir allmählich dem Schlosse näher gekommen und waren jetzt bei dem Pförtchen.

An demselben blieb Natalie stehen und sagte die Worte: „Ich habe gestern sehr lange mit der Mutter gesprochen, sie hat von ihrer Seite eine Einwendung gegen unseren Bund nicht zu machen."

Ihre feinen Züge überzog ein sanftes Rot, als sie diese Worte zu mir sprach. Sie wollte nun sogleich durch das Pförtchen hineingehen, ich hielt sie aber zurück und sagte: „Fräulein, ich hielte es nicht für recht, wenn ich Euch etwas verhehlte. Ich habe Euch heute schon einmal gesehen, ehe wir zusammentrafen. Als ich am Morgen über den Gang hinter Euren Zimmern ins Freie gehen wollte, standen die Türen in einen Vorsaal und in ein Zimmer offen, und ich sah Euch in diesem letztern an einem mit einem altertümlichen Teppiche behängten Tischchen, die Hand auf ein Buch gestützt, stehen."

„Ich dachte an mein neues Schicksal", sagte sie.

„Ich wußte es, ich wußte es," antwortete ich, „und mögen die himmlischen Mächte es so günstig gestalten, als es der Wille derer ist, die Euch wohlwollen."

Ich reichte ihr beide Hände, sie faßte sie, und wir drückten uns dieselben.

Darauf ging sie in das Pförtchen ein und über die Treppe empor.

Ich wartete noch ein wenig.

Da sie oben war und die Tür hinter sich geschlossen hatte, stieg ich auch die Treppe empor.

Das ganze Wesen Nataliens schien mir an diesem Morgen glänzender, als es die ganze Zeit her gewesen war, und ich ging mit einem tief, tief geschwellten Herzen in mein Zimmer.

Dort kleidete ich mich insoweit um, als es nötig war, die Spuren des Morgenspazierganges zu beseitigen und anständig zu erscheinen, dann ging ich, da die Stunde des Frühmahles schon herannahte, in das Speisezimmer.

Ich war in demselben allein. Der Tisch war schon gedeckt und alles zum Morgenmahle in Bereitschaft gesetzt. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, kam Mathilde mit Natalie zugleich in das Zimmer. Natalie hatte sich umgekleidet, sie hatte jetzt ein festlicheres Kleid an, als sie beim Morgenspaziergange getragen hatte, weil sie gleich Mathilden bei Tische einen Gast durch ein besseres Kleid ehrte. Mit der gewöhnlichen Ruhe und Heiterkeit, aber mit einer fast noch größeren Freundlichkeit als sonst begrüßte mich Mathilde und wies mir meinen Platz an.

Wir setzten uns. Wir waren nun bei dem Frühmahle, wie wir es die mehreren Tage her gewohnt waren. Dieselben Gegenstände befanden sich auf dem Tische, und derselbe Vorgang wurde befolgt wie immer. Obgleich nur ein Dienstmädchen ab und zu ging und wir in den Zwischenzeiten allein waren, indem Mathilde nach ihrer Gepflogenheit manche Handlungen, die bei einem solchen Frühmahle nötig sind, an dem Tische selbst verrichtete, so wurde doch über unsere besonderen Angelegenheiten auch jetzt nicht gesprochen. Gewöhnliche Dinge, wie sie sich an gewöhnlichen Tagen darbieten, bildeten den Inhalt der Gespräche. Teils Kunst, teils die schönen Tage der Jahreszeit und teils ein Abschnitt des Aufenthaltes während der Rosenzeit im Asperhofe wurden abgehandelt. Dann standen wir auf und trennten uns.

Und so wurde auch am ganzen Tage von dem Verhältnisse, in welches ich zu Natalien getreten war, nichts gesprochen.

Wir fanden uns noch im Laufe des Vormittages im Garten zusammen. Mathilde zeigte mir einige Veränderungen, welche sie vorgenommen hatte. Mehrere zu sehr in geraden Linien gezogene geschorne Hecken, die sich noch in einem abgelegenen Teile des Gartens befunden hatten, waren beseitigt worden und hatten einer leichteren und gefälligeren Anlage Platz gemacht. Blumenbeete waren gezogen worden, und mehrere Pflanzen, welche man erst kennen gelernt hatte, welche mein Gastfreund sehr liebte, und unter denen sich außerordentlich schöne befanden, waren in eine Gruppe gestellt worden. Mathilde nannte ihre Namen, Natalie hörte aufmerksam zu. Am Nachmittage wurde ein Spaziergang gemacht. Zuerst besuchten wir die Arbeiter, welche mit der Hinwegschaffung der Tünche von der Steinbekleidung des Hauses beschäftigt waren, und sahen eine Zeit hindurch zu. Mathilde tat mehrere Fragen und ließ sich in Erörterungen über Dinge ein, die diese Angelegenheit betrafen. Dann gingen wir in einem großen Bogen längs des Rückens der Anhöhen herum, die zu einem Teile das Tal beherrschen, in dem das Schloß liegt. Wir kamen an dem Saume eines Wäldchens vorüber, von dem man das Schloß, den Garten und die Wirtschaftsgebäude sehen konnte, und gingen endlich durch den nördlichen Arm desselben Spazierweges in das Schloß zurück, in dessen südlichem Teile ich heute morgens mit Natalien gewandelt war.

Gegen Abend kam der Wagen mit den Wanderern an.

Mein Gastfreund stieg zuerst heraus, dann folgten fast gleichzeitig die übrigen, jüngeren Männer. Ich wurde von allen gegrüßt und von allen getadelt, daß ich so spät gekommen sei. Man begab sich in das gemeinschaftliche Gesellschaftszimmer und

besprach sich dort eine Weile, ehe man sich in die Gemächer verfügen wollte, die für einen jeden bestimmt waren.

Mein Gastfreund fragte mich, wo ich mich heuer aufgehalten und welche Teile des Gebirges ich durchstreift habe. Ich antwortete ihm, daß ich ihm schon im allgemeinen gesagt habe, daß ich an den Simmigletscher gehen werde, daß ich aber meinen besonderen Wohnort im Kargrat aufgeschlagen habe, in dem mit dem Gebirgsstocke gleichnamigen kleinen Dörflein. Von da aus habe ich meine Streifereien gemacht. Ich nannte ihm die einzelnen Richtungen, weil er besonders in der Gegend der Simmen sehr bekannt war. Eustach sprach über die schönen Naturbilder, die in jenen Gestaltungen vorkommen. Roland sagte, ich möchte doch auch einmal die Klamkirche, in der sie gewesen seien, besuchen; die Zeichnungen werde mir Eustach schon zeigen, damit ich einen vorläufigen Überblick davon zu erlangen vermöge. Gustav grüßte mich einfach mit seiner Liebe und Freundschaft, wie er es immer getan hatte. Auf die gelegentliche Frage meines Gastfreundes, ob ich nun lange in der Gesellschaft meiner Freunde zu bleiben gesonnen sei, antwortete ich, daß mich eine wichtige Angelegenheit vielleicht schon in sehr kurzer Zeit fortführen könnte.

Nach diesen allgemeinen Gesprächen begaben sich die Reisenden in ihre Zimmer, um die Spuren der Reise zu beseitigen, staubige Kleider abzulegen, sich sonst zu erfrischen oder Mitgebrachtes in eine Ordnung zu richten.

Wir sahen uns erst bei dem Abendessen wieder.

Dasselbe war so heiter und freundlich, wie es immer gewesen war.

Am anderen Morgen nach dem Frühmahle ging mein Gastfreund eine Zeit mit Mathilden im Garten spazieren, dann kam er in mein Zimmer und sagte zu mir: „Ihr habt recht, und es ist sehr gut von Euch, daß Ihr das, was Euren hiesigen Freunden lieb und angenehm ist, Euren Eltern und Euren Angehörigen sagen wollt."

Ich erwiderte nichts, errötete und verneigte mich sehr ehrerbietig.

Ich erklärte im Laufe des Vormittages, daß ich, sobald es nur immer möglich wäre, abreisen müßte. Man stellte mir Pferde bis zur nächsten Post zur Verfügung, und nachdem ich mein kleines Gepäck geordnet hatte, beschloß ich, noch vor dem Mittage die Reise anzutreten. Man ließ es zu. Ich nahm Abschied. Die klaren, heiteren Augen meines Gastfreundes begleiteten mich, als ich von ihm hinwegging. Mathilde war sanft

und gütig, Natalie stand in der Vertiefung eines Fensters, ich ging zu ihr hin und sagte leise: „Liebe, liebe Natalie, lebet wohl."

„Mein lieber, teurer Freund, lebet wohl", antwortete sie ebenfalls leise, und wir reichten uns die Hände.

Nach einem Augenblicke verabschiedete ich mich auch von den anderen, die, da sie wußten, daß ich abreisen werde, in das Gesellschaftszimmer gekommen waren. Ich schüttelte Eustach und Roland die Hände und empfing Gustavs Kuß, welche innigere Art des Bewillkommens und Scheidens schon seit längerer Zeit zwischen uns üblich geworden war, und welche mir heute so besonders wichtig wurde.

Hierauf ging ich die Treppe hinab und bestieg den Wagen.

Mathildens Pferde brachten mich auf die nächste Post. Dort sendete ich sie zurück und nahm andere in der Richtung nach dem Kargrat. Ich gönnte mir wenig Ruhe. Als ich dort angekommen war, erklärte ich meinen Leuten, daß Umstände eingetreten wären, welche die Fortsetzung der heurigen Arbeiten nicht erlaubten. Ich entließ sie also, händigte ihnen aber den Lohn ein, den sie bekommen hätten, wenn sie mir in der ganzen vertragsmäßigen Zeit gedient hätten. Sie waren hierüber zufrieden. Der Jäger und Zitherspieler war früher, ehe ich gekommen war, fortgegangen. Wohin er sich begeben habe, wußten die Leute selber nicht. Das Verhältnis mit meinen Arbeitern zu ordnen, war mir das Wichtigste auf meinem Arbeitsplatze gewesen: deshalb war ich hingereist. Ich hatte ihnen vor meinem Besuche im Asperhofe gesagt, daß ich bald wiederkommen werde, hatte ihnen während meiner Abwesenheit Arbeit aufgetragen und hatte ihnen Arbeit nach meiner Wiederkunft in Aussicht gestellt. Dieses mußte nun umgeändert werden. Da es geschehen war, gab ich meine Sachen im Kargrat so in Verwahrung, daß sie gesichert waren, und reiste sogleich wieder ab. Ich hatte die Pferde, die ich von dem letzten größeren Orte in das Kargrat mitgenommen hatte, bei mir behalten und fuhr jetzt mit ihnen wieder fort. Auf dem ersten Postamte verlangte ich eigene Postpferde und schlug die Richtung zu meinen Eltern ein.

Als ich dort angekommen war, machte mein unvermutetes Erscheinen beinahe den Eindruck des Erstaunens. Alle Ereignisse waren so schnell gekommen, daß, da einmal meine Abreise zu meinen Eltern festgesetzt war, ein Brief, der sie von meiner Ankunft benachrichtigt hätte, wahrscheinlich nicht früher zu ihnen

gekommen wäre als ich selbst. Sie konnten sich daher nicht erklären, warum ich ohne vorhergegangene Benachrichtigung nun im Sommer statt im Herbste komme. Ich sagte ihnen auf ihre Frage, daß allerdings ein Grund zu meiner jetzigen Heimreise vorhanden sei, aber keineswegs ein unangenehmer, daß ich in Ungeduld so schnell abgereist sei, und daß ich ihnen eine frühere Nachricht von meiner Ankunft nicht habe zugehen lassen können. Hierauf waren sie beruhigt, und wie es ihre Art war, fragten sie mich nun nicht nach meinem Grunde.

Am anderen Morgen, ehe der Vater in die Stadt ging, begab ich mich zu ihm in das Bücherzimmer und sagte ihm, daß ich zu Natalien, der Tochter der Freundin meines Gastfreundes, schon seit langer Zeit her eine Zuneigung gefaßt habe, daß diese Neigung in mir verborgen geblieben und daß es mein Vorsatz gewesen sei, sie, wenn sie ohne Aussicht wäre, zu unterdrücken, ohne daß ich je zu irgend jemanden ein Wort darüber sagte. Nun habe aber Natalie auch mich ihres Anteils nicht für unwert gehalten, ich habe davon nichts gewußt, bis ein Zufall, da wir von anderen, weit entlegenen Dingen sprachen, die gegenseitig unbekannte Stimmung zutage brachte. Da haben wir nun einen Bund geschlossen, daß wir uns unsere Neigung bewahren wollen, solange wir leben, und daß wir sie in dieser Art nie einem anderen Wesen schenken würden. Natalie habe verlangt, und mein Sinn stimmte diesem Verlangen vollkommen bei, daß wir unseren Angehörigen diese Tatsache mitteilen sollten, damit wir uns unseres Gutes durch ihre Zustimmung erfreuen oder, wenn von einem Teile die Billigung versagt würde, die Neigung zwar unverändert erhalten, aber den persönlichen Umgang aufheben. Da nun Nataliens Angehörige nichts eingewendet haben, so sei ich hier, um die Sache meinen Eltern zu sagen, und ihm sage ich sie zuerst, der Mutter würde ich sie später mitteilen.

„Mein Sohn," antwortete er, „du bist mündig, du hast das Recht, Verträge abzuschließen, und hast einen sehr wichtigen abgeschlossen. Da ich dich genau kenne, da ich dich seit einiger Zeit noch viel genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, als ich dich früher kannte, so weiß ich, daß deine Wahl einen Gegenstand getroffen hat, der, wenn ihm auch gewiß wie allen Menschen Fehler eigen sind, an Wert und Güte entsprechen wird. Wahrscheinlich hat er beide Dinge in einem höheren Maße als die Menschen, wie sie in größerer Menge jetzt überall sind. In dieser Meinung bestärken mich noch mehrere Umstände. Eure Neigung ist nicht schnell entstanden, sondern hat sich vorbereitet, du hast sie überwinden wollen, du hast nichts gesagt, du hast

uns von Natalien wenig erzählt, also ist es kein hastiges, fortreißendes Verlangen, welches dich erfaßt hat, sondern eine auf dem Grunde der Hochachtung beruhende Zuneigung. Bei Natalien ist es wahrscheinlich auch so, weil, wie du gesagt hast, ihre Gegenneigung vorhanden war, ehe du sie erkennen konntest. Ferner hat bei deinem Gastfreunde die Gesamtheit deines Wesens eine so entschiedene Förderung erhalten, du hast nach manchem Besuche bei ihm auch so hervorragende Einzelheiten zurückgebracht, daß ihm eine große Güte und Bildung eigen sein muß, die auf seine Umgebung übergeht. Ich habe nichts einzuwenden."

Obgleich ich mir vorgestellt hatte, daß mein Vater dem geschlossenen Bunde kein Hindernis entgegenstellen werde, so war ich doch bei dieser Unterredung beklommen und ernst gewesen, sowie in der Haltung meines Vaters eine tiefe Ergriffenheit nicht zu verkennen gewesen war. Jetzt, da er geredet hatte, kam in mein Herz eine Freudigkeit, die sich auch in meinen Augen und in meinen Mienen ausgedrückt haben mußte. Mein Vater blickte mich gütig und freundlich an und sagte: „Du wirst mit der Mutter von diesem Gegenstande nicht so leicht sprechen, ich werde deine Stelle vertreten und ihr von dem geschlossenen Bunde erzählen, daß du schneller über die Mitteilung hinwegkömmst. Lasse den Vormittag vergehen, nach dem Mittagessen werde ich die Mutter in dieses Zimmer bitten. Klotilde wird dann gelegentlich auch Kenntnis von deinem Schritte erhalten."

Wir verließen nun das Bücherzimmer. Mein Vater rüstete sich, in seine Geschäftsstube in die Stadt zu gehen, wie er sich jeden Morgen gerüstet hatte. Als er fertig war, nahm er von der Mutter Abschied und ging fort. Der Vormittag verfloß, wie gewöhnlich die Zeit nach meiner Ankunft verflossen war. Die Mutter und Klotilde fragten nicht nach dem Grunde meines ungewöhnlichen Zurückkommens und gingen ihren Geschäften nach. Als das Mittagmahl vorüber war, nahm der Vater die Mutter in das Bücherzimmer und blieb eine Weile mit ihr dort. Als sie wieder zu mir und Klotilden herauskamen, blickte sie mich freundlich an, sagte aber nichts.

Sie setzten sich wieder zu uns, und wir blieben noch eine Zeit an dem Tische sitzen.

Als wir aufgestanden waren, gingen wir in den Garten, welchen ich jetzt durch eine Reihe von Jahren nicht im Sommer gesehen hatte. Die Rosen, welche hie und da zerstreut waren, glichen nicht denen meines Gastfreundes, waren aber auch nicht schlechter als die, welche sich in dem Sternenhofe befanden. Der Garten, welcher mir in meiner Kindheit immer so lieb und

traulich gewesen war, erschien mir jetzt klein und unbedeutend, obwohl seine Blumen, die gerade in dieser Sommerzeit noch blühten, seine Obstbäume, seine Gemüse, Weinreben und Pfirsichgitter nicht zu den geringsten der Stadt gehörten. Es zeigte sich nur eben der Unterschied eines Stadtgartens und des Gartens eines reichen Landbesitzers. Man wies mir alles, was man für wichtig erachtete, und machte mich auf alle Veränderungen aufmerksam. Man schien sich gleichsam zu freuen, daß man mich doch einmal zu Anfang der heißeren Jahreszeit hier habe, während ich sonst nur immer am Beginne der kälteren gekommen war, wenn die Blätter abfielen und der Garten sich seines Schmuckes entäußerte. Gegen den Abend ging der Vater wieder in die Stadt. Wir blieben in dem Garten. Da sich in einem Augenblicke die Schwester mit dem Aufbinden eines Rebenzweiges beschäftigte und ich mit der Mutter allein an dem Marmorbrunnen der Einbeere stand, in welchen das köstliche helle Wasser niederrieselte, sagte sie zu mir: „Ich wünsche, daß jedes Glück und jeder Segen vom Himmel dich auf dem sehr wichtigen Schritte begleiten möge, den du getan hast, mein Sohn. Wenn du auch sorgsam gewählt hast, und wenn auch alle Bedingungen zum Gedeihen vorhanden sind, so bleibt der Schritt doch ein schwerer und wichtiger; noch steht das Zusammenfinden und das Einleben ineinander bevor."

„Möge es uns Gott so gewähren, wie wir glauben es erwarten zu dürfen," antwortete ich, „ich wollte auch kein Glück gründen, ohne daß ich meine Eltern darum fragte, und ohne daß ihr Wille mit dem meinigen übereinstimmte. Zuerst mußte wohl Gewißheit gesucht werden, ob sich die Neigungen zusammengefunden hätten. Als dieses erkannt war, mußte der Sinn und die Zustimmung der Angehörigen erforscht werden, und deshalb bin ich hier."

„Der Vater sagt," erwiderte sie, „daß alles recht ist, daß der Weg sich ebnen wird und daß jene Dinge, die in jeder Verbindung und also auch in dieser im Anfange ungefügig sind, hier eher ihre Gleichung finden werden als irgendwo. Wenn er es aber auch nicht gesagt hätte, so wüßte ich es doch. Du bist unter so vortrefflichen Leuten gewesen, du würdest auch ohnedem nicht unwürdig gewählt haben, und hast du gewählt, so ist dein Geist gut und wird sich in Kürze in ein Frauenherz finden, wie auch sie ihr Leben in dem deinigen finden wird. Es sind nicht alle, es sind nicht viele Verbindungen dieser Art glücklich; ich kenne einen großen Teil der Stadt und habe auch einen nicht zu kleinen Teil des Lebens beobachtet. Du hast im Grunde nur

unsere Ehe gesehen: möge die deinige so glücklich sein, als es die meine mit deinem ehrwürdigen Vater ist."

Ich antwortete nicht, es wurden mir die Augen naß.

„Klotilde wird jetzt einsam sein," fuhr die Mutter fort, „sie hat keine andere Neigung als unser Haus, als Vater und Mutter und als dich."

„Mutter," antwortete ich, „wenn du Natalien sehen wirst, wenn du erfahren wirst, wie sie einfach und gerecht ist, wie ihr Sinn nach dem Gültigen und Hohen strebt, wie sie schlicht vor uns allen wandelt, und wie sie viel, viel besser ist als ich, so wirst du nicht mehr von einer Vereinsamung sprechen, sondern von einer Verbindung, Klotilde wird um eines mehr haben als jetzt, und du und der Vater werdet um eines mehr haben. Aber auch Mathilde, mein Gastfreund und der Kreis jener trefflichen Menschen wird in eure Verbindung gezogen werden, ihr werdet zu ihnen hingezogen werden, und was bis jetzt getrennt war, wird Einigung sein."

„Ich habe mir es so gedacht, mein Sohn," antwortete die Mutter, „und ich glaube wohl, daß es so kommen wird; aber Klotilde wird die Art ihrer Neigung zu dir umwandeln müssen, und möge das alles mit gelindem Kelche vorübergehen."

Zu dem Ende dieser Worte war auch Klotilde herzugekommen. Sie brachte mir eine Rose und sagte mit heiteren Mienen, daß sie mir dieselbe bloß darum gebe, um mir einen kleinen Ersatz für alle die Rosen zu bieten, welche ich heuer im Asperhofe durch meine Hieherreise versäumt habe.

Mir fiel es bei diesen Worten erst auf, daß im väterlichen Garten die Rosen blühten, während sie doch in dem höher gelegenen und einer rauheren Luft ausgesetzten Asperhofe schon verblüht waren. Ich sprach davon. Man fand den Grund bald heraus. Die Asperhofrosen waren den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt, mochten auch besser gepflegt werden und einen besseren Boden haben, während hier teils durch Bäume, die man des kleineren Raumes wegen enger setzen mußte, teils durch die Mauern näherer und entfernterer Häuser vielfältig Schatten entstand.

Ich nahm die Rose und sagte, Klotilde würde meinem Gastfreunde einen schlechten Dienst tun, wenn sie in seinem Garten eine Rose pflückte.

„Dort würde ich nicht den Mut dazu haben", antwortete sie.

Wir blieben nun eine Weile bei dem Marmorwasserwerke stehen. Klotilde zeigte mir, was der Vater im Frühlinge habe machen lassen, zum Teile um den Wasserzug noch mehr zu

sichern, zum Teile um Verschönerungen anzubringen. Ich sah, wie trefflich und zweckmäßig er die Dinge hatte zubereiten lassen, und wie sehr ich von ihm lernen könne. Ich freute mich schon auf die Zeit, die nicht mehr ferne sein konnte, in welcher der Vater mit meinem Gastfreunde zusammenkommen würde.

Als wir von dem Wasserwerke weggingen, führte mich Klotilde nun zu dem Platze, von welchem eine Aussicht in die Gegend geboten ist, und den man mit einer Brustwehr zu versehen beschlossen hatte. Die Brustwehr war schon zum Teile fertig. Sie war aufgemauert, war mit den von mir gebrachten Marmorplatten belegt und war seitwärts mit Marmor bekleidet, den sich der Vater verschafft hatte. Auch meine Simse und Tragsteine waren verwendet. Ich sah aber, daß noch vieles an Marmor fehlte, und versprach, daß ich suchen werde, zustande zu bringen, daß die ganze Brustwehr aus gleichartigen Stücken und in gleicher Weise könne hergestellt werden."

„Du siehst, daß wir auch in der Ferne deiner denken und dir etwas Angenehmes zu bereiten streben", sagte Klotilde.

„Ich habe ja nie daran gezweifelt," antwortete ich, „und denke auch eurer, wie meine Briefe beweisen."

„Du solltest doch wieder einmal einen ganzen Sommer hierbleiben", sagte sie.

„Wer weiß, was geschieht", erwiderte ich.

Als die Dunkelheit bereits mit ihrer vollen Macht hereinzubrechen anfing, kam der Vater wieder aus der Stadt, und wir nahmen unser Abendessen in dem Waffenhäuschen. Da sehr lange Tage waren, und da es nach dem Eintreten der völligen Finsternis schon ziemlich spät war, so konnten wir nach dem Speisen nicht mehr so lange in dem Häuschen mit den gläsernen Wänden beim Brennen der traulichen Lichter sitzenbleiben, wie in dem Herbste, wenn ich nach einer langen Sommerarbeit wieder zu den Meinigen zurückgekehrt war. Auch hatte man heute in dem lauen Abende mehrere der Glasabteilungen geöffnet, der Eppich flüsterte in einem gelegentlichen Luftzuge, und die Flamme im Innern der Lampe wankte unerfreulich. Wir trennten uns und suchten unsere Ruhe.

Am anderen Tage, am frühesten Morgen, kam Klotilde zu mir. Als ich auf ihr Pochen geöffnet hatte und sie eingetreten war, verkündigte ihr Angesicht, daß die Mutter über meine Angelegenheit mit ihr gesprochen habe. Sie sah mich an, ging näher, fiel mir um den Hals und brach in einen Strom von Tränen aus. Ich ließ ihr ein Weilchen freien Lauf und sagte dann sanft: „Klotilde, wie ist dir denn?"

„Wohl und wehe", antwortete sie, indem sie sich von mir zu einem Sitze führen ließ, auf den ich mich neben ihr niederließ.

„Du weißt nun also alles?"

„Ich weiß alles. Warum hast du mir es denn nicht früher gesagt?"

„Ich mußte doch vorher mit den Eltern sprechen, und dann, Klotilde, hatte ich gegen dich gerade den wenigsten Mut."

„Und warum hast du nicht in früheren Sommern etwas gesagt?"

„Weil nichts zu sagen war. Es ist erst jetzt zu gegenseitiger Kenntnis gekommen, und da bin ich hergeeilt, mich den Meinigen zu offenbaren. Als das Gefühl nur das meine war und die Zukunft sich noch verhüllte, durfte ich nicht reden, weil es mir nicht männlich schien, und weil die Empfindung, die vielleicht in kurzem gänzlich weggetan werden mußte, durch Worte nicht gesteigert werden durfte."

„Ich habe es immer geahnt", sagte Klotilde, „und habe dir immer das höchste und größte Glück gewünscht. Sie muß sehr gut, sehr lieb, sehr treu sein. Ich habe nur das Verlangen, daß sie dich so liebt wie ich."

„Klotilde," antwortete ich, „du wirst sie sehen, du wirst sie kennen lernen, du wirst sie lieben; und wenn sie mich dann auch nicht mit der in der Geburt gegründeten schwesterlichen Liebe liebt, so liebt sie mich mit einer anderen, die auch mein Glück, dein Glück, das Glück der Eltern vermehren wird."

„Ich habe oft gedacht, wenn du von ihr erzähltest, wie wenig du auch sagtest, und gerade weil du wenig sagtest," fuhr sie fort, „daß sich etwa da ein Band entwickeln könnte, daß es sehr zu wünschen wäre, daß du ihre Neigung gewännest, und daß daraus eine bessere Einigung entstehen könnte als durch die Verbindung mit einem Mädchen unserer Stadt oder mit einem anderen."

„Und nun ist es so", erwiderte ich.

„Warum hast du denn nie ein Bild von ihr gemalt?" fragte sie.

„Weil ich sie ebensowenig oder noch weniger darum bitten konnte als dich oder die Mutter oder den Vater. Ich hatte nicht das Herz dazu", antwortete ich.

„Nun sei recht glücklich, sei zufrieden bis in dein höchstes Alter und bereue nie, auch nicht im geringsten, den Schritt, den du getan hast", sagte sie.

„Ich glaube, daß ich ihn nie bereuen werde, und ich danke dir innig für deine Wünsche, meine teure, meine geliebte Klotilde", erwiderte ich.

Sie trocknete ihre Tränen mit dem Tuche, ordnete gleichsam ihr ganzes Wesen und sah mich freundlich an.

„Wer wird jetzt mit mir zeichnen, spanische Bücher lesen, Zither spielen, wem werde ich alles sagen, was mir in das Herz kömmt?“ sprach sie nach einer Weile.

„Mir, Klotilde,“ erwiderte ich, „alles, was ich früher war, werde ich dir bleiben. Lesen, zeichnen, Zither spielen wirst du mit Natalien; auch mitteilen wirst du dich ihr, und mit ihr wirst du das alles vollführen, was du bisher mit mir vollführt hast. Lerne sie nur erst kennen, und du wirst begreifen, daß es wahr ist, was ich sage.“

„Ich möchte sie gerne sehr bald sehen“, sagte sie.

„Du wirst sie bald sehen,“ antwortete ich, „es muß sich jetzt eine Verbindung unserer Familie mit jenen Menschen, bei denen ich bisher so häufig gewesen bin, anknüpfen; ich wünsche selber, daß du sie bald, sehr bald seheſt.“

„Bis dahin aber mußt du mir sehr viel von ihr erzählen, und wenn es möglich ist, mußt du mir ein Bild von ihr bringen“, sagte sie.

„Ich werde dir erzählen,“ antwortete ich, „jetzt, da wir einmal von der Sache gesprochen haben, werde ich dir sehr gerne erzählen, ich werde mit dir leichter von dem Bunde reden als mit ihr selber. Ob ich dir ein Bild werde bringen oder schicken können, weiß ich nicht; wenn es möglich ist, werde ich es tun. Aber es wird nur in dem Falle sein können, wenn ein Bild von ihr da ist und man es mir oder eine Abbildung davon überläßt. Behalte es dann, bis du mit ihr selber zusammenkömmst und wir in freundlicher Verbindung miteinander leben. Endlich aber, Klotilde . . .“

„Endlich?“

„Endlich wird doch auch die Zeit kommen, in welcher du von uns ausscheiden wirst, zwar nicht mit deinem Geiste, wohl aber mit einem Teile deiner Beziehungen, wenn nämlich auch du eine tiefere Verbindung eingehst.“

„Nie, nie werde ich das tun,“ rief sie beinahe heftig, „nein ich könnte ihm zürnen, ihm, der mein Herz hier wegführen würde. Ich liebe nur den Vater, die Mutter und dich. Ich liebe dieses stille Haus und alle, die berechtigt in demselben aus und ein gehen, ich liebe das, was es enthält, und die Dinge, die sich in ihm allmählich gestalten, ich werde Natalien und ihre Angehörigen lieben, aber nie einen Fremden, der mich von euch ziehen wollte.“

„Er wird dich aber von uns ziehen, Klotilde,“ sagte ich,

„und du wirst doch dableiben, er wird berechtigt sein, hier aus und ein zu gehen, er wird ein Ding sein, das sich in dem Hause allmählich gestaltet, und du wirst vielleicht nicht von Vater und Mutter gehen dürfen, gewiß aber wird kein Zwang sein, daß du sie oder mich weniger lieben müssest."

„Nein, nein, rede mir nicht von diesen Dingen," erwiderte sie, „es peinigt mich und zerstört mir das Herz, das ich dir mit großer Teilnahme in der Morgenstunde habe bringen wollen."

„Nun, so reden wir nicht mehr davon, Klotilde," sagte ich, „sei nur beruhigt und bleibe bei mir."

„Ich bleibe ja bei dir," antwortete sie, „und sprich freundlich zu mir."

Sie hatte die letzte Spur der Tränen von ihrem Angesichte vertilgt, sie setzte sich auf dem Sitze neben mir noch mehr zurecht, und ich mußte mit ihr sprechen. Sie fragte mich von neuem um Natalien, wie sie aussehe, was sie tue, wie sie sich zu ihrer Mutter, ihrem Bruder und zu meinem Gastfreunde verhalte. Ich mußte ihr erzählen, wann ich sie zum ersten Male gesehen habe, wann ich in dem Sternenhofe gewesen sei, wann sie den Asperhof besucht habe, wann ein Ahnungsgefühl in mein Herz gekommen, wie es dort gewachsen sei, wie ich mit mir gekämpft habe, was dann gekommen sei, und wie es sich gefügt habe, daß wir endlich die Worte zueinander gefunden haben.

Ich erzählte ihr gerne, ich erzählte ihr immer leichter, und je mehr sich die Worte von dem Herzen löseten, desto süßer wurde mein Gefühl. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich von diesem meinem innersten Wesen zu irgend jemanden sprechen könnte; aber Klotildens Seele war der einzige liebe Schrein, in welchem ich das Teure niederlegen konnte.

Wir blieben sehr lange sitzen, immer fragte mich Klotilde wieder um Neues und wieder um Altes. Da kam die Mutter in meine Stube. Da sie uns in vertraulichem Gespräche sitzen fand, setzte sie sich auch zu dem Tische, der vor mir und Klotilden stand, und sagte nach einer kurzen Weile, daß sie gekommen sei, uns zum Frühmahle zu holen. Sie hätte Klotilden nirgends gesehen und hätte gemeint, daß sie an diesem Morgen bei mir sein müsse.

„Meine geliebten Kinder," fuhr sie fort, „bewahrt euch eure Liebe, entfremdet euch nie eure Herzen und bleibt euch in allen Lagen zugewandt, wie ihr euch jetzt und wie ihr den Eltern zugewandt seid; dann werdet ihr einen Schatz haben, der einer der schönsten im Leben ist, und der so oft verkannt wird. Ihr werdet in eurer Vereinigung sittlich stark sein, ihr werdet die

Freude eures Vaters bilden, und mir werdet ihr das Glück meines Alters sein."

Wir antworteten nichts auf diese Rede, weil uns ihr Inhalt so natürlich war, und folgten der Mutter aus dem Zimmer.

Der Vater harrte schon unser in dem Speisegemache, und da jetzt die Ursache meiner unvermuteten Nachhausekunft allen bekannt war und keines sich dagegen erklärte, so sprachen wir nun unverhohlen gemeinschaftlich von der Angelegenheit. Die Eltern hegten die besten Erwartungen von dem neuen Bunde und freuten sich der Übereinstimmung zwischen mir und der Schwester. Ich mußte ihnen nun, wie ich es schon gegen Klotilde getan hatte, noch mehreres von Natalien erzählen, wie sie sei, was sie tue, wohin sich ihre Bildung neige, und wie sie ihre Jugend könne zugebracht haben. Auch von Mathilden und dem Sternenhofe sowie von dem Asperhofe mußte ich noch manches nachholen, was das Bild ergänzen sollte, welches sich die Meinigen von den dortigen Verhältnissen machten. Ich sagte ihnen auch, daß ein günstiges Geschick hier walte, da gerade Natalie jenes Mädchen gewesen sei, welches einmal bei der Aufführung des „König Lear" in einer Loge neben mir so ergriffen gewesen sei, welches mir großen Anteil eingeflößt und mich, der ich den Schmerz im Trauerspiele geteilt hätte, im Herausgehen gleichsam zum Danke freundlich angeblickt habe. Erst in letzter Zeit sei das aufgeklärt worden.

Der Vater sagte, daß die Familien, die durch längere Zeit gleichsam durch ein unsichtbares Band verbunden gewesen waren, durch das Band der geistigen Entwicklung seines Sohnes und des Verkehrs desselben mit beiden Teilen auch in der Wirklichkeit sich nähern, sich kennen lernen und in eine Verbindung treten werden.

Die Mutter entgegnete, das sei jetzt die dringendste Veranlassung, ja es sei nicht nur eine gesellschaftliche, sondern sogar eine Familienpflicht, daß der Vater, welcher, je älter er werde, mit einer desto wärmeren Ausdauer, welche unbegreiflich ist, sich an seine Arbeitsstube kette, nun endlich einmal sich den Geschäften entreiße, eine Reise mache und sich in derselben nur mit heiteren und schönen Dingen beschäftige.

„Nicht nur ich werde eine Reise machen," antwortete er, „sondern auch du und Klotilde. Wir werden die Menschen dort, welche meinen Sohn so freundlich aufgenommen haben, besuchen. Aber auch sie werden eine Reise machen; denn auch sie werden zu uns in die Stadt kommen und in diesen Zimmern verweilen. Wann aber diese Reisen stattfinden werden, läßt sich jetzt noch

gar nicht beurteilen. Jedenfalls muß unser Sohn zuerst allein wieder hinreisen und muß die Einwilligung seiner Familie überbringen. Seinem Ermessen und hauptsächlich den Ratschlägen seines älteren Freundes wird es dann anheimgegeben sein, wie die Sachen im weiteren Verlaufe sich entwickeln sollen. Die Reise unseres Sohnes muß aber sogleich geschehen; denn so fordert es die neue Pflicht, die er eingegangen ist. Wir werden abwarten, welche Nachrichten er uns von seiner Ankunft im Sternenhofe zusenden oder welche Meinung er uns selber überbringen wird."

„Die Reise, mein Vater," entgegnete ich, „wünsche ich, sobald es nur möglich ist, anzutreten, am liebsten sogleich morgen oder, wenn ein Aufschub sein muß, doch übermorgen."

„Es wird nicht verspätet sein, wenn du übermorgen reisest, da sich doch noch einiges zum Besprechen ergeben kann", antwortete er.

Klotilde äußerte ihre Freude, daß einmal alle eine Reise antreten würden.

„Und für den guten Vater könnte nun öfter der Anlaß gegeben sein," sagte die Mutter, „daß er in das Freiere und Weitere komme, daß er reine Luft atme und Berg und Wald und Feld betrachte."

„Ich werde doch einmal, meine liebe Therese, mein Buch abschließen," erwiderte der Vater, „und es wird für mich der Stillstand der Geschäfte eintreten. Sie mögen in andere Hände übergehen oder sich ganz auflösen. Dann wird es Zeit sein, im Anblicke von Berg, Wald und Feld ein Haus zu mieten oder zu bauen, daß wir im Sommer dort und im Winter hier wohnen, wenn wir nicht gar lieber auch manchen Winter draußen bleiben wollen."

„So hast du oft gesagt," antwortete die Mutter, „aber es ist nicht geschehen."

„Wenn Zeit und Ort darnach angetan sind, wird es geschehen", erwiderte er.

„Wenn dann noch deine Gesundheit und dein geistiges Wesen davon den gewünschten Nutzen ziehen," sagte die Mutter, „werde ich jeden Winter preisen, welchen wir mitten in irgendeinem Lande zubringen."

„Es wird sich vieles ereignen, woran wir jetzt nicht denken", antwortete der Vater.

Wir standen von dem Frühmahle auf, und jedes ging an seine Geschäfte.

Im Laufe des Vormittages ließ mich die Mutter wieder

zu sich bitten und fragte mich, wie ich es denn zu halten gedenke, wo ich mit Natalien wohnen wolle. Es sei in dem Hause Platz genug, nur müßte alles gerichtet werden. Auch seien viele andere Dinge zu ordnen, besonders meine Kleider, in denen ich doch nun anders sein müsse. Sie wünsche meine Meinung zu hören, damit man zu rechter Zeit beginnen könne, um noch fertig zu werden.

Ich sagte, daß ich in der Tat auf diese Angelegenheit nicht gedacht habe, daß ihre Erwägung wohl noch Zeit habe, und daß wir vor allem den Vater um Rat fragen sollten.

Sie war damit einverstanden.

Als wir nach dem Mittagsessen den Vater fragten, war er meiner Meinung, daß es noch zu frühe sei, an diese Dinge zu denken. Es würde schon zu rechter Zeit geschehen, daß alles, was not tue, in Ordnung gesetzt werden könne. Jetzt seien andere Dinge zu besprechen und zu bedenken. Wenn es an der Zeit sei, werde es die Mutter erfahren, daß sie alle ihre Maßregeln ausreichend treffen könne.

Sie war damit zufrieden.

Nachmittags fragte ich in der Stadt im Hause der Fürstin an und erfuhr, daß dieselbe zufällig auf mehrere Tage anwesend sei. Sie habe die Absicht, nach Riva zu gehen, um dort einige Wochen an den Ufern des blauen Gardasees zu verleben. Sie sei jetzt eben damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu dieser Reise zu machen. Ich ließ anfragen, wann ich sie sprechen könnte, und wurde auf den nächsten Tag um zwölf Uhr bestellt.

Ich nahm zu dieser Zeit eine Mappe mit einigen meiner Arbeiten zu mir und verfügte mich in ihre Wohnung. Nach den freundlichen Empfangsworten drückte sie ihre Verwunderung aus, mich jetzt hier zu finden. Ich gab die Verwunderung für ihre Person zurück. Sie führte mir als Grund ihre beabsichtigte Reise an, und ich sagte, daß plötzlich gekommene Angelegenheiten meinen Sommeraufenthalt unterbrochen und mich in die Stadt geleitet hätten.

Sie fragte mich um meine Arbeiten während der Zeit meiner Abwesenheit.

Ich erklärte ihr dieselben. Als ich von dem Simmigletscher sprach, nahm sie besonderen Anteil, weil ihr dieses Gebirge aus früherer Zeit her bekannt war. Ich mußte ihr genau beschreiben und zeigen, wo wir gewesen, und was wir getan haben. Ich zog die Zeichnungen, die ich in Farben von den Eisfeldern, ihren Einränderungen, ihrer Einbuchtung, ihrer Abgleitung und

ihres oberen Ursprunges gemacht hatte und in meiner Mappe mit mir trug, hervor und breitete sie vor ihr aus. Sie ließ sich jedes, auch das Kleinste, an diesen Zeichnungen beschreiben und erklären. Ich mußte ihr auch versprechen, bei nächster günstiger Gelegenheit meine Zeichnung von dem Grunde des Lautersees ihr vorzulegen und auf das genaueste zu erörtern. Es sei ihr dies doppelt wünschenswert, weil sie jetzt selber zu einem See reise, der einer der merkwürdigsten des südlichen Alpenabhanges sei. Hierauf befragte sie mich um meine anderen Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, worauf ich erwiderte, daß ich heuer außer den Gletscherzeichnungen, die doch wieder fast nur wissenschaftlicher Natur seien, nichts hatte machen können, weder in Landschaften noch in Abbildung menschlicher Köpfe.

„Wenn Ihr ein sehr schönes jugendliches Angesicht abbilden wollt," sagte sie, „so müsset Ihr suchen, das Angesicht der jungen Tarona abbilden zu dürfen. Ich bin alt, habe viel erfahren, habe sehr viele Menschen gesehen und betrachtet, aber es ist mir wenig vorgekommen, das edler, einnehmender und liebenswürdiger gewesen wäre als die Züge der Tarona."

Ich errötete sehr tief bei diesen Worten.

Sie richtete die klaren, lieben Augen auf mich, lächelte sehr fein und sagte: „Haltet Ihr etwa schon jemanden für das Schönste?"

Ich antwortete nicht, und sie schien auch eine Antwort nicht zu erwarten. Von Natalien konnte ich ihr nichts sagen, da die Sache nicht so weit gediehen war, um sie andern verkündigen zu können.

Wir brachen ab, ich verabschiedete mich bald, sie reichte mir gütig die Hand, welche ich küßte, und lud mich ein, ja im künftigen Winter sehr bald von dem Gebirge zurückzukommen, da auch sie sehr bald in der Stadt einzutreffen gedenke.

Ich antwortete, daß ich über jenen Zeitpunkt jetzt durchaus nicht zu verfügen imstande sei.

Am zweiten Tage morgens stand ich reisefertig in meinem Zimmer. Der Wagen war vor das Haus bestellt worden. Ich hatte mir es nicht versagen können, in einem besonderen Wagen so schnell als möglich in den Sternenhof zu fahren. Vater, Mutter und Schwester waren in dem Speisezimmer, um von mir Abschied zu nehmen. Ich begab mich auch in dasselbe, und wir nahmen ein kleines Frühmahl ein. Nach demselben sagte ich Lebewohl.

„Gott segne dich, mein Sohn," sprach die Mutter, „Gott

segne dich auf deinem Wege, er ist der entscheidende, du bist nie einen so wichtigen gegangen. Wenn mein Gebet und meine Wünsche etwas vermögen, wirst du ihn nicht bereuen."

Sie küßte mich auf den Mund und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

Der Vater sagte: „Du hast von deiner frühen Jugend an erfahren, daß ich mich nicht in deine Angelegenheiten menge; handle selbständig und trage die Folgen. Wenn du mich frägst, wie du jetzt getan hast, so werde ich dir immer beistehen, insoweit es meine größere Erfahrung vermag. Aber einen Rat möchte ich dir doch in dieser wichtigen Angelegenheit geben oder vielmehr nicht einen Rat geben, sondern deine Aufmerksamkeit möchte ich auf einen Umstand leiten, auf den du vielleicht in der Befangenheit dieser Tage nicht gedacht hast. Ehe du das ernste Band schließest, ist noch manches für dich notwendig, deinen Geist und dein Gemüt zu stärken und zu festigen. Eine Reise in die wichtigsten Städte Europas und zu den bedeutendsten Völkern ist ein sehr gutes Mittel dazu. Du kannst es, deine Vermögenslage hat sich sehr gebessert, und ich lege wohl auch etwas dazu, wie ich überhaupt mit dir Abrechnung halten muß."

Ich war sehr bewegt und konnte nicht sprechen. Ich nahm den Vater nur bei der Hand und dankte ihm stumm.

Klotilde nahm mit Tränen Abschied und sagte leise, als ich sie an mich drückte: „Gehe mit Gott, es wird alles recht sein, was du tust, weil du gut bist, und weil du auch klug bist."

Ich sprach die Hoffnung aus, daß ich bald wiederkommen werde, und ging die Treppe hinab.

Meine Reise war sehr schnell, weil überall die Pferde schon bestellt waren, weil ich nirgends schlief und zum Essen nur die kürzeste Zeit verwendete.

Als ich im Sternenhofe in das Zimmer Mathildens trat, kam sie mir entgegen und sagte: „Seid willkommen, es ist alles, wie ich gedacht habe; denn sonst wäret Ihr nicht zu mir, sondern zu unserm Freunde gekommen."

„Meine Angehörigen ehren Euch, ehren unseren Freund und glauben an unser Glück und an unsere Zukunft", erwiderte ich.

„Seid willkommen, Natalie," sagte ich, als diese gerufen worden und in das Zimmer getreten war, „ich bringe freundliche Grüße von den Meinigen."

„Seid willkommen," antwortete sie, „ich habe immer gehofft, daß es so geschehen und daß Eure Abwesenheit so kurz sein wird."

„Meine Hoffnung war wohl auch dieselbe," erwiderte ich,

„aber jetzt ist alles klar, und jetzt ist völlige Beruhigung vorhanden."

Wir blieben bei Mathilden und sprachen einige Zeit miteinander.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft reiste ich zu meinem Gastfreunde. Mathilde hatte mir einen Wagen und Pferde mitgegeben.

Als ich in das Schreinerhaus gekommen war, in welchem sich mein Gastfreund bei meiner Ankunft befand, reichte er mir die Hand und sagte: „Ich bin von Eurer Rückkunft bereits benachrichtigt; man hat mir von dem Sternenhofe gleich nach Eurem Eintreffen in demselben geschrieben."

Eustach sah mich seltsam an, so daß ich vermutete, er wisse auch bereits von der Sache.

Wir gingen nun in das Haus, und man öffnete mir meine gewöhnliche Wohnung. Gustav kam nach einer Weile zu mir herauf und konnte seiner Freude beinahe kein Ende machen, daß alles sei, wie es ist. Mein Gastfreund hatte ihm die Tatsache erst heute eröffnet. Er sprach ohne Rückhalt aus, daß ihm die Sache so weit, weit lieber sei, als wenn Tillburg seine Schwester aus dem Hause geführt hätte, dessen Wille wohl immer dahin gerichtet gewesen wäre.

Stifters Werke

Auswahl in sechs Teilen

Herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Gustav Wilhelm

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Stifters Werke

Sechster Teil

Bilder und Skizzen
Schriften über Literatur, Politik und Kunst

Herausgegeben

von

Gustav Wilhelm

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhalt des 6. Teiles.

Seite

Einleitung des Herausgebers 7
Bilder und Skizzen 41
Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842 43
Aus dem alten Wien 52
Vom Sankt-Stephansturme 53
Ein Gang durch die Katakomben 75
Der Prater 90
Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten 101
Der Tandelmarkt 120
Wiener Salonszenen 137
Schriften über Literatur, Politik und Kunst 157
Kunst- und Literaturbriefe aus Wien 159
Über Stand und Würde des Schriftstellers 162
Über das Freiheitsproblem 172
Was ist Freiheit? 172
Wie wird die Freiheit eingeführt? 174
Wer sind die Feinde der Freiheit? 176
Aus den Besprechungen der Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereins 178
1. Allgemeines über Kunst 178
2. Besprechungen von Kunstwerken 187
Über Beziehung des Theaters zum Volke 195

Einleitung des Herausgebers.

Bilder und Skizzen.

Die Natur hat mit ihrer Schönheit und der Macht ihrer Erscheinungen frühzeitig auf Stifter gewirkt. In der Liebe zu ihr wurzelt auch die Religiosität des Knaben, der die frommen Auslegungen ihrer Wunder durch seine Großmutter mit gläubiger Seele aufnimmt. In reiferen Jahren regt sich in ihm gleich stark der Drang, ihre Gesetze kennen zu lernen, und der Trieb, mit dem Pinsel und mit der Feder ihre Gebilde nachzuahmen. An der Universität fesseln ihn vor allem die Vorlesungen über Naturwissenschaft, darunter die des Astronomen Josef von Littrow. Licht- und Luftstudien überwiegen unter den ersten Gemälden Stifters, von denen wir Kunde haben; immer wieder versucht er sich an Mondlandschaften. Eine solche Studie ist aber auch die erste seiner Erzählungen, der „Kondor", der uns über die vom Vollmond übergossenen Dächer hinausführt in den unermeßlichen Raum, den das kühne Luftschiff durchfährt. Noch einmal griff Stifter dieses Motiv auf; für das Werk „Wien und die Wiener" kündigte er 1841 seinem Verleger eine „nächtliche Ballonfahrt über Wien" an, die jedoch offenbar nicht über den ersten Entwurf hinauskam.

Da bot ein seltenes und machtvoll wirkendes Naturschauspiel Stifter einen Anlaß, sich in seiner Schilderung zu versuchen: die (totale) Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842 (Witthauers Wiener Zeitschrift, 1842, Nr. 139—141, S. 1108 ff.). Ohne auf die sachliche Beschreibung des Vorganges zu verzichten, stellt er die Wirkung auf die Menschen in den Vordergrund und führt uns aus dem vollen Lichte des Sommermorgens zur beginnenden Verfinsterung der Sonne mit ihren Wirkungen im Luftraume, über und auf der Erde und von dem furchtbaren

Bangen der Menschen während der zwei Minuten dauernden Beschattung der Erde zur siegreichen, als Befreiung begrüßten Wiederkehr des Lichtes. Diese Offenbarung der Allmacht Gottes weckt in dem Dichter Erinnerungen an die Schöpfungsgeschichte, den Todestag des Heilandes und an Byrons Gedicht „Finsternis" (vgl. Anmerkungen zu Teil VI). Aber nirgends macht sich die Reflexion auf Kosten der Schilderung des Erlebten und Beobachteten breit. Virtuos behandelt Stifter den Wechsel der Naturstimmungen und die Folge der kontrastierenden Farbentöne. Und doch fühlt er sein Wort zu schwach und wünscht sich, Beethoven zu sein, um in Musik seiner Empfindung Ausdruck geben zu können. Wie ein Jahr zuvor in den „Feldblumen", so huldigt Stifter auch in der Beschreibung der Sonnenfinsternis diesem gewaltigen Genius der Musik; und wenn er in der genannten Novelle, getreu den Anweisungen Jean Pauls und der mit ihm übereinstimmenden Praxis der Romantiker, Farbeneindrücke durch Tonbezeichnungen wiedergegeben hat, so wagt er hier einen Schritt weiter zu gehen und die Möglichkeit einer durch Lichter und Farben entstehenden Musik für das Auge zu ersinnen und zu erörtern.

Stifters „Sonnenfinsternis" ist ein vollendetes Meisterstück seiner Schilderungskunst. Sehr mit Unrecht blieb es den Lesern Stifters bisher vorenthalten, wenn man, wie billig, von den „Vermischten Schriften" absieht, deren Herausgeber Aprent diesen Artikel mit Weglassung des Schlusses aufgenommen hat. Daß der Dichter mit seiner Schilderung Aufsehen erregte, beweist der Abdruck im „Frankfurter Konversationsblatt" (Nr. 201, 23. Juli 1842), von dessen Lesern wohl nur wenige seinen Namen bereits kannten, da vermutlich weder die „Iris" noch Witthauers Zeitschrift außerhalb der Grenzen Österreichs viel gelesen wurden.

Zur Zeit des Erscheinens dieses Artikels war Stifter mit der Redaktion des Buches „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben" und der Ausarbeitung seiner Beiträge hiezu beschäftigt. Stifter zog eine große Schar von Mitarbeitern heran, darunter auch den als Dialektdichter bekannten Franz Stelzhamer, sah sich aber genötigt, manche Skizzen zurückzuweisen, da sie sich nicht in den Rahmen des ganzen Werkes einfügten oder seinem Charakter ganz widersprachen. Im Herbste 1843 war das 52 Beiträge umfassende Werk abgeschlossen und erschien nun auch als Buch (Pest, 1844, bei Gustav Heckenast) und zwar in zwei Ausgaben, deren eine die beigegebenen Bilder in kolorierter Ausführung brachte, während die andere, bisher in Lieferungen erschienene, die Bilder bloß in Schwarz-

druck ausgeführt aufweist. Aus Stifters Feder stammen 12 auch von ihm gezeichnete Artikel; wieweit er bei den übrigen, unter denen 8 nicht gezeichnet sind, redigierend eingegriffen hat, läßt sich nicht feststellen. Die Charakteristik von Wiener Typen überließ Stifter fast ganz anderen Mitarbeitern, vor allem Sylvester Wagner, dessen Namen 21 Artikel tragen. Seiner Feder hat Stifter Stimmungsbilder vorbehalten, in denen landschaftliche oder allgemein menschliche Motive wirksam sind, und die zugleich in ihrem sinnigen Betrachter Reflexionen auslösen. Unsere Auswahl bringt 6 von diesen Artikeln zum Abdruck.

Die Restaurationszeit hat viele Bücher über Wien auf den Markt gebracht; die Stimmen aus dem Auslande überwiegen dabei weitaus die einheimischen, da die harte Zensur jede freimütige Meinungsäußerung unterdrückte. Wir greifen hier bloß um ein Jahrzehnt vor das Erscheinen der ersten Lieferung von „Wien und die Wiener" zurück: da schildert Wolfgang Menzel seine „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (Stuttgart und Tübingen, 1832), wenige Jahre später der unter dem Namen Wilibald Alexis bekannte norddeutsche Schriftsteller Häring seine Eindrücke als „Wiener Bilder" (Leipzig, Brockhaus, 1833), und 1838 folgt aus der Feder der Mistreß Trollope ein umfangreiches Buch „Wien und die Österreicher", das noch in demselben Jahre, durch Johann Sporschill übersetzt, von Wigand in Leipzig herausgegeben wurde. Andere Schriftsteller bergen sich unter der Maske der Anonymität, wie der mir unbekannte Verfasser eines mit der Darstellung des Wiener Literaten Schmidl gleichnamigen Buches „Wien, wie es ist" (Leipzig und Löwenberg, Eschrich u. Komp., 1833), und der Berliner Adolf Glaßbrenner, der seine Reiseeindrücke unter dem Titel „Bilder und Träume aus Wien" (Leipzig, Volkmar, 1836) zusammenfaßte. Aber auch in Wien machte sich das Bestreben geltend, Erinnerungen an die Vergangenheit der Stadt oder das Zeitbild der Gegenwart im Worte festzuhalten. In diesem Sinne waren schon seit langem Franz Graeffer und der Dichter Castelli tätig. Als „Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigsten" veröffentlichte in den dreißiger Jahren Franz Pietznigg seine „Mitteilungen aus Wien", die in bunter Abwechslung sich bald mit Kunst und Wissenschaft befaßten, bald bloß praktischen Bedürfnissen dienten oder Bilder aus Wiens unteren Volksklassen brachten, die man als Vorläufer der in „Wien und die Wiener" gebotenen betrachten darf. Noch näher steht diesem Buche das wie Pietzniggs Mitteilungen viele Autoren umfassende

und in Lieferungen erschienene Werk „Alt- und Neu-Wien, Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte", herausgegeben von Heinrich Adami, das Mausberger in Wien 1841 verlegte; manche seiner Artikel geben uns schon durch ihre Benennung einen Hinweis auf Beiträge Stifters zu dem Werke über Wien (vgl. „Eine Spielpartie", „Der erste Mai", „Straßenliteratur" mit den Artikeln unseres Werkes: „Wiener Salonszenen", „Der Prater" und „Warenauslagen und -ankündigungen"). Noch weiter führt die Übereinstimmung mit einem Werke eines Reichsdeutschen, dem von Matthias Koch: „Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältnis zur Gegenwart geschildert" (Karlsruhe, Macklot, 1842). Die Namensgleichheit beruht vermutlich auf Zufall; denn Stifter bezeichnet sein Unternehmen mit demselben Namen schon in den ersten ihm geltenden Briefen an Heckenast; aber das Format und Titelblatt sind genau dem Werke Kochs nachgebildet, und Stifters „Wiener Salonszenen" setzen, wie sich später ergeben wird, die Kenntnis der einschlägigen Partien des genannten Werkes voraus.

Diese Literatur hat neben manchem treffenden Urteile viele schiefe und einseitige gebucht, die der Voreingenommenheit, Oberflächlichkeit oder auch Unfähigkeit der Autoren entsprangen. Das bekannte, auf die Wiener gemünzte Xenion Schillers bot oft den Grundtext, und mehr kam trotz aller Wichtigtuerei dabei nicht heraus als eine neue Variation des alten Themas. Man wurde in Wien empfindlich gegen die fortwährenden Sticheleien, besonders wenn sie vom Auslande ausgingen, und noch dazu von Leuten, denen eine liebenswürdige, gastliche Aufnahme zuteil geworden war, und man bekam es allmählich satt, immer wieder, vielfach von Unberufenen, unter die kritische Lupe genommen oder gar seziert zu werden. Bezeichnend für diese Stimmung ist Bauernfelds Urteil über Menzels Buch: „Keine Spur des Wirklichen, Lebendigen, Erlebten! Über Österreich die landläufigen Phrasen von Gemütlichkeit und Mangel an Bildung, und die Wiener-Gesellschaft, wir selbst, in dem herkömmlichen Rosenwasserstil der Morgen- und Abendblätter jener Zeit schematisch besprochen, ohne alle Individualisierung, stellenweise in einer Art Predigerton! — Ein Beispiel für viele!" (Grillparzers Gespräche, 3. Band, Schriften des literarischen Vereins in Wien, VI., 1906, S. 4.) Mit dieser Tatsache hat auch Glaßbrenner gerechnet, der in seiner Vorrede S. VIII feststellt: „Die Wiener sind nicht zufrieden mit dem, was bis heute über Wien in die Literatur gekommen, und haben auch Grund dazu" und seine

Vorgänger in Bausch und Bogen kritisiert, um sich selbst als „unparteiischen Maler" einzuführen.

Die Minderwertigkeit dieser Literatur mag Stifter zu seinem Unternehmen angeregt haben; freilich lag es ihm ferne, zu polemisieren; nur indirekt und den Eingeweihten erkennbar sollte es geschehen, und im übrigen ließ er das Buch für sich selbst sprechen, das, wie er in der Vorrede sagt, „in ernsten und heitern Bildern wie in einem Kaleidoskop Szenen dieser Hauptstadt vorüberführen soll". Durch die Gegensätze, die Wien enthält, erscheint ihm die Mischung von Komik und Ernst in dem Buche gerechtfertigt. Im allgemeinen ist er geneigt, die liebenswürdigen Seiten des Volkscharakters herauszukehren und seine Schwächen und Gebrechen als allgemein menschlich zu entschuldigen. Trotz mancher düsteren Reflexionen überwiegt die frohe Lebensbejahung, die in den Worten: „Die Welt wird immer schöner und großartiger. Fast ist es betrübend, sterben zu müssen" zum Ausdruck kommt, und anhängliche Liebe zur Kaiserstadt hat dem Dichter die Feder geführt. Hinter ihm lag die Zeit, in der die Sehnsucht nach den Gefilden seiner Heimat auf seiner Seele lastete; was Wien an geistigen Schätzen bot, konnte er sich zueignen, in vielen der vornehmsten Adels- und Bürgerhäuser war er ein gerne gesehener Gast, und die Sorgen des Alltags, die ihm nicht erspart blieben, verscheuchte Hoffnung und Anwartschaft auf eine bessere Zukunft.

An die Spitze des Werkes stellte Stifter die „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes", um den Leser von der hohen, im Zentrum Wiens gelegenen Warte mit der Stadt und ihrer Umgebung bekannt zu machen. Von der Stille der Nacht führt er uns zum Morgengrauen, zu dem Sonnenaufgang und dem Erwachen des Lebens in allen Gassen und Häusern, die rings um den Dom sich lagern, und bis in die Mittagsstunde, die von den hundert Türmen der Stadt verkündet wird. Damit verknüpft er die „Betrachtungen", die dem vielgestaltigen Treiben der Menschen gelten, und hält eine Revue über Glück und Unglück, die in der vergangenen Nacht in den Mauern der Stadt gehaust haben, und über die mannigfachen Interessen, die den Tag über die Menschen erfüllen. Stifter berührt sich in diesem Artikel vielfach mit Alexis, der von den Basteien aus das Panorama festhält, die beherrschende, alles überragende Höhe des Turmes ähnlich charakterisiert: „Doch mitten inne in diesem Labyrinth erhebt sich über die Riesenhäupter ein Gigant, der Stephansturm, wie ein Wegweiser für das Auge, das ihn freilich auch nicht in jeder

Gasse erblickt, aber nach wenigen Schritten immer wiederfinden wird" (S. 52) und die Erhabenheit des ganzen Bauwerkes ebenso wie Stifter in den verschiedensten Lichtstimmungen auf sich wirken ließ: „Ich sah den Sankt-Stephan um jede Zeit, bei jeder Beleuchtung, und immer trat mir das Bild eines Waldes vors Auge." Vor allem aber hat Stifter den Hang zur Reflexion mit Alexis gemeinsam, der seine Schilderung mit Betrachtungen einleitet, die gleichfalls der Psyche der Großstadt gelten. Alexis gibt die Stimmung wieder, die ihn überkam, als er bei anbrechendem Morgen die Stadt betrat: „Eine große Stadt, die wir zum ersten Male beim Bleigrau des Morgens betreten, hat für mich etwas grauenhaft Wüstes ... An diese Klinke faßte eine trunkene Hand, an dieser Schelle riß der Übermut, die Frühstrahlen der Sonne treffen noch die letzten Atemzüge der Lust, die leichten Wolkenstreifen dort sind der Dampf vom gestrigen Leben; zu weiter nichts wußte es sich zu gestalten und schwebt nun leiblos und seelenlos über den Häuptern und Leibern derer, von denen es ausging und schied" (S. 44). „Welch eine Fülle," sagt Stifter, „unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt!"

Das Erwachen der Stadt regt Alexis zu allerlei Betrachtungen über die Individualitäten ihrer Bewohner an: „Auch schon die Vorstellung, daß man nicht weiß, was erwacht, wenn die gewöhnliche Turmuhr die Schläfer weckt, hat für den Fremden, der am Frühmorgen eine große Stadt zum erstenmal betritt, etwas eigentümlich Spannendes. Wer wird drüben die sorgsam verschlossenen Fensterläden öffnen, wird ein graues Mütterchen verschlafen und verdrießlich sich umschauen, wie der Tag von heut so langweilig ist wie gestern, oder wird ein schönes Gesicht dem Morgenstrahl die blassen Wangen hinhalten, daß sein erster Kuß sie wieder röte, und die kleine Hand die seidnen Wimpern streichen, damit das Schelmenauge lustig ausschauen kann wie gestern?" (S. 45.) Auch Stifter ergeht sich in solchen Gedanken: „Die Fenster öffnen sich, und neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rote Schlafrock eines Müßiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh morgens ist."

Der Hang, zu moralisieren und die Nichtigkeit des menschlichen Treibens darzulegen, ist für Alexis und für Stifter charakteristisch; aber doch spricht zugleich aus beiden das Verständnis für die Individualität des Wiener Volkes und die Zuneigung zu ihm. Alexis sagt: „Alle Wiener sind auf der Gasse gleich gekleidet. — Du erkennst den Fremden auf den ersten Blick, allein zur

gastlichen Ehre der Stadt sei es gesagt, auch darin lebt man, um dich leben zu lassen" (S. 72). In dem gleichen Sinne erteilt Stifter seinem Leser den Rat: „Werde gemach einer aus ihnen und siehe, in geheimer Sympathie wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest... Denn du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich und geben sich dir." Neben Alexis können noch andere Anregungen für Stifter in Betracht kommen. Pietzniggs „Mitteilungen" brachten 1835 (IV, S. 181—199) einen Artikel: „Ein Tag am Graben in Wien", dessen ungenannter Verfasser das Erwachen des Lebens von Stunde zu Stunde bis zur Mittagszeit verfolgt und ähnlich wie Stifter in der Seele der Menschen, die Wiens Straßen durcheilen, zu lesen versucht: „Wie mancher ängstliche Herzschlag pocht vielleicht in der verschlossenen Brust dieser Menschen, deren Gesicht so ruhig, deren Auge so heiter scheint" (S. 184). Und Glaßbrenner verknüpft mit einem Spaziergang auf der Bastei dieselben Betrachtungen, die uns bei Stifter begegnen: „Da unten laufen, fahren und reiten die Menschen durcheinander. Wie viele tausend Pläne und Hoffnungen mögen sich kreuzen, wieviel Jammer mag in dieser, wieviel Freude in jener Brust wohnen!" (II, S. 128), und ergeht sich gleichfalls in einer Reihe von Vermutungen über das besondere Schicksal der einzelnen Menschen.

Von allen in „Wien und die Wiener" aufgenommenen Skizzen hat Stifter nur diese erste einer Umarbeitung unterzogen, die aber auch nicht über das erste Drittel hinausreicht. Die Veranlassung dazu bot ihm der bald nach dem Erscheinen des Buches entworfene Plan einer Ausgabe von „Vermischten Schriften", die das Beste aus „Wien und die Wiener" aufnehmen sollte. Immer wieder kam er auf dieses Vorhaben zurück, aber es gelangte nicht zur Ausführung. Unsere Ausgabe bringt die in der Durchführung steckengebliebene zweite Fassung unter dem von Stifter gewählten Titel „Aus dem alten Wien" zum Abdruck; sie stammt wohl aus derselben Zeit wie die neue Vorrede, die nicht vor dem Ende des Jahres 1857 entstanden sein kann, da der Dichter in ihr von der Neugestaltung Wiens spricht.

Zu den „Ernsten Bildern" gehört schon dem Thema nach der nächste Beitrag Stifters: „Ein Gang durch die Katakomben". Die Eindrücke, die Stifter bei seinem Besuche der unter der Stephanskirche angelegten Grüfte empfangen hat, decken sich fast ganz mit den von Mrs. Trollope (II. Band, S. 190—204) geschilderten, und die beiden Darstellungen ge-

meinsamen Irrtümer führen auf dieselbe Quelle zurück, auf die Neigung der offiziellen Führer, durch ihren Kommentar die Schauder der Totenstätte nach zu steigern, die Nerven der Besucher durch künstlich herbeigeführte Effekte zu peinigen und vor ihrer Phantasie das Bild weit über den zugänglichen Raum hinaus und in größere Tiefe reichender, uralter Gewölbe erstehen zu lassen, ein Bild, dessen Unrichtigkeit die Forschungen einer späteren Zeit erwiesen haben (vgl. Leopold Senfelder, „Die Katakomben bei St. Stephan", Wien 1902, Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft, 19. Heft).

Seine Reflexionen hat Stifter derart auf die Einleitung und die Schilderung seiner unterirdischen Wanderung verteilt, daß die weiter ausholenden Betrachtungen, von den unmittelbar an das Gesehene sich anschließenden getrennt, vorausgehen. In ihnen erkennen wir den frühen Einfluß Herders, der etwas später auch in den „Studien" hervortritt. Herder rühmt die dem Menschen in dem Plane des Schöpfers eingeräumte Selbständigkeit: „Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Übung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigne Bemühung werde, und er wird's werden" (Ideen, Buch V, Kap. 5; Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, Teil III, S. 194). Wie Herder, so macht auch Stifter den Menschen selbst für seine Entwicklung verantwortlich: „Gott hat dem Menschen seine Erziehung als Geschenk seiner moralischen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht Jahrmillionen vollende." Stifter wirft die Frage auf, ob die Fortschritte in Wissenschaft, Kunst, Politik die Menschheit wirklich veredelt haben: „Ist das Erworbene Sitte und Schmuck des Herzens geworden als ein wirklich Menschliches (Humanes?" Diese Forderung Herders sieht er nicht erfüllt, erkennt in der „Bildung" nur äußere Politur und setzt der auf das Praktische gerichteten, religiös indifferenten Gegenwart die Glaubensinnigkeit der Voreltern und die Einfalt und Naivität der Alten entgegen. Für diese Gebrechen der Zeit macht er zum Teil die Buchdruckerei verantwortlich, die den Menschen verleitet habe, sich der eigenen Denkkraft zu entäußern und sich einen gewissen Vorstellungskreis zusammenzulesen. Auch darin begegnet er sich mit Herder, der neben den Segnungen die Schäden dieser Erfindung wiederholt, besonders in den „Briefen, die Beförderung der Humanität betreffend", erörtert hat: „Und wenn Dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitschriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen, wo hast Du am Ende Deinen Kopf? wo behältst Du Zeit zu

eignem Nachdenken und zu Geschäften? Offenbar hat's unsre gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menschlichen Geist völlig zu verwirren und ihm alle Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung zu rauben. Selbst in der Gesellschaft sind die menschlichen Stimmen verhallet. Romane sprechen und Journale" (95. Siebentes Fragment. Schrift und Buchdruckerei).

Der Anblick der grinsenden Gerippe erregt in dem Dichter das Gefühl der Ohnmacht und Nichtigkeit alles menschlichen Strebens gegenüber dem unerforschlichen Willen Gottes, der uns in den durch Geburt und Tod bezeichneten Kreislauf unseres Daseins gebannt hat: „Ach, welch eine furchtbare, welch eine ungeheure Macht muß es gewesen sein, der wir dahingegeben sind, daß sie über uns verfüge. Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislauf immer dasselbe zu erzeugen und zu zerstören?.... Ist es denn der Mühe wert, dachte ich, daß sich der im Wagen oben brüstet?" Das sind die Erwägungen jenes Pessimismus, den Herder in der Einleitung zum 15. Buche seiner „Ideen", um ihn zu widerlegen, zu Worte kommen ließ: „Vorübergehend ist also alles in der Geschichte; die Aufschrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verwesung.... Wir dünken uns selbständig und hangen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müssen auch wir den Gesetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andre sind als Entstehen, Sein und Verschwinden.... Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus' Stein gefesselt und zu einem tantalischen Sehnen verdammt ist... Wozu also die unselige Mühe, die Gott dem Menschengeschlecht in seinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? Wozu die Last, unter der sich jeder zum Grabe hinabarbeitet? (Werke, Teil V, S. 168f.). Ein Jahr nachdem Stifter den „Gang durch die Katakomben" vollendet hatte, nahm er in der „Narrenburg" diese an Herder sich anschließenden Betrachtungen wieder auf, und in der Einleitung zur „Mappe des Urgroßvaters" treten sie uns von neuem entgegen (vgl. Teil II, S. 12ff.).

Dieser Hinweis auf Herder gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß auch er an der zitierten Stelle von Katakomben, freilich nur im bildlichen Sinne, spricht: „Wer fühlt nicht Schauder, wenn er im Kreise lebendig wirkender Wesen auf Totengewölbe alter Einrichtungen stößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfolger diese Katakomben hinwegräumt, werden auch seine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken und von ihm unter

die Erde gesandt werden!" Wenn Stifter in den Katakomben von St. Stephan sah, wie die Gerippe der Menschen, die sich „ein vornehmes und ungestörtes Begräbnisplätzchen" erhofft hatten, zu wirren Haufen übereinandergetürmt waren, mochte also auch eine literarische Erinnerung in ihm rege geworden sein, und vielleicht fiel ihm, als in die Totenwelt die schweren Orgeltöne aus der Kirche heruntertönten, eine Szene aus Jean Pauls „Titan" ein. Albano sucht in einer Katakombe den Geist Roquairols auf, der ihn dorthin bestellt hat. Das Flötenspiel des Greises Spener bringt in die Totenstadt hinab: „Plötzlich war es, als tönten alle Gestirne und ein melodisches Geisterchor dränge unsichtbar durch die Pforte herein" (Werke; Goldene Klassiker-Bibliothek, Teil III, S. 239). Ein Jean-Paulsches Bild schließt bei Stifter diese Episode ab: „Wie eine holde goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder." Seinem Lieblingsdichter, der uns auf die Empfindungen seines Helden mit den Worten vorbereitet: „Unter dem Himmel gibt es keine Angst, nur unter der Erde", mochte Stifter auch die Wirkung des Aufenthaltes unter der Erde nachempfinden: „Wie schwer der Mensch jene leichte, lichte Decke entbehrt, deren Köstlichkeit er in seinem Leichtsinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes!" Nach dem Erscheinen der Buchausgabe brachten Frankls „Sonntagsblätter" in derselben Nummer, die eine Besprechung des Werkes enthielt, diese Skizze zum Abdruck (1844, Nr. 33, 18. August, S. 761 bis 768).

In einem Buche über Wien durfte selbstverständlich der Prater nicht fehlen. Das Volk bei seinen derben Vergnügungen in der Vorstadt aufzusuchen, überließ Stifter seinen Mitarbeitern; ihn selbst lockte es, das glänzende Bild einer Praterfahrt festzuhalten, das bunte, lärmende Treiben des Volkes im Wurstelprater vor seinen Lesern zu entfalten und sie auch noch in entlegenere Teile zu führen, die nur der Liebhaber der Einsamkeit und der Naturfreund betritt. In dieser Skizze verteidigt Stifter die Lebenslust des Wiener Volkes, dessen Vorzüge er schon in dem ersten Artikel gerühmt hat; er spricht von der „echten, gesunden Volkslust, die sich das Volk selbst gibt", und betrachtet die Festtage der Menge als berechtigte Entschädigung für die dumpfe Arbeitszeit. Ebenso hat auch Jean Paul in den „Flegeljahren" der dienenden Klasse den Anspruch auf Sonntagsfreuden zuerkannt: „Aber an dem Sonntage, dem Volks- und Menschenfest, auf das alle Wochenhoffnungen zielen, glauben die Armen, daß ihnen irgendeine Freude der Erde

gebühre.... Wenn dann am Sonntage, wo gedachte Person weniger in der Arbeit, der Lethe des Lebens, watet, das jetzige dumpfe Leben sie erstickend umfängt..., dann strafe die armen Tränen nicht, sondern entlasse die Sehnsüchtige etwan bis Sonnenuntergang aus deinem Schlosse!" (Werke; Teil IV, S. 108).

Während Mrs. Trollope die dem Volke gewährte Freiheit, sich den Vergnügungen hinzugeben, auf kluge Berechnung der Regierung zurückführt und Glaßbrenner diese Art der Volksbeglückung brandmarkt: „Den Wiener kann die kleinste Illusion glücklich machen, das wissen die Machthaber und machen ihn ungeheuer glücklich; sie wälzen ihn aus einem Genuß in den andern, bis ihm in einem leichten Rausche der Himmel voll Geigen hängt" (I. Band, S. 129), begnügt sich Stifter mit der Erklärung: „Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk" und spielt bloß auf die bekannten Verse Schillers an, ohne sie, wie andere Wiener Schriftsteller, zu widerlegen, während er in dem Artikel „Ausflüge und Landpartien", den unsere Ausgabe nicht enthält, die Sinnesfreude der Wiener geschickt verteidigt.

Daß Stifter durch seine eigenen Beiträge dem Gesamtcharakter des Werkes gerecht wurde und neben dem Ernste auch den Humor walten ließ, beweist sein Artikel: „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten". In dieser heiteren Skizze schildert der Dichter seinen Einzug in Wien im Herbste 1828 nach der Fahrt auf der Donau, die ersten Eindrücke der Großstadt und das burschikose Studentenleben, dem er sich mit seinen Landsleuten hingab; denn der Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit Franz Xaver Pfeiffer ist niemand anders als unser Stifter, und die beiden „angehenden Heilkünstler" Urban Schmidt und Heinrich Quirin sind seine Freunde Anton Mugerauer und Franz Xaver Schiffler, die sich der Medizin zuwendeten. Im wesentlichen entspricht Stifters Schilderung der Ankunft, Wohnungssuche, des ersten Abends im Gasthause „Zum Roten Hahn" und die Einquartierung in einem ehemaligen Palais — es ist damit das Palais Palffy in der Rabengasse (jetzt Beatrixgasse) des Bezirkes „Landstraße" gemeint — der Wirklichkeit. Nur hat Stifter sich erlaubt, Mugerauer-Schmidt von vornherein zum Dritten im Bunde zu machen, obwohl er erst ein Jahr nach Stifter die Universität bezog, und hat die weiteren Lebensschicksale Pfeiffers nicht den eigenen nachgebildet (vgl. Josef Freiherr von Helfert, Studien über den Dichter der Studien, Montags-Revue, 1882, Nr. 531). Uns interessiert am meisten das Selbstporträt Stifters: breitschultrig, in seinem Auftreten etwas unbeholfen und eckig — so müssen wir ihn uns denken.

Schon an seiner Kleidung sieht man ihm die Herkunft vom Lande an. An Einsicht fühlt er sich den andern überlegen und ist geneigt, eine Art von Führerschaft zu übernehmen. Er ist kein Spielverderber: wie er selbst gerne scherzt, gibt er auch bereitwillig die Zielscheibe manches Spaßes ab.

Mit besonderem Behagen malt Stifter die von den verschiedensten Bestrebungen zeugende Unordnung aus, die in der großen, von den Musensöhnen bewohnten Stube „der alten Burg" herrscht. Ähnlich hatte er schon in den „Feldblumen" die Behausung seines Helden geschildert, und Erinnerungen an die selige Studentenzeit durchziehen auch „die Geschichte der zween Bettler" in der ersten Fassung der „Mappe des Urgroßvaters", die vielleicht das älteste Kapitel des Werkes ist und den studentischen Ton noch frischer wiedergibt als die uns vorliegende Skizze vgl. Stifters sämtliche Werke, II, S. L. Aus dem Rahmen des ganzen Werkes fällt übrigens dieser Artikel etwas heraus; denn er bietet nichts spezifisch Wienerisches, wir könnten uns die Studenten auch als Bewohner einer anderen Universitätsstadt denken.

Wenn Stifter von der im „Leben und Haushalt" geschilderten Wohnung an dem rechten Ufer der Wien eine Viertelstunde aufwärts ging, so kam er zu dem Tandelmarkt, der seit 1816 nach mehrfachem Platzwechsel hier etabliert war und 1841 die Heumarktkaserne zum Hintergrund erhielt. Vielleicht hat Stifter auf diesem Markte manche Erwerbung für den studentischen Haushalt gemacht; jedenfalls beschäftigte ihn, der sich in der Schilderung dieser Wiener Spezialität als großen Verehrer von Altertümern einführt, oft die Musterung der auf dem Tandelmarkte angestapelten Zeugen der Vergangenheit, und mit leiser Ironie behandelt er selbst diesen Hang als eine ihm eigentümliche Schwäche, während wir darin die ersten Regungen seiner später zur Kennerschaft ausgebildeten Liebhaberei für Antiquitäten und Kunstgegenstände erblicken können. Die einleitenden Betrachtungen berühren sich, wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde vgl. Teil II, S. 11 mit der „Mappe des Urgroßvaters".

Diese Liebe zu dem Urväterhausrat haben Stifter und sein Doktor Augustinus in der „Mappe" gemeinsam mit Quintus Firlein, dem Titelhelden einer Erzählung Jean Pauls vgl. Stifters sämtliche Werke, II, S. LIII. Während den Dichter die immerwährende Erneuerung der Stadt, die mit den alten Sachen auch deren Namen verschwinden läßt, nur mit Mißbehagen erfüllt, kann er auf dem Tandelmarkte seine Neigung, in dem Kram der Vorfahren zu forschen, nach Herzenslust befriedigen.

Die anschauliche Beschreibung des Marktes belebt er durch die eingeflochtene Erzählung seiner Erlebnisse auf ihm und durch allerlei als persönliche Erinnerungen eingeführte anekdotenhafte Berichte. Die mit ernsten, die Hinfälligkeit alles Irdischen darlegenden Erörterungen beginnende Skizze schließt eine humoristisch gefärbte Begründung seiner Neigung zu altertümlichen Sachen aus dem Geiste des Widerspruches, den die Vorliebe des schönen Geschlechtes für Flitter und wesenlosen Tand in ihm rege gemacht hat.

An das Ende des Buches hat Stifter seine „Wiener Salonszenen" gestellt. Aus seinen redaktionellen Aufzeichnungen geht hervor, daß ihm unter diesem Titel ein Aufsatz von Seite der Baronin Mink zugekommen war, die unter dem Namen Sephine sich als Schriftstellerin betätigte. Vielleicht sollte er zum Teil einen Ersatz für einen Beitrag Stelzhamers, „Wiener Kunst und geistiges Leben überhaupt", bilden, den Stifter zurückwies, „weil er so oberflächlich und sogar frivol gearbeitet war". Aber auch der Artikel der Baronin Mink entsprach offenbar nicht seinen Erwartungen; er selbst übernahm nun die Behandlung des Themas, das er vielleicht auch deshalb nicht beiseite lassen wollte, weil das eben erschienene Buch Kochs „Wien und die Wiener" eine ausführliche Charakteristik des gesellschaftlichen Lebens gebracht hatte. Dieses Werk bildete gewiß den Gegenstand eifriger Erörterungen in den Kreisen, in denen Stifter verkehrte. Noch mehr Anlaß zur Kritik bot Mrs. Trollope durch ihre in Briefform abgefaßten Reiseerinnerungen, die das ganze gesellschaftliche Leben einer Saison, des Winters 1836, umfassen und durch die einseitige Verherrlichung des höchsten Adels, vor allem des Hauses Metternich, und die mit Voreingenommenheit durchgeführte Entgegenstellung des Geldadels Aufsehen und Unwillen erregen mußten. Koch brandmarkt in einer Fußnote dieses Verhalten der Engländerin, „die im Mittelstande der größten Auszeichnung genoß, und die ihre Dankespflicht dadurch abtrug, daß sie ihn schmähte" (S. 368).

In eine offene Polemik sich einzulassen, lag Stifter ferne und hätte der Absicht des Werkes widersprochen; aber seinen Lesern konnte das versteckte Geplänkel der „Wiener Salonszenen" nicht entgehen. Mrs. Trollopes Darstellung erweckt den Anschein, als hätten Dichter und Schriftsteller keinen Zutritt zu der Gesellschaft gehabt. Sie war in den Wiener Salons keinem dramatischen Autor begegnet und hatte aus der Literatenwelt nur den Orientalisten Freiherrn Hammer-Purgstall und die bereits hochbetagte Karoline Pichler kennen gelernt. Der Wahr-

heit vielleicht näher kommend erklärte Koch, daß man in der Salongesellschaft des Mittelstandes in zu geringer Zahl Schriftsteller, Künstler, Staatsbeamte und Gelehrte vertreten sieht (S. 366). Bei Stifter treffen wir in der zweiten seiner „Salonszenen" zwei Dichter, die wir nach der gegebenen Charakteristik als Grillparzer und Bauernfeld erkennen können. Andere Unterschiede zwischen Stifter und seinen Vorgängern erklären sich aus den Rücksichten, die er nehmen mußte. Da er in den verschiedensten Gesellschaftsklassen vom bürgerlichen Hause bis zum höchsten Adel verkehrte, mußte er sich hüten, irgendwie zu verletzen; er verzichtet daher, die Trennung der Klassen zu kennzeichnen, und überläßt es dem Leser, den einen Salon der hohen Aristokratie, den andern dem Finanzadel zuzuweisen. Doch begnügt er sich nicht mit diesen zwei Typen, sondern umrahmt sie gleichsam durch zwei andere, den Spielsalon und den Musiksalon, die zwar schon durch ihre Namen auf ein anderes Einteilungsprinzip hinweisen, aber gewiß auch zugleich den Zweck haben, die bürgerlichen und Beamtenkreise in die „Salonszenen" einzubeziehen.

In der allgemeinen Charakteristik des gesellschaftlichen Tones stimmt Stifter mit den genannten Autoren vielfach überein. Wie Koch den Frohsinn, bezeichnet er die Heiterkeit als das grundlegende, dem Volkscharakter eigentümliche Element des Verkehres. Seine Ungezwungenheit und Natürlichkeit heben Mrs. Trollope und Koch ebenso rühmend hervor wie Stifter. Koch zieht einen Vergleich mit Paris: „Das Wiener Salonleben dem in Paris nachbilden zu wollen, ist teils nicht möglich, teils ein undeutsches Ansinnen .... Übrigens wird jeder Versuch, französische oder englische Sitten und Gebräuche in Wien einzuführen, sicher an der Volkseigentümlichkeit, die dafür nicht die mindeste Sympathie hegt, scheitern" (S. 369). Die Ursache hierfür liegt nach ihm in der Veranlagung und dem Temperament der Wienerin: „Süddeutsche Wärme hindert, daß der Bildungstrieb der Frauen eine einseitige, sie dem Leben entfremdende und ihrer Weiblichkeit zuwiderlaufende Richtung nimmt. Sie bewahren daher ganz den Reiz derselben und unterlegen ihm außerdem die Goldfolie der Geistestiefe. Daher wird der Umgang mit ihnen ungemein anziehend, leicht und genußvoll. Vergebens würde man bei der Wienerin dieser Klasse Frivolität, vergebens aber auch in ihrem Betragen eine Ankündigung dessen suchen, was ihren Wert ausmacht. Dem Rufe einer gelehrten Frau gäbe sich keine Wienerin bloß, wie sehr sie auch nach Anerkennung ihrer geistigen Vorzüge geizen sollte" (S. 367). Ganz ähnlich äußert sich Mrs.

Trollope: „Jene Art von literarischer Albernheit, welche unter den französischen Hofleuten zu Molières Zeit in Frankreich herrschte, ... hat hier keine Spuren hinterlassen .... Wenn aber die Anwesenheit einer neuen und merkwürdigen Person (lion), dieses in Paris und London so notwendige Phänomen eines Gesellschaftszimmers, hier nicht in gleicher Art erforderlich ist, werden doch die ausgezeichneten Individuen, an denen es hier zuverlässig keinen Mangel gibt, keineswegs übersehen. Ihr Erscheinen wird aber mehr mit dem warmen Gruße der Freundschaft als mit dem Anstarren der Neugierde bewillkommt" III. Band, S. 68). Damit deckt sich völlig die Charakteristik Stifters: „Bei uns ist die Sache aber auch von jeher harmloser betrieben worden, weil die deutschen und darunter wieder namentlich die Wiener Damen ... viel zuviel Gutmütigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtzentrum der Bildung und ihre Literatur für die einzige halten. Wo bei uns ein solcher Geistsalon besteht, trägt er bei weitem nicht das Gepräge eines solchen zur Schau, sondern wenn etwa der eine oder der andere gerad' Freude an geistiger Größe hat, wenn eine Dame Geschmack an Hervorbringungen des Genies findet, so geschieht es nicht, daß sie gleichsam wie ein Engländer eine Sammlung von Genies in ihren Zimmern anlegt, sondern daß sie solche, welche sie vorzugsweise liebt, in ihre Gesellschaft mischt."

Ein solches Bild bot das Wiener gesellschaftliche Leben im Vormärz. Diese Charakteristik bezieht sich aber, wenn wir davon absehen, daß Mrs. Trollope uns hier und da im unklaren läßt, welche Gesellschaft sie im Auge hat, auf den Salon des Mittelstandes, wie Koch ihn nennt, „den Geistsalon" Stifters. Hier läßt uns der Dichter am längsten verweilen und gibt uns auch bestimmte Silhouetten, die zu Deutungsversuchen anregen. Wie wir unter den Gästen des Hauses Grillparzer und Bauernfeld zu erkennen vermögen (vgl. Anmerkungen zu Teil VI), so erblicken wir in der ältlichen Frau des Hauses, die ein Schöngeist ist, geistreiche Augen hat und doch zugleich das Hausmütterchen verrät, die Baronin Henriette Pereira-Arnstein. Ihre Zeichnung deckt sich im wesentlichen mit der von Mrs. Trollope gleichfalls ohne Nennung des Namens gegebenen: „Sie ist bereits Großmutter .... Ihre zarte Gestalt ist so anmutig wie nur immer die Jugend selbst, und ihre Augen haben einen Ausdruck von Sanftmut und Verstand, dessen ich mich lange mit Wonne erinnern werde" (II. Band, S. 85). Freilich hebt dieser Bericht als den Haupt-

eindruck ihre Eleganz hervor und verschweigt den hausmütterlichen Zug. Wir wissen, daß Grillparzer und Bauernfeld als intime Bekannte in dem Hause Pereira verkehrten, das durch lange Zeit einen Sammelpunkt der Schriftsteller und Künstler bildete, daß Stifter gleichfalls diesem Kreise angehörte, und wir können die Treue dieser Szene nachprüfen, in der nur noch „der Mann des Gesanges, dessen Amt weit von aller Musik entfernt ist", einer befriedigenden Deutung harrt.

Viel allgemeiner hält Stifter die Charakteristik des Salons der hohen Aristokratie, und daher kann er es wagen, den in ihren Kreisen üblichen Verkehr einer leisen Kritik zu unterziehen, wenn er auch anderseits den Vorwurf der Langweile geschickt abzuwehren weiß. Es ist interessant, zu sehen, wie das Benehmen der Gäste dieses Salons den Ansichten Goethes über echte Vornehmheit entspricht. In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (V. Buch, Kapitel 16) sagt Serlo: „Der vornehme Anstand ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist und eine lange anhaltende Übung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt; denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches, stolzes Wesen; man soll .... sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen, wie es will .....: so soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt sein, immer als der erste erscheinen und sich nie als ein solcher aufdringen." Stifter schildert zunächst den Eindruck, den die der Gesellschaft eröffneten Räume auf ihn machten: „Nichts auffallend, alles zusammenstimmend, alles bloß negativ, fast wie die Menschen, die sich da drängten" und kennzeichnet die in dieser Umgebung sich bewegenden Leute: „Das Benehmen aller dieser Menschen war gelassen und harmonierend, frei und präzis ... Keiner galt, sondern es galten nur alle — darum waren eben auch alle bei allen ..... Ich gestehe, ich hatte damals auch bittere Langeweile, weil ich nicht ahnete, daß Menschen, die alles gesehen, alles erlebt, alles genossen haben, anders konversieren als andere, und weil ich nicht wußte, daß sie das Außerordentliche im Guten wie Bösen glatt und gelassen tun, nicht mit dem Sturm der Gefühle, mit denen ich es in meinen jungen Jahren getan hätte, wenn mir die Aufgabe wäre zuteil geworden." Sachlich stimmt damit auch das Urteil von Alexis (S. 394 und Koch (S. 372) überein.

Die Zusammensetzung dieser Gesellschaft kritisiert Koch; er vermißt in ihr Gelehrte und Künstler, hebt aber hervor, daß

der Adel selbst diesen Mangel fühle und bemüht sei, ihm abzuhelfen. Stifter vermeidet eine derartige Kritik, überträgt jedoch den von Koch gegen die Salongesellschaft des Mittelstandes erhobenen Vorwurf der Langweile auf den Salon des hohen Adels, allerdings, um ihn abzuschwächen, und nähert sich, wenn er von den „glatten Menschen" spricht, „die sich nichts sagen, als was jeder schon tausendmal gehört hat und was jedem schon tausendmal geschmeichelt hat", der Darstellung der Mrs. Trollope, die sich die Leichtigkeit der Unterhaltung als einen Ausfluß „der leichten und liebenswürdigen Gewandtheit" zurechtlegt, „womit die tägliche Routine eines heiteren, aber einförmigen Daseins für angenehm gilt", und auch den Eindruck empfangen hat, daß „jedes Individuum sicher ist, nichts und niemand zu finden, das und den man hier nicht schon jeden Abend in der ganzen Saison gefunden hätte" (III. Band, S. 68). Hingegen unterläßt es Stifter, die innerhalb dieser Klasse vorhandene Spaltung zu erörtern, während Mrs. Trollope die Exklusivität der obersten Klasse, die sich selbst la crême oder mit einer Steigerung la crême de la crême nennt, an einigen drastischen Beispielen veranschaulicht und auch Koch die Koterien als eine allen Ständen gemeinsame Eigentümlichkeit der Wiener Gesellschaft nachweist: „So bestehen zum Beispiel im hohen Adel mehrere Koterien, die sich zwar gegenseitig nicht ausschließen, dennoch aber eine selbständige Stellung einander gegenüber einnehmen" (S. 359). Vermutlich hat Stifter mit diesem Salon den der Fürstin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, geschildert, bei der ihn die Baronin Mink, die eifrige Förderin seines Talentes, eingeführt hatte. Im „Nachsommer" verewigte Stifter das Andenken an diese edle Frau und lieferte zugleich eine Art Ergänzung zu diesem Kapitel der „Wiener Salonszenen": „In hohen Ständen sah ich junge Leute, namentlich bei der Fürstin war das der Fall, welche jenes Benehmen, das mir sonst so hoch über mir schien, nicht hatten, sondern sich einfach und wenig vortretend gaben, höflich und nicht linkisch waren und an das Wort, das ich öfter in meiner Jugend gehört, aber falsch verstanden hatte, ‚ein junger Mann von guter Erziehung', erinnerten" (II. Band, S. 278). Auch den Spielsalon gestaltete Stifter wahrscheinlich nach eigener Erfahrung und versetzte sich dabei in jene Zeiten zurück, da er als Vertrauensmann der Parteien Zeuge der Herzensbündnisse war, die sich in einer lauschigen Ecke des Salons knüpften, während die Spielwut Väter und Mamas an die grünen Tische gebannt hielt. Humoristisch behandelt er auch

den Musiksalon des Herrn Quänger, der vielleicht in dem Dichter Castelli sein Urbild hat (vgl. Anmerkungen zu Teil VI). Aber hier artet die Charakteristik manchmal zur Karikatur aus und läßt dadurch der Vermutung Raum, daß Jean Pauls und E. T. A. Hoffmanns Zeichnung musikausübender Sonderlinge den Dichter mehr beeinflußte als persönliche Erfahrungen.

Polemik und Satire hielt Stifter fern, wenn er befürchten mußte, eine bestimmte Gesellschaftsklasse zu verletzen. Am Schluß der Skizze kritisiert er jedoch den Salon, der keinen anderen Zweck verfolgt als eine Schaustellung von Putz und Schmuck oder den gemeinen Tratsch, und an anderen Stellen machte er aus der Gegnerschaft gegen den Geist seiner Zeit kein Hehl. Eine Reihe subjektiver Bekenntnisse erhöht unser Interesse an den „Wiener Salonszenen". Der übertriebene Kultus der Persönlichkeit erhält einen Seitenhieb: „Diese Ichs renommieren heutzutage so sehr in der Gesellschaft und in der Literatur, daß man oft in einem Buche vor lauter Autor gar nicht zu dem Stoffe gelangt." Vielleicht dachte Stifter dabei an Saphir, dessen aufdringliches Literatentum ihm gewiß ebenso in der Seele zuwider war wie dem ungenannten Verfasser des Artikels „Wir oder ich, eine kritische Analyse für die kritisierende Jugend" in Pietznigks Mitteilungen 1837 S. 159, der sich folgendermaßen über den Schriftstellerdünkel äußert: „Die meisten Kritiker minorum gentium haben in unseren Journalen einen Ton angenommen, der zum mindesten langweilig und lächerlich ist. Allenthalben produzieren sie sich selbst und ihre Verhältnisse, glauben, der Leser, der eine Kunstansicht, ein Urteil zu erwarten berechtigt ist, interessiere sich für solche Minauderien. Ich will es offen gestehen, daß diese Manie namentlich seit der Wiederankunft Saphirs in Wien grassierend um sich gegriffen hat. Saphir ist der Gründer dieses Individualismus in der Kritik."

Ebenso richtet sich gegen Literatur und Gesellschaft Stifters Befehdung der Vorherrschaft der französischen Sprache. Darin stimmt er mit Koch überein, der die Sitte des Französisch- oder Englisch Redens unter Einheimischen als eine platte Nachäfferei des Adels brandmarkt. Zugleich setzt sich Stifter mit warmer Begeisterung für ein über die Kreise der Gelehrten hinaus verbreitetes Studium der griechischen Sprache und Literatur ein: „Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß nicht sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter imstande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen."

Die Wiener Kritik bereitete dem Werke eine wohlwollende, zustimmende Aufnahme (vgl. Humorist Nr. 186, 3. August 1844, S. 744; Sonntagsblätter, III. Jahrgang, Nr. 33, 18. August 1844, S. 775); nur Schmidl erhob in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" (II. Jahrgang, 5. Juli 1845, Nr. 80) in einer im übrigen gleichfalls sehr anerkennenden Besprechung den Vorwurf, man erhalte durch das Buch den Eindruck, als entbehre das Wiener Leben wirklich alles Ernstes, aller Tiefe und der geistigen Innerlichkeit.

Schriften über Literatur.

Zum Journalisten und Feuilletonisten war Stifter nicht geboren; er verabscheute es auch, auf dem geräuschvollen Literatenmarkt als Anwalt seiner eigenen Sache aufzutreten oder ihre Gegner und den Geschmack seiner Zeit zu befehden. Nur in Briefen, besonders in den an Heckenast gerichteten, läßt er seinen Unmut laut werden, seltener seine Zustimmung oder Begeisterung für eine Dichtung, denn dazu fand er nicht oft Anlaß. Dennoch trug er sich öfters mit der Absicht, in Aufsätzen Fragen, die ihn beschäftigten, zu erörtern. So kündigt er Heckenast am 17. Juli 1844 für einen Band „Vermischter Schriften" zwei Aufsätze, „Über das Schöne" und „Über Politik in der Poesie", an (Sämtliche Werke XVII, S. 121), und schon mehrere Jahre, bevor seine ersten Erzählungen erschienen, ging er mit dem Plane um, einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" zu antworten, der die Wiener Kunstausstellung des Jahres 1836 kritisiert, zu Stifters Entrüstung keine andere Kunst gelten ließ als die christlich-katholische und Maler vom Rufe eines Amerling bloß als „Genremaler" behandelte (an Sigismund Freiherrn von Handel, Sämtliche Werke XVII, S. 51, 17. Juni 1836). Aber erst elf Jahre später begegnen wir Stifter als Kritiker in der „Allgemeinen Zeitung".

Die Kunst- und Literaturbriefe aus Wien (Beilage der „Allgemeinen Zeitung", 6. September 1847) sind veranlaßt durch eine Aufforderung des Redakteurs der „Allgemeinen Zeitung", Aurelius Buddeus. Die feinfühlige, von echter Begeisterung erfüllte Besprechung von Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann" bezeugt, daß Stifter in Grillparzer einen Verwandten seines Geistes erkannte. Wahl und Behandlung des Stoffes rücken tatsächlich diese Novelle in die unmittelbare

Nachbarschaft der Kunst Stifters, der sich gerade damals, durch die Angriffe Hebbels und mancher Rezensenten seiner „Studien" gereizt, der Eigenart seines Talentes deutlicher bewußt wurde und in dieser Besprechung sein ästhetisches Glaubensbekenntnis niederlegte. Von der Dichtkunst auf die bildende Kunst übertragen, kehrt es in späteren Schriften wieder.

Grillparzer bedurfte nicht erst dieser Manifestation seines Erzählertalentes, um sich Stifters Verehrung zu gewinnen; er besaß sie schon lange. Eine 1836 an Adolf Freiherrn von Brenner gesendete Kritik der „Griseldis" von Halm schließt Stifter mit dem wiederholten Ausrufe „O Grillparzer!", und in den „Wiener Salonizenen" huldigt er öffentlich, wenn auch ohne den Namen zu nennen, seinem Genius. Grillparzer hielt seinerseits dem jüngeren Dichter gegenüber mit seiner Anerkennung nicht zurück, und vermutlich bezieht sich Stifters Meldung an Heckenast am 1. Dezember 1847: „Grillparzer hat mich dieser Tage unendlich aufgeheitert und beglückt" (Sämtliche Werke XVII, S. 245) auf den Dank, den der Verfasser des „Armen Spielmann" seinem Rezensenten gezollt hat.

Auch ihre politischen Ansichten mußten sie um diese Zeit als wesentlich übereinstimmend erkennen. Sie trafen einander in dem sogenannten „Österreichischen Vorparlament", dem Kreise freiheitlich gesinnter Männer, den der spätere Minister Anton Freiherr von Doblhoff im Winter 1847 um sich versammelte, und dem unter anderen auch Ernst von Feuchtersleben angehörte vgl. Grillparzers Gespräche, III. Band, S. 385, Schriften des literarischen Vereins in Wien, Band VI. Und als im nächsten Frühjahre die Stürme der Revolution das morsch gewordene Gebäude der Staatskunst Metternichs erschütterten, fühlten sich beide gedrängt, ihre warnende Stimme zu erheben, und erlebten bald darauf, da ihre Befürchtungen sich bestätigten, denselben Übergang von Begeisterung zu Ernüchterung, Enttäuschung und Verzweiflung angesichts der heillosen Verwirrung der öffentlichen Meinung.

Grillparzer und Stifter erwählten sich als Organ, um zum Volke zu sprechen, die „Konstitutionelle Donau-Zeitung", die am 1. April 1848 zu erscheinen begann. Sie brachte in ihrer ersten Nummer Grillparzers Gedicht „An mein Vaterland", das Österreich auf seinen neuen Wegen begrüßte, aber auch eine deutliche Warnung vor dem wüsten Demagogentum enthielt, das in anderen Ländern sich bereits breitgemacht hatte.

Und in der nächsten Nummer trat Stifter mit seinem Artikel: „Über Stand und Würde des Schriftstellers"

auf den Plan (Nr. 2, 7; S. 14—15, 55—56, 2. und 7. April). Der „Wien im März 1848" datierte Artikel geht in seinen Keimen wohl in frühere Zeiten zurück. Schon 1845 nimmt Stifter, durch eine absprechende Kritik der ersten zwei Bände der „Studien" in den „Grenzboten" veranlaßt, in einem Briefe an Heckenast zu dem „Jungen Deutschland" Stellung, verurteilt die „einer Schattierung desselben" innewohnende Tendenz, „die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur zu mischen", und bekennt sich zur Ansicht, „daß das Schöne gar keinen Zweck habe als schön zu sein, und daß man Politik nicht in Versen und Deklamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung, die man sich vorher aneignet, und durch zeitbewußte Taten, die man nachher setzt, seien sie in Schrift, Wort oder Werk. Solche Taten dann, die aus der Wärme des Herzens und aus der Kompetenz des Kopfes hervorgehen, werden jederzeit ein Gutes stiften, wenn sie auch ohne sichtbare unmittelbare Folge bleiben" (Sämtliche Werke XVII, S. 131, 9. Januar 1845). Wir entnehmen daraus, was Stifter mit den schon ein Jahr früher seinem Verleger angekündigten Artikeln „Über das Schöne" und „Über Politik in der Poesie" bezweckte.

In dem Artikel der „Donau-Zeitung" verlangt Stifter, der in den Jahren seines aufsteigenden Ruhmes die Anforderungen an sich selbst steigerte, von dem Schriftsteller: Begabung, weitgehende Erfahrung verbunden mit umfassender, gründlicher Bildung und das Streben nach Reinheit und Vollkommenheit des Charakters. Er erwartet, daß ein Schriftsteller „alle Kräfte der Menschheit in Blüte" besitzt; das bedeutet eine Steigerung der an den Menschen gerichteten Forderung Herders, alle Kräfte zu bilden, die ihm verliehen sind, einer Forderung, die Stifter im „Hagestolz" gleichfalls aussprach (vgl. Teil III, S. 16) und noch nachdrücklicher im „Nachsommer" (II, S. 57) begründet. Unter den Bildungsquellen stellt Stifter die Geschichte allen voran; auf sie als „die einzige Lehrerin menschlicher Dinge" verweist er auch in späteren Artikeln. Auch als Poet bevorzugt er um diese Zeit historische Stoffe. 1847 beschäftigen ihn zum erstenmal die Vorarbeiten zu einem historischen Romane, aus denen „Witiko", sein letztes Werk, erwuchs, und im „Nachsommer" bezeichnet er Geschichte als „die gegenständlichste Dichtung" (II, S. 55). Wie Stifter, so fordert ein wenig später Feuchtersleben in dem Aufsatze „Eine Stimme aus dem Volke", den die „Konstitutionelle Wiener Zeitung", die Nachfolgerin der nach kurzem Dasein eingegangenen „Donau-Zeitung", am

2. Juli 1848 veröffentlichte, zur Beherzigung der Lehren der Geschichte auf. Und wie Feuchtersleben in vielen seiner „Aphorismen" sich gegen die abstrakte Philosophie ausspricht, so will auch Stifter nur die praktische Philosophie gelten lassen, „die in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt", und vertritt diesen Standpunkt noch im „Nachsommer" durch den Freiherrn von Risach, der „nicht gar sehr viel" auf die Philosophie hält, „wenn sie in ihrem eigenen Gewande auftritt und sich zuviel mit der Natur abgegeben hat, als daß er auf lediglich Abhandlungen ohne gegebener Grundlage viel Gewicht legen könnte". Eigener Vorliebe folgt Stifter, wenn er auch das Studium der Naturwissenschaft dem Schriftsteller zur Pflicht macht. Wichtiger jedoch als die Aneignung positiver Kenntnisse erscheint Stifter die Entwicklung des Charakters; er hält sie für notwendig, weil der echte Künstler in seinem Werke seine Innerlichkeit offenbart. Hiefür beruft sich Stifter mit einem Zitate, das übrigens der Richtigstellung bedarf, auf die auch sonst von ihm herangezogene „Vorschule der Ästhetik" von Jean Paul (vgl. Anmerkungen zu Teil VI). Wenn er nur „dem aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillenden lebendigen Strome" die Fähigkeit, wieder Leben zu erzeugen, zuerkennt, erinnern wir uns an Fausts Gespräch mit Wagner, und ein wenig später sehen wir unseren Autor, wenn er die verderbliche Wirkung von Werken erörtert, denen die letzte Weihe des Charakters fehlt, auf Schillers Pfaden wandeln, der an Bürgers Poesie diesen strengen Maßstab angelegt hatte. „Alles, was der Dichter uns geben kann," sagt Schiller, „ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren." Auch der alte Goethe hat in seinem denkwürdigen Vermächtnis an junge Dichter diese Forderung gestellt: „Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen: denn sie sind an mir gewahr geworden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken muß, indem er, gebärde er sich, wie er wolle, immer nur sein Individuum zutage fördern wird .... Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens." „Noch ein Nachwort für junge Dichter." Auf ihn beruft sich Feuchtersleben in dem der Lyrik gewidmeten Kapitel seiner Revue über „Moderne poetische Literatur": „Mög-

lichste Läuterung und Bildung des Subjektiven also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche unsere Zeit an den Strebenden stellt; überall heißt es: bilde dich aus!" (Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie, Neue Ausgabe, Wien 1841, S. 52.) Als Lehrer, Führer, Freund des Menschen, als Dolmetsch und Priester des Höchsten bezeichnet Stifter hier den Schriftsteller, wie auch sonst öfters den Dichter und den Künstler. Dem Stande der Schriftsteller die ihm zukommende hohe Stelle zu wahren, soll die Aufgabe eines Bundes der Edlen und Großen sein, die wie „durch ein unsichtbares Ehrengericht" alles Unehrenhafte in Acht und Bann tun. Diese utopische Idee erinnert an die von Herder vorgeschlagenen Mittel, dem Unheil, das die Buchdruckerei angerichtet hat, zu steuern: „Es ist bessere Erziehung, die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt; und ein stiller Bund aller Guten untereinander, nichts Unwürdiges zu verbreiten oder zu loben" (Briefe, die Beförderung der Humanität betreffend, 7. Fragment: Schrift und Buchdruckerei, Nr. 96).

Schriften über Politik.

Das „Lebensbild" hat den Anteil dargelegt, den Stifter an der Neugestaltung des öffentlichen Lebens genommen hat. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er in Linz, wohin er sich zu Anfang Mai 1848 begeben hatte, die Vorgänge in Wien, und die Briefe an Heckenast aus diesem und dem folgenden Jahre spiegeln die Stimmungen wider, die ihn überkamen, als er sehen mußte, wie Unverstand und Leidenschaft die eben erst errungenen Güter gefährdeten. Schon 1845 hatte er unter Berufung auf seine staatswissenschaftlichen Studien und die Lektüre politischer Journale seinem Verleger gegenüber die Möglichkeit erwogen, „mit seinen Kenntnissen über Staatswesen seinem Vaterlande zu nützen". Nun drängten die Ereignisse des Jahres 1848 diesen Plan wieder in den Vordergrund. „Das wenige, was ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, möchte ich gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen" (Sämtliche Werke XVII, S. 255, an Heckenast, 25. Mai 1848). Er bezeichnet sich als „Mann des Maßes und der Freiheit", „Charakter" als „das, was uns durch das ganze

deutsche Land not tut", erklärt die unreifen Politiker für die größten Schadenstifter und beruft sich auf einen Ausspruch, den er dem Dichter Zedlitz gegenüber getan hat: „Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journalisten und Professoren." „Das Ideal der Freiheit" sieht er „auf lange Zeit vernichtet" und nur von der Erziehung und Bildung des Volkes erwartet er eine Rettung; denn wie Schiller in der ästhetischen Erziehung des Menschen die Bedingung für seine politische Reife sah, so hält auch er die sittliche Freiheit für die Grundlage der staatlichen Freiheit (vgl. die Briefe an Heckenast vom 25. Mai 1848 bis 4. September 1849). Wir sehen, wie Stifter seinem Wesen gemäß den Weg von der Politik zur Erziehung und zu dem Unterrichte fand, und gewinnen dadurch zugleich das Verständnis für die Serie von 24 Artikeln, die er im Jahre 1849 im „Wiener Boten" veröffentlichte, an dessen Redaktion er vom 1. Juni an selbst beteiligt war. Diese Volksbelehrungen setzen mit der Behandlung der Frage: „Was ist Freiheit?" ein, erörtern die Mittel, um die Wahl der Volksvertreter vor schädlichen Einflüssen sicherzustellen, und führen durch Betrachtungen „Über unsere gegenwärtige Lage" und „Über den sittlichen Verfall der Völker" auf das Hauptthema über, bei dem Stifter am längsten verweilt, auf die Schule. Hier folgt Stifter der Führung Herders, dessen Humanitätsideal auch ihm vorschwebt, wenn er es für die heiligste Pflicht des Staates erklärt, die Erziehung seiner Bürger, „die sogenannte Menschwerdung im Menschen", in die Hand zu nehmen. Nirgends zeigt sich bei Stifter ein so inniger Anschluß an die Hauptwerke Herders, die „Ideen" und die „Briefe", wie in diesen dem Schulwesen gewidmeten Artikeln. Daneben tritt deutlich die Übereinstimmung mit den Anschauungen hervor, von denen sich Feuchtersleben während der kurzen Dauer seiner Amtsführung im Unterrichtsministerium leiten ließ, als er das große Werk der Reform des Unterrichtes in Angriff nahm, und mit ihm, der gleichfalls ein gründlicher Kenner und begeisterter Verehrer der Schriften Herders war, ist Stifter auch einig in der Stellung zum Hauptprobleme der Zeit. Das ergibt sich aus den nahen Beziehungen zwischen dem Artikel Feuchterslebens „Eine Stimme aus dem Volke" (Sämtliche Werke, hsg. von Hebbel, VII, S. 374 ff.) und den drei der „Freiheit" gewidmeten Artikeln, die unsere Ausgabe zum Abdruck bringt.

Zunächst sucht Stifter, der seinen Ausführungen noch mehr als Feuchtersleben den Ton volkstümlicher Belehrung gegeben hat, den Begriff der Freiheit zu bestimmen; deshalb geht er

in dem Artikel „Was ist Freiheit“ („Der Wiener Bote“ Nr. 82, 22. Mai 1849) von dem Mißbrauch aus, der mit dem Namen der Freiheit getrieben wird, und stellt die unheilvolle Verwirrung der Meinungen fest: „Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß unter Hunderten, die das Wort aussprechen, kaum einer ist, der weiß, was das ist.“ Ebenso erklärt Feuchtersleben, der als „ruhiger Beobachter der konstitutionellen Entwicklungen“ die Hemmungen des Fortschrittes darlegen will, für die erste Bedingung zur Lösung einer Aufgabe, daß man sie verstehe, und findet diese Forderung „dem ersten, obersten, wichtigsten Begriff“ gegenüber nicht erfüllt: „Freiheit! Großes, heiliges Wort, in dem das Palladium unserer Hoffnungen liegt. Wie viele verstehen, wie viele sprechen dich im wahren Sinne aus!“ (Werke VII, S. 381). — Feuchtersleben erfaßt die Aufgabe der Zeit im Sinne der Humanitätslehre Herders: „Durchdringt euch in einsamer Stille zuvörderst mit dem vollen, großen Gedanken: Bestimmung der Menschheit als Zweck! Vollendung des inneren und äußeren Lebens der Staaten als Mittel“ (S. 377). Auch Stifter erkennt angesichts des Strebens vieler, alle Schranken niederzureißen und zügellose Willkür für Freiheit auszugeben, nur eine Gleichheit der Menschen an, die in der gemeinsamen „Pflicht, immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden“, begründete. Und wie Feuchtersleben „nicht Erweiterung von Einzelinteressen, sondern Aufopferung derselben an das Gesamtinteresse des Ganzen“ für die höchste Freiheit hält, hat Stifter wenige Wochen vor dem Erscheinen des Artikels „Eine Stimme aus dem Volke“ in einem Briefe an Heckenast die Freiheit als den Probestein der Charaktere bezeichnet: „Sie macht allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, ja bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich“, und in demselben Sinne erklärt er auch in dem ersten Artikel des „Wiener Boten“: „Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung, die Bändigung der Begierden.“

Auch der zweite Artikel „Wie wird die Freiheit eingeführt?“ (Nr. 83, 23. Mai 1849) berührt sich mit dem Aufsatze Feuchterslebens. Stifter, der ebenso wie Schiller und Wilhelm von Humboldt in dem Schutz der persönlichen Sicherheit und Freiheit des einzelnen den Hauptzweck des Staates erkennt, erblickt in den Gesetzen und Gerichten die Mittel, den Bürgern diese Freiheit zu wahren, die allen im gleichen Maße zukommt und allein in der ungehinderten „Ausführung der guten Taten“ besteht. Ebenso

sagt Feuchtersleben, offenbar durch die Lehren Kants beeinflußt: „Freiheit aller ist eben das Prinzip, welches die scheinbare Freiheit des einzelnen beschränkt. Keiner kann völlig frei sein, wenn es auch der andere sein soll... Freiheit ist also nichts anderes als ein Zwang, den sich der einzelne für das Ganze selbst auferlegt", und wiederholt mit den Worten: „Im Gesetze liegt die Freiheit" (Werke VII, S. 382) den Ausspruch Goethes: „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Stifter betont, daß gerade in den freiesten Staaten die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen ist, und verweist hiefür auf England. „Ein fleißiges Studium der Engländer" bezeichnete er schon früher in einem Briefe an Heckenast neben „Überwachung seiner selbst und Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte als die Mittel, den langen Weg abzukürzen." Auch hierin stimmt er mit Feuchtersleben überein, der die Einführung eines geregelten parlamentarischen Verfahrens nach dem Vorbilde der Engländer empfiehlt: „Gehet nach England, lernt dort in den Klubs und Meetings bis auf die spielendsten herab, wie man Besprechungen organisiert. Und vollends in Epochen des konstitutionellen Werdens, des Überganges in den neuen Zustand, wie bei uns, ist gerade das der wichtigste Punkt" (S. 396). Es erscheint übrigens bemerkenswert, daß Mrs. Trollope in den Kreisen, in denen sie in Wien verkehrte, eine genaue, mit tiefem Verständnis verbundene Kenntnis der politischen Zustände Englands gefunden hat („Wien und die Österreicher" II, S. 258).

In dem dritten Artikel beantwortet Stifter die Frage: „Wer sind die Feinde der Freiheit?" (Nr. 86, 26. Mai 1849.) Er erblickt sie in allen, die ihre Begierden und Neigungen nicht bezähmen können oder aus dem Umsturz der bestehenden Ordnung persönliche Vorteile zu ziehen hoffen. Auch hier spricht Stifter Erfahrungen aus, die er bereits in den ersten Monaten nach dem Ausbruch der Revolution gemacht und seinem Verleger mitgeteilt hatte: „Betrübend ist die Erscheinung, daß viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden. Das ist der große Unterschied: aus Gehorsam gehorchen oder aus Achtung vor dem Gesetze." Ebenso charakterisiert Feuchtersleben in seinem Artikel die unlauteren Motive der Bewegung: „Sie nennen die Freiheit und meinen dabei im Herzen (oft ohne es zu wissen) die Herrschaft, die ihre nämlich." Daß die in dieser Zeit gewonnenen Eindrücke nachhaltig auf Stifter wirkten, bezeugt uns sein Roman „Der Nachsommer"; denn auch hier nimmt er An-

laß, diese Sorte von Leuten zu brandmarken: „Dann ist noch eine eigene Gattung, welche immer von dem öffentlichen Wohle spricht. Das sind die, welche mit ihren eigenen Angelegenheiten in Unordnung sind ... Und da liegt es ihnen als Ausweg neben der Hand, den öffentlichen Zuständen ihre Lage schuld zu geben .... In Zeiten der Verirrung sind diese Menschen die selbstsüchtigsten und oft auch grausamsten." (I, S. 18.) Wie Feuchtersleben dazu auffordert, die Geschichte zu befragen, welche Früchte den Völkern aus unreifen Schritten, aus Täuschungen und selbstsüchtigen Kämpfen erwachsen sind, so ruft Stifter am Schlusse seines Artikels noch einmal die Geschichte als Warnerin auf und sieht in der Militärherrschaft und dem Bürgerkriege die gewöhnlichen Folgen der Revolutionen. Auch Feuchtersleben erörtert sie und hat in den Umtrieben bei Wahlen und Petitionen den Keim zur Reaktion erkannt, „da durch sie das noch anarchisch schwankende, geängstete Volk gleichsam gezwungen wird, zur Regierung zurückzuflüchten, um Ruhe und Sicherheit, sei es, um welchen Preis, zu erkaufen" (S. 386).

Schriften über Kunst.

Wir wissen, daß Stifter sich noch um die Mitte der vierziger Jahre in erster Linie als Maler bezeichnete und seine Dichtungen nur als ein Nebenwerk gelten lassen wollte. Die uns erhaltenen Gemälde Stifters stammen größtenteils aus der Zeit vor 1845; von da an tritt die Dichtkunst in den Vordergrund, und nach seiner Einsetzung in Amt und Würden entstehen in langsamer, oft unterbrochener Arbeit nur wenige Gemälde. Aber nie erkaltete die seinem Herzen in frühen Jahren eingepflanzte Liebe zur Kunst. Sie fand ihre Befriedigung nicht in eigener Produktion, sondern in dem verständnisvollen Genießen der Arbeiten anderer Künstler, in dem Drange, auch den Alltag und das häusliche Leben durch Kunst zu verklären, in den Mitmenschen das Verständnis für echte Kunst zu erschließen oder zu vertiefen, die Künstler zu belehren und so die Kunst selbst in richtige Bahnen zu lenken. Hiebei wirkten in ihm die Anregungen fort, die er in Wien durch das Studium der Kunstsammlungen und den Verkehr mit Künstlern empfangen hatte. Schon in Wien war Stifter als Kunstkritiker tätig. Die Absicht, als Rezensent im Kunstfache aufzutreten, reicht um zwölf

Jahre über ihre erste Verwirklichung zurück, die in den „Kunst- und Literaturbriefen aus Wien" vorliegt. Von dem Scheitern seines Planes, Vorlesungen über Ästhetik zu halten, haben wir bereits im „Lebensbilde" gesprochen.

In Linz veröffentlichte Stifter in der „Linzer Zeitung" Berichte über die Ausstellungen des „Obderennsischen Kunstvereins", die den ausgestellten Gemälden, häufig mit allgemeinen Betrachtungen einsetzend, eine genaue, streng sachliche Kritik widmen. Diese Artikel hat Adalbert Horcicka mit den Berichten an die Zentralkommission für Erhaltung der Baudenkmale, die Stifter in seiner Eigenschaft als „Konservator" verfaßte, und mit anderen Artikeln, die der Erhaltung und Wiederherstellung von Kunstdenkmälern in Oberösterreich galten, zu einem stattlichen Bande (Stifters sämtliche Werke XIV, LXXII und 403 Seiten) vereinigt, dessen Inhalt uns erkennen läßt, mit welcher liebevollen Hingabe Stifter das Amt eines Kritikers versehen hat. Mehr als 250 Werke von Künstlern aus Österreich, Deutschland, Belgien und Holland hat Stifter in den Jahren 1853—1868 besprochen. Die wenigen Proben, die unsere Ausgabe bringt, dürften hinreichen, um Stifters Verhältnis zur Kunst zu charakterisieren. Daß es im wesentlichen keine Wandlungen erfahren hat, lehrt die wiederholte Darlegung derselben Ideen in den allgemeinen Erörterungen über Kunst, die wir in der Auswahl zum Abdruck bringen.

Die Kunst erklärt Stifter hier wie früher in den „Zwei Schwestern" für das Höchste nach der Religion: sie stellt das Göttliche im Gewande des Reizes dar. Der griechischen Kunst gebührt die erste Stelle. In ihren einfachen, naiven, reinen Werken ist der feinste Sinn vollendeter Menschlichkeit ausgesprochen. Zu dieser Vollendung befähigte die Griechen ihr Sinn für Schönheit, ihr Gefühl für Gesetz und Maß überhaupt. Diese Verherrlichung der griechischen Kunst, die im „Nachsommer" wiederkehrt, entspricht völlig ihrer für die klassizistische Auffassung der Antike bezeichnenden Charakteristik durch Herder, der in den „Briefen, die Beförderung der Humanität betreffend" die griechische Kunst eine Schule der Humanität nennt und wie Stifter im Sinne der Griechen gegen seine Zeit den Vorwurf der Barbarei erhebt: „Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die Menschheit im Menschen. Und wodurch kamen die Griechen zu diesem allem? Nur durch ein Mittel, durch Menschengefühl, durch Einfalt der Ideen und durch ein lebhaftes Studium des wahrsten, völligsten Genusses, kurz durch Kultur der Menschheit. Hierin müssen wir alle Griechen werden, oder

wir bleiben Barbaren." Darin stimmt mit Herder auch Feuchtersleben überein, der in seinen „Elementen der künstlerischen Komposition" erklärt: „Wenn wir die Antike nachahmen wollen, müssen wir nicht nachahmen, was die Griechen gemacht haben, sondern fragen, wie sie dazu gekommen sind, es zu machen" (Beiträge zur Kunst- und Lebenstheorie S. 299). Ebenso verdammt Stifter die sklavische Nachahmung der Griechen und verlangt, wieder mit Feuchtersleben übereinstimmend, daß der Künstler aus der Fülle seines reichen Innern heraus schaffe.

Das Göttliche liegt in der Natur und ihren Gestaltungen, und der wahre Künstler bringt es ohne Wissen in sein Werk. Daß die Seele des Künstlers aus dem Werke spricht, erscheint Stifter wichtiger als die Beherrschung aller technischen Mittel. Deshalb bewundert er „trotz bedeutender Arbeitsfehler die altdeutschen (oder, wie er im „Nachsommer" sagt, mittelalterlichen) Gebilde", worunter er die Werke der Gotik versteht, die für ihn gleichbedeutend ist mit der deutschen Kunst des Mittelalters. Und daraus erklärt sich auch seine Abneigung gegen Künstler, die von außen etwas in ihr Werk hereintragen, zu denen er in einem Briefe an Geiger (Briefe, hsg. von Aprent, II, S. 139, 24. Dezember 1856) auch Kaulbach rechnet, dessen „symbolisierende Art" ihm von der wahren Kunst abzuführen scheint.

Mit dieser Auffassung der Kunst hängt seine Ansicht über die Wahl des Stoffes eng zusammen. Darüber äußert sich der Dichter in einem Briefe an Ottilie Wildermuth: „Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht. Oder ist der Elefant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Gestalt riesenhaft ist, aber nicht modelliert, ist sie schön? In der Zeit der Kunstverderbnis und der Ohnmacht steckt man sich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch" (Briefe II, S. 43, 8. Februar 1854). Hierin stimmt Stifter mit Jean Paul überein, auf dessen „Vorschule der Ästhetik" er sich mehrmals beruft. Immer wieder betont Stifter, daß gerade die größten Künstler die einfachsten Stoffe wählen und Afterkünstler die großen Stoffe, hinter denen sie sich unbewußt verbergen. Einfache Stoffe, mit einfachen Mitteln dargestellt, begegnen uns ja auch in Stifters Dichtung; auch als Poet verschmäht er das Haschen nach Effekt und die Anwendung der diesem Streben dienenden Mittel, wie er dies bei dem Maler und seinem Werke verpönt. Deshalb liebt er die Griechen, da sie „in der bildenden Kunst das Einfachste

wählten, freilich aber mit einem Reichtum der Vollendung ausführten", und darin findet er auch die Tatsache begründet, daß im Gegensatz zu der neueren Richtung seiner Zeit die älteren Landschafter sich nicht an die Alpen heranwagten.

Naturtreue erscheint Stifter als das oberste Gebot der Kunst: „Ist nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten? Ahmt die Kunst Teile der Welt nach, so muß sie dieselben den wirklichen so ähnlich bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muß den höchsten Realismus besitzen." Dieser 1867 von Stifter vertretene Standpunkt deckt sich mit seiner schon zwanzig Jahre früher in dem „Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge aus Ästhetik" ausgesprochenen Ansicht: „Wenn der Mensch etwas Schönes darstellen will, ahmt er Teile der Schöpfung nach, des Schönsten, was in Erscheinung kommt, gleichsam der sichtlichen Verkörperung Gottes." Aber Stifter ist weit entfernt, dem bloßen Realismus das Feld der Kunst zu überlassen. Erst wenn das Göttliche, das in der Natur und in ihren Werten liegt, dem Realismus als höchste Krone beigegeben wird, kommt ein vollendetes Kunstwerk zustande. Das ist die Aufgabe des Idealismus, der aber nur in dieser Verbindung eine Berechtigung hat, wo er jedoch allein herrscht, eine „grobe Last" für die Kunst bedeutet. Auch in dieser Frage zeigt sich Stifters enger Anschluß an Jean Pauls „Vorschule", in der wir lesen: „Spricht man denn nicht jetzt von der Natur, als wäre diese Schöpfung eines Schöpfers, worin ihr Maler selber nur ein Farbenkorn ist, kaum zum Bildnagel, zum Rahmen der schmalen gemalten eines Geschöpfes tauglich? als wäre nicht das Größte gerade wirklich, das Unendliche? Ist nicht die Geschichte das höchste Trauer- und Lustspiel" (Goldene Klassiker-Bibliothek, Teil VII, S. 38). Mit derselben Begründung wie in dem Artikel des Jahres 1867 hat Stifter schon im „Nachsommer" (II, S. 41), mit Goethe einig in der „Ehrfurcht vor dem Bestehenden", den gesunden Realismus verteidigt: „Wem das nicht heilig ist, was ist, wie wird der Besseres erschaffen können, als was Gott erschaffen hat?" Interessant ist, daß Stifter, als er in seinen Dichtungen schon lange von dem seine poetischen Anfänge beherrschenden Einfluß Jean Pauls sich frei gemacht hatte, die Kunsttheorie Jean Pauls immer noch in hohen Ehren hält und von ihr abhängig erscheint.

Die Historienmalerei schätzt Stifter hoch; er wünscht eine rege Beschäftigung der österreichischen Künstler mit Vorwürfen, die ihr angehören, wie dies auch Alexis in seinen „Bildern aus Wien" und Feuchtersleben in einem Artikel „Der Kunst-

verein" getan hat; er erklärt, daß in Genrebildern oft die Landschaft vernachlässigt, in Landschaften die Staffage als nichtssagend behandelt sei, und deshalb erfreut ihn ein Bild Fischbachs, das nach beiden Seiten hin seinen Anforderungen gerecht wird. Die Landschaften mißt er gern nach dem Vorbilde Claude Lorrains und Ruysdaels, deren Werke er in Wien schätzen lernte.

Charakteristisch ist, daß Stifter an Gemälden mit Vorliebe ihren poetischen Gehalt hervorhebt, daß er die Dichtkunst zu Vergleichen heranzieht und den Maler Piepenhagen einmal als den „dichtungvollsten Landschafter" bezeichnet. Seine eigenen Bilder sind im wesentlichen Stimmungsbilder; am häufigsten versuchte er sich, wie schon an anderer Stelle bemerkt, in Mondlandschaften. Auch das Gemälde der „Strasserau bei Linz", dessen Reproduktion unseren Band ziert, gibt eine Mondstimmung wieder.

Dem Kunstgeschmack seiner Zeit steht Stifter feindselig gegenüber; er erkennt 1853 einen Tiefstand der Kunst, glaubt jedoch, Anzeichen einer Hebung zu bemerken; zehn Jahre später muß er aber wieder erklären, daß der Sinn für Kunst abwärtsgeht, und versucht nun die Ursachen dieses Sinkens aufzudecken. Sie liegen seiner Meinung nach in dem Mangel an Sammlung, den „die gesellschaftlichen Ereignisse der Zeit" verschuldet haben, und in der durch die Fortschritte der Technik gesteigerten Unruhe und Genußsucht der Menschen.

Veranlaßt durch diese Erkenntnis sucht Stifter aus den „Schwankungen der Kunst" in vergangenen Zeiten Lehren zu ziehen und behauptet einen engen Zusammenhang der Blüte der Kunst mit der höchsten Sittlichkeit und der politischen Blüte eines Volkes; in dem Sinken der Kunst erkennt er das erste Anzeichen für den Verfall eines Staates. Mit dieser Behauptung, die er schon in Artikeln des „Wiener Boten" aussprach und an dem Beispiele der Römer als richtig zu erweisen suchte, geht Stifter über Herder hinaus, der in den „Ideen" und „Briefen" an den Römern die Richtigkeit des Satzes nachzuweisen versucht hatte: „Die Kultur eines Volkes ist die Blüte seines Daseins, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret"; er berührt sich aber mit ihm, wenn er von dem „eisernen Gesetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe" spricht, denn auch Herder sieht in der römischen Geschichte „das Gesetz der Wiedervergeltung als eine ewige Naturordnung" bestätigt. Vor seinem Irrtum hätte unseren Dichter Schiller bewahren können, der in den Briefen „über die ästhetische Erziehung des Menschen"

erklärt: „In der Tat muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet.“ Von Schiller ist diese Ansicht vielleicht auch auf Friedrich von Schlegel übergegangen; denn in den „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur“ wird der Zusammenhang zwischen Literatur und Kultur in dem Sinne der Ausführungen Schillers folgendermaßen beleuchtet: „Man könnte überhaupt den Zweifel aufwerfen, ob die Zeiten, welche literarisch die reichsten, darum auch immer moralisch die besten und größten, politisch die glücklichsten sind.“

Wie in dem Artikel über die Schriftsteller, ruft Stifter auch in dem Berichte über die Kunstausstellung im Jahre 1853 die edlen Künstler dazu auf, die falschen Apostel zu widerlegen; er wiederholt dies im „Nachsommer“ und macht in dem Aufsatze „Über die Beziehungen des Theaters zum Volke“ nicht das Publikum, sondern die Künstler verantwortlich für den Niedergang des Theaters: „Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht.“ Darin ist Stifter einig mit Schiller, der in der „Vorrede zur Braut von Messina“ erklärt: „Es ist nicht wahr, wie man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfällt, ist sie durch die Künstler gefallen.“

In dem genannten Artikel legt Stifter auch an das Theater denselben hohen Maßstab wie an die anderen Künste; auch hier deckt er die schädlichen Wirkungen auf, die „dieser Hebel des Guten“ in seiner Zeit hervorruft, „da das Dichterische des Menschengeschlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte gesammelt, viel zu weit zurückgelegt wird“. Bei der Abfassung dieses Artikels, der in dem „Linzer Abendboten“ (Nr. 172, 173, 29. u. 30. Juni 1867) erschien, mochten in Stifter manche Erinnerungen an die Abende im Burgtheater rege geworden sein, an denen er als Student durch das Spiel großer Künstler sich für Shakespeares Dramen begeistert hatte. In Linz mußte er auf diese Genüsse fast ganz verzichten; desto freudiger begrüßte er das Erscheinen von Gästen auf den Brettern des Provinztheaters, besonders das der Julie Rettich, zu deren wärmsten Verehrern er zählte. Reichlichen Ersatz für diese Entbehrung fand Stifter in den Genüssen, die ihm die Betrachtung von Gemälden gewährte, mochte er sich ihr in einer Ausstellung oder im eigenen Hause hingeben. Aus diesem Genuß hat Stifter noch in den Tagen seines Siechtums Erhebung und Labsal gewonnen.

Sein inniges Verhältnis zur Kunst bezeugen, zugleich den besten Kommentar zu seinen ästhetischen Schriften bildend, viele seiner Briefe an befreundete Künstler, wie die an Geiger und Piepenhagen (vgl. Anmerkungen zu Teil VI) und auch ein Brief, den er am 1. November 1867 an den Maler Bürkel gerichtet hat (Briefe III, S. 342). In ihm rühmt Stifter ein Bild des Künstlers, das einen Felsenweg am Achensee darstellt: „Es tut so innig wohl, in unserer Zeit prahlerischer Arbeiten wieder einmal ein echtes Kunstwerk zu sehen, das, jeden Firlefanz verschmähend, nur in seiner eigenen Tiefe, Würde und Lieblichkeit ruht."

Bilder und Skizzen

Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842.

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsternis ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um soundso viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn und wegen der Axendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrigbleibt und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am anderen Ende die Sonnensichel erscheint und wächst und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dies alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen und ich hätte

es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinausschwellen — ein solcher Komplex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder emportürmt. Vor tausendmal tausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Sekunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt und die Sekunde angesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Sekunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphiert schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der Tat, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht vorausgewußt und was millionenmal mehr wert ist, als was der Verstand begriff und vorausrechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin" — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet." — — Das Tier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich an jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, insoferne dies eine schwache menschliche Feder überhaupt zu tun imstande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Übersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe, bis zum fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spie-

gelnden Wässer und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die ordentlich greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge aus Gerölle, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Teile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußersten Spitze des Stephansturmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes, stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rote oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel empfing sie den sanften Todeskuß — ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt", riefen nun auch die, welche bloß mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinaufschauten — „es kommt" — und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erste, seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Sekunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. Man wende nicht ein, die Sache sei ja natürlich und an den Bewegungsgesetzen der Körper leicht rechenbar; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab,

frägt nichts nach solchen Rechnungen, sie ist da, weil sie da ist, ja sie ist trotz der Rechnungen da, und selig das Herz, welches sie empfinden kann; denn nur dies ist Reichtum, und einen andern gibt es nicht — schon in dem ungeheuern Raume des Himmlischen wohnt das Erhabene, das unsere Seele überwältigt, und doch ist dieser Raum in der Mathematik sonst nichts als groß.

Indes nun alle schauten und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte und sich auf dies und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephanstürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich wegsiechte — dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsternis oder vielmehr ein bleigraues Licht wie ein wildes Tier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefschwarze, vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne, sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde türmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne, sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese

wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmählige Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröte; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröte sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde, gelbrote Finsternis, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer wie ein wesenloses Schattenspiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg aufs höchste — einen Blick tat ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; so schmal, wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle andern die Sonnengläser weggetan und bloßen Auges hinaufschauten — sie hatten auch keines mehr nötig; denn nicht anders als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Augenblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah" aus aller Munde, und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmählige Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel lag: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen und bloß mißfärbig gewesen waren, machten sich nun gelten und schauderten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie

ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinanderbrechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinanderspritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittels dessen wir sahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines riesenhaften Körpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern überzittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Tau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Tiere entsetzten sich; was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsternis", wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen — — — aber auch eine solche Erhabenheit, ich möchte sagen Gottesnähe war in der Erscheinung dieser zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müsse er irgendwo stehen. — — Byron war viel zu klein — es kamen, wie mit einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Toten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unartikulierte Laute der Bewunderung und des Staunens: der eine hob die Hände

empor, der andere rang sie leise vor Bewegung, andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann, hat mir später gesagt, daß ihm die Tränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, sowie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Geschehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine teuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wie sind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichtteilchens vernichten kannst und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!"

Aber wie alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!" — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt wieder — er drängte sich hervor dieser Tropfe, wie wenn die Sonne selber ordentlich froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte, zu rufen: „Ach!", bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden und die unsere wieder da: das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen

kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das miteinander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Tiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich tun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltiertesten Gesprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne, holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch Dichtkunst noch von irgendeinem Phänomen oder einer Kunst, so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt und liebe diese Sprache vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.

Ihr aber, die es im höchsten Maße nachempfunden, habet Nachsicht mit diesen Worten, die es nachzumalen versuchten und so weit zurückblieben. Wäre ich Beethoven, so würde ich es in Musik sagen; ich glaube, da könnte ich es besser.

Zum Schlusse erlaube man mir noch zwei kurze Fragen, die mir dieses merkwürdige Naturereignis aufdrängte.

Erstens. Warum, da doch alle Naturgesetze Wunder und Geschöpfe Gottes sind, merken wir sein Dasein in ihnen weniger, als wenn einmal eine plötzliche Änderung, gleichsam eine Störung derselben geschieht, wo wir ihn dann plötzlich und mit Erschrecken dastehen sehen? Sind diese Gesetze sein glänzendes

Kleid, das ihn deckt, und muß er es lüften, daß wir ihn selber schauen?

Zweitens. Könnte man sich nicht auch durch Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Lichtern und Farben ebensogut eine Musik für das Auge wie durch Töne für das Ohr ersinnen? Bisher waren Licht und Farbe nicht selbständig verwendet, sondern nur an Zeichnung haftend; denn Feuerwerke, Transparente, Beleuchtungen sind doch nur zu rohe Anfänge jener Lichtmusik, als daß man sie erwähnen könnte. Sollte nicht durch ein Ganzes von Lichtakkorden und Melodien ebenso ein Gewaltiges, Erschütterndes angeregt werden können wie durch Töne? Wenigstens könnte ich keine Symphonie, Oratorium oder dergleichen nennen, das eine so hehre Musik war als jene, die während der zwei Minuten mit Licht und Farbe an dem Himmel war, und hat sie auch nicht den Eindruck ganz allein gemacht, so war sie doch ein Teil davon.

Aus dem alten Wien.

Wie in kunst vergangnen Tagen
Sich die Sachen zugetragen.

Was ich hier von Wien sage, stammt aus Wien vor der sogenannten Neugestaltung, also, wie sie jetzt sagen, aus dem alten Wien. Nicht jedermann wird das alte Wien verachten, und wir, die wir älter werden, verachten es am wenigsten. Ich hatte einmal eine Freundin, sie war sehr schön, ich hätte mich beinahe in sie verliebt — oder vielmehr, ich war in sie verliebt; verbiß aber die Sache und ließ mir nichts merken. Sie war ein wildes, hochfahrendes, aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angesichtes war fast brauner, als es sich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen, roten Lippen so sehr küssen, daß sie bluteten. Sie neckte mich mit Übermut; liebte mich aber doch nach ihrer Art. Nach einer Trennung von vielen Jahren, in denen wir jedes an einem andern Orte lebten, sah ich sie als eine sanfte, edle Mutter, als eine liebreiche Gattin und als eine vortreffliche Hausfrau wieder. Und als müßte sich alles an ihr geklärt und abgemildert haben, so war auch ihre Hautfarbe viel weißer geworden, so daß sie jetzt als alternde Frau fast schöner war als einstens als blühendes Mädchen. Ich saß mit Verehrung gegen sie an ihrem Tische, hatte aber doch eine gewisse Wehmut in dem Herzen und konnte dieser Wehmut nicht Meister werden. Erst in meinem Gasthofe erkannte ich, daß ich ihre Fehler vermißte. Ich war ein Narr; aber die Sache war nicht anders. Ich hatte auch einmal einen Vetter, er war ein leidlich guter Mensch, und ich war ihm herzlich zugetan. Als ich ihn nach langer Abwesenheit mit einigen Widerwärtigkeiten ausgerüstet wiederfand, konnte ich ihn nicht mehr leiden. Es wird mir bei Wien mit seinen guten und bösen Veränderungen ein wenig so gehen

wie bei meiner Freundin und bei meinem Vetter. Die im alten Wien fröhlich waren, werden die harmlosen Dinge, welche in diesen Blättern folgen, ansehen wie die ausgebleichte Schleife einer Geliebten, die jetzt alt geworden ist, und von der sie nicht einmal wissen, wo sie sich befindet.

Vom Sankt-Stephansturme.

Diese Worte sind eigentlich falsch, wie die Worte falsch waren, die wir lange in einem der schmalen Gäßchen Wiens lasen: „Dürrer Obsthändler"; denn weder wollte man den Obsthändler als dürr noch den Turm als heilig bezeichnen — man sollte sagen: „vom Turme der Kirche des heiligen Stephan", aber die Wiener sagen hartnäckig: „Der Sankt-Stephansturm" oder noch häufiger „Der Stephansturm", und da ich ein übler Feind vom Abbringen guter alter Bräuche bin, so will ich bis zu meinem Lebensende sagen: „Der Stephansturm".

Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, so zeigt sich die Stephanskirche gewissermaßen als Schwerpunkt, um welchen sich die Scheibe der Stadt lagert. Und an der Kirche ist wieder der Turm der Zeiger ihrer Majestät; denn denkt man ihn weg, so könnte die Kirche auch irgendein ansehnliches Stadthaus oder ein hervorragendes Schloß sein. Er gibt ihr ihre Bedeutung. Wenn man in großen Entfernungen ist, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erblicken kann, so ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. Denen, die auf den Ebenen von Ungarn daherkommen, steht er lange wie ein Meilenzeiger vor dem Angesichte, der allgemach riesenhaft emporwächst, wie man ihm Stunde nach Stunde entgegenfährt. Die Pappel ist er, wenn man sich Wien donauabwärts nähert. Da ist eine Stelle, von welcher man eine graue Pappel unter grünen stehen sieht. Sie unterscheidet sich von ihnen anfangs nur durch die Farbe und später auch dadurch, daß die grünen Pappeln deutlicher werden und beim Vorüberfahren zurückweichen, während die graue immer in der Ferne steht und die nämliche zarte Farbe trägt. So kündet der Turm in Weiten, von denen aus man sonst nichts sehen kann, immer den Platz an, auf welchem die Stadt steht. Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, so hielt ich den Stephansturm für den Stift, an dem man die Scheibe der

Stadt emporheben könnte. Das Bild ist lächerlich; aber es fiel mir sehr oft ein. Wenn der in Wien Geborene sich in dessen Umgebung befindet, sei es, daß er sich als Lustwandelnder irgendwo lagert, oder daß er ein Landhaus in der Gegend bewohnet, so richtet er ein Fernrohr auf den Stephansturm und freut sich, wenn er dessen Zieraten sieht oder seines Kaiserreiches Zeichen auf der Spitze erblicken kann, oder wenn er gar erkennt, wieviel Uhr es ist. Man sagt den Eingebornen Wiens nach, daß sie Herzweh bekommen, wenn sie den Stephansturm nicht mehr sehen. Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammenlaufen.

Aber nicht bloß wenn man sich außerhalb der Stadt befindet, ist der Stephansturm ein Gegenstand des Augenmerkes, er ist es auch für die innerhalb der Umgebungslinien Wiens Wandelnden. Wenn man bei dem gegitterten Holztore irgendeiner der Außenlinien Wiens eingegangen ist und nun in einer der langen und unabsehlichen Gassen der Vorstadt fortschreitet, welche gegen die eigentliche Stadt führen, so schaut man sorgfältig herum, ob man nicht irgendwo den Stephansturm erblicken kann. Zuweilen täuscht sich ein Neuangekommener. Die zartgegliederte Spitze des Turmes der gotischen Kirche Maria am Gestade hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Stephansturme, und der Unkundige hält sie, wenn er sie allein emporragen sieht, für ihn. Aber wenn er dann durch irgendeine Wendung in seinem Gange plötzlich die mächtigere, schlankere Gestalt in lustblauen Farben emporsteigen sieht, erkennt er seinen Irrtum und wendet sich von dem Afterbilde dem Urbilde zu, auf dessen Spitze der große kaiserliche Adler klein wie eine Fliege ruht. Es gibt mehrere Vorstadtgassen, in denen man den Stephansturm sehr gut sieht. An vielen Stellen der Gassen, die als Fortsetzung der Straßen von Italien und Ungarn der Stadt zuführen, thront einem dieser erhabene Leitstift gleichsam in Würde und Ernst entgegen. Wenn man in der Jägerzeile der Stadt zu geht, ruht die einfache, edle Last der ganzen Kirche und des Turmes als große Macht und doch als leichtgebildetes Kunstwerk in den Augen des Wandelnden. Es gibt aber auch viele Vorstädte, in deren langen der Stadt zuführenden Gassen keine Stelle zu finden ist, von welcher man den Stephansturm erblicken könnte. Durch welche Gasse einer Vorstadt man aber auch der Stadt zu gegangen sein mag, alle münden endlich an einem grünen, freien Platze, der an vielen Stellen mit Reihen von Laubbäumen besetzt ist, nach allen Richtungen Pfade hat, auf denen sich geputzte

Menschen bewegen, und jenseits dessen die eigentliche Stadt steht, welche die Stephanskirche und ihren Turm in der Mitte hat. Der freie Platz aber ist der gewöhnliche Spielraum, der um jede Festung herumlaufen muß, und der auch um Wien als Festung herumlief. Seit die Festung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachsen der Stadt zu einer Weltstadt ihre größte Bedeutung verloren hat, ist der Platz als Erinnerung geblieben, verwandelt sich immer mehr in einen Garten und führt der Stadt einen Strom erneuerter, frischer Luft zu. Wenn man ihn überschritten hat, gelangt man zu einem der Tore der eigentlichen Stadt und durch dieses in sie selber.

Auch hier sieht man sich gerne nach der emporragenden Gestalt des Stephansturmes um, obwohl es wenige Punkte in der Stadt gibt, von denen man ihn sehen kann. Allein wenn man durch die belebteren Gassen vorzüglich dem Menschenstrome nachgeht, so kann es kaum fehlen, daß man nicht auf den Platz gelangt, welcher den Namen des heiligen Stephans führt, und daß man nun endlich den Bau ohne Zwischengegenstand vor Augen hat, von dem die Blicke schon in aller Ferne so sehr angelockt worden waren. In der Mitte eines weiten Platzes steht das Werk mit seinen großen Linien, mit seinen reichen Verzierungen und mit seiner dunkeln Farbe. Die Häuser umsäumen den Platz wie ein niederer, bunter, heiterer Kranz, und obgleich der Platz sehr geräumig ist, so läßt die Ausdehnung der Kirche doch nur einen verhältnismäßig schmalen Gürtel frei, der der Bewegung der Menschen gegönnt ist. Aber jeden Fremden, er müßte denn ein sehr geübter Fachmann sein, ergreift, wenn er zum ersten Male den Stephansplatz betritt, die höchste Verwunderung, daß die Kirche und der Turm so klein sind, die sich in der Ferne mit solcher Macht angekündigt haben. Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein, und dadurch wird er wieder groß. Die hohe Gebirgskette schaut als breites, dämmeriges Band weit in die ebenen Lande hinein, wenn man sich in großen Fernen von ihr befindet, und steht als eine Auftürmung nicht gar hoher Felsblöcke vor einem, wenn man an den Fuß einer ihrer Abteilungen getreten ist. Mit der Annäherung wird das Kleine schneller groß als das Große, weil dieses, als in der Ferne schon groß, die Annäherung verträgt, und weil sich bei zu großer Nähe seine oberen Teile mehr verjüngen als bei dem Kleinen. Wenn man das Gebirge besteigt, so gewinnt es seine Größe wieder und drückt mit derselben auf den Besteiger. Und wenn man oben ist, so ist es gerechtfertigt. Alle Kleinheit, und wäre sie doch von ziemlicher Bedeutung,

liegt tief unten, der Blick ist frei, und alles ist ins klare gebracht. Auch der Stephansturm läßt dem Besteiger seine Höhe fühlen, und wenn man von ihm niederblickt, so sind die mächtigen Stadthäuser und die andern Kirchen klein, und das Auge kann sich in der weiten Runde ergehen. Der Fremde, wenn er sich lange mit der Kirche und besonders mit ihrem Turme beschäftigt, lernt sie nach und nach kennen und wird mit ihrer Bedeutung vertraut. Wenn man längere Zeit von Österreichs Hauptstadt entfernt gewesen ist und wieder zu ihr zurückkehrt, so erstaunt man neuerdings wieder über die merkwürdige Wesenheit dieses Werkes und ist darüber erfreut.

Aber auch dem Einheimischen ist der Anblick der Kirche wichtig. Außerdem daß sie und ihr Turm ihm wie dem Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er sich die Stadt zurechtlegt, wirkt sie auch sonst noch gar oft auf ihn: sei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch eine Gasse herausgeht und nun den Bau vor sich hat, der wie ein Gebirge einfach und doch schön ist, und der seinen Geist erhebt und kräftigt; sei es, daß er, aus der Goldschmidgasse kommend, immer wieder durch das plötzliche Vorspringen der großen Gestaltungen überrascht ist, oder sei es, daß an nebligen Spätherbstabenden, auf welche der Vollmond scheint, der Turm einen phantastischen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Rot der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt ist, sei es, daß in klaren Nächten, wenn man gegen die große Schulenstraße zu geht, breite Silberströme von dem glasierten Dache der Kirche niederrinnen, gegen die der Turm wie ein dunkler Riese emporragt und zu dem Monde weiset, welcher diese Wirkung hervorgebracht hat; sei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felsen angesehen hat, auf derselben irgendein Federtier zerreißt, die Federn herabfallen läßt und tausend Blicke zu sich hinaufzieht; sei es, daß der Sturm, der unten Fenster zerschmettert, Tore auf und zu schlägt und alles in Verwirrung bringt, dem Turme nichts anhaben kann, der ruhig dasteht und den Regen gegen sich heranpeitschen läßt; sei es, daß die Spitze bei trübem Schneewetter gar nicht sichtbar ist und in die niederen Winterwolken hineinragt; sei es, daß in stiller Winterszeit die tausend und tausend weichen Schneekißchen auf den unzähligen Zieraten des Turmes von unten bis oben lagern; oder sei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos sind, Turm und Kirche einfach in die blaue Luft emporragen, ruhig und milde dastehen, nach oben immer duftiger werden und endlich die

funkelnde Spitze zeigen. Tausend Gelegenheiten gibt es, daß die Kirche auf den Bewohner Wiens einen Eindruck macht, daß sie ihm zugeartet wird, so daß das Sprichwort entstehen konnte, welches oben angeführt worden ist. Da wir hier nur von dem Äußeren der Kirche und vorzüglich von dem Turme reden, so sprechen wir nicht von dem Gottesdienste im Innern derselben, obwohl auch er in dieser Kirche eine andere und erhabnere Gestalt hat als in andern gewöhnlicheren Kirchen. Wir erwähnen nur eine Tatsache, die wir einmal bei einer erhebenden Feier der Auferstehung des Heilands beobachtet haben. Obwohl unzählige Kerzen brannten und das Untere der Kirche in einem Lichtmeere schwamm, konnte doch dieses Licht nicht die Rippen der Einwölbung sichtbar machen, was nicht nur den Ernst der Kirche, sondern auch die Würde des Festes erhöhte. Wer wird nicht ergriffen, wenn die langsamen Töne der großen Glocke wie eine Erscheinung des Himmelsgewölbes von dem Turme auf die Stadt herniederwallen.

Vor langer Zeit stiegen wir oft unser mehrere als Jünglinge auf den Turm hinauf oder gingen wenigstens innerhalb der Brustwehren herum, die vom untern Rande des Kirchendaches emporragen. Wir sahen dann auf die menschenbewegte Stadt hinab oder suchten uns Teile derselben zu erklären oder blickten in die duftige Ferne hinaus und forschten nach allerlei Punkten, die in derselben lagen, oder maßen mit den Augen den Abgrund, der sich unter uns hinabsenkte, oder gaben uns einfach den großartigen Eindrücken hin, oder wir stiegen bloß hinauf, um oben zu sein. In diesem Falle stiegen wir gewöhnlich so hoch, als man kann, ehe sich die Spalte des zulaufenden Turmes schließt oder so enge wird, daß man kaum ein Haupt, kaum eine Hand hinausstrecken kann. Man sagte uns, daß außen in dem Mauerwerke eiserne Stangen stecken, daß man durch eine Turmspalte hinaus- und an den Stangen bis zur Spitze emporsteigen könne. Uns erfüllte die Sage mit Schaudern, und wir versuchten gar nicht zu erforschen, ob wirklich die Stangen stecken. Einmal waren wir in den Katakomben, welche unter der Kirche und dem Turme sowie unter Teilen des Stephansplatzes und der Stadt mit unzähligen Wölbungen fortlaufen und eine Menge geschichteter Menschenknochen und getrockneter Menschenleichen enthalten. Wieder an das Tageslicht getreten, bestiegen wir den Turm, um den traurigen Eindruck von unten wieder in den offenen Lüften und in dem freien Leben hinwegzubringen. Einmal tranken wir auf dem Turme das Wohl unserer Geliebten, ein anderes Mal, an dem Erinnerungstage

der Schlacht bei Leipzig, das des deutschen Vaterlandes und schleuderten die Gläser in die Zacken des Turmes, damit sie nach einem solchen Trunke nicht mehr durch einen andern entweiht werden konnten.

Sehr oft und namentlich schon in späteren, reiferen Jahren erwartete ich durch die Güte des Türmers, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf der höchsten Höhe des Turmes das Erwachen des Tages. Ich stieg zu diesem Zwecke entweder schon vor Tagesanbruch auf den Turm, oder ich durchwachte die Nacht auf demselben und stieg bei noch vollständigem Sternenscheine auf meinen Beobachtungsplatz. Diese Nachtspähen waren das lohnendste. Erst gegen den Morgen hin wird die Stadt stille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht ist. Da liegt sie unten wie tot und starr. Und wenn man auf dem Turme hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im einzelnen gewahrend, sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblickend, die von der lichten, sternflimmernden Himmelsglocke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe, irdische Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Größe darstellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieser Zeit gar nichts als den Glockenschlag der Turmuhr, dem die Schläge von anderen Türmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor seinem Fenster hängen hat, welcher Ruf wahrscheinlich ein Not- und Angstruf in diesem Steinmeere ist. Die Menschen schlafen indessen in diesem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieser Stunde je einmal von dieser Stelle auf die Stadt niedergeschaut haben. Der Türmer tut es sehr oft, aber er ist des Anblickes schon gewöhnt.

Endlich, noch lange vorher, ehe sich durch die erste Himmelslichtung das Nahen des Tages ankündigt, ertönen seine ersten Schalle für die Stadt Wien. Man hört ein fernes Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im strengen Laufe führen. Es sind die ersten Wägen, welche beginnen, diesem ungeheuren Magen seine tägliche Nahrung zuzuführen. Vorzüglich sind es Fleischerwagen, die so heftig rollen, und die ihren Bedarf zum Verkaufe in die Stadt schaffen, daß er dort an den Verkaufsorten zurechtgerichtet werde. Die Menschen werden durch dieses nachmitternächtliche Rasseln nicht beirrt; denn entweder schlafen sie ihren ersten, festen Schlaf und hören nichts, oder das

Rollen tönt in ihre Träume und ändert sie nicht, da sie dasselbe oft gehört haben und es gewöhnt sind. Dieses Rasseln verliert sich entweder in einer fernen Gasse, oder es hört plötzlich auf, da der Wagen hält, und dann ist es wieder stille. Aber es wiederholt sich, die Zwischenräume werden kürzer, und es mischt sich das Rollen anderer Wagen hinein.

Indessen fängt der Himmel an im Osten lichter zu werden, und die dunkle Landschaftscheibe löset sich, wenn vorerst auch nur in einzelne größere Teile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort ist die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen oder mit ihm zu gehen scheinen, sind Auen, durch welche der schöne Strom wallet. Allmählig wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blasser, und die Rundsicht beginnt deutlicher zu werden. Jenseits des Nebels ist ein fahlroter Hauch hinaus: es ist das Marchfeld. Rechts von ihm, unter der hellsten Stelle des Himmels im Osten, schneidet sich der Rand der Scheibe am schärfsten von der Luft; dort sind die Karpathen, sind die ungarischen Höhenzüge und ist die ungarische Grenze. Die Berge im Westen, welche jetzt fast unschön schwarz in den Himmel ragen, sind anmutige Höhen, auf denen meistens Laubwerk steht, die gegen ihren Fuß herab Reben hegen, in denen Landhäuser, Dörfer und Schlösser herumgestreut sind, und durch die tausendfach verschlungene Wege laufen. Diese Höhen sind fast ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem großen Bogenteile um die Stadt liegt. Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne sind erloschen, und der Süden tritt in die Rundsicht ein. Dort steht ein Berg, scheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den sein Rücken hie und da trägt. Es ist der Schneeberg, eine Tagereise von Wien, das letzte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwischen Österreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röter und legt auch schon ein ganz schwaches Rot auf die Steine und Rippen des Turmes in der Gegend, in welcher wir stehen. Selbst durch Teile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer größer und streckt ihre Glieder, sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Täler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rotgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wieder wie ein stiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es sind Fenster, an denen sich die Glut des Morgenhimmels fängt.

In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich zu regen, und dort und da erbrauset es sanft wie Atemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchsäulen steigen gegen den Himmel. Jetzt geht sachte ein anschwellender Blitz auf das Steinwerk unsers Turmes. Die Sonne ist es, welche die ersten Strahlen auf ihn sendet. Die Stadt trifft sie noch nicht. Bald wird auch sie begrüßt, und dieser Anblick ist unbeschreiblich schön. Von den tausend und tausend Fenstern glänzt es wunderbar. Zuerst entzündet sich irgendein Teil, dann verbreitet sich der Brand, von Gasse zu Gasse lodert es gleichsam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Turmkreuze und Kuppeln. In einem großen Teile des Jahres ist bei dem Eintreten dieses Schauspieles die eigentliche Stadt noch keineswegs erwacht. Nur Fremde sind es, die kamen, ihr Zufuhr zu bringen, und die sich in ihr bewegen, Leute der Vorstadt sind es, die auch herbeieilten, ihre Geschäfte vorzubereiten. Nach und nach mehren sich die Zeichen des Lebens. Der aufsteigenden Rauchsäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel emporwallt. Einzelne sich bewegende Menschen werden in den Gassen wie schwarze Punkte sichtbar, die sich regen und durcheinanderschießen, sie werden schnell ihrer viele und mehren sich stets, neue Laute schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadtteile, gleichsam als ob sich Häuser und Gassen rührten, bis ein einziges, gleichmäßiges, dumpfes Brausen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Die Sonne hat sich indes einsam und lächelnd wie ein silberner Schild höher an den Himmel geschwungen und schaut auf alles herab. Diese Zeit ist es, in der man das Schauspiel zu seinen Füßen am ungetrübtesten betrachten kann, ehe der Wind sich hebt und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Teile der Stadt und den Schmelz der Fernsicht legt.

Der Teil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt. Wir sehen sie wie eine Scheibe um unsern Turm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelepipeden, Kuppeln, als sei das alles in toller Kristallisation aneinandergeschossen und starre nun da so fort. — In der Tat, von dieser Höhe der Vogelperspektive angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches, so daß er sich für den Augenblick nicht zu finden weiß. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen

liegt sie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben und doch allenthalben zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerißne Furchen und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne schwarze Kuppel St. Peters, von dieser Höhe erst sichtbar, wie weit sie die Häusermasse überragt — hinter ihr der freundliche Turm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner und zwischen ihnen allen — selber eine kleine Stadt — die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanertürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines, bescheidenes Türmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — und wieder links davon die zartdurchbrochne Spitze von Maria am Gestade — und noch andere und andere Türme, Giebel, Erker und Balkone. — — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte dessen Charakter weissagen aus der Stunde des Erscheinens auf dem Schauplatze der Beschäftigung — doch eh wir dies tun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt — siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der Tat ein anmutiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohltätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuatmen.

Und jenseits dieses Gartens, in ungeheurem Kreise herumgeschlungen, breit hinausgelagert, liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe gibt, die Masse der Vorstädte, ich glaube, man zählt deren bereits fünfunddreißig — mit größtenteils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die

Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstauend; denn weiter dürfen sie gegen den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen: aber dafür machen sie sich draußen breit und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn siehst du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Tal sinken, dort breit auseinanderfließen bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer des Flusses Wien und dann schnell jenen ersten Hügel anklimmen — obwohl sie an manchen Stellen fast unübersehlich breit hinausgehen, bis sie sich allmählig mit mehr und mehr Gärten mischen, die weißen Punkte der Häuser einzelner auseinanderstreuend, und endlich an das grüne Gefilde stoßen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuser ist; denn weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige weiße Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere — obwohl schon unzählige dereinstige Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Städte noch meistens ihren einstigen Dorfnamen führen: so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dorthinaus gen Süden, wo der schöne sanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges hinüberziehet, da siehst du auf seiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. — Dortherein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kömmt von unserm Hafen Triest und knüpft uns an den ganzen Süden. — Nimm nun das Fernrohr hier und suche die Straße; dort, wo jene ferne, schwache Staubwolke aufgeht, muß sie sein — — nun, was siehst du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Herden von kleinem Vieh und Wagen, die weder zu jenen ganz schweren noch zu diesen leichten gehören. Jene schweren Wagen, die du siehest, bringen vielnamige Waren in die Stadt, aber ein großer Teil derselben, die du mit einem dunkelroten Stoffe beladen siehst, kömmt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehest, und bringt unabläßig und unermüdlich jenes Materiale, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch und harren unmeßbare Schichten von Ton, daß man noch ein Wien und noch eins und, weiß Gott, wie viele aneinander fortbauen

könnte, bis der Berg erschöpft und eben, aber auch von der Stadt verschlungen wäre! Und sieht man so zu, wie sie sich sputen und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts anders im Sinne.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jenes palastähnliche Gebäude? Es ist eine Wagenremise, aber von großen, mächtigen Wagen, deren gleich immer eine ganze Reihe aneinandergehängt daraus hervorfährt, von furchtbaren, unbändigen Rossen gezogen; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch, du würdest ihn mit deinem Rohre kaum sehen, mit einem sanften Druck seiner Hand bändigt er die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten hin — sieh zu, eh sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und ihre dritte — jetzt deckt sie jener Abhang, jetzt ist sie wieder sichtbar, deutlich hinausschwebend — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! Und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers — und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere seinem Dienste unterwerfen und allmächtig werden in seinem Hause, der Erde. Die Welt wird immer schöner und großartiger — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Hast du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehest ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Palast steht am obern Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Taten, die die Frucht eines eisernen Willens waren, der in dem kleinen, schwachen Manne wohnte, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl

an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilet und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter und Wälder und Felsen, Gärten und Blumen und aller Tiere eine unzählige Menge: so ist es doch dort totenstille; denn als Bilder, als schöne, ehrwürdige Blüten der Menschenseele hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt[1]).

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Karolus mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen, gleich daneben das symmetrische Gebäude mit dem schönen Blechdache ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, schönen, fast palastähnlichen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus; man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauche ist — aber durch Konvention schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, unbequemen, nicht allerorts mitführen zu dürfen — dann sachte wachsend in mählicher Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindungen — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, — ein rätselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Verkehr (ein Herzogtum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwert lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn; und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß, immer steigend, immerzu — größerer Gewinn, größrer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid

[1]) Prinz Eugen.

und Groll gegen die andern, weil er wähnt, er sei arm. — Und so in toller Verkehrtheit des Begriffes „Glück" jagen Völker, jagt fast die Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indes ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt; hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes wie der Vogel in den Lüften: selig und arm — — nein, nicht arm; denn zum Bedürfnis ist eine Überfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des unbegreiflich rätselhaften Geschlechtes, Mensch genannt, wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache und von ihr zu andern und wieder andern sich rette, bis die kurzen Jahrtausende seiner Kindheit vorübergegangen sind und der Jüngling sich sacht des sanften Gutes in sich bewußt wird, das ihn zu stillerer Menschheit weiterführen wird, seiner moralischen Freiheit. — Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, bloß durch jenen blauen Wasserfaden getrennt (es ist der Neustädter Kanal), liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist wie das Geld und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen, die Zähne, die wir dem Fremden weisen, wenn ihn nach unserm Gute gelüstet — sie sind nur ein interimistisch Gut und taugen nur so lange, bis einmal die gesamte Menschheit vernünftig wird. Dann hat bloß hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch Ding zum Vergnügen, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kömmt, sind noch immer solche Häuser nötig, wo man sie macht, aber auch solche, wie du wieder weiter links eines siehest, ein großes, schönes Haus, wie der Palast eines großen Fürsten. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr aus und ein fahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahinführen. — Wenn du das Rohr auf sein Mittelschild richtest, so kannst du die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi", zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger". Es ist das Invalidenhaus, und zwar, wie gesagt, nur so lange tauglich, als man auch das Kanonenhaus braucht, aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nötig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, und deren Lauf du auch außer der Stadt dort

in dem gelben Felde an dem leichten Staubstreifen, der sich hinauszieht, verfolgen kannst, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarlandes, deren oft fast eine Herde vor einem Wagen läuft, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Nachkommen der Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient, eine noch ergiebigere, ob es gleich auf ihr nicht so wimmelt wie auf dieser und gar kein einzig Stäubchen ist. — Wie einen breiten schimmernden Silberbach siehest du sie dort hinausgehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Es ist unser schöner Strom, die Donau, und der Laubwald ist der Prater, der Garten von Wien. Große, schimmernde Häuser gehen auf dieser silbernen Straße abwärts, Menschen und Waren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan, mit der Gewalt seiner Ruder die Macht der Welle überwindend. Sieh, es wallet dort am Eingange des Waldes die mächtig große, weiß und rote Fahne, ein Zeichen, daß noch heute eines jener Feuerschiffe abgehen wird. — Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, siehst du, draußen auf dem breiteren Wasserbande rechts, wo jene Mühlen sind, das ist das Schiff. Wieviel Freude, wieviel Tränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, fast parallel, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine links, uralt, für Wagen und Wanderer nach dem Norden, die andere rechts, neu und bloß für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst du auch den Bahnhof. Besieh dir auch rechtsab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte, der in matter Farbe an dem Himmel verschwimmt — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und von Wagram. Man hat vor nicht langer Zeit dort einmal eiserne Körner gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldner, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt

werden konnte, der bis dahin unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Turm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge: da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hieher geblickt haben nach der luftigen, befreundeten Pappel seiner Stadt, und in manchem brechenden wird diese Spitze noch wie ein Phantom gezittert haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Turm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wie Häuser und Eis ruhig zum Himmel emporstarrte, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde, ob nicht — und draußen lag es gegossen weithin, wie ein silberner Spiegel blitzend, die Dörfer und Häuser hineingelegt wie ein schwarzer Punkt; der graue Märzhimmel wie eine ruhige, matte Kuppel sah unbeweglich nieder, und wo die Sonne das Grau durchdringen konnte, da legte sie flimmernde Mosaik und prachtvoll glitzernde Bilder auf den furchtbaren Spiegel. Die Wasser rannen wieder ab und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da, und die Flut von Leben, die hier wogt, schloß sich über jene verlorne, wie die Luft an jener Stelle wieder zusammenfließt, wo man sie verwundet hat.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Strom (eine zu uns hereingesendete Ader der Donau) durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Evolutionen und Festlichkeiten ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine imponierende, schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue Haus, das sich so kolossal und fast ägyptisch ernst und schwer dem Sandplatze entlang zieht — es ist das neue Kriminalgebäude. — Wenn einst jene vernünftige Zeit erscheint, wo man keine Kanonen mehr nötig haben wird, da wird auch dieses Haus unbrauchbar werden, und vielleicht erschallen dann Freudengesänge in den Zellen, wo jetzt die Reue und Ver-

zweiflung brütet — oder vielleicht ist das feste Haus längst in Staub zerfallen, und etwas anderes steht wieder an seiner Stelle, ehe jene Zeit gekommen.

So wie dies Haus vor innerem Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerem. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josefstadt, Altlerchenfeld, Neubau, St. Ulrich, Mariahilf, Leimgrube usw. . . . . So, und nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdes heraufgestiegen und gießt ihren Schimmer weithin und blendend über all den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchgangen . . . . . und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne dem Landmanne draußen und uns hier oben längstens aufgegangen ist, obwohl wir schon mit dem Auge die ganze Stadt durchwandelt haben, so bricht doch für diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte sowie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten oder zweiten oder zehnten oder hunderten Tag herauskostest. — Diese Stadt muß wie ein kostbares Nacheisen langsam, Stückchen für Stückchen, mit Prüfung ausgekostet werden, ja, du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichtum ihres Inhaltes und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigentum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung gibt sie sich hin, aber dann tief und innig und nachhaltend. Darum geht mancher von hier fort und trägt nichts mit als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jede Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung gehst und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist und alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe

immer aus, sei immer hier, werde gemach einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Sympathie wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zuteilen; denn du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich und geben sich dir — — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; — und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Teil empfangen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen eisernen Riegel vor den Gewölben lüften sich, und der Reichtum der Auslagen beginnt sich zu entfalten, ein blendend Verführungsmittel für das schöne und schönheitsliebende Geschlecht. Und wie sie alle laufen und durcheinanderwimmeln, als fürchteten sie sämtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen und bringen in tausend kleinern Gefäßen das Weltmeer „Milch", das heute verzehrt werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte, mit Lebensmitteln belastet. Eine Million Tiere ist heute nachts gestorben, daß alle diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemähet und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe, auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen und die Beamten, die in ihr Bureau gehen — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke, daß sie unten liegt wie der Schmelz einer schönen Gold- und Silberstickerei — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorstädte in einem schwachen blauen Dufte schwimmen, während die nahen Teile der Stadt mit der Klarheit eines Camera-obscura-Bildes heraufsehen. Nun erblickt man auch schon die Wagen des Adels und reicher Pri-

vaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener schwarzer Strom von Menschen hin wie wimmelnde Insekten — Trommelschlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere; schön und gleich wie eine wandelnde Mauer schiebt sich's auf den lichten Platz heraus, vor derselben weicht und hinter ihr schließt sich das schwarze Gedränge — die Fenster öffnen sich, und schöne, neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rote Schlafrock eines Müßiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst frühmorgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schar, teils Männer, teils Knaben, ziehen ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf. Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist und später Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! einer oder der andere vielleicht schlummert noch; siehe, dieser wallende, brodelnde Kessel, er treibt und quirlt, als sei das so obenhin und gehe nach irgendeinem geheimen, unabänderlichen Gesetze fort: aber da sind einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den andern kennen, diese sitzen an dem schweren Arbeitstische; ihnen ist von noch einem Höheren die Formel dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickle und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlage. — Alle fühlen die Wohltat ungehemmten Ganges, aber keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe alles gefehlt und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechtes! Mancher nun von denen, auf die ich oben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden wie einer aus ihnen und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen, und was not tut. Ist dir dieses Treiben noch nichtig? Wächst dir nicht eine furchtbare, ernste Bedeutung aus dem Gewirre dieses Häusermeers empor? Ein Stück und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte wurden hier geprägt und werden noch gepräget werden.

Aber lasse selbst Weltgeschichte Weltgeschichte sein und denke und male dir nur recht deutlich die Geschichte eines einzigen

Tages, einer einzigen Nacht, wie sie hier etwa sein mag. Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so intensiv und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute nacht war es in diesen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, so unerreichbar wie die Sterne des Orion — heute streiften sie zum ersten Male über die seinen, und da saß er auf seiner Stube und hielt sich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's festhalte, ja, daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entschwinde. — Das Kind entschlief im Arme einer neuen, fast fabelhaft schönen Puppe. — Eine Jungfrau lag vor dem Bilde der Gebenedeiten und flehte, daß jeder Tag so schön sei wie heute, denn sie war mit dem Längstgeliebten eingesegnet worden. — Einer hat das große Los gezogen — einer in den Armen der schönsten Frau gezittert — tausend Lippen mögen sich geküßt, tausend Arme ineinandergeschlungen haben. — Dem Dichter erschien in der trunkenen Sommernacht sein Ideal zum erstenmal sichtbarlich, und der Astronom zählte die Sterne. — Eine Mutter besuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihre rosenroten, schlummernden Engel — Geizhälse zählten das Geld — Träume zuckten durch tausend Herzen — Wüstlinge feierten eine Orgie — der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei andern nach Hause — und was da ruhte im sorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgestickte Traumteppich gewoben, daß sie sanken und schwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie greulich immer: heute war es auch in dieser Stadt. — Der Tod ging in hundert Häuser und zerdrückte überall ein Herz. — Ein blasser Mann lud eine Pistole, im Zimmer neben ihm schläft sein Weib und Kind, morgen ist Kassenuntersuchung und dann Festung, wenn er nicht früher — — — er wischt die Stirne, es ist ihm fast märchenhaft ferne, wie er auch einmal unten gegangen wie eben die Nachtwandelnden und unschuldig war wie sie. — Tausend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unserer Turmuhr, und die Wächterin schlief neben ihnen. — Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Brustbilde des schönen falschen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt. — Eine andere öffnet unter tausend angstvollen Herzschlägen dem Verführer ihre Zimmertüre. — Verschmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben schlägt leichtsinnig darunter. — Auf sorgenvoller Armut liegt der Schlummer wie Blei, und die Lusttöne heimkehrender Schlemmer klingen

in ihn hinein. — Das Laster martert seinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle schreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden — die Träume legen heiße Steinhüllen darüber, indessen oben die Sterne ruhig glitzern, das Rollen der Wagen einzelner wird und endlich, so wie die Reden und Fußtritte spät Heimkehrender, gänzlich schweigt. Diese Zeit ist um zwei Uhr nachts herum — — dann gemach lichtet sich der Himmel, und bald beginnt jenes Rasseln der Nahrungswagen, indes der Tag heraufkömmt und die Sonne, so mild und unschuldig über die Stadt aufgehend wie über einen grünen Grasteppich, in dem die Tierchen spielten oder schlummerten und nun freudig an ihr Tagewerk gehen werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich alles harmlos fröhlich und ist harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte, aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Herde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das oben ihnen wallt, ein und aus durch Gassen und Tore ihrer großen, feuchten, steinernen Stadt schlüpfet.

Was treibt und bewegt nun alle, daß sie ebenso rastlos strömen und dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Gassen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen. — Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester, der Verschwendung. — Ihre Opfer siehest du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem andern zuvortun und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne. — Der eine trägt schon den Gewinn in der Tasche und hastet weiter; der andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von neuem begonnen. — Dann ist der Hunger, er treibt zu den Tausenden der abenteuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht die Grisette und läßt Wimpel und Flagge wallen, daß

sie nur die Gier anlocke, die in müßiger Weile herumlauert, um sich zu sättigen und zu ekeln — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müßiggänger treibt sich — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter und trägt ein Himmelreich durch das Getose — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußeren Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen, dunklen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen nach rechts und links, die all das nicht tun, sondern ein und derselben, obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — — Indes geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig wie über eine prachtvolle Wildnis — sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indes die außen treiben, geht es aber im Innern der Häuser nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausend Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, musiziert und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftiget, in millionfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da an ist jede Stunde eine Eßstunde, und dem letzten Mittagmahle im Palaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kömmt als jenes. Und dann ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnet. — Siehest du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, das sind die Orte ihrer Lustfahrten, dahin gehen Wagen aller Art und bringen in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, alle seien an den einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kömmst, so sind auch alle dort, und wenn du in die Stadt wanderst, so geht keiner ab. Tag und Nacht wird gesonnen, tausend Hände sind in Bewegung, daß neue Altäre ersonnen, neue Altäre gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen, und überall wird es ausgebreitet, und überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu

haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswurstes im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst, und jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht, — indes geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges und beseligt hier ein Herz und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das eine nicht und nicht das andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling, eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indes entzündet sich sachte die Abendröte und flammet von jenen Bergen herüber dem weiten Lande seinen Abschiedsgruß zu und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen und die Vorhänge der Theater gefallen und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, und eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern und jeder so verschieden von dem andern, und so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freitätig und doch bewußtlos jenes rätselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch selber durch langsamen, tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben.

Die Glocke unter uns verkündet Mittag, und von den hundert Türmen der Stadt hallt es nach — so lasse uns denn wieder hinabsteigen. Tauche denn nun getrost in dieses Treiben, und es wird an dir sein, dir Glück oder Unglück darinnen zu suchen; beides ist in Menge da zu haben.

Nimm die Menschen und Bilder, wie sie kommen. Jetzt ein kleines, unbedeutendes Wesen, jetzt ein tiefer Mann voll Bedeutung; jetzt Scherz, jetzt Ernst, jetzt ein Einzelbild, jetzt Gruppen und Massen — und alles dies zusammen malet dir dann zuletzt Geist und Bedeutung dieser Stadt in allem, was in ihr liegt, sei es Größe und Würde, sei es Lächerlichkeit und Torheit, sei es Güte und Fröhlichkeit. So, nun steige hinab und trete an das nächstbeste Individuum und beachte es und studiere es und werde gemach auch einer aus diesen allen, welche in Wien leben und leben und sterben wollen nur in Wien.

Ein Gang durch die Katakomben.

Wir sind so gewohnt worden, unsere Voreltern als gute dumme Hause zu betrachten, daß, wenn von was immer für geistiger Größe die Rede ist, wir sogleich mit den Fortschritten unsrer glorreichen Zeit da sind, worunter jeder die versteht, in der er gelebt hat, und daß, wenn von einer Dummheit die Rede ist, die dort oder da geschehen, wir sogleich schreien: „Dies ist doch unglaublich; so etwas geschieht in dem Jahre 1842!" Ich aber frage: „Warum sollte es denn nicht geschehen?" Was wir auch in gewissen Richtungen gewonnen haben, so blieb es doch meistens nur Eigentum einzelner oder weniger — was wir verloren haben, das verloren alle. Ich will mich deutlicher erklären. Die Wissenschaft, die Industrie, in gewissen Zweigen auch die Kunst (aber weniger) haben erstaunliche Fortschritte gemacht — aber das Gute, ich meine das Menschlich-Gute, was diese Dinge brachten, wie vielen wurde es zuteil? Oder liegt nicht die Masse in eben den Banden des Rohen gefangen wie einst, nur sind diese Bande beweglicher und polierter — und von denen, die sich in den Besitz des menschlich Erworbenen setzten, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst, bei wie vielen ist es zuletzt Sitte und Schmuck des Herzens geworden als ein wirklich Menschliches (Humanes)? Oder tragen sie es nicht als toten Schatz, als bloßes Wissen oder Können in sich, es höchstens zu Nützlichem verwendend, nicht zum Guten? — ja, durch vervielfältigte geistige und leibliche Kommunikationsmittel sind wir feiner, glatter, geschmeidiger geworden, wie Kiesel, die sich aneinander abreiben: aber ist deshalb der Kiesel innerlich weniger hart? Mit Betrübnis und Entsetzen müssen wir erfahren, wenn heute diese Politur, diese, ach, so fälschlich „Bildung" getaufte Politur von der Leidenschaft durchbrochen wird, daß da Feuerflammen herausfahren, wie wir sie kaum in alter oder ältester Zeit gesehen haben, — oder gibt an Gräßlichkeit und Ausschweifung die Französische Revolution irgendeiner Tatsache der frühern Zeit etwas nach? Oder zeigt die Pyrenäische Halbinsel Gewinn an rein Menschlichem? Und dennoch gewannen wir; denn solche Szenen der Weltgeschichte werden, gottlob, seltener — aber wenn wird jene Zeit kommen, in der ein Krieg ebenso ein Unding der Vernunft sein wird, wie ein Trugschluß schon heute ein logisches Unding ist? — — Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch!! und schwindelnd für das Denken des einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner moralischen Freiheit

übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende! — Wie lange, wieviel Billionen Jahrtausende muß dann die Großjährigkeit dauern? Ich sagte oben, daß, was wir verloren haben, alle verloren. In der Glätte und Verflachung unserer Zeit ging alle tiefe Gemütskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter, was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt selbst die Individuen. Darum baute dieser Sinn einst jene rührend erhabenen Kathedralen und malte jene Bilder, die wir heute bloß bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unsrer technischen Mittel nicht mehr nachmachen, indes unser Zeitgeist auf das sogenannte Praktische geht, worunter sie meistens nur das Materiell Nützliche, oft sogar nur das Sinnlich-Wollüstige verstehen: daher wir Eisenbahnen und Fabriken bauen, während sie Dome und Altäre, und wenn es ja heutzutage eine Kirche werden soll, so wird sie wieder sehr nützlich gebaut, oder sie sähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande schon erfahren, wenn sie keinen Turm hätte, einem Zinshause ähnlich. Ja, oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig schönen Werke der Vorzeit; denn wieviel tausend Wiener werden täglich über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desselben etwas anders zu wissen, als daß er sehr groß ist. Wenn mir jemand den Aberglauben unserer Voreltern einwenden will, so muß ich ihm leider entgegnen, daß heute der religiöse Indifferentismus der sogenannten gebildeten Klassen furchtbar und widerwärtig neben demselben alten Aberglauben der Massen steht — und zuletzt ist Aberglaube schöner, heiliger, kräftiger als jene siechе Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit nichts denkt und sie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dies ist neben dem so vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenseite derselben, daß, seit sie die Bücher so vervielfältigen, tausend und tausend Menschen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben: denn sie lesen sich einen gewissen Vorstellungskreis, eine Art Natur zusammen und sagen ihn so lange sich selber und andern vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben: darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges

und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.

Solche und ähnliche schwermütige Gedanken hatte ich, als ich eines Tages aus den Katakomben des Stephansturmes wieder an das Licht des Tages trat und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging.

In diese Katakomben nun will ich den freundlichen Leser begleiten, daß er ein ernstes Stück Vergangenheit unserer Stadt vor sich sehe, und daß er, wäre er in obigem Indifferentismus befangen, etwa anfange, über Gott, über Weltgeschichte, Ewigkeit, Vergeltung usw. nachzudenken und vielleicht ein anderer zu werden.

Wer immer über die Spinnerin am Kreuz (ein schöner Getreidehügel, über den die Triester Straße führt) oder über einen der Westberge Wiens gegen die Stadt kömmt, der wird die alte, ernste, große Stephanskirche mitten in dem Häusermeere wie einen Schwerpunkt ruhen sehen und sich dieser Symmetrie erfreuen; aber dies war nicht immer so, sondern bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, und wie es eine rührende Sitte unserer Ahnen war, um den Ort, an dem sie sich im Leben Trost und Zuversicht holten, nämlich um die Kirche, auch im Tode zu schlummern, welchen Platz sie mit dem schönen Namen Friedhof belegten: so war es auch um diese Kirche, und manche alten Leute Wiens sagen noch immer statt Stephansplatz Stephans-Friedhof, aber es ist kein Friedhof mehr; denn diese Sitte der Altväter ist ebenfalls aus allerdings sehr nützlichen Sanitätsrücksichten abgeschafft worden, und heute ragt jede Kirche geradewegs aus dem lustigen Getümmel des Alltagslebens empor und ist fast ein gewöhnliches Haus geworden, so wie sie einst aus den Monumenten des Todes emporstieg und selbst von seinen Schauern umweht war. Oft, wenn ich über diesen Umstand traurig war, dachte ich: wenn sie nur tief genug grüben, so könnten schon die Toten an ihrer Kirche ruhen, und wie wäre es religiös feierlich, wenn jede Kirche, selbst in den Städten, mit einem großen Garten der Toten umgeben wäre, der durch eine Mauer von der leichten Lust der Lebenden getrennt wäre, daß sie ein Gedanke der Ewigkeit anwandeln müßte, wenn sie durch das Gitter einträten.

Der Stephans-Friedhof ist keiner mehr, sondern ein geräumiger Stadtplatz mit schönen Häusern und Warenauslagen, und glänzende Karossen rollen über das Pflaster, unter dem die Reste unserer Vorfahren ruhen — ihre Kreuze und Monumente sind verschwunden, das Lob ihrer Tugenden auf denselben ist

verstummt, die Denkmale, die sie einst gründeten, um die Stätte ihrer Angehörigen auf ewige Zeiten zu bezeichnen, sind von unserer Industrie und unserem Verkehre bis hart an die Mauern der Kirche gedrängt worden, wo noch manche Tafel aus rotem Stein übriggeblieben ist, auf dem ein betender Vater mit seinen Kindern ausgemeißelt ist oder ein liegender Toter selber mit gefalteten Händen oder Heiligenbilder oder sonst Embleme und Wappen, wovon manch Stück durch die Zeit herabgeschlagen oder verwittert ist, und darunter steht Namen und Amt und stehen die Tugenden des Toten — aber wie oft weiß man gar nichts mehr aus der Zeit seines Lebens, und es ist da keiner mehr, um zu sagen: er war unser Ahnherr.

Es ist in neuester Zeit gegenüber von der Rückseite der Kirche ein sehr großes Haus aufgeführt worden, und als es bereits prachtvoll und wohnlich mit mehr als hundert Fenstern glänzte, als zu ebener Erde schon die grünen Flügeltüren der Verkaufsgewölbe hoch und elegant eingehängt waren und längs derselben ein breites, flaches Trottoir hinlief, so ging man auch daran, den Platz vor dem Hause bis zur Kirche zu ebnen und das bisherige schlechte Pflaster zu verbessern. Es mußten einst die Grabhügel bedeutend höher gelegen haben als das heutige Pflaster; denn als man zum Behufe der oben angeführten Planierung und Pflasterung die Erde lockerte, kamen die Knochen und Schädel der Begrabenen zum Vorscheine, und wie ich nebst vielen andern Menschen zufällig dastand und sah, wie man bald die Röhre eines Oberarmes, bald ein Stück eines Schädels, ein Gebiß mit etlichen Zähnen, ein Schulterblatt oder anderes gelassen auf einen bereitstehenden Schubkarren legte und lachend und scherzend und die Pfeife stopfend weiterschaufelte, dachte ich: vor soundso viel Jahren hat man euch eingegraben, und an eurem Grabe wurde gesungen: „Requiem aeternam dona eis, domine!“[1]), dann deckte man es mit Erde zu und setzte ein Denkmal auf den Hügel, daß man wisse, wer da in Ewigkeit ruhe — — und jetzt legt man eure Reste, die niemand kennt, wie das wertloseste Ding auf einen Haufen, um sie an einen andern Ort zu bringen, wo sie wieder nicht bleiben; denn wer weiß, zu welchem Zwecke unsere Nachkommen denselben wieder werden brauchen können.

Außer den Hügeln des Stephans-Friedhofes, deren Ruhe, wie wir erfahren haben, nichts weniger als ungestört blieb, haben sich aber jene, deren Rang oder Reichtum es erlaubte,

[1]) Herr! schenke ihnen die ewige Ruhe.

noch ganz andere, festere, sicherere Grabesstätten auserwählt; nämlich nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Baue von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte Deutsche Haus, unter die Post ist ein System von Gewölben und Gängen nach Art unserer Voreltern äußerst fest gebaut, und man weiß heutzutage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken. Sie sind hier unter dem Namen der Katakomben von St. Stephan bekannt und waren lauter Begräbnisstätten, gleichsam eine weitläufige unterirdische Totenstadt. Jedoch trotz der dickern Mauern, aus denen diese Zellen, als Fundament der Kirche, aufgeführt sind, trotz der Quadern, womit Gänge, Gemächer und Bogen überwölbt sind, ja trotzdem daß jedes Gewölbe, wenn es mit Toten gefüllt war, zugemauert wurde, fanden dennoch die hier liegenden Schläfer die beabsichtigte Ruhe nicht, so wie sie ihre ärmeren Brüder nicht gefunden, die man über ihnen auf dem Friedhofe in bloßer Erde eingegraben hatte. Manche Gänge, manche Gewölbe wurden im Laufe der Zeit geöffnet. Die einen lockte Neugierde; die andern jenes Schauergefühl, das den Menschen über Tod und Ewigkeit ergreift und ihn doch lockt, solche Stätten zu betreten, wo es erweckt wird; wieder andere wurden durch frevlen Vorwitz hingeführt, so daß Menschenhände, teils fromm ordnend, teils mutwillig zerstörend, das vollendeten, was Zeit und leise Verwesung begonnen hatten, nämlich einen ganz andern Zustand der hier verborgenen Reste hervorzubringen, als den die beabsichtigten, welche sie hier verbargen.

Wir wollen in folgenden Zeilen einen Gang durch diese Katakomben beschreiben.

Es war ein feuchter, neblichter Novembernachmittag, als wir uns, fünfe an der Zahl, auf dem nassen Pflaster des St. Stephansplatzes, rückwärts der Kirche, wo der Turm emporsteigt, einfanden. Ein Freund hatte uns versprochen, uns in die Katakomben zu führen. Wir standen lachend und scherzend, als wir ihn erwarteten, und machten Bemerkungen über das trübselige Wetter und die Unpünktlichkeit des Freundes; aber nach einer Stunde war es ganz anders: nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Stunde unterirdischen Aufenthaltes in mir hervorbrachte.

Als wir einige Zeit gewartet hatten, erschien der Freund und mit ihm zwei Führer, weil er, obwohl schon öfter unten, doch nicht sicher war, sich und uns vor Verirrung zu bewahren. Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Hinabgang,

sondern einer der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorspringenden Winkel bildet und Wohnparteien und Handelsgewölbe enthält, — es liegt mit dem Winkel schief gegenüber der Wohnung des Küsters, die sich im Erdgeschosse des Stephansturmes befindet. An diesem Hause sperrte er eine dunkle, schwarze, hohe Türe auf, an der ich wohl hundertmal vorübergegangen war, und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Tores einer Bude gehalten hatte. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem schmalen Gange; der Führer schloß hinter uns die Türe wieder zu, und der andere machte Licht, woran er eine Fackel und wir jeder unsere Wachskerze anzündeten, und dann ging es nicht über eine Treppe, sondern wie über einen sanften Gang abwärts; ein schwacher Tagesschein fiel in das erste Gewölbe durch einen schmalen Schacht herab, der in den Hof des Deutschen Hauses mündet. Dieses Gewölb war gleichsam eine Vorhalle, und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren und dergleichen in dem Winkel, alles von seltsamem, veraltetem Ansehen.

Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge schmal und die Gewölbe verhältnismäßig klein und niedrig, aber das Mauerwerk fest und dicht, als wäre es aus einem einzigen riesenhaften Granitblocke gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach Ost oder West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren und stundenlang herumsuchen könnte, ohne den Ausgang zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen, finstern Stadt, nämlich: wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen — es überläuft einen ein seltsamer Schauer. — Was werden alle diese Werkzeuge, als sie noch ein denkender Geist belebte, ein liebendes oder hassendes Gemüt stachelte, Schönes, Herrliches oder Entsetzliches getan haben? Und nun liegen sie hier, starr, übereinandergeschichtet, eine wertlose, schauererregende Masse. — In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum, und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Ein Führer bedeutete uns, daß man die vielfach zerstreuten Knochen der Katakomben und die einst auf dem Stephans-Friedhofe ausgegrabenen hier der Ordnung wegen aufgeschichtet habe. Meine Phantasie fing bereits zu arbeiten an, sei es durch den Anblick vor mir auf-

geschreckt oder gedrückt durch das Bewußtsein, unter der Erde zu sein. Die Luft trug nichts bei; denn trotz den hier vorgegangenen Akten der Zersetzung waren diese doch schon vor so vieler Zeit, und es ist seitdem eine solche Trockenheit eingetreten, daß die Luft, durch viele Schachte in Kommunikation mit der äußern erhalten, ganz trocken und rein ist. Wir ließen das Licht unserer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten und beleuchteten bald diese, bald jene Partie, und das fahle, verwitterte Grau dieser ausgetrockneten uralten Gebeine erglühte düster rot in dem Scheine unserer Lichter, die demungeachtet, trotz der anscheinenden Kleinheit dieser Räume, nicht bis zu den obern Rändern dringen konnten, so daß der Schein in unheimliche, geheimnisvolle Schatten überlief, die hoch oben und seitwärts in den Ecken saßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, so erglänzte das Gestein der Mauer in allerlei kleinen Flimmern, wahrscheinlich die schönen Glimmertäfelchen des Granites. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter, und der Fuß streifte zuweilen an einen Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoffe. — Wir gingen weiter in einem Kreuzgange: Ein Schädel mit langen staubigen Haaren lag da. Einer leuchtete ihn an; ich aber mußte augenblicklich die Augen wegwenden, und es rieselte mir seltsam in dem Körper. — „Lassen Sie das liegen," sagte ein Führer, „wir werden schon noch mehr solches und besser erhalten antreffen." Ei freilich trafen wir es an. An einem viereckigen, machtvoll großen Pfeiler stand ein Sarg, ein einziger in diesem Gewölbe, als wäre er von seinem Orte absichtlich hiehergebracht und geöffnet worden und dann stehen gelassen; denn wirklich lag sein Deckel nebenan, und zwischen den Brettern, die vom Alter geschwärzt und nur mehr lose zusammenhängend waren, lag der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau — — ach! Wer war sie? Mit welchem Pompe mag sie einst begraben worden sein! Und in welchem Zustande liegt sie jetzt da! bloßgegeben dem Blicke jedes Beschauers, schnöde auf die bloße Erde niedergestellt und unverwahrt vor rohen Händen; das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten — in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde bloß vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichtes sind erkennbar, die Glieder des Körpers sind da, aber die züchtige Hülle desselben ist verstaubt und zerrissen, nur einige schmutzig schwarze Lappen liegen um die Glieder und verhüllen sie dürftig, auf einem Fuße schlottert ein schwarzer

seidener Strumpf, der andere ist nackt, die Haare liegen wirr und staubig, und Fetzen eines schwarzen Schleiers ziehen sich seitwärts und kleben aneinander wie ein gedrehter Strick — diese Zersetzung des Anzuges und die Unordnung, gleichsam wie eine Art von Liederlichkeit, zeigte mir ins Herz schneidend die rührende Hilflosigkeit eines Toten und kontrastierte fürchterlich mit der Heiligkeit einer Leiche. — Ich legte mit der Spitze meines Stockes die Reste des gewiß einst prunkenden Anzuges so anständig, als es noch möglich war, über die Glieder und leuchtete dann der vergessenen Toten ins Antlitz. Es war im Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen und in dieser dem Menschenangesichte gewaltsamen Lage erstarrt, und so blieb es, wer weiß wieviel hundert Jahre, in unheimlicher Ruhe ein Bild eines einstigen gewaltsamen Kampfes, der das so heiß geliebte Leben von diesen Formen abgelöset hatte, und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen — und dann das, daß wir sie uns schon jenseits jenes Vorhanges denken müssen, der so geheimnisvoll zwischen diesseits und jenseits hängt, daß sie schon wissen, wie es ist — und dennoch mit dem ehernen Schweigen da vor unsern Augen liegen, fremde Bürger einer andern Welt. Wer mag die Tote vor meinen Augen — wer mag sie einst gewesen sein? Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Wert geben, ja wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht alles gleich, und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir uns hienieden bemühen wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Tote dahin gebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weil's ihn ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurechte, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine mutwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht und wieder hinwirft.

Mitleidig wandte ich mich ab, um weiter zu gehen: da sah ich, daß ich bereits allein war und die Lichter meiner Freunde schon fern und klein in einem Gange hinabschwebten. Mit raschen

Schritten ging ich nach — es wollte mich fast wie Furcht überkommen.

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche", sagte ein Führer und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke alle stille, und da hörten wir deutlich in langen, schweren Tönen die Orgel aus der Kirche heruntertönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg und dann wieder in höheren, sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder.

Endlich schwieg alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt! Ich brauchte einige Zeit, um mich wieder zu orientieren, wo ich sei, und meine Phantasie wieder an diese unterirdischen Gemächer zu gewöhnen, und doch war es wahrscheinlich nur das sogenannte Segenlied gewesen, was wir herunter gehört hatten.

Wir traten nun wieder in eine neue Halle, und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrak ich heftig. Ein großer nackter Mann lehnte starr an der Mauer; zu seinen Füßen saß ein anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet und den Kopf, der nur mehr an einem losen Bande des Halses hing, über die Schulter seitwärts gesunken — eine Frau, in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, lauerte im Winkel, und an den Wänden lehnten oder saßen oder lagen andere — und wie ich so vor mir her leuchte, wieder andere und wieder andere — lauter Leichen und lauter Mumien, der eine mit offenem Munde, der andere mit furchtbar zusammengepreßtem, der eine gestreckt, der andere zusammengeknittert, fast alle mit gefalteten Händen, wie man sie ihnen im Sarge gegeben — alle mit verzerrten Zügen; aber bis zum Erschrecken deutlich waren die Gesichter und die Körperformen, als wären sie gestern hiehergestellt worden; — denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet und war anzufühlen wie weich gegerbtes Leder, das Zellgewebe des Fleisches war ebenfalls ausgetrocknet und füllte die Haut wie eingestopfte Sägespäne, so daß selbst die Muskeln elastisch blieben, dem Drucke unserer Stöcke wichen und wieder sachte emporschwollen, wenn der Druck nachließ.

Es war ein seltsamer, gespenstiger Anblick in dieser Halle und überwältigend für Gefühl und Phantasie. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbmauer empor; aus ihm ragten Lappen von Gewändern heraus, mitunter Holzsplitter, oder es blickte ein Arm hervor oder ein Fuß mit allen Zehen, oder eine zusammengekrümmte Gestalt saß auf demselben, eine andere lag der Länge nach, wieder andere standen aufrecht, und obwohl sie einst unverletzt gewesen waren und ihrer Art nach bleiben konnten, so mochte doch schon der Mutwille an ihnen manches verübt haben; denn viele derselben waren zerrissen, daß ein Arm herabhing oder der Kopf oder Glieder ganz fehlten — vielleicht hat auch teilweise Verwesung das Ihrige getan. — Seltsam ist es, die Körper sind geblieben, und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten und waren sogar erkennbar, meistens Linnen und Seidenzeug, welches letztere ganz besonders stark und fest gearbeitet war.

Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst verstorbenen, unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hiehergebracht wurden, um zu verwesen, und die aber nun ihren Urenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht oder die dunkelrote Glut der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Toten lief und darinnen schweren Kampf oder starre Ruh' oder häßlich Grinsen wies: so waren wir alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes geraten, in ein Gebiet, so ganz anders, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein wertloses Ding wird, hingeworfen in das Kehricht, daß es liege wie ein anderer Unrat. — Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahingegeben sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zugrunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgültig zugrunde geht, als wäre es eben nichts! — Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeits-

überzeugung. Wir standen alle stumm und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles andere abfällt und vor seiner Gewalt nichtig wird. Ich war so aus mir selber getreten, daß mir das Rollen eines Wagens, das wir in diesem Augenblicke auf dem Pflaster über uns hörten, ganz abenteuerlich vorkam, ja durch den Kontrast schauerlich. Ist es denn der Mühe wert, dachte ich, daß sich der im Wagen oben brüstet und über das Pflaster wegrollt? daß sie Häuser bauen und bunte Lappen heraushängen, als wäre es was?

Wir fragten die Führer, ob man denn gar nicht mehr weiß, wer einer von denen gewesen sein möge, die wir da vor uns haben? „Es mag wohl im Pfarrarchive zu finden sein," antwortete er, „wer überhaupt herab begraben worden ist, aber da es schon viel über hundert Jahre sein mag, daß man niemanden mehr herab begraben hat, so kann man auch gar nicht wissen, wer dieser oder jener sei. Sie haben einmal sehr getrachtet, in die Stephansgruft begraben zu werden, damit sie ein vornehmes und ungestörtes Begräbnisplätzchen hätten."

Ein vornehmes und ungestörtes Begräbnisplätzchen! Als ob irgend auf der Erde etwas Ungestörtes, etwas Unvergängliches wäre! ja, ist nicht am Ende sie selber vergänglich und wird eine Leiche so wie die, die man jetzt so sorglich in ihrem Bauche verbirgt?

Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönige Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg tat, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes und ließ dann die Wasser wieder darüber wegrollen — ja endlich tötete man die, die um das Werk wußten und es machen halfen, damit niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — — Aber eines Tages wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Überschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern, und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinauswerfen auf den Anger der Heide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten

Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja, hätte er sie alle einst gezählt und auf Karten getragen und zählte sie heute wieder und sieht seine Karten an, so fehlt keiner, und so prachtvoll wie immer glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie auch von *seinem* Untergange nichts, ja sie wissen nichts von unserm ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen.

Während ich dies dachte, rasselte wieder oder uns das Geräusch eines rollenden Wagens auf dem Pflaster des Stephansplatzes, und es deuchte mir so leichtsinnig oder so wichtig wie etwa die Weltgeschichte der Mücken oder der Eintagsfliegen.

Wir aber leuchteten noch einmal die unbewegliche, gespenstige Versammlung in die Runde an und wendeten uns dann zum Fortgehen; sie aber sanken hinter unsern weichenden Lichtern in ihre alte Ruhe, in ihre alte Nacht zurück.

Immer weiter, immer verwickelter und größer entfaltete sich diese Stadt der Grüfte; immer neue Tote waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von getrocknetem Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dies alles hin erstrecke, weiß man jetzt noch gar nicht mit Gewißheit; denn in manchem Gemache sieht man in der Mauer einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, oder daß man hindurchgehe, so wie durch den, durch welchen wir hereingekommen waren: aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so daß die Vermutung entsteht, daß hinter ihm wieder ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll mit Toten war. — Und wirklich traten wir jetzt an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte, und siehe! aus der Bresche ragten eine Unzahl Särge hervor, klafterhoch aufeinandergeschichtet, mit gräßlichen Trümmern und Splittern herausragend aus der Finsternis des Gewölbes — die Zeit hatte Bretter und Fugen gelöset, daß ein ganzes Wirrsal derselben herabgegleitet dalag und oben in der Öffnung nackte Füße und Glieder der Toten in die Luft herausstanden, verlassen von der schützenden und bergenden Wand ihrer Särge, ebenfalls bestimmt, auf den hängenden Brettern vorwärts zu gleiten und endlich wie

sie herabzustürzen. Es war ein Anblick, noch erschütternder als jener in dem Gewölbe der Mumien, weil er unmittelbarer das Reich der Verwesung und Zerstörung auftat und näher der Zeit lag, wo alle diese noch wandelten und lebten, weil er eindringender wies, wie auch wir einst werden sollen, und weil das Werk der Vergehung und Vernichtung gleich massenhafter und großartiger ersichtlich war. Auch einen solchen aufgeschichteten Stoß von Kindersärgen sahen wir hervorblicken, einen übereinandergeworfenen Haufen kleiner Häuschen, deren Bewohner starben, ehe sie lebten. Es tat unsäglich wohl, daß man von den Särgen keines der zarten Glieder hervorragen sah, sondern alle verdeckt waren, wahrscheinlich ihres geringen Gewichtes wegen, das die Särge nicht aus den Fugen zu drücken vermochte. Arme kleine Welt!

Es war ein düster großartiger Anblick, wie wir so dastanden vor dem starren Ruinengewirre und der Lichtblick unserer Fackeln auf dem Granit der Mauer und auf den alten braunen Sargbrettern glänzte — und wie weiter zurück zwischen den Bretterträmmern heraus Finsternis glotzte und sich unsere Phantasie hinter ihr dieselbe Bevölkerung von Toten vorstellen mußte, immer fortgesetzt und immer fortgesetzt — liegend in der eisernen Nacht, bis einmal diese vorderen zerstäubt sind und wieder ein anderes Jahrhundert und eine andere Hand das fernere Gewölbe erbricht und die Schläfer dem Lichte der Fackeln bloßlegt, so wie diese da in dem der unsern düster glänzen.

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden müßte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfnis und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Szene noch tragischer und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind die andern zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen die da bauen, welche da vor uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herumgeworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in andrer Herzen strahlte, und um die der schwärmende, wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin vorausschleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorübergegangen ist der Traum, und beide sind sie eine wertlose Masse — — vielleicht liegen auch solche

da, deren Glieder Samt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich fernehielten und nun selber ärmer und ekler sind als das Tier des Berges, welches in die Felskluft stürzte und dort in der Mittagssonne dörret und von den Winden der Nacht getrocknet wird. — — Sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Taten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist alles vorüber, und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben dieser ist ein Blatt Geschichte übriggeblieben, und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich *diese* verschwindet und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und wunderbarer herumzugehen sein als jetzt: denn auch der Boden, auf dem wir in dem Augenblicke wandeln, ist höchstwahrscheinlich wieder nur die Decke von andern Gewölben, die unter uns befindlich sind.“ Wirklich war es uns schon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte, sanft gewölbte Stellen weg. Und als der Führer obige Worte gesagt hatte, verließen wir die traurige Bresche und gelangten nun in der Tat in ein Gemach, dessen Fußboden durchbrochen war, und siehe, es war unten wieder eine solche Halle wie die, in der wir standen, eine Leiter führte durch die aufgebrochene Öffnung in dieselbe hinab, und zweie von uns stiegen hinunter. Das Gewölbe schien niedriger, wahrscheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finsternis, in der unsere Lichter ordentlich ohnmächtig waren, nichts deutlich zu sehen, aber unser Führer versicherte uns, es sei hier unten alles vollgestopft mit Toten. Unendlich erleichtert stiegen wir wieder empor — seltsam! — Obwohl die Luft unbegreiflich trocken und rein war: so fühlte sich doch die Phantasie erleichtert, als sie wieder nur mehr *eine* Decke über dem Haupte wußte. Die nicht hinabgestiegen waren, leuchteten nun noch einmal in die Höhle hinab, und wir gingen dann weiter durch mehrere Gänge und leere Gewölbe, wie es mir schien, auf dem Rückweg

begriffen. Wir hatten alle Orientierung bereits so verloren, daß jedem die Unmöglichkeit einleuchtete, ohne Führer hinauszufinden — namentlich wenn einer ganz allein wäre. Er müßte nur, meinte man, die Wege, die er schon gegangen ist, mit Knochen bestreuen, um immer andere Gänge zu finden, und so auch den, der ihn herausführt.

„Aber wenn ihm allenfalls das Licht ausginge?" bemerkte ein anderer.

Es ist entsetzlich, dies zu denken, und furchtbar inhaltschwer wäre die Geschichte solcher Augenblicke. Das Licht flackert noch einmal und ist aus: eine Nacht, so dick, wie die Erde keine kennt, ist um ihn; die Toten, die ihm früher sein Licht gezeigt hatte, ist er nun genötiget mit dem innern Auge zu schauen, und zwar, da ihm die Begrenzung seines Raumes, die ihm das Licht vorher so freundlich gewiesen hatte, durch die Finsternis entrückt ist, so muß er sich nun gleich das ganze Totengewölbe auf einmal vorstellen, die ganze durchbrochene Totenstadt mit all ihren Bewohnern — er horcht — vielleicht rührt sich heimlich etwas — alles stille, nur das Knistern seines Trittes und das dumpfe Rascheln seiner Hände, wie er sich an den Mauern fortgreift — er ruft, er ruft — keine Hoffnung, gehört zu werden; er geht in Todes- und Geisterangst gestachelt fort durch Gänge und Gewölbe, die sich ewig ineinander münden. — Es sind bereits Stunden, es ist vielleicht schon ein Tag vergangen — er faßt, an der Felsenmauer fortgreifend, einen Toten und erkennt, daß es derselbe sei, den er schon einmal ergriffen habe — dabei hört er von oben herab die Orgel tönen, vielleicht auch das Singen der Gemeinde oder das Läuten der Glocken, das Rasseln der lustigen Wägen auf dem Straßenpflaster — er ruft und ruft — alle gehen sie ihrer Wege, es wird stille, also Nacht — und des andern Tages hört er es wieder so — und so fort und so fort — bis in der Gruft um einen Toten mehr ist.

Mich schauerte, als ich dies dachte, und unwillkürlich drängte ich mich an die Führer, mit leisem Frösteln mir den Einfall hinwerfend, „wenn nur diese sicher zu der schmalen, hohen Türe zurückfinden, bei der sie uns hereingelassen hatten."

„Wir sind jetzt unter der Post", sagte einer von ihnen und leuchtete im Gange weiter.

Fast fing es mir an in diesen massiven Kreuzgängen und Überwölbungen drückend zu werden — immer Mauer, eisenfeste Steinmauer, keine Fenster, keine Öffnung. — Wie schwer der Mensch jene leichte, lichte Decke entbehrt, deren Köstlichkeit

er in seinem Leichtsinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes! — Es schien mir, als entbehrte ich die Luft selber. — —

In dem Momente fiel ein blasser Streifen von oben herab, es war Tageslicht durch den Schacht vom Deutschen Hause — ich erkannte die Stangen und das Stroh, die Bretter und Tragbahren des ersten Gewölbes wieder — der Boden hob sich — der schmale Türflügel ging auf, und wir traten auf das vom Regen glänzende Steinpflaster des Stephansplatzes hinaus.

Die Brust des stärksten Mannes hob sich freier in der frischen Luft; ein feiner Novemberregen rieselte von dem Himmel. Man zündete eben die Abendlichter an, Gold, Silber, schimmernde Seidenstoffe wurden davon in den strahlenden Kaufbuden beleuchtet — kostbar gekleidete Menschen wimmelten an mir vorüber; glänzende Karossen rollten; der Turm St. Stephans stieg riesig empor, und Sprechen und Lachen erscholl ihm gegenüber, den beleuchteten Häusern entlang. — —

Ich aber ging wie im schweren Traume nach Hause, während an mir vorüberhuschte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menschen.

Der Prater.

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? „Nein.“ Ist es eine Wiese? „Nein.“ Ist es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Lustanstalt? „Nein.“ — Was denn? Alles dies zusammengenommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine —. Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesen-

haften Garten, in den sie ihre Bevölkerung ausgießt und doch noch Teile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen seinen Prater, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugetan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren, und wer dies nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wellend, daß, wenn man jemanden sagte, er bekomme ein Herzogtum unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stillestehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, aneinander hinfliegend, wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüberfluten zu sehen und sich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern herniederschauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um dreiviertel auf vier Uhr närrisch geworden und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde

dort das ewige Heil ausgeteilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse pfeifend und schnaubend stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld oder gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, — das dritte trägt den Namen „Nador" oder „Sophie" oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemalt, als sie selbst drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dies exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken und einer mit einem Leierkasten und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste und hohe und niederste Wiener Welt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichtum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wägen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden; — das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dichtgedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt

der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen, aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein Mann ganz allein in seinem Wagen stehend und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegennicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater bieten kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort flutet es und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen — — wer sitzt darinnen? — Der Kaiser und die Kaiserin. Du wunderst dich? Hast du dies in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fahren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind wie

in ihrem Palaste. — -- Schau', auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht, und den alle grüßen — und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen teilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung ebenso wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüberkeucht.

Doch laß uns nun die Allee hinabgehen und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat außer dieser sinnbetörenden Flut von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinabkommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und soweit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee — ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes: da sind alle möglichen Kosmo-, Pano-, Dioramen; alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein anderer, weil er zu klein ist; einer frißt Feuer, ein anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines dritten wird wie auf einem Amboß schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen, schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder zwei ragen über die andern empor und spielen Szenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamiert einer, und der Harfenist reißt wütige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Be-

gleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal — und wendest du dich ab, so steht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine solche Kneipe und rechts wieder eine und weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild oder noch ein lebhafteres — und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische — die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum und stoßen Türkenköpfe herab und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende geraten in Zwiespalt, da sie *schon*, er aber noch *nicht* nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten *Wurstelprater*, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Elementes nicht gewohnt bist oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinandergehen — aber sieh! das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, und die ihm wohlbekommt; laß sie drollen und jubeln, und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt wie das heutige — darum freut sich

auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Teil der Menschen dazu verurteilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen, engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja, man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge auftue, seine Seele erweitere und Lust und Freude walten lasse. — Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heranzubilden, daß ihm höhere Freude munde. — Zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren, ästhetischen Gesichte; geh lieber weg — oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein *lustiges* Volk ist auch ein *gutes* Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das eine oder das andere die Hauptsache — es mögen's wohl beide sein — du kennst es ja, das lustige Volk der Fajaken, „immer ist Sonntag, es dreht sich immer der Braten am Spieß".

Weile noch einige Augenblicke hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug: türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Gitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint voneinander abstehend wie zwei parallele Linien — heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — — und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gesellen, ein Traum aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte, übriggebliebne Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt — und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fortläßt — von dieser eigentümlich erotischen Poesie. Dazu, sieh nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Zymbal schlägt, wie der eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein

Virtuose, und wie der andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen vordrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musiziert ringsherum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den rötlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns nun weiterschreiten und diese brodelnde Hexenküche verlassen, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Teile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird dünner und dünner und das Gemische von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz, und wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst, wenn der Feuerkünstler Stuwer seine Phantasien abbrennt, eine Menge, Mann an Mann, als wäre der Raum mit Köpfen gepflastert, und alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen wie von gellenden Tönen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt rot, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt und, von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt[1]), oder der Stern platzt und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft, — oder plötzlich steht eine durchbrochene, brennende Stadt vor dir und lodert ruhig prasselnd aus, dem feineren Auge öfters die sinnigsten Feuerdichtungen vorführend — heute aber ist von alldem nichts, und das graue Gerüste steht einsam auf dem Platze, von der glänzenden Frühlingsabendsonne friedlich beschienen.

[1]) Fallschirmraketen.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an diesem Damme stehen die Gebäude der Schwimmschule, die wir ein anderes Mal besehen wollen; diese andern hölzernen Häuser auf Flößen sind lauter Bade- und Schwimmanstalten und im Sommer lebhaft besucht. Hier mündet sich schon ein größerer Donauarm herzu, und da, wo du die vielen Pflöcke im Wasser stehen siehst, ist das sogenannte Freibad, ein Platz, der mit gespannten Tauen eingefangen ist, innerhalb denen jeder baden kann. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst du, wie groß unser Prater, unser Wienergarten ist — schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wägen, die in der Hauptallee fahren — die laute, hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft herdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderherde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Tiere nur wie kleine verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohltuend und sanft ist die Stille und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Rute unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Turm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wiens liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört, und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei — und in einer Nähe, wie keine Hauptstadt, haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so wenige besuchen ihn; und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen, schönen Bäumen

besetzt; die Abendsonne streift mit roten Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann und in diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen riesengroßen, breitkronigen Baum seiner Heimat gar sehr, und ich würde es keinem raten, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume beschädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Meditierende, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber und stört sie nicht weiter, der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe; und es wird wohl kaum ein einziges Portefeuille sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht „Partien aus dem Prater" befänden, und da tritt gerne der neugierige Wanderer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; — sie gehen vorüber, und andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort — die Kindsmagd kommt und breitet ihr blütenweißes Leinenzeug auf den Rasen und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft oder an den Stamm eines Baumes; indes ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendtau und die Nachtfeuchte des Praters ein Übel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wägen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe betörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel, und daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein oder im Herabgehen begriffen — — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröte, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen — eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröte schwimmen, während die Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns not tut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns und dann geh zu Bette, aber hab' acht, daß dich nicht Träume wecken und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest oder in demselben als einer gewaltig lächerlichen Equipage im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten.

Wir heben diese drei besonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Besonderes sagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeschichte erzählen, sondern vielmehr darum, weil sie gerade die ganze Gattung darstellen und wir der Meinung sind, in einem Buche über Wien dürfe der Wiener Student und sein akademisches wie auch häusliches Leben gar nicht fehlen.

Sie waren Landsleute und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen, nachdem sie die Weltweisheit (Philosophie) auf einem Landlyzeum des gründlichsten erlernt hatten. Wir wollen es versuchen, ihre Ankunft und ihr akademisches Leben zu schildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch solche Ankömmlinge repräsentiert wird, indem ein solcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtschaft, rein und allein Student sein muß, der abstrakte Student, sich durchschlagend durch alle Fährden und Abenteuerlichkeiten seines poetischen Standes, bis er endlich absolviert ist und dahingeht und Philister wird, schmählich entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge seines vorigen Standes. Der Eingeborne hingegen, wieviel er auch Studentengenie besitze, vermag sich doch nie zur wahren Studentheit zu schwingen, weil ihm doch immer die Farbe seiner Familie, Verwandtschaft und Koterie anklebt, und weil er außer dem Studenten auch noch ein Sohn ist, ein Cousin, ein Neffe, ein Wiener, ein scharmanter Mensch — indes der echte Musensohn, gleich einem abstrakten Begriffe, nur er selber ist, ein Ding, das jenseits aller andern Menschheit liegt, die alle Unterschiedliches zu tun hat, er aber zehn ganze Monate nichts, als daß er Student ist und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unsichtbaren Republik ist — er ist kein Bürger dieser Welt, außer wenn er Schulden hat; er ist kein Landsmann, kein Eingesessener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber, weil er immer wechselt; sondern er ist nur ein Quartaner, ein Quintaner, Jurist, Philosoph und in den Ferien eine Zugschwalbe, ja manche treiben diesen Zynismus der Abstraktion so weit, daß sie auch keine Studenten sind, sondern gar nichts mehr, so daß ihnen alle Tage das Unglück begegnen kann wie einst einem lustigen Vetter von mir. Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handschuhe an und ging auf die Universität. Unten in den kühlen Hallen derselben fragte er einen wildfremden, gesetzten, ältlichen Mann, wo denn der anatomische Saal sei. Der Mann

aber fragte seinerseits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomische Jahresprüfung machen." Der gesetzte Mann lächelte seltsam und sagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofessor und prüfe eben dort." Der lustige Vetter riß seinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale schändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher sehr viel Anatomie hineinstudiert hätte.

Glückselige Studentenzeit! Wenn du nur das ganze Leben dauern könntest — aber da vergeht sie wie der Rauch auf den Bergen, und der kahle Broterwerb steht da. Einige sind freilich so glücklich, daß das akademische Moos fingerdick auf ihnen wächst, aber auch diese müssen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen das Schicksal so gut meint und so weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verstand wirft, was die Leute „überschnappen" nennen, so daß er von nun an nicht mehr hinauszugehen vermag ins Philistertum, dem wir andern doch unerbittlich entgegengereift sind, und daß er sofort das Schauspiel eines ewigen Studenten darbietet. So sehe ich noch immer ein Individuum in den Universitätshallen auf und nieder gehen, den ich schon in meiner Knabenzeit ebenso gesehen hatte, emsig auf und ab schreitend, mit braunem Rocke, wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartstoppeln, ein schwarzes, kleines, schmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Klassiker, den er zuweilen aufschlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert ist der bemooste Bursche seit meiner Zeit gar sehr, weil ich auch alt geworden bin, und sein Auge ist noch unsteter als damals, aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, geradeso wie seine blutjunge Mitschülerschaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt, besteht, ja er ist sogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Universitätshallen herumwandelt, mutterseelenallein, so daß seine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen müßten, wenn nicht seine Fußbekleidung immer in einem solchen Stande wäre, daß man seine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren verkaufte er Federkiele, jetzt aber studiert er bloß wieder. Glückselige Studentenzeit, wie gut ist es, daß auch du vorübergehst wie alles andere an dem flüchtigen Menschen.

Laßt uns nun von dieser Abschweifung und Sachdefinition wieder auf unsere drei Freunde zurückkommen und ihre akademische Biographie aufnehmen, wie folgt.

Auf jenem Landlyzeum aber gingen furchtbare Sagen über

Wien und das Leben daselbst. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, so müsse man in einem dumpfen Loche wohnen und sich bei einem schmutzigen Traiteur, weil er wohlfeil ist, aushungern, und die Unschuld wird gleich am ersten Tage verführt.

Dieser Aussicht zum Trotze wagten es unsere drei Schälke dennoch, obwohl sie hinlänglich wenig Geld besaßen und von ihrer Unschuld auch nicht wußten, wie feuerfest sie sei, da sie bisher noch niemand in Versuchung geführt, außer ältere Kollegen zu einigem Trinken und verbotenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch manche gewagt hatten und unversehens Herren und Staatsdiener geworden sind.

Ihr Plan aber war dieser: Anlangend das Geld, so hungert zwar niemanden so oft und so umfassend als junge Studenten; aber niemand auch erträgt Entbehrungen so lustig als die Jugend, und niemand ißt so sehr alles als der Student! — anlangend also das Geld, so beschlossen sie selbes sehr zu schonen, und anlangend die Unschuld, so war ihnen dafür nicht bange, weil sie riesenhaft gute Vorsätze hatten und überdies als Kaution den Vertrag eingingen, daß einer über den andern wachen sollte und ihm jedes Mißfällige sogleich in den Bart sagen, der allen dreien zu wachsen anhob.

Zu diesem Ziel und Ende wollten sie auch zusammen wohnen, sich den wohlfeilsten Traiteur suchen oder gar selbst kochen, in der Zeit aber sich um Gelegenheit zum Unterrichtgeben umtun, daß sie sich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

Freilich ging auf jenem Landlyzeum auch die Sage von der traurigen Ungesundheit der zusammengepfropften Residenzstadt — aber mit der riesenfesten Gesundheit der Jugend und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder und Korkstöpsel verdauen könnte, glaubt man an derlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungesunden Ort, und im Gefühle des innigsten Lebens sind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es ist auch so; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, so verwindet es der Klotz von einem Körper, und es gedeiht ihm, während die andern daran mühselig hinsterben. Überdem hatten sie gegen alle Warnungen und Schreckenbilder noch einen heimlichen Grund und Trost im Herzen, nämlich den, der der Menschheit so oft beispringt: „Wer weiß, ob es wahr ist."

Sie hatten es also gewagt.

An einem sehr schönen Oktobernachmittage (damals als

unsere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und Oktober) — an diesem sehr schönen Oktobertage also stiegen sie in Nußdorf aus und sahen sich sogleich nach dem dicken Luftbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke — allein sie fanden ihn nicht, sondern rechts waren schöne grüne Berge und links schöne grüne Auen, und aus diesen ragte ein sonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Turm empor — der Turm von Sankt Stephan; schmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wägen fuhren die Kreuz und Quer mit schönen weißen Nummern auf dem Kasten, schöne Herren und Damen saßen darinnen, und an den Gesichtern der Kutscher schien nicht das geringste Anzeichen von hiesiger ungesunder Luft bemerkbar, so ganz besonders gut sahen sie aus.

Allen dreien war es so gewiß unsäglich und seltsam, so wie es uns allen ist, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Flecke der guten alten Muttererde nähern und dort die Entscheidung unserer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlichste war, schien ihnen das Unbegreiflichste, nämlich, daß es hier gar nicht anders aussehe als auf jedem andern Platze der Erde. Daß sie an der großen, merkwürdigen, weltberühmten Hauptstadt Wien standen, schien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwasser, wie in Linz, und Bäume und Auen stehen dabei, wie sie sie schon tausendmal sahen, und auch die Leute schauen so aus, als hätten sie mit jedem von ihnen schon geredet. Auf Unerwartetes war jeder gefaßt, das Bekannte brachte sie nun außer Fassung. Das seltsamste aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Turm sah und ein paar Häuser, so unscheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herren," tönte des Anführers Stimme neben ihnen, „können Sie sich morgen am Schanzel abholen, jetzt aber mit dem Gesellschaftswagen in die Stadt fahren oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es ist kaum eine halbe Stunde bis zur Linie."

Freilich wußte keiner das Schanzel, aber deswegen hatten sie keine Sorge, sondern begaben sich auf die Straße, welche nach dem grauen Turme zuzuführen schien.

Aber der Leser weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, schritt voran und hinter ihm, starke Studentenstöcke in der Faust tragend, die angehenden Heilkünstler Urban Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener storchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch

zwei täppige Hände, mit denen sie stets ungeschickt agierten — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle so in unserm gesegneten siebzehnten und achtzehnten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen und bei der Nußdorfer Linie hineinschob — die zwei andern folgten — — und nun waren sie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiserstadt, von der sie ihr Leben lang so viel gehört und in der Geographie eine ganz klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — sie waren nun wirklich da. Die einigen unansehnlichen Häuser, die sie bei ihrem Herannahen gesehen hatten, entwickelten sich nun zu einer langen Gasse, in die sie immer tiefer hineingerieten, aber auch hier war es ja nicht anders, als seien sie in Wels oder Braunau oder sonst in einer bekannten Stadt, ordentlich heimisch, nur die Häuser etwas größer und statt dessen, daß man in Wels durch jegliche Gasse schnell auf den Marktplatz gelangt, setzte sich hier die Gasse immer fort, gleichsam als setze sich die Stadt immer an sich selber an, wie jenes närrische Teppichpaar in der Stadt Hirschau, das man dem römischen Kaiser, als er einmal das Rathaus besuchte, dergestalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen schritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei sie sich sehr sputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß sie einmal zu früh anrissen und den Kaiser ganz und gar niederwarfen. Es soll Friedrich der Rotbart gewesen sein. — Als aber unsere drei Freunde immer weiter fortschritten, dehnten sich freilich die Häuser zu immer ansehnlicherer Größe empor und gewannen an Glanz, daß die Ähnlichkeit mit Wels und mit Braunau stets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraschend, allein auch ihr Mut; so daß Urban (seines zärtlichen Wesens halber nannten sie ihn stets bei dem Taufnamen) so daß Urban beinahe so keck gewesen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derselbe hinten auf dem Wagen stehe. Der Pfeiffer las alle Inschriften und machte bereits Späße darüber. Quirin war eigentlich seines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen, allein er hatte so eine Art und gesetztes Wesen, daß man ihm den Spitzbuben nicht ansah, daher er auch heute so gesittet und mit städtischen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der Tüchtigste unter ihnen und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öftesten von ihm gehänselt, während der stille Urban immer Verschlagenheit genug besaß, auf seine Lockungen nicht einzugehen, indes

Pfeiffer alsogleich biederherzig auffaß, sooft es der andere wollte, aber er lachte immer selbst mit oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban sich immer entsetzlich in seinem Innern abzürnte, sooft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte eben seine Inferiorität, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er selber es eigentlich sei, der die Firma des Hauses aufrechterhalte.

Deswegen fragte ihn auch keiner von den zwei andern, was er denn im Schilde führe, als sie ihn wie einen Goliath immer rüstiger in die Wildnis der Stadt hineinschreiten sahen, sondern sie folgten ihm und dachten, er werde es schon wissen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, sondern es schwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müsse vorerst das Terrain rekognoszieren, dann werde sich schon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen, gingen sie daher durch allerlei Gassen in der Richtung, in der sie gekommen waren, immer fort. Häuser rechts und links, schön und mächtig und immer schöner und mächtiger, je weiter sie kamen — Menschen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, so daß sich Urban schon seines Rockschnittes zu schämen anhob, und Wagen rollten hin und her, glänzend poliert und mehr an Zahl in dieser einzigen Gasse, als sie sonst ihr ganzes Leben lang gesehen hatten. Hin und wieder an den Haustüren hingen Zettel, „Wohnungen zu verlassen", stand immer darauf, statt zu vermieten, was Pfeiffer zuerst nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, so dachte er in seinem Herzen: Wo wird nun in diesem Ozean von Häusern der Zettel sein, der, wie eine Taube mit dem Ölblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren bestimmt ist — wo wird er sein? — — Siehe da ist ja nun mit einem Male der Plan, auf dessen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er sich nun zu den zweien, die nachschlenderten und an den Häusern hinangafften, und sagte zu ihnen, daß er vorschlage, sich durch alle diese Gassen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Universität zu erfragen und von da aus gerade der zunächst gelegenen Vorstadt zuzugehen, um dort, womöglich heute noch, eine Stube zu mieten, in der sie sich dann morgen sogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch, und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen standen die drei seltsamen Gesellen auf dem Universitätsplatze und starrten das massive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und das mit seinen Frontsäulen und dem ruhigen Plätschern der zwei Brunnen ernst herniedersah auf die drei neuen exotischen, bestaubten und abenteuerlichen Burschen. Das sah

Urbanus gleich ein, wie er sich und die zwei andern hier stehen sah, daß eine gänzliche Reform mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Zivilisation annähern wollen, die in dieser Stadt herrschen; denn wie elend standen sie da in ihren schleppenden, hängenden, überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pfiffigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider saßen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Ähnliches vorgehen, denn sein Angesicht sprach sichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte, wie sie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeschaut und gemustert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl schwer etwas anzufangen sein, denn er stand da, ohne die geringste Ahnung der Gefühle seiner Freunde, und sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war wie das Goldne Vlies.

Noch ein anderer Gedanke drückte dem Urban ängstlich auf die Seele: ob ihm dieses mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schädelstätte werden würde; denn er dachte beklemmt an die vielen dünnen ersten Klassen, die er im Ränzlein trug, und die er sich doch oft mühsam auf dem Lyzeum erworben hatte, aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß sich, ganze Heuwägen hineinzustudieren, wenn er sich nur einmal recht niedersetze, und das rechte Niedersitzen nahm er sich sehr ernstlich vor, also war keine Furcht. Nach gebührlich langem Anschauen des Äußern des Gebäudes gingen sie auch beim Haupttor hinein und gelangten in eine geräumige Halle, mit Pfeilern versehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen Ferien noch nicht zu Ende gegangen, so waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige heterogene Erscheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke saß und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen sie halb schüchtern, halb linkisch herum und betrachteten verdutzt die hohen, dunkelbraunen, verschlossenen Türflügel, die zu verschiedenen Sälen führen mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke emporleiteten, allein sie stiegen nicht hinauf, sondern traten wieder auf den lichten Platz hinaus, um an das Geschäft der Wohnungsschau zu gehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, denn die Universitätskirche und die zwei Türme warfen bereits ganze Massen von Schatten auf die Gebäude, und durch die zwei Gassen zu beiden Seiten

der Universität gingen schon abendlich-rote Lichtströme nieder; deshalb schritten sie ungesäumt von dannen und zwar, ohne zu fragen, geradeaus.

Ihr Stern führte sie zum Stubentore und da über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorstadt, auf derem ersten Hause der Name Landstraße stand, und sie beschlossen sogleich in dieser heitern Stadt eine Wohnung zu suchen.

„Eilf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller" — „Zimmer und Kabinett" — „Vier Zimmer mit der Aussicht auf die Gasse nebst Zugehör auf Georgi zu verlassen" — „Wohnung mit neun Stuck" — „ein Keller auf hundert Eimer Wein" — „möbliertes Monatzimmer, drei Herren werden nicht genommen" — also weiter — Wohnungen, Magazin, Gewölbe, Keller, möblierte und unmöblierte Monatzimmer — alles genug, rechts und links in der Gasse, nur keine Stube für sie, außer sie hätten recht viel Geld, und obwohl sie die lange Straße fast bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, so fanden sie doch nichts und schlugen, da es bereits Nacht zu werden begann und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholisch und betrübt durch das fortbrausende Getöse, an allen Gliedern zerschlagen wie die Knappen Rolands, langten sie endlich, von ihren Kreuzzügen rückkehrend, im Gasthofe zum Roten Hahn an und verlangten ein Nachtquartier. „Nr. 43 auf die Gasse"; und als nach langem Warten Nr. 43 aufgesperrt wurde, eine große, stattliche Stube, und sie sich dort ein wenig von allerlei Reiseanhängseln befreit hatten, ihre Röcke gebürstet, ihr Haar geordnet, so gingen sie hinunter in die Gastzimmer, wo es wieder unerhört elegant und schön war, so daß sie sich an den bescheidensten Platz setzen wollten, wenn nicht schon Pfeiffer, der früher als die zwei andern mit seiner Toilette fertig geworden war, in seinem grünen Flausrock am lichtesten und schönsten Tische vor einem großen Glase Bier gesessen wäre; auch brachte man ihm, bevor die andern ebensolche Biere bestellt hatten, einen Rostbraten, so mächtig, daß er fast allseitig zum Teller hinabhing. Urbanus und Quirin sahen kaum diese heutige tatsächliche Aufhebung des erst vor kurzem so feierlich gegebenen Armengesetzes, als sie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, alsogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß sie auch ebenso dustende und ebenso große Rostbraten bestellten und sich an des essenden Pfeiffers Seite niederließen. Wieviel Semmeln sie schon vor Erscheinen des Bratens

gegessen haben, weiß man nicht mehr, aber das ist gewiß, daß sie endlich dachten: „Ei, was soll denn schon der erste Abend in Wien ein muffiger, elender Knausebart sein", und daß sie sich mit diesem Grunde den Gewissensvorwürfen zu entwinden suchten, während Pfeiffer schon rasch im Essen vorwärtsschritt und keine Spur von Gram in seinem Angesicht zeigte — was er aus Kraft tat, taten die andern aus Schwäche — ist doch auf der ganzen Gotteserde nichts so süß für ermüdete, todhungrige Jugend als ein tüchtiges Abendessen und dann ein Spaß — aber so ist die Hinfälligkeit menschlicher Dinge und Reiche — das Armengesetz geriet endlich in solchen Verfall, daß sie sämtlich Wein zu trinken anhoben und schon mutig und gesprächig dasaßen, als sich die Zimmer mit den schönsten, glänzendsten Gästen zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Gespräch zu sich zu nehmen gewohnt waren, und daß sich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit schimmerndem Gesichte und seinem Rocke anzureden, während Pfeiffer längst schon mit seinem Nachbar im eifrigen Gespräch war und ihm offen erzählte, was es mit ihnen sei, und daß sie eigentlich im Grunde drei lustige arme Teufel seien, die nur heute den ersten Abend in Wien zelebrierten; worüber sich Urbanus in der tiefsten Seele schämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch so schön gekleidet und so angesehen, wie alle diese Herren, werde dasitzen können und in Ehren sein Gläschen Wein trinken — — ja, damit ich alles sage, so weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß sie noch am Tische saßen, Gesundheit tranken, mit den Gläsern anstießen und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gast mehr in den Zimmern war. So wie sie die ersten gewesen, so waren sie nun auch die letzten. Endlich gingen sie auch schlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es schon manchem von ihnen dunkel aufdämmern, wie sehr es ihn morgen reuen werde, daß er heute die Stadt Wien und sämtliche zukünftige Professoren so oft habe leben lassen — — aber zur Reife konnte ein solcher Philistergedanke doch heute nicht gelangen, und so verplauderten und scherzten und lachten sie noch eines, bis sie einer nach dem andern entschliefen und eine selige, ruhige erste Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als sie am andern Tage erwachten und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kissen hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüst dünken, und da Pfeiffer das Fenster öffnete, um auf den Platz vor dem Hause hinabzusehen, so sah er unten nichts

als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er tat ein paar Züge der frischen, feuchten Herbstmorgenluft und schloß den Fensterflügel wieder zu.

Da sah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüsten Anblick der Unordnung und Verwirrung darbot, den nur immer drei übernachtende, reisende Junggesellen zu machen imstande sind. Die zwei andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban stand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anstand zu geben, wie er es gestern fast bei allen gesehen, die ihm begegnet hatten — Quirin blies den gestrigen Staub von seinen Stiefeln und fuhr pfeifend in dieselben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorschlag tat: er selber wolle ausgehen und nicht eher rasten, bis er eine Wohnung für alle drei gefunden hätte; Quirin solle das sogenannte Schanzel auskundschaften und für ihre gemeinschaftliche fahrende Habe Obsorge tragen; Urbanus aber müsse sich auf die Universität begeben und dort Zeit und Ort erforschen, wo jeder von ihnen sich in seine betreffenden Fächer könne einschreiben lassen, und wenn sich jeder seines Amtes entlediget, so wollten sie wieder beim Hahn zusammenkommen und das Weitere besorgen. Man nahm den Vorschlag einhellig an, und da sie endlich mit der Toilette fertig waren (freilich trugen sie dem Wirte einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als sie mit Schmerzen ihr gestriges Abendmahl bezahlt hatten, so standen sie trübselig im feuchten Morgennebel unter dem Torwege und trennten sich, damit jeder seinem Geschäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gasse stehen und sah ihnen so lange nach, bis ihre Gestalten im Nebel und Getriebe der andern Menschen verschwanden, dann aber schüttelte er sich die Haare aus dem Gesichte, schlug mit dem Stocke auf das Pflaster und schoß in die erste Seitengasse hinein.

Da die Chronik, aus der wir diese Geschichte nehmen, nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an diesem Vormittage tat, so können wir den Faden unserer Erzählung erst wieder da aufnehmen, wo sie zusammenkommen, nämlich ungefähr um ein Uhr nachmittags in der Gaststube des Gasthauses zum Roten Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban schon längst dasaßen und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daherrannte und erklärte, er habe für sie einen wahren Palast um ein Spottgeld gemietet, und daß sie dann aßen, und daß fast wieder

das Armengesetz in Verfall geraten ist, daß auch die andern in ihren Forschungen glücklich gewesen, und daß sie beschlossen, alsogleich in ihr neues Tuskulum einzufahren. Es lag dasselbe und liegt heutzutage noch in einer Seitengasse der Vorstadt Landstraße, jetzt ist es sehr verbaut, damals aber lag es einer Masse von Gärten im Schoße und war vom Schicksale prädestiniert zu einer Studentenwirtschaft; denn seinem früheren Charakter nach war es eigentlich ein Fürstenpalais gewesen; es hatte aber seinen Herrn gewechselt und stand nun wie eine verwitwete Ritterburg da; die Säle des ersten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen einzelnen Gast- und Bedientenzimmern des zweiten Stockes war längst das Lachen und Scherzen verstummet, und in den Remisen und Stallungen der Seitenflügel begannen mantelgroße Spinnweben zu wachsen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieser oder jener vornehme Reisende oder einer, der den Sommer in reiner Gartenluft zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggesellen, worunter auch unsere drei abenteuernden Freunde waren, — auch die Stallungen und Remisen wurden wieder lebendig, ja blühender, unruhiger und mannigfaltiger als je; denn außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erschienen auch noch Kühe, die da residierten und ihre Milch in die Nachbarbezirke spendeten; dann eine Reitschule — eine Ziegenfamilie und mehrere Hühner, selbst die niedern Vetter der Kutschen fanden sich ein und besetzten die geeigneten Plätze, vom schweren Leiterwagen an bis zum zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus stieß ein großer Garten, aber in welchem Zustande war er! Die ehemaligen Sandwege hatten große Spalten und Risse; hölzerne Stifte mit Blechtäfelchen und den schönsten Namen exotischer Pflanzen standen da, aber mitten im Grase, auch geschah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frech wuchernden Löwenzahn mit der rotgelben Farbe eine edle Tulpe der vergangenen Zeit emporsproßte oder eine verkommene Hyazinthe, — die Platane war noch da, die Fraxinus pendula, der Schneeballenstrauch, dann jene mit den großen, schlanken, weißen Glockenblüten, nebst allen Gattungen lustig treibenden Holunders und allen deutschen, in dieser wilden Freiheit köstlich treibenden Bäumen. — Daß das alles ohne Gärtner wachsen mußte, begreift sich. Gegen rückwärts dieses Gartenwaldes stieß ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile schöner Häuser

besetzt, damals ein wahres Wirrsal von Gesträuchen und Unkraut, und mitten daraus stieg ein Tempel empor, dessen Marmorsäulen schon so gewaschen und verschunden waren, daß hier und da bereits das Holz heraussah; der Fußboden bestand aus Marmor, Ziegeln und Brennesseln. Alle Käfer und Faltern summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln; denn jenseits der Gartenmauer lagen weithin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieses Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studieren in demselben (wohl auch das Herumtummeln und Liegen im Grase) hatte Pfeiffer nebst der dreifenstrigen Stube von der Besitzerin dieses Zauberschlosses erhandelt — und um vier Uhr desselben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutschachteln und einem leinernen Packe, in dem allerlei verschlossenes Studierzeug war, den schlecht gepflasterten Hofraum des Palastes einher, und die drei Landstudenten schritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unsere Pflicht, zu sagen, wie sie sich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber sie richteten sich gar nicht ein; denn sie bewunderten die Aussicht und die Schönheit der andern Häuser und vergaßen ihre Stube, so daß sie selbst ohne Licht schlafen gehen mußten. Pfeiffer legte seinen Rock auf den langen gepolsterten Sessel, Urban den seinen auf den Rohrsessel und Quirin den seinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben sie aber diese Nacht noch sehr. Als sie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und sie trugen so zu Neste, daß selbes wohnlicher wurde. Es darf frei gesagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierschere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundschafteten Tandelmarkte bei hellem Tage nach Hause zu tragen; aber fast schäme ich mich, zu bekennen, daß er selber schon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter seinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachttopf nach Hause trug, der dann nachts (echt republikanisch, daß keiner zu weit habe) mitten ins Zimmer gestellt und mit einer steifgebundenen Flötenschule zugedeckt wurde. Den Besen bestritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte, und fastete dafür abends. Da die Hausfrau bloß ihre Zimmer vermietete, ohne sich weiter zu kümmern, und da im ganzen Palaste kein dienendes Wesen existierte (der damals noch vegetierende, aus andern Zeiten übriggebliebene, rotnasige, hagere Portier war unverheiratet), so beschloß unser Triumvirat, sein eigener Diener zu werden,

und zwar so: die Geschäfte wurden eingeteilt in die staubigen und flüssigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und stinkenden. Die staubigen bestanden bloß im Auskehren und im Bergen des Kehrichts in irgendeinem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüssigen betrafen das Holen des Wassers von dem Pumpbrunnen des Hofes. Es stand dem Beteiligten frei, abends kein Wasser zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hause war, aber des andern Tags früh mußte es zum Waschen dasein, und wenn einer bei der Nacht Durst hatte, so waren die Rechte so streng, daß der Verpflichtete bei ärgstem Sturm in Finsternis, unter Frost und Zähnklappern unten zu stehen und zu schöpfen hatte. Die stinkenden flüssigen Geschäfte — sie wurden sehr gefürchtet, weil man so leicht gesehen werden konnte — bestanden im Wegtragen eines gewissen Gefäßes. Diese drei Geschäfte als solche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verlost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: aufbetten, die Kleider bürsten usw., besorgte jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, soviel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte, und das Bett soweit zu vernachlässigen, als er nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Kommerz in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war und die auf der roten Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinaufließen, die andern sechs oder zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Ämter konnten übertragen werden, wenn sich einer dazu verstand, ein dem andern lästiges gegen ein Äquivalent zu übernehmen. Schön war die erste Zeit; denn wie es einst in der alten römischen Zeit war, daß ein Diktator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug, so geschah es auch hier, daß Pfeiffer auskehrte und dann hinging und ein glänzendes Examen bestand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidnischen Republiken, die Ämter nicht besoldet waren, so ging es endlich wie damals: als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja schon einiger Wohlstand und Luxus einriß, so fing Urban an, die unreinflüssigen Geschäfte immer zu verhandeln und

beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja später gar die Fenster zu verhängen, während Pfeiffer alles noch in der alten Einfalt und in der klassischen Naivetät der Vorzeit verrichtete — ja endlich setzte es die Faktion Quirin und Urban durch, daß eine rüstige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einst ein Pisistratos und Cäsar kam — und die schöne Zeit war dahin, selbst seines Tuch kam ins Haus, selbst Fracke — ja so weit kam es, daß selber Pfeiffer so tief sank und so schwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm und Sommermode erschien und einmal ein Freund auf Besuch kam, ihn derselbe dabei überraschte, wie er eben seinen guten, treuen, alten, lodenen Rock abschor und abschnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerschund, und daß er, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rate zog statt des Zirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausschnitt lächerlich emporgaffte. — — Selbst Liebe grassierte endlich in dem zerrütteten Gemeinwesen. — — —

Doch wohin gerate ich? Diese Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirtschaft und ihres Akademielebens zu schildern.

Also, da sie in dem alten Palast eingezogen waren und die weite Stube mit ihren Gerätschaften bevölkerten, aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh sich zu mildern begann, schlug endlich die Stunde des ersten Kollegiums. Man war förmlich und richtig eingeschrieben worden und begab sich nun zusammen auf die Universität — aber wie war das stille, ernste Gebäude, welches sie vor ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameisenhaufen trafen sie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeil auf den Universitätsplatz führt, standen Gruppen bärtiger und unbärtiger Leute, sämtlich als Musensöhne erkennbar, und lasen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Kost, Wohnung, Unterricht, Theater, Meerschaum, verlorne Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Bälle und Konzerte angeschlagen waren; die nicht lasen, neckten sich oder rauchten gar Zigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte schwarz und grau von denen, die die Philosophie bezogen und sich eben Pfeifen und Röcke und die wichtige Miene angeschafft hatten, — weiterhin auf dem Platze standen oder wandelten ganze Partien solcher, die in die höhern Fächer rückten, und da unsere Freunde die Hallen betraten, schlug erst das

rechte Brausen über ihnen zusammen, als wären sie in den Bauch eines ungeheuren Resonanzkastens gekommen; dicht und schwarz drängte sich die Menge durcheinander, das Schallen von tausend Fußtritten, das Gewirre der Stimmen, das Klappern der Stöcke, das Rufen, das Lachen, alles wie ein Chaos, wälzte sich durch die Räume, die Saaltüren standen offen, es strömte aus ihnen aus und ein und trieb sich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studiosus bewegte sich leicht in seinem Elemente und ließ es den Neuling fühlen, daß er hier zu Hause sei und poltern dürfe, während der andere verdutzt und schüchtern auftrat und glotzte; ein Professor schreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Gesichter, die zuversichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großstädter eigen ist, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das alles imponierte unsern Freunden so sehr, daß selbst Pfeiffer kleinlaut zu werden anfing, und er wollte sich in der Tat recht dumm vorkommen unter all diesen, die da so rasch auftraten und gewiß das Glänzendste leisten werden. Nur durch den festen Vorsatz, ungeheuer studieren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er seiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch so dastehen werde, eine Zigarre im Munde und selber den ungeheuersten Bart, und daß er aus den Pandekten disputieren werde, ja, daß er sogar keck aus dem Barte heraus sagen werde, es sei gar nicht so außerordentlich viel mit Justinians Sachen, und sie seien eitle Kasuistik — — jetzt stand er einstweilen im grünen Flause da wie ein Specht und schaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten sich gemach die Hallen, und die Säle füllten sich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zusammenschlagen der Stöcke, ein Suchen der Plätze, daß jeder den ihm tauglichsten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderste war — ja, es gibt eine Art Weltbürger, die sich aus freier Wahl um die hintersten umtun, weil sie dort am besten ihren kosmopolitischen Ideen und Taten nachhängen können, als da sind: Tarock spielen, schlafen, Romane lesen, gar nicht dasein usw. Alle unsre drei Freunde gerieten unter diese kosmopolitischen Klubs, nicht aus Faktionsgeist, sondern aus purer Bescheidenheit —, leider müssen wir aber berichten, daß sie sich nicht ganz rein von diesem Geiste erhalten konnten und sich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.

Endlich legte sich der Tumult nach und nach: ein bedeutend großer Saal saß voll Menschen, die Türflügel taten sich auf und — Stille überall — denn der Professor war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Professors Biographie, sondern die der Studenten schreiben, ein ruhiger, horchender Mensch aber ein schlechter Gegenstand für einen Schriftsteller ist, so werden wir nicht nur diese, sondern alle künftigen Vorlesungen unbeschrieben vorübergehen lassen, nur das erwähnen wir, daß unsre drei Freunde wacker aufhorchten und gewissenhaft nachschrieben.

Die erste Vorlesung war vorüber, Pfeiffer ging durch den großen Universitätssaal des ersten Stockes, dessen mächtig große Türflügel zur freien Passage geöffnet waren, um das allzu große Gedränge auf den Treppen zu lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und die schwere altertümliche Malerei bewundert hatte, trat er die breite Mitteltreppe hinab wieder in die untern Hallen und staunte, sie ebenso belebt zu finden wie zu Anfang der Vorlesungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu allen Stunden aus allen Fächern Vorlesungen sind, die Atria der Gelehrsamkeit stets von Kommenden und Gehenden bevölkert sind, derer gar nicht zu gedenken, die sich lieber in den Hallen herumtreiben, als dasitzen und horchen — ja, daß jenes Fluten von Menschen sich trotz der so großen Bevölkerung der Stadt sogar in die ferneren Umgebungen der Universität ergieße und dort merkbar werde. Aber wie beim ersten Anblick dieses Gewirre niederdrückend und melancholisch auf ihn gewirkt hatte, so fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich da es so kräftigend auf jedes Herz wirkt, lauter junge, frische, strebende und meistens schöne Männer zu sehen, lauter heitere Gesichter, glänzende Augen und all das lustige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Tatsache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von schönen Mädchen, es im Durchschnitte doch noch viel mehr schöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme stand Quirin, und da ein sonniger, seltsam warmer Herbsttag war, so gingen sie miteinander zum ersten Male in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr streifte die Stadt und die Akademie ihr anfangs befremdliches und imponierendes Wesen ab, und ehe noch der lustige, weiße Winter über die Dächer wirbelte, war schon in Haus- und Akademiewesen unserer Freunde ein gut Teil jenes Studentenwitzes und Leichtsinnes eingekehrt,

der dieses Leben so köstlich macht und so unvergeßlich. Der schnöde, schmale Gesichtskreis ihres Landlebens erweiterte sich; ungekannte reizende Genüsse stellten sich ein — jenes bezaubernde grüne Tuch, dem kein Studentenherz widerstehen kann, das Billard —, durch Kot und Sturm wurde in ein fernes Vorstadt-Kaffeehaus gewatet, weil sie dort die Honoratioren waren, was ihnen sonst nirgends gelang — das Anschaffen eines schönen Meerschaumkopfes — Besuchen und Erwerben von Freunden — und leider auch Unruhe und Lachen im Kollegio und die unwiderstehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, solang es Professoren und Studenten gibt) — die Sucht, diesem oder jenem ihrer Herren Professoren, und oft dem geliebtesten und geehrtesten, hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur eines anzuführen, so war es den ganzen Winter hindurch ein stehender Witz, daß ein der Türe zunächst Sitzender täglich den obern Riegel des einen, immer geschlossenen Türflügels lüftete, wodurch es geschah, daß, wenn der gute alte Herr hereinging und die Tür zumachte, dieselbe mit dem losen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernst den obern Riegel zuschob, aber regelmäßig den Mantel hierbei von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spaßvogel ehrerbietig auffing, worauf ebenso regelmäßig von Seite des Professors ein tiefes, sonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund", und von Seite des Auditoriums ein unterdrücktes Kichern erfolgte. Leider ist auch das menschliche Geschlecht so schwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebsten und über Lappalien lacht, wo es am wenigsten lachen sollte wegen Ernst und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringste Komische, was im Wirtshause keinen Menschen affiziert, z. B. in der Kirche vor, sogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachlust, und so ist es gerade in den ernstesten Kollegien. Freilich geschah dem Pfeiffer etwas dieser Art, was ihm selbst ein schlechtes Zeugnis, jedenfalls aber eine große Fatalität zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermütigen Grafen Braun neben und den langen, dünnen, fadenscheinigen Studiosus Springer vor Pfeiffer zu sitzen gebracht hat, aber gewiß ist es, daß der Graf eines Tages im Kollegio Weichseln aß, und daß er, während er durch eine Papiertüte die Kerne in Springers Rocktasche gleiten ließ, die Stengel künstlich und mühsam in die lange, lockere Rückennaht des Springerschen Rockes einsteckte, wodurch der Besitzer dann leider wie ein schmächtiger, heruntergekommener Eber voranfaß, mit

der dünnen, palisadenartigen Reihe der Rückenborsten, die sich wie ein Fächer ernsthaft sträubten, sobald er sich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuschreiben (denn er war ein sehr fleißiger Student), die sich aber sogleich wieder ruhig neigten und wagrecht wegstanden, wenn er sich der Länge nach aufrichtete und horchte — da schoß nun jener Teufel in das Pfefferische Nervensystem und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Riesenanstrengung seine Stimme im Schlunde, daß sie nicht losplatzte, aber in seinem Gesichte wurde desto mehr alles in tausend Lineamenten sichtbar und veranlaßte den dozierenden Professor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem Fünften in der achten Bank, so lachenswert erscheine — — aber Pfeffer, weil er weder den Grafen Braun ins Unglück stürzen noch auch den redlichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerte Gefühl alle Gentlemen der Umgebung teilten), schwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er sich wieder solche Lachkonvulsionen zuschulden kommen lasse, er sofort auswandern und, entfernt dem menschlichen Verkehre, sich in der letzten Bank niederlassen müsse. Ins Auge aber war er seit der Braun-Springerischen Frage schon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um seine Ansicht gefragt und sonst angelassen, und bei der Semestralprüfung wäre er fast gehunzt worden, hätte er sich nicht durch die schönsten Antworten das glorreichste Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand schwenkte und ihn mit der Vorzugsklasse entließ.

Das häusliche Leben dehnte sich wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erdäpfel zu Hause, die Quirin auf dem Schanzel entdeckt hatte, als er nach dem Koffer geforscht, und die er als sehr taugliches Winternahrungsmittel angeschlagen hatte, kaum war der alte Taubenschlag vom Boden herabtransportiert, um für den Winter das trefflichste Heizmittel abzugeben, und kaum hatten sie sich recht in ihrer Stube eingepuppt, um das zurückgezogenste Leben zu führen, so begannen sie auch schon, ein sehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres alten Palais nämlich verwandelte sich in einen Wespenstock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeflogen kamen, um in der alten Burg zu horsten; in wenig Tagen entspann sich unwillkürlich ein Bekanntwerden, Gespräch und Umgang, und bald entdeckte es sich, daß die Stube unsrer Freunde die größte der alten Burg und mithin die tauglichste zu einem Versammlungssaale und Gesellschaftszimmer (Salon) sei, und obwohl jeden Abend mit einem hölzernen Kruge und einem

Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder sich rüsten könne, wer heute Lust und Neigung hätte, ins Brauhaus zum Neuling zu gehen, so geschah es doch öfters, daß man an regnerischen und sonstigen Tagen abends sich bei Pfeiffer versammelte, die schönsten Lieder heulte und von dem Gasthause gegenüber Bier kommen und auf den Tisch stellen ließ — ja, da sich die Zivilliste des Triumvirats bedeutend besserte, erfand man die niedlichsten Flaggen, die, zum Fenster hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verstanden wurden, der dann das vertragsmäßige Bier, Würste und solche Utensilien brachte und dafür zu Anfang jeden Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunst. Pfeiffer malte in Öl, aber man wußte nicht, zu welcher Rasse seine Menschenfiguren gehörten — Quirin raufte abends mit einem Bassetzel oder schnob Flöte, und Urban war kunstreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Totenköpfe jeder Gattung ins Haus geschleppt, um daran zu studieren, und Pfeiffer bedeckte Kasten und Tisch mit Landkarten und statistischen Tabellen. Ein Pudel war im Stocke, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er allen aufwartete und apportierte und wie ein mißtrauischer Tyrann jede Nacht in einem andern Zimmer schlief. Tarockkarten, Schachbrette wurden angeschafft, gegen Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinschaftliche Miete genommen und in den Salon gestellt. Ein schlanker Techniker sang Schubertsche Lieder, die eben damals herauskamen; ein Mediziner hieb die Begleitung, die andern trommelten auf Tisch und Kasten und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studiert, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, geboxt — ja, Pfeiffer und sein Zimmernachbar beschworen einmal im Übermute in dem verfallenden Tempel nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüte — Glück und Freude keimten allerwärts, Enthusiasmus riß ein — ewige Freundschaften wurden geschlossen, ja, Liebesahnung schaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo sich Quirin den unsichtbaren Bart immer wichste, und wo Pfeiffer sich die Haare mit einer Papierschere brennen ließ: — man weiß gar nicht, wieweit sich noch alles gesteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge gewesen wären, die dem Dithyrambus ein Ende gemacht haben. — Erstens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger und kälter. Urban ließ sich zuerst einen sehr schönen blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichsten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geister- und Weihestunden verfertigt

hatte — zweitens vergingen ja die Studienjahre von selber, und man ward leider etwas im Reiche der Menschheit, aber schon früher hatte das Geschick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit seiner Gemahlin in den Salon, da Pfeiffer eben Knödel kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen worden sei — Pfeiffer stand hochrot in der Schürze vor ihnen und sagte stammelnd zu — und des dritten Tages war er schon auf seinem parkettierten Zimmer des gräflichen Hauses und gedachte schmerzlich des Salons der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der andern ging endlich vorüber, und alles wurde zerstreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines, und Pfeiffer ist Verwalter auf einer großen Herrschaft seines Grafen und hat bereits fünf Buben mit bester Aussicht auf deren noch einige — er korrespondiert mit Quirin, dem geehrten Arzte zu ****, und sie besuchen sich öfter und lieben sich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundinnen und teilen sich Kochrezepte und Romane mit. Urban ist ein Stutzer geworden.

Der Tandelmarkt.

Der Referent dieser Zeilen gesteht, daß er ein großer Verehrer von Altertümern ist, gleichsam von Worten, die eine längst vorübergegangene Zeit an die unsere redet, oder vielmehr: die Worte lasen wir in irgendeiner Geschichte, und die Altertümer sind der sinnlich eindringende Kommentar dazu, das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und niedergelegt hat, als er auf immer fortging, welches Gewand nun rührend und naiv Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt. Diese meine Liebe zu Altertümern erstreckt sich aber auch auf ganz unnützes, mittelalterliches Zeugs und auf jeden verschollenen Trödel, dessen Sprache wir gar nicht mehr verstehen, und der sich nur mehr als übriggebliebener Plunder fortfristet; — ich habe solche Dinge lieb, und mir tut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder wenn gar ein Haus abgebrochen wird, in dem ich mir oft zu wohnen gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte unnütze Kasten weg muß,

damit ein ordentliches, vernünftiges Haus an die Stelle kommen mag; — ein ordentliches, vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes, gerades, viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht und in seiner Prosa nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen einflößt außer denen der Bequemlichkeit. Für Antiquitäten dieser Art ist daher eine Residenz sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Fortschreiten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste dastehen und tausend Menschen daran sind, das Haus und seine Nachbarn abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Zinsgebäude hinzustellen. Da nun dies täglich und stündlich geschieht, so sieht Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, so wie seine Damen auch stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weggeben und neue nachschaffen, gerade wie die Baumeister mit den Häusern verfahren, während man in kleinen, abgelegenen Landstädten sehr oft noch neben den uralten Mauern uralte Kleider wandeln sieht. Es wird eben, sowie ich dieses schreibe, auf dem sogenannten „Lichten Steg" ein kleines, unbequem gelegenes altes Haus abgebrochen und mit Recht; denn es ist dringend nötig, daß die Passage dort breiter werde; aber immer, wenn ich dieser Tage her vorbeiging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche steinerne Engel hinkommen, der an der Fronte aus einer Nische sah und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen: — wo wird er hinkommen?" Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, der am Ende gar nicht von Stein ist, liegt vielleicht auch schon irgendwo zerbrochen umher. Nur die Namen als Denkmale der Vergangenheit bleiben, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugeck, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der Rote Turm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Wollzeile und andere; viele aber sind auch geändert; so z. B. steht an der Stelle des alten romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher „Im Elend" hieß, liest man jetzt Zeughausgasse; andere, wie z. B. das Paternostergäßchen, verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtnis der Sache all die kleineren beweglichen Altertumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es den niet-

und nagelfesten nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumkollern und ewig die Hände ihrer Eigentümer wechseln?

Freilich, die etwa historischen, künstlerischen, antiquarischen Wert haben, wandern in Sammlungen, aber das ist sozusagen dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Staatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das Unmittelbarste und Herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher redet als das wichtige Geschichtsstück, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist und, aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt; — zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches aus und im Zusammenhange ihrer Umgebung; werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie meist ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinandergewürfelt und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Antikensaales dicht nebeneinanderstehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie waren: aber ganz anders und traulich schauen sie von dem Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln und die Bilder der Äbte da hängen, im strengen, ernsten Stile gemalt und von Alter schwarz und düster geworden, oder die Steinbilder in Säulengängen oder auf Kirchhöfen: die alten Geräte und Meßgewänder in der Sakristei, die Waffen- und Prunkstücke in der Burg und endlich die Geschirre und Stoffe und Truhen im Hause des Bürgers.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich selber so, wenn ich in seiner Lage wäre —, dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch nicht bewohnt worden war; es strotzte daher von abenteuerlichen Sachen und Altertümern. Der Mann ließ nun das Haus, wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen modernisiert werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel usw. durfte erst vollends nichts angerührt oder verunglimpft werden, nur wurde alles Schad-

haste ausgebessert und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann gesonnen war, es sein Lebtage zu bewohnen. Nur hatte er die Ansicht — und dies war es, was ich für Narrheit hielt —, er hatte die Ansicht, daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Stile des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen getan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz modernen hin; der altertümliche, invalide Sorgenstuhl bekam einen Fuß heutiger Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da nun überall etwas fehlte, so geriet ihm das Haus zu einem gräßlichen Kontraste, der jeden lachen machte, der hineintrat; — aber er durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmählig zu zeigen; gerade der Kontrast hob uns das Urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Urgroßväter und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon eine Antike, und die blitzenden schwarzen Augen standen geradeso dazu wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause — jetzt ist er schon längstens tot, sein Vetter, der das Haus erbte, hatte mehr Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, lustiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen — ich aber denke recht oft des alten verstorbenen Mannes und seines Trödels. — Ich habe kein Haus, in dem so ahnherrliche Dinge sind, ich bin auch kein Altertumsforscher, aber das ewige Herumkriechen in alten Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern impfte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen ein und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das altertümliche Haus bewohnt hatte, und so weit geht die Sache, daß, als ich den Titel dieses Aufsatzes niedergeschrieben hatte — der Leser mag mich immerhin auslachen —, ich mit einer Art Pietät zu der Arbeit ging; denn ich gehöre zu den fleißigen Besuchern des Tandelmarktes, der nicht nur selber eine Antiquität ist, sondern auch die kostbarsten Trödelstücke in sich bewahrt, so daß ich schon öfters mit guter Ausbeute nach Hause kam.

Der Leser folge mir nun nach dieser Einleitung, die ihn

auf den Standpunkt setzen sollte, den Tandelmarkt recht vom Grund aus würdigen zu können, in diesen selber — wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Ruine aus der guten treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze leichte, schwarze, bretterne Stadt abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist als der große, leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß einst eine recht schöne Allee daraus werde.

Ich habe den Lesern schon an einem andern Orte dieses Werkes gesagt, daß um die eigentliche Stadt Wien herum, wie um jede Festung, ein freier Platz, Glacis, laufe, damit bei Belagerungen die schweren Kugeln darauf spielen können; aber wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, so trägt heutzutage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es zu seiner Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, auch nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde. Darum hat das Glacis eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Teile ist es noch, was es war, ein geräumiger Exerzierplatz der hiesigen Garnison, die andern Teile aber sind so mit Alleen besetzt, daß es wie der anmutigste Spaziergang, ja, stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits des Glacis steht der Wald der Vorstädte um die eigentliche Stadt herum, und es wäre schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, diesen freien Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar und als Luftreservoir für die große Stadt wahrhaft eine Wohltat. Auf diesem Glacis, an dem rechten Ufer des Wienflusses, steht nun auch, wovon wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dies eine Sammlung uralter hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen geteilt und numeriert sind und all das enthalten, was man von einem Tandelmarkt verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Residenzen, eine Anstalt dieser Art oder vielmehr diesen Überrest einer vergangenen Zeit aufzuweisen haben werden, und da sich gerade hier ein guter Teil der originellen Bevölkerung Wiens treibt und schiebt, so haben wir der Sache in unserm Buche einen eigenen Raum gegeben.

Tandeln, Tandler, Tandlerin sagt man in der gemeinen Wiener Sprache statt Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, alten und neuen Zeugs, und es wäre schwer, ja, es wäre eine Herkulesaufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, was alles Gegenstand des Tand-

lers sei und sein könne, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Zylinderuhr an bis zu dem einzelnen verrosteten Schuhnagel herab, von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen Stallpantoffel, von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu altem, weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier repräsentiert.

Es sind auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt sie von weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsstücken und so weiter, aber der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der poetische Klub aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie ihm als kleinem Knaben wohl war, wenn etwa die Truhe der Großmutter aufgemacht wurde und nun ein Haufen alten Zeugs hervorkam: der steife, seidene, großblumige Brautrock, die schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, die hochstöckigen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in Massen aufgehäuft sind. Wie die Pferde, wenn sie ausgedient haben, nach und nach herunterkommen, von dem edlen, kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und Ziegelwägen, wo es eines Tages elend verkommt: so haben die Sachen endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgestellt prangen, und Dinge, die im Leben himmelweit auseinander standen, wie z. B. jenes Gold aus den Tressen des Marschallrockes und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen, liegen hier friedlich und ebenbürtig beisammen. Freilich sind nicht lauter alte Sachen da, und es kam mir oft des Begriffes eines Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Öfen und dergleichen herumhängen und -stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so degenerierte auch diese Anstalt. — Ich sah, soviel möglich, von diesen unzuständigen neuen Dingen ab und hielt mich an die alten. Und wenn man so die zugedeckten, dunkeln, engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlanggeht, so entschädigt einen wohl hie und da eine echte, rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann

erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten befransten Sesseln liegt ein Schwall namenloser Dinge; auf den Brettern des Fußbodens bauscht sich ein Haufen, mitten drin der Eigentümer oder noch besser die Eigentümerin, selber in derlei Sachen gehüllt und von dem ewigen Anblick ihrer Ware ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte gar erst das Zeugs kein Ende nehmen — eine solche Hütte war meine Sache, und ich stöberte und suchte in den Dingen herum, dachte mich in ihre Geschichte hinein und ging oft mit einem unschätzbaren erhandelten Preisstücke von dannen, welches die Meinen zu Hause in die größte Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Sachen und ihre Geschichte einlasse, halte ich es für Pflicht, unsern auswärtigen Lesern einen Begriff im allgemeinen zu geben.

Auf dem Glacis, wie wir schon sagten, am Wienflusse von der Karlskirche abwärts bis gegen den Neumarkt zu, stehen dicht aneinandergedrängt mehrere Hundert hölzerner Hütten, fast den aufgeschlagenen hölzernen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Warenauslage ist, aber doch wieder anders und fast an Wohnhäuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, bis man etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast aneinander und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich das kauflustige Publikum treibt; diese Gassen sind häufig selber wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte wie in einer ungeheuren Bienenwebe voll Gerumpel und Menschen herumschliefen kann. Jede Hütte hat eine Nummer und fast jede ein gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger", „zur Rose", „zum grünen Baum" etc. führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen, wettergepeitschten Dächern, von denen dir, wenn du sie von weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme und in diesem luftigen, gedörrten Geraffel schrecklich wirtschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu schauen, der sich über und über rühret und regt.

So ist der Schauplatz — und nun, welche Waren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Das ist leichter gefragt als

beantwortet. Wenn du ein Wiener bist und es fehlt dir was immer in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und fragmentarisch, als es immer wolle, es sei so heterogen und allen menschlichen Begriffen ferneliegend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt, und du bekommst es. Freilich sind viele Hütten sortiert, wo man nur bestimmte Waren ausbietet; namentlich gilt dies von Kleidern, Lappen und Eisenwaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaube ich, sind die echtesten, wo alles und jedes zu haben ist.

Allein wir wollen hier etwas ins Detail gehen.

Der ganzen südlichen Fronte des Vierecks entlang, da wo die Fahrstraße vorbeiführt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Repräsentanten: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen und Barrierestöcken herum, daneben das Geschlecht der Öfen, der plumpe viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Fragmente von einstigen Ganzen, die bloßen Eisenstücke, Aushängeschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge und endlich die Sachen, die gar niemand mehr kennt; ich habe daselbst einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, ich besitze es noch, habe meine Freude daran und lasse durchaus keinen Beweis dagegen aufkommen, daß es nicht echt sei. Solange ich es dafür halte, ist es echt, ich lasse daher gar niemanden darüber reden; denn am Ende käme so ein Fant und bewiese mir, daß es von irgendeinem Komödienhause her sei, und dann wäre es aus mit der Rarität, und ich könnte das Schwert hinauswerfen, während es jetzt bei meinen andern Memorabilitäten und Kuriositäten hängt. Alle Spezies und Spielarten von Leuchtern und Kannen und Tassen und andern Zeugs besetzt das Innere dieser Hütten.

Außer den Metallwaren haben nur noch die Kleider so ausschließliche Hütten, nur daß diese nicht so einen einzigen bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten bis zu dem, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinandergehe, daneben, wie Delinquenten, hängen die Röcke, gebürstet, gepreßt und

herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, und Frauenröcke und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rotseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu: dort probiert einer einen Stiefel und flucht und seufzt dazu, hier kann ein anderer aus dem probierten nicht mehr heraus, und der Tandlerbube muß ihm denselben herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt einer einen Bündel aus und bietet ihn zum Verkauf und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit der Würstelbub, der seine brennheiße Ware ausbietet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und tätigsten sind — dann kömmt das Speiseweib und bringt den Zettel, was alles heute zu Mittag zu haben sei, und sie preiset die Sachen und frägt angelegentlich, was sie bringen solle. Die meisten dieser Kleiderrödler sind ihres Gewerbes nach Schneider, manche haben zu Hause oder beschäftigen anderwärts viele Arbeiter, und da werden auch ganz neue Sachen angefertigt, d. h. manche sind wohl ganz neu, andere werden aus alten ganz neu verfertigt — ich habe oft gedacht, woher denn diese vielen neuen Dinge kommen, indem ich den Widerspruch entdeckte, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig wert erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht der Börse der Kaufenden diese Waren doch sehr wohlfeil sind und am Ende doch so lange halten müssen als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten ein verhältnismäßig sehr zahlreiches Publikum, und nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Teil des umliegenden Landes besorgt seine Garderobe vom Tandelmarkt, wobei er freilich den Vorteil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, daß der Schneider nicht Wort hält und einen den ganzen schönen Sonntagvormittag her warten läßt, oder daß etwas verschnitten ist. Freilich mit dem Anpassen sieht es auch hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt — komisch ist es genug, wenn irgendein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand" kauft, es ihm nun anprobiert, den ganzen Buben auf und ab und hin und her zerrt und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche einballiert, davonführt. Im Frühjahre werden

die Mäntel wohlfeil eingekauft und im Spätherbste teuer verkauft. Bei Paradekleidern, Theatergarderobe und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. Es soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich will sie erzählen, natürlich ohne ihre Wahrheit verbürgen zu können. Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgendeinem Orte anliegen hatte, allein da man keine Dokumente vorfand und deshalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Urkunde ausweise — allein die Summe fand sich nicht vor. Man warf Verdacht auf seinen Kammerdiener, der Mann war in Verzweiflung, man suchte alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen aus — alles vergebens: da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß sein Herr gerade an dem Tage, als er erkrankte, in demselben Uniformrocke herumgefahren sei, in dem er begraben worden, und daß er auch in demselben Uniformrocke in dem Bankierhause abgestiegen sei, wo man jetzt um das Geld angefragt habe — etwa sei es in der Tasche desselben Rockes. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich wirklich, daß der Verstorbene an jenem Tage den besagten Uniformrock angehabt habe. Da die Summe nun sehr bedeutend war, so beschloß man, um Öffnung des Grabes einzuschreiten; allein da nun dies bewilligt und geschehen war, fand man den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Totengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Täter endlich entdeckte oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock auf dem Tandelmarkt verkauft worden ist, wo er auch von den untersuchenden Behörden mittelst des Kammerdieners entdeckt und erkannt wurde — und siehe! in der Brusttasche desselben steckte, in Papier gewickelt, die abhandengekommene Summe, wegen welcher die ganze Sache eingeleitet worden ist.

Da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, und da namentlich alte Kleider, Luxusstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Tatbestandes sogleich an alle Trödler die Beschreibungen der inkriminierten Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit seinem Objekte ankömmt, um es vorteilhaft anzubringen, er samt demselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten, sind keine mehr, welche so exklusiv wären, nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Fronte ausnimmt, wo mehrere Hütten sind, in denen ausschließlich Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke an bis zum blütenweißen, schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein durcheinandergemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Trödlerhütte. Freilich wäre für einen humoristischen Pinsel eines jener alten unübertrefflichen Holländer eine solche Hütte ein besserer Gegenstand als für meine schwache Feder, aber ich will es dennoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch ist es schwer, in sie hineinzugehen: denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas anderes, kurz, es ist überdeckt mit einem Stilleben von Lumpen und Kram: Tuchenden schlingen sich um Abschnitzel, oder was die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte Bettdecken liegen obenauf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack und das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienst ergraut; hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über dem Boden, die mit einem Trödelberge beladen ist, der selber wieder an die Sachen streift, die hängen, nämlich an der Außenwand, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Gitarre an einem Nagel, an dem daneben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, dann Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, ein eisernes Fenstergitter lehnt an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte. Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt, oder sie sind eigentlich Festungsredouten, nämlich es stehen Reisekoffer übereinander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiseding, oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder ist: daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist,

mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Berg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein Extra-Brett beigenagelt, auf dem Ölgemälde hängen, die Licht brauchen oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere oder gar auf der Erde, wo ich einmal den alten Vater Laudon neben zwei Kurierstiefeln auf dem Kopfe stehen sah. Zwischen den Bildern auf dem Extra-Brette und unterhalb ihnen hängen Tabakpfeifen, auch Beutel, manchmal ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott so ernsthaft dalehnen, als wäre er durchaus noch zu gebrauchen. So wichtig ist das Äußere solcher Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, gewöhnlich der Besitzer der andern auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren und Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren und Büchern stehen; darunter stehen Stiefel und Schuhe, ja zuweilen sind als Servitut, die der Hinternachbar ersitzen will, Nägel in die fremde Hütte geschlagen, und es hängen Pistolen, leichte Flinten und Augengläser daran, während schwere Scheibengewehre und Bolzbüchsen daneben lehnen. Die Sackuhren als schon leichter zu entwendende Gegenstände sind meist mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise schon das Äußere einer echten Trödelbude so ausgestattet ist, sollte man vermuten, mit welchem Reichtum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sein müsse, aber derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich meistens bei Menschen und bei Tandelhütten — ich will nur von den letztern sprechen. Da des Tandlers Zweck offenbar der ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa not hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbeistreicht, und da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen innen verhältnismäßig leer aussehen, aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen

Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein kursierender Artikel sind (und gerade sind dies oft die besten und antikesten Kuriositäten) befinden sich in seiner Nähe; aber auch nicht selten geschieht es, daß auch der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt und sich hinter die Bänke und Fächer zurückzieht, wo er mit dem uralten Staube fraternisiert. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Sortierung beschäftigt oder das erkorne Handwerk treibend oder auf Kunden spähend oder mit den Nachbarn und den Nachbarinnen scherzend und plaudernd, und in der Tat, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht jovial und wienerisch, manchmal sogar krrühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel hervorzog und zum Verkaufe anbot. Der Mann der Bude sah wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann sagte, diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rate ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren — es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib dastand: nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen — der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die Fäden zu zupfen an — das Weib stand noch immer da und regte sich nicht; endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht soundso viel geben könnte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegenbleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei — der Preis aber war ein Fünftel der Summe, die sie anfangs gefordert hatte, und die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen. „So geh' die Frau herein", rief er wieder, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte — dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch deuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Ware noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur

die allerbitterste Not habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn wäre sie bloß leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längst nicht mehr in ihrem Besitze, da sie schon vor langer Zeit aus aller Mode und allem Gebrauch gekommen waren und meist nur als tote Küchenstücke herumliegen mögen. Als ich sie erreicht hatte, fragte ich sie, ob sie die Teller verkauft hätte. „Ja." „Nun, hat der Mann mehr gegeben, als er anbot?" „Ach nein," antwortete sie, „aber es ist ein kurioser Handelsmann; er kaufte mir die Teller ab um den Preis, den er selber bestimmt hatte. Als aber der ganze Handel aus war, gab er mir gerade so viel darauf, als ich anfangs gefordert hatte, und sagte: ‚Sieht die Frau, den Markt kann ich nicht verteuern, und Zinn ist eine Lumpenware, aber da schenke ich der Frau das andere, es ist ein pures Almosen, weil jetzt die Zinszeit erscheint. — So in Gottes Namen! Wenn morgen die Frau wieder mit Zinn kömmt, so kaufe ich der Frau keines ab und schenke der Frau nichts.' Diese Worte hat er gesagt, und das Geld hat er mir gegeben." Ich gab der Frau nun die beabsichtigte Münze und verließ sie. Fast hätte ich aus romantischem Geiste schon die Zinnteller gekauft, an die sich ein so edler Zug eines so unscheinbaren Menschen knüpfte; aber der Mann forderte einen so hohen Preis, als ich angelegentlich um Zinnteller fragte, daß ich schamrot von dannen zog, ohne ihm nur irgendein Anbot darauf zu legen.

Es ist wahr, im Studium der Charaktere der Verkäufer mögen derlei Einkäufer gewiß sehr vieles weiter sein als ein harmloser Philanthrop, der nur unter diesen Buden nach altertümlichen Seltsamkeiten herumforscht. In welchen Masken mag der Leichtsinn, die Liederlichkeit, die Verschwendung und auch wieder die Not und die Armut zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes oder ihr bestes Scherflein feilzubieten! Wie oft mag auch der Wuchergeist anklopfen, um ihnen Ware anzutragen, an der er selber wieder Gewinn ziehen will! Wenn da eine Art kalter Technik und ruhiger Pfiffigkeit in sie kömmt, so ist es gewiß nicht zu verwundern, und mein Zinnkäufer mag am Ende doch noch ein so edelherziger Trödler gewesen sein, als es nur immer einen auf Erden geben mag.

Zuweilen aber werden auch seltsame Käufe gemacht, bei denen der Trödler wieder der verlierende Teil ist, weil es doch geschehen kann, daß ihm Objekte in die Hände kommen, über deren Wert und Wesenheit er keine Ahnung hat. So ge-

schah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau, die öfter alte Fußteppiche und dergleichen auf dem Tandelmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr und illuminierte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne den sechs Bildern in Goldrahmen, die dabeilagen, weil er alles zusammen einlizitiert habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die größte Freude, die sechs Bilder aber lagen in der Plunderkammer. Erst ein Jahr nach dem Einkaufe, da einmal die ganze Wohnung frisch ausgemalt und gereinigt wurde, dachte man an die Bilder, und die Mutter und die älteste Tochter begannen aus Unkenntnis der Sache die Goldrahmen, die geschwärzt und mit Fliegenkot über und über beschmutzt waren, zu waschen und erzielten auch glücklich, daß das Gold verschwand und stellenweise eine rote Grundierung oder gar das bloße Holz zum Vorschein kam, man lachte einander aus, und die Bilder — die erst recht schwarz und dunkel waren, so daß kaum hie und da ein roter oder blauer Lappen zu erkennen war, wurden nicht einmal einer Waschung würdig gehalten und wären beinahe gänzlich weggeworfen worden, wenn nicht zufällig der Vergolder dazugekommen wäre, der die neuen schweren Spiegelrahmen brachte und der Frau riet, die Bilder doch untersuchen zu lassen. Sie willigte ein, und er verschaffte ihr einen jungen Mann, der das Geschäft übernehmen wollte. Es ging anfangs bei dem ersten behutsamen Waschen dichter, brauner Ruß und fast Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämtlich als alte niederländische Genrestücke auswiesen von mittelmäßigem Werte, nur daß zwei von ihnen deutliche Spuren späterer Reparaturen und öfteren Übermalens aufwiesen, und da man nun mit Weingeist und Terpentin und andern Mitteln vorsichtig diese jüngeren Retuschen behandelte, so kamen unter ihnen die geistreichsten Striche und Lichtsetzer zum Vorschein, und endlich, da man die Urbilder mit größter Sorgfalt bloßgelegt hatte, so zeigten sich zwei der allerschönsten, kaum sichtbar beschädigten Tenier. Der Frau wurden hundert Dukaten für die beiden Bilder geboten, allein sie hatte eine solche

Freude an ihnen und an dem seltenen Zufalle, daß sie dieselben in neue, prachtvolle Rahmen setzen und im Prunkzimmer aufhängen ließ, wo sie noch zu dieser Zeit makellos hängen und die Freude und Bewunderung der Kunstkenner erregen.

Wie oft sich nun solche Zufälle auf dem Tandelmarkt ereignen, kann ich denen, die etwa Neigung zu solchen Käufen haben, nicht sagen, wenigstens ich, der ich seit der Zeit jedes nur im mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe bisher nichts anderes erstanden als elende Scharteken, und je mehr Ruß auf einem Bilde war, ein desto greulicheres Familienporträt kam zum Vorscheine, wenn ich es wusch. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderspekulanten, deren Zahl ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, existiert schon seit längerer Zeit eine Rasse, die den Tandelmarkt wie eine andere Leipziger Messe befährt. Es sind das die Bücherspekulanten, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, ein Kuriosum oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlange an einem Bücherbrette stehen und die daraufliegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja, wenn nur mehr Fragmente vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei dieser Bücherhamster zusammen, so sieht man, wie jeder dem andern zuvorzukommen sucht in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsledereinbande hervorblicken oder in Folio sind oder klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich; wenn sich nur einmal die Sage verbreitet, es habe einer ein Exemplar dieser oder jener seltsamen Edition aufgetrieben, so stärkt sie dieses wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden als die vier Haimonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen oder gar neue Taschenbücher und Albums, die solchen Klassikern ein Greuel sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch siebenzehn Jahre angeln ging und von dem Aal erzählte, bis er sich nasse Füße und das Podagra zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stapelplatz jener Tüchersorten aller Qualitäten und Farben ist, welche Sorten nur in sehr kleinen Stücken verschleißt werden (der Pöbel nennt sie Flecke), und welche Sorten durch eine industriöse Klasse hingeliefert werden, die diese Formate erst geschickt erzeugen: aber ich fürchte, man mache mir den Vorwurf, ich satirisiere auf die Sünde eines ganzen Standes, an deren Dasein ich doch eigentlich gar nicht glaube. Wer weiß, wo die Flecke des Tandelmarktes her sind, die freilich existieren — oder können es nicht ganz legitime Flecke sein, ganz notwendige Flecke? apodiktische, würde der Philosoph sagen.

Bevor ich schließe, bin ich eigentlich noch schuldig, in zwei Worten zu sagen, warum denn ich den Tandelmarkt besuche und hier sogar beschreibe.

Beschrieben wird er, weil er in dieses Buch gehört; daß ihn aber gerade meine schwache Feder beschreibt, ja mit Vorliebe beschreibt, und daß ich ihn schon früher, ehe noch an eine Beschreibung gedacht wurde, besucht habe, daran ist eigentlich das schöne Geschlecht schuld. Mit seiner ungeheuren Vorliebe für Flitter und Schmetterlingartigkeit, mit dem wesenlosen Tande, womit es sich behängt, hat es mir vermöge des Widerspruchgeistes, der mich beseelt, eine ordentliche Zuneigung und Liebe für antike, verschollene und allen Begriffen heutiger Schönheit Trotz bietende Sachen eingepflanzt, so daß ich mich in meinem Arbeitszimmer mit allerlei soliden, uralten Objekten umgab, die den nötigen Kontrast bilden zu dem Falter- und Spinnenwebengeiste, der draußen herumflattert — freilich, wenn alle Mode wieder in diesem Stile wäre, würde es mir vielleicht noch unerträglicher und langweiliger werden, ich weiß es nicht — kurz, ich liebe die alten Sachen und freue mich immer schon im voraus, wenn ich z. B. eine ganz alte und seltsame Pfeife aufgetrieben, was das Abendkränzchen im Gasthaus sagen werde, wenn ich damit angezogen käme. — Einen Narren heißen sie mich — mag sein, ich beneide den nicht, der keine Narrheit hat. Die jetzige Rokokonarrheit kömmt der meinigen ziemlich nahe; da meine aber noch rokokoer ist, so hoffe ich damit schon zu halten bis zu meines Lebens Ende, und dann mögen unsere Enkel und Urenkel zusehen, wie sie mit der ihrigen zurechtkommen. Bis dahin besuche ich noch zuweilen den Tandelmarkt und erziele doch von Zeit zu Zeit ein Stück in meine Raritätensammlung, das mich auf Wochen hin stärkt.

Wiener Salonszenen.

Es gibt kaum ein Ding in neuester Zeit, das so vieldeutig geworden, das so verbraucht und verpönt worden als der Salon; jetzt gibt es juridische, ästhetische, politische, radikale, konservative, Damen-, Herren-, Friseur- und Schneidersalons, während ich in den glücklichen Tagen meiner Kindheit keinen andern kannte als unsern Gartensalon, der acht hölzerne Säulen hatte und rot angestrichen war — jetzt gibt es solche, aus deren Mund man jeden Augenblick das Wort „fade Salonfigur", „Blasiertheit des Salonlebens", „Langeweile — Servilismus — Steifheit des Salons" 2c. vernehmen kann, während unserm Gartensalon nur lauter Liebes und Gutes nachgesagt werden konnte, namentlich seit die alte Martha nie mehr Kaffeegeschirr oder gar Biergläser in denselben hinaustrug, sondern er jahraus jahrein leer blieb und endlich ein gar schönes Rotschwänzchennest darin entstand. Damals bedeutete mir Salon etwas viel Schlechteres und Lustigeres als eine Stube, da es keinen so soliden Habitus wie eine Stube, sondern eher einen komödiantischen Anstrich hatte — nun, das Komödiantische dürfte geblieben sein —, aber daß es etwas unendlich Reicheres und Prächtigeres als unsere Stube bedeuten könnte, das ahnte ich damals nicht; ja, ich gestehe, als ich schon längst in den verschiedenen Salons der Hauptstadt herumgekommen und halb eingebürgert war, hing mir noch immer das altfränkische Bild des rotangestrichenen Türkentempels nach wie einem entflohenen Sperlinge das schmähliche Stück Faden, mit dem er angebunden war. Daß Salon endlich gar kein Gebäude mehr bedeuten würde, sondern nur eine Versammlung oder eine Partei und zuletzt gar ein Buch[1]), das hätte mir damals freilich eine Umwälzung geschienen, die einer Staatsrevolution völlig gleichkam — jetzt aber wundert es mich gar nicht mehr, seit ich weiß, daß man jedes Wort nach und nach für alles gebrauchen kann, wofür man will, wie man ja jedes Tags einen Menschen, dem man eben keinen schlechteren Titel zu geben weiß, mit dem Worte „guter Freund" anredet, was sonst das Höchste bedeuten sollte, was es außer Eltern und Gatten im menschlichen Leben gäbe.

Man fürchte sich aber hier nicht, daß ich wie ein verwilderter, bärtiger Musensohn über die Salone herfallen und sie in die Pfanne hauen werde — per parenthesin: ich habe am

---

[1]) Heines Salon.

meisten über Hof-, Zirkel- und Salonleben von Menschen schimpfen gehört, die nie bei Hofe, in Zirkeln und Salons waren — sondern ich werde harmlos sagen, wie es in diesem oder jenem Salon aussieht, welch ein Bild er biete, und wie es sich dort bewege: gestehe hiebei aufrichtig, daß ich nicht sämtliche Salons der Stadt gesehen, sondern aus den gesehenen auf die andern schließe, und ich bemerke gleich im vorhinein, daß es mit dem Salonleben nicht gar so übel ist, wie es uns dieser oder jener junge Weltgesetzgeber glauben machen möchte, wenn er in einer Vorstadtkneipe sitzt und die Kraft des Jahrhunderts entwickelt — sondern es ist in den verschiedensten Dingen der Welt das Verschiedenste zu erleben, nur muß man das Erleben verstehen. — Ich kannte einen Mann, der fast nur in einer sehr kleinen deutschen Stadt unter keinen andern Veränderungen als denen der Jahreszeiten die außerordentlichsten, tiefsten Ereignisse erlebte, — und ich kannte einen andern, der die Napoleonschen Feldzüge mitgemacht und gar nichts erlebt hatte — so geht es auch in der Stube, im Kabinette, im Salon. Die ganze Erde ist selber nur ein Kabinett, eine Stube, ein Salon: der eine sieht Wunderwerke des Lichtes, der Wolken, der Stürme, der Wälder, der Menschen — der andre sieht Gras, Steine, Dünste und Gesichter. — So gehen viele in die Salons und sehen dort Krawatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster, — und meinen, Krawatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster machen das Wesen des Salons: sie schaffen solches in ihrem Hause an und glauben, jetzt gäbe es bei ihnen auch einen Salon — oder sie setzen solches herunter und glauben, sie hätten die Schalheit und Langeweile des Salons charakterisiert — — es ist hier wie überall: die Einseitigkeit gebiert den Ekel und die Vielseitigkeit die Harmonie. In den Salons ist so gut Leere, Abgeschmacktheit, Lauheit, Langeweile, wie in der Alpenlandschaft Kot, Steine und Morast — und gewöhnlich sind es die nämlichen Menschen, die in beiden das nämliche erleben. Freilich sind es auch wieder andere, die mit einer solchen Zähigkeit ihres Reproduktionsvermögens begabt sind, daß sich ihr Vorstellungssystem gegen jede neue Wahrnehmung sträubt: dieses Sträuben halten sie dann für eine Schlechtigkeit und Verwerflichkeit der Wahrnehmung; daher der Waldsohn den Salon ganz unleidlich öde und schal und peinvoll findet und der Salonsohn den Wald so dumm, verwirrt und langweilig — und beide kennen weder den Wald noch den Salon, sondern nur die Veränderung ihres Wahrnehmens. Die Welt hat tausenderlei Kräuter, und alle geben sie die Wiese,

die Menschheit hat tausenderlei Blüten, und alle geben sie das Leben.

Gehen wir also von dieser abschweifenden Einleitung zu den Salonszenen selber über, und der Leser wird dann selber urteilen, ob etwas und was in Salons zu erleben ist.

Der Mensch ist ein geselliges Wesen, deshalb hat er Städte gebaut, deshalb setzt er sich mit seinesgleichen an den Kamin zusammen, und deshalb ist der Salon entstanden. Wem es möglich ist, der sammelt die Seinen in gemütlichen Stunden um sich, oder er sammelt auch noch ein paar gute Freunde mit dazu, oder er sammelt Künstler, Gelehrte, Lebemänner und die halbe Welt. So ist es eigentlich schon ein Salon, wenn sommerabends die Mägde oder Knechte eines Landmannes ausruhend in der Stube oder auf dem Bänkchen vor dem Hause herum sitzen, oder wenn die Gewerkleute des flachen Landes in der Dämmerung Feierabend halten — und dasselbe Gefühl ist es, welches den Städter und Großstädter treibt, solche Versammlungen zu halten. Bei uns in Wien ist dieser Ursprung des Salons sich noch viel getreuer geblieben als anderwärts, wie denn überhaupt jede Sitte, die auf Gemütlichkeit und Treuherzigkeit beruht, bei uns nicht nur sehr leicht und sehr tief Wurzel schlägt, sondern auch ein sehr langes, langsam wandelndes Leben lebt. Bei uns sind noch nie fanatische, eifernde, verfolgende Parteisalons entstanden, sondern der primitive Zweck herrscht noch immer mit seinen leichten Schwingen vor, nämlich mit der Heiterkeit.

Es ist mir freilich anfangs, da ich nach Wien gekommen, mit dem Worte „Salon" gar seltsam gegangen. Ich geriet nämlich schon am zweiten Tage, da mir meine flatternden Landhaare gar nicht mehr gefallen wollten, in einen „Friseursalon", wo wie Geister die weißen Mäntel herumhingen, leichtbeschuhte Haarkünstler gingen und der Vater seiner Tochter Adelgunde, die sehr schmachtend am Fenster saß, vorstellte, wie sie denn nicht immer gar so sehr lesen solle. Auch in einen Bäckersalon geriet ich. Aber daß nach mehreren Jahren manche erweiterte Kneipe ein Biersalon oder der Salon schlechtweg heißen würde, das dachte sich damals noch niemand. Auch ganz unbedeutende Gesellschaften, wo Ästhetik getrieben, mit verteilten Rollen gelesen wird, wo man Gruppen aufführt, wo bekannte Gemälde durch lebende Figuren kopiert werden, wo aufsprossende Genies ihre ersten Versuche vorlesen, wo man raucht, wo das Klavier gemartert wird, überhaupt, wo ein Sofa steht, auf dem eine Hausfrau sitzt, die Tee anbieten und um das Befinden fragen

kann — alles das heißt man schon einen Salon — in der Regel aber versteht man darunter jene vornehmen Gesellschaftszimmer, in denen sich entweder bloß die Familie gelegentlich zur Erholung und Besprechung versammelt, oder wo zu bestimmten Tageszeiten oder an bestimmten Wochentagen auch Fremde sich einzufinden pflegen, um da irgendeiner bestimmten Lieblingserholung obzuliegen oder auch nur im allgemeinen der Gesellschaft zu genießen. Alle Salons aber, sie mögen was immer für Namen und Charakter haben, tragen das Gemeinschaftliche an sich, daß man mit Tee, Kaffee oder dergleichen beginnt und dann erst zu dem eigentlichen Zwecke übergeht.

Wir wollen in einen Spielsalon treten.

Es ist nämlich in nicht wenigen Familien hier Sitte, daß man in gewissen Jahren das Spielzeug wechselt, nämlich bis zum achten, neunten Jahre hat man Trommeln und Puppen, dann Tabakspfeifen und Bänder, endlich kleine, buntbemalte Papiertäfelchen, zu deren Gebrauch man sich mit vielem Ernste niedersetzt. Ja, es existieren sogar Bücher, in denen abgehandelt ist, wie und in wievielerlei Arten man sich mit den Papiertäfelchen spielen kann; während man es den Kindern frei überläßt, auf welche Art sie trommeln wollen, was freilich unverzeihlich ist, indem man sie da einer verderblichen Freiheit überläßt, die ihnen den Kopf verrücken kann, statt daß man die Trommelstückchen wissenschaftlich behandeln und einen Knabensalon errichten sollte, wo sie durch zusammenwirkendes Trommeln sich ernstlich unterhalten könnten. Da indessen dieses noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, so gehe ich lieber wieder zu den systematischen Spielen mit den bunten Papierblättern über. Ich kenne manchen sitzenden Mann, der in diesem seinem Berufe des Sitzens so eifrig ist, daß er sich nur die nötigen Nachtstunden abbricht, die er zum Liegen braucht, sonst aber stetig sitzt, bei Tag in seinem Bureau, des Abends beim Spiele, wobei nur der Umstand obwaltet, daß er im Bureau immer auf dem nämlichen Platze, beim Spiele aber sukzessive in so viel Häusern herumsitzt, als die Woche Tage hat. Das Gehen zwischen den verschiedenen Sitzplätzen nimmt ihm viel Zeit. Auch Frauen, vorzüglich wenn sie wieder in das kindliche Alter eingerückt sind, zeigen wieder den Sinn zum Spielen. Sie setzen eine sehr schöne, sehr breite, sehr bunte Haube auf, tun ein schillerndes Gewand an und finden sich abends in dem Spielsalon ein, dessen jour eben ist. Im ganzen aber spielt doch das schöne Geschlecht weniger als das starke. Mancher pensionierte Leichnam, wenn er aufgebahrt wird, hat seine

sechzehn- bis siebzehntausend Robber geleistet, während die trauernde Witwe höchstens neunhundert aufweisen kann.

Wenn eine solche Familie, die Spiel gibt, ihren jour hat (Tag darf man nicht sagen, weil jour vornehmer ist) — wenn also die besagte Familie jour hat, so wird schon gegen Abend alles zu dem gesellschaftlichen Zwecke hergerichtet. Die Dienerschaft klappt die Tische, die mit dem grünen Tuche gefüttert sind, auseinander und bürsten und putzen sie eilfertig aus und rücken sie zurecht. Auf jedem liegen dann die erforderlichen Spiele Karten und die etwa notwendigen Marken. Die silbernen Leuchter mit den langen Wachskerzen werden gestellt und die Flügeltüren gelüftet. Durch alle Zimmer weht die Erwartung. Hinter kolossalen silbernen babylonischen Türmen, Teekesseln genannt, thront eine Dame, oft, sogar meistens, die Frau des Hauses und beginnt das Gebräue des duftenden Heuwassers — endlich rücken die Truppen an, und zwar sind die, welche auf allen andern Feldern schon die invalidesten sind, oft gerade hier die tauglichsten und ausharrendsten. Die Prozedur eines solchen echten Spielsalons ist eigentlich sehr einfach. Nachdem das Brausen des Willkommens, Neuigkeiterzählens, Teenehmens und Anordnens vorüber ist, werden die lockenden grünen Schlachtfelder besetzt, die Gruppen sind abgeteilt; es wird stumm, nur das Rauschen der Karten, das Klappern der Marken und monotone technische Ausdrücke werden gehört, außer daß zuweilen nach Beendigung eines Robbers oder andern Spielteiles ein Lärm losbricht, wie man es besser hätte machen sollen, oder wie man sich verwundert, daß die Sache so kam, wie sie eben kam. Der echte, reine Spielsalon leidet keine fremden Ingredienzen, d. h. keine solchen, die nicht spielen, außer etwa einen Lichterputzer, der wie ein Schatten zwischen den Spieltischen herumschifft. Im Vorzimmer langweilt sich die Dienerschaft. Sind noch andere da, z. B. junge Leute, so mögen sie sich gruppieren, nicht gar laut sprechen und suchen, wie sie die drei tödlichen Stunden hinbringen mögen. Endlich rückt man die Sessel, man zahlt aus, man neckt sich über Verlust und Gewinn, läßt sich Tücher und Überröcke reichen und begibt sich vergnügt nach Hause — sich still freuend, wann es wieder morgen würde sein, wann die Tagespflichten aus sind und anderswo sich das augenfreundliche Grün auftut. In die Spieldetails kann der Referent dieser Zeilen nicht eingehen, weil er in einem solchen Salon nicht zu gebrauchen ist, oder etwa nur im äußersten Falle zum Lichterputzen. Da ich mich stets der Objektivität, soviel mir möglich war, befliſſen habe,

so wage ich nichts über die Langeweile eines Spielsalons laut werden zu lassen, in der Überzeugung, daß derselbe schon allerlei wesentliche Merkmale der Freude und Kurzweile haben werde, die nur meiner schlechten Beobachtungsgabe und meiner Unfähigkeit, in die Sache einzugehen, entgangen sind. In gewissen Bürgershäusern, die doch auch gerne ihr Spiel und ihren Salon haben möchten, war ich schon so glücklich, einige Merkmale der Lust und des Vergnügens aufzufinden; aber ich fürchte leider, es möchten nur zufällige sein, die der Logiker nicht brauchen kann — es war nämlich eine Familie, in der stets an Spieltagen ein großer Kuchen zwischen den Tassen prangte, der sich von acht zu acht Tagen immer selbst übertraf und viel Stoff zu Heiterkeit in sich trug — dann war es noch Sitte — — (aber fast schäme ich mich, das hieher zu rechnen, da es von Kennern eher als eine Verunzierung als eine Pertinenzsache des Spielsalons angesehen werden möchte — es war nämlich Sitte, wenn Vater und Mutter zum Spieltische niedergesessen waren, daß sie sich um nichts mehr kümmerten als um sich selbst, was zur Folge hatte, daß wir jungen Leute uns zu den Mädchen gesellten (es waren nämlich zwei wunderschöne Töchter da, und manche spielende Mutter brachte als Ballast auch noch eine mit) — daß, sage ich, wir uns zu den Mädchen gesellten, uns wie ein junger Bienenschwarm an eine ferne Fensterecke, an einen Kamin und dergleichen anlegten und die holdesten Dinge plauderten, wobei nur das einzige zu beobachten war, daß kein Kichern bis zum entfernten Lichterschein dringe, in dem die grauen Häupter saßen und spekulierten. An keine Spielabende denke ich mit so viel Vergnügen zurück als an jene. Freilich muß ich hinzufügen, daß sie durch ihre eigene Natur und Konstitution den Todeskeim in sich trugen; denn die Mädchen wuchsen nach und nach heran und heirateten weg — während nun der Vater Robber gewann, verloren sie Herzen, und das war auch das einzige Glück und dieser Verlust der beste Gewinn, der in jenem Spielsalon gemacht wurde; denn die Mutter aspirierte für ihre Töchter in die höchsten Stände, namentlich war sie auf Staatsbeamte versessen, die schon sehr hohe Grade und Würden hatten, daher sie die Töchter auf das eifersüchtigste vor jedem andern als solchen, meist schon ins Graue spielenden, langsam schreitenden Bewerbern hütete; nur wenn sie die gemalten Blätter vor Augen hatte, hielt sie die Töchter für geborgen und gönnte ihnen die unbedeutende Witzunterhaltung mit den jungen Laffen, da sie schon einmal mit nichts Ernsterem zu vergnügen waren. — Aber die Töchter

vergnügten sich mit dem Allerernsthaftesten und schlossen mit eben jenen zwar nicht hochbeliebten, aber desto jüngern und schönern Lassen Traktate, heilige Allianzen, Trutz- und Schutzbündnisse, beschworen selbige jeden Spielabend — und nach etlichen Stürmen, Weinen, Ermahnungen und Flehungen heirateten sie die Bundesgenossen und brachten nach der Hand dem Vater und der Mutter die schönsten und lieblichsten Bübchen ins Haus, wie sie nie ein Kartenmaler zuwege zu bringen imstande war. Und endlich geschah es doch auch von selbst, daß die Lassen mehr und mehr wurden und Titel und Würden bekamen. Die greisen Häupter spielen noch heutzutage fort, aber die Fensterecke ist leer, und selbst der große Kuchen sitzt so einsam auf dem Tische (ich war nachher noch mehrere Male dort), daß ich nicht begreife, wie er mir einst habe so sehr gefallen können. Zur Vollständigkeit der Geschichte und zu ihrem schönern Schlusse muß ich noch hinzufügen, daß ich keiner von den verheirateten Männern bin, wohl aber zu seiner Zeit im tiefsten Vertrauen der Parteien steckte.

Alles, alles vergeht. — — Wo ist die feine Blüte jener Mädchen hin? Wo ist die holde, liebe Zeit, in der wir uns mit einem wahren Nichts so selig ergötzten — wo das Meer von Zukunft, das vor uns schwamm? — — Ach, die Eltern sind grau und zitternd geworden, die Töchter selbst abgeblühte Mütter, Jahre sind wie Winde dahingefahren, und die Zukunft ist nur noch ein kleines Endchen.

Wahrhaftig, wenn es nicht meine Pflicht wäre, die Salons der Hauptstadt weiter zu schildern, ich hörte hier auf und dächte an nichts als an die Vergänglichkeit des Irdischen, so sehr hat mich die Erinnerung jener kindischen Abende überkommen und verstimmt. Ich will daher zu einem jener Salons übergehen, die auch eine Rolle in meiner Jugend spielten, nicht darum, weil ich damals in ihnen war, sondern gerade darum, weil ich *nicht* in sie kam, und weil sie dennoch der Gegenstand meines Staunens, meiner Bewunderung und, ich darf es schon gestehen, meines Neides waren. Ich glaube dem Leser schon gesagt zu haben, daß ich so glücklich war, meine Kindheit nicht in den Mauern der großen Stadt verlebt zu haben. — Als ich nun den ersten Winter in derselben zubrachte, geschah es, daß ich oft des Abends vor einem großen Hause vorüberzugehen hatte, das schwerfällig vornehm gebaut war, und wovor zwischen Steinen eine gewichtige Kette lief. Das Haus hatte sehr große Fenster, deren Glas so fein war und spiegelnd, daß man des Tags, statt nur im geringsten hinein-

zusehen, eher den Himmel und seine Wolken auf ihnen abgebildet erblickte. Nachts aber, wenn Schnee und rauher Nebel heraußen war, geschah es zuweilen, daß alle diese Fenster in einem Strahlenglanze leuchteten wie lauter Diamanten — schwere Draperien sah man an ihnen inwendig auseinandergehen, zahllose Kerzen auf Lustern schwanken und manchen dunklen Schatten hin und her streichen. Unten auf der Gasse stand reitende Polizei, an jeder Gassenecke standen Polizeisoldaten zu Fuß, und ein Reiter sprengte gar zwischen diesen Posten hin und her, um die Ordnung zu erhalten; denn es drängte sich eine Unzahl Wagen vor dem Hause, die teils standen, teils zu-, teils abfuhren. Auf jedem Kutschbock, hochthronend, saß ein Kutscher, in eine ganze Wolke von Mantel oder Pelz gehüllt; — mit einem Schrei wie Schlachtkommando wurden von Dienern die Wagen vorzufahren gefordert, und mit donnerndem Gerassel flogen diese durch die Einfahrt. Ein Portier mit funkelndem, großknöpfigem Stabe und einer breiten Goldschärpe, darüber aber den Riesenpelz, verneigte sich vor Kommenden und Abfahrenden. Die gaffende Menschenmenge aber, die herunten stand und auf die Lichter hinauf sah, sagte, es sei da oben heute Gesellschaft oder Salon. Es ist ganz und gar wunderlich und abenteuerlich, was ich mir damals unter einem solchen Salon vorstellte; es muß da außerordentlich, es muß ganz betäubend von Pracht und Herrlichkeit sein — wenn ich nur einmal, nur ein einziges Mal eine solche Gesellschaft sehen könnte! — Und nach vielen Jahren sah ich in der Tat eine, gerade in demselben Zimmer sah ich sie. Mit schwerer, ruhiger, vornehmer Pracht waren sie dekoriert, alles mit Geschmack, nichts vorstechend, nichts auffallend, alles zusammenstimmend, alles bloß negativ, fast wie die Menschen, die sich da drängten; nur die alten, großen Gemälde hätten bald eine Ausnahme gemacht und die Aufmerksamkeit auf sich gerissen, wenn die Personen, die an ihnen vorübergingen, nicht schon alle Gemälde der Welt gesehen hätten und daher von keinem mehr beunruhigt wurden. Man ging breite, erleuchtete Treppen hinan, auf denen bordierte Diener auf und ab liefen, Tücher, Mäntel, Überwürfe und derlei tragend oder ihre Herrschaft begleitend oder den Wagen derselben holend. Die Gesellschaft selbst bewegte sich in einer Zimmerreihe durch einen Wald von Kerzen, der durch viele Spiegel noch dichter und strahlender wurde; oder sie saß und stand gruppenweise herum. Die Anzüge waren nichts weniger als auffallend, sondern einfach, aber fein, und jedes Schmuckstück echt. Das Benehmen aller dieser

Menschen war gelassen und harmonierend, war frei und präzis — aber je länger man es sah, desto bedrückender wurde es einem; denn es war bei allen gleich, es war wie gelernt, oder es war der Ausdruck der Gattung — keiner galt, sondern es galten nur alle — darum waren eben auch alle bei allen. Man kam, man sprach, man ging herum, man fuhr ab, meistens um noch einen andern solchen Salon zu besuchen. Und nachdem dieses Kommen, Sprechen, Sehen und Gehen einige Zeit gedauert hatte — war der Salon aus. „Ach, welch gräßliche Langeweile!" höre ich hier manchen rufen, und dennoch sage ich: unter diesen glatten Menschen, die sich nichts sagen, als was jeder schon tausendmal gehört hat, und was jedem schon tausendmal geschmeichelt hat — unter diesen Menschen mag manch tiefer, gewaltiger Charakter gewesen sein, der seinen Arm in den Speichen der Weltgeschichte hat, hier aber am sanften Zügel der Politur dahingleitete; es mag manches Wort gefallen sein, was ein kleines Kompliment, ein kleiner Sarkasmus war, und doch, von dem Rechten in ferne Länder berichtet, dort als schweres Gewicht auf das Kissen drückt, auf dem eine Krone liegt.

Ich gestehe, ich hatte damals auch bittere Langeweile, weil ich nicht ahnete, daß Menschen, die alles gesehen, alles erlebt, alles genossen haben, anders konversieren als andere, und weil ich nicht wußte, daß sie das Außerordentliche im Guten wie Bösen glatt und gelassen tun, nicht mit dem Sturm der Gefühle, mit denen ich es in meinem jungen Herzen getan hätte, wenn mir die Aufgabe wäre zuteil geworden.

Auch denke ich nicht, daß die meisten dieser Leute den Salon besucht haben als einen Ort der Geselligkeit und Freude, sondern es ist eine Art Zeremonie, die sie abtun, eine Höflichkeit, wie man zum Gruße den Hut lüftet, ein Herkömmliches, das eben geschieht, weil es sonst geschehen. — Mancher mochte in schwerer Arbeit die Tagesstunden hingebracht, tausenderlei gedacht, tausenderlei abgefertigt haben, und jetzt läßt er sich in diesem glänzenden Strome gehen und läßt Haupt und Herz ausruhen, indem die glatten und gewohnten Formeln unbewußt von den Lippen gleiten. — Andere mögen in der Tat etwas Großes, Vornehmes, Adeliches in dieser Art finden und erscheinen sich groß, vornehm, adelich, wenn sie in dem Salone sind, und deshalb gehen sie hin — und diese genießen in der Tat eigentlich die Freude der Geselligkeit, und für sie hat der Salon seinen Begriff am reinsten bewahrt. Der Haufe, der auf der Gasse steht, ist auch derselben Meinung; er bewundert

und beneidet das Glück und die Fülle, in denen die Großen schwimmen — und er stellt sich oben ein Meer von Seligkeit vor.

Nach einigen Stunden aber ist der Arme und der Reiche, der Geringe und Hohe, der Diener und Herr im Schlafe begraben; die Finsternis der Nacht zieht über die Stadt, und unter ihr sind alle klopfenden Herzen gleich.

Eine andere Gattung von Salons erinnert sehr an jene Zeit der französischen Damengesellschaften vor der Revolution, wo irgendeine an Geist und Geselligkeit ausgezeichnete Dame in ihrem Hause die ihr zusagenden Notabilitäten des Geistes versammelte und der Versammlung präsidierte. Freilich, den europäischen Ruhm, den jene Gesellschaften erlangten, kann jetzt weder eine Pariser noch Wiener Gesellschaft ansprechen; damals hielten wir die Franzosen noch für unsere Lehrmeister in der Philosophie, namentlich jener leichten, glänzenden, heute für bares Nichts erkannten Gattung, wie sie Voltaire hatte, dann in den Künsten, in der Mode, hauptsächlich aber in der Kunst des Umganges, so daß es einem Könige als Ehre erschien, bei dieser oder jener solcher Frauen vorgestellt zu werden — dies ist nun heutzutage alles anders; jene humanistischen, kosmopolitischen Versammlungen haben den Klubs und den politischen Parteisalons Platz gemacht. — Bei uns ist die Sache aber auch von jeher harmloser betrieben worden, weil die deutschen, und darunter wieder namentlich die Wiener Damen trotz der Eitelkeit, die auch sie von ihrer Ahnfrau geerbt haben, viel zuviel Gutmütigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtzentrum der Bildung und ihre Literatur für die einzige halten. Wo bei uns ein solcher Geistsalon besteht, trägt er bei weitem nicht das Gepräge eines solchen zur Schau, sondern wenn etwa der eine oder der andere gerade Freude an geistiger Größe hat, wenn eine Dame Geschmack an Hervorbringungen des Genies findet, so geschieht es, nicht daß sie gleichsam wie ein Engländer eine Sammlung von Genies in ihren Zimmern anlegt, sondern daß sie solche, welche sie vorzugsweise liebt, in ihre Gesellschaft mischt.

Trete mit mir, geliebter Leser, in jenes Haus, von dem eine Reihe Spiegelfenster des ersten Stockes auf einen lichten Platz hinaussieht. Die Treppen sind sanft und mit Strohmatten belegt. Durch geräumige Vorzimmer treten wir in den Salon. Da wir beide unsichtbar sind, so können wir die bereits versammelte Gesellschaft desto ungestörter beobachten. Sie ist heute

besonders zahlreich besucht. Jene ältliche Frau, die auf den rotseidenen Kissen leicht zurückgelehnt ist und mit geistreichen Augen und fast mehr hausmütterlichem Aussehen, als sich eigentlich für einen Schöngeist schickt, auf den vor ihr stehenden jungen Mann blickt und seinen Reden lächelnd zuhört, ist die Frau des Hauses und eigentlich Präsidentin des Salons, obwohl sie nichts weniger als auf dem Präsidentenstuhl, nämlich dem unmäßig breiten und langen Sofa sitzt, dessen Mitte vielmehr ganz allein ein heiterer, bereits ergrauender Mann einnimmt, so ungeniert oder vielmehr so naiv, als wäre er eben eine Dame, die man hingenötigt — ich darf keinen Namen nennen, sonst würde ich dir sagen, daß es einer ist, dessen Worte dir gewiß schon oft Freude und Erhebung gebracht. Die Divans siehst du alle mitten im Saale, gerade und schief, gleichsam wie vom Zufalle hingestellt; es ist jetzt so Mode, und auf allen, sowohl denen, die ganz ohne Lehne sind, als auch auf denen, deren Lehne mitten läuft, siehst du teils junge Damen gruppiert, teils Herren, die mit ihnen im Gespräche sind. Der gewöhnliche Teekessel fehlt hier, weil es in diesem Hause Sitte ist, daß erst gegen Ende der Gesellschaft, d. h. um zehn Uhr, gespeiset oder Tee genommen wird. An den Wänden hängen Bilder der ersten Künstler. Der junge Mann, der zur Frau des Hauses spricht, ist ihr Neffe, ein Kaufmann, voll der drolligsten Dinge, die er der Tante vorsagt. — Die mit den langen, schönen Locken von tiefstem Schwarz und mit den großen, dunklen Augen ist ihre Tochter; die Blonde neben ihr ist eine Nichte; der starke, schlanke, grauhaarige Mann, den sie auslachen, ist einer, dessen Wort die tiefste Geltung in der wissenschaftlichen Welt hat, und der gleichwohl so heiter ist, daß seine beißenden Scherze immer die Wirkung haben, daß die jungen Damen unwillkürlich den Schmelz ihrer schönen Zähne zeigen müssen — er steht in dem Rufe, daß er einen Sägebock lachen machen kann. — Jene streitende Gruppe am Fenster sind Glieder eines Kränzleins, das täglich den Mozart lobt und täglich disputiert; — der ältliche Mann, der ihnen lächelnd zuhört und so gutmütig im Sessel lehnt, als wäre dies seine tägliche und ausschließliche Beschäftigung, ist nichts Geringeres als — — aber ich darf ja keinen Namen nennen, obwohl seiner so weit genannt wird, als man Deutsch spricht, und wahrscheinlich noch genannt werden wird, wenn unsere alle verklungen sind, ja, dann wird er wohl noch strahlender, wenn auch einsamer dastehen. Tausend Herzen hat er entzückt, und tausend Seelen hat er gehoben und in Tausende die schöne, sanfte Sitte seiner Worte

geflößt. Mögen einige, die selbst dicke Bücher über deutsche Geister schreiben, immerhin den Mann kurz abtun — die Nachwelt wird ihn nicht so kurz abtun können, wie es schon jener Brite voraussagte, der ein Urteil in der Sache haben dürfte. Hier in dieser Gesellschaft aber sitzt er so harmlos natürlich, daß man ihn ungefähr charakterisieren dürfte, wenn man sagt, er sei unter den Anwesenden der Bescheidenste. Sein Mitkämpfer auf der jugendlichen Rennbahn des Geistes ist eben jener Mann auf dem Sofa, dessen ich oben gedacht. Man wird sie einst beide nebeneinanderstehen haben, wird sich bald an dem einen, bald an dem andern erquicken und wird sagen: „Sie waren Jugendfreunde." Die Bescheidenheit, Ruhe und Güte dieser zwei Männer wäre manchem unserer jungen Genies zu wünschen; — aber sind sie eben Genies, so werden sie geradeso bescheiden werden und dasselbe gelassene Bild darstellen wie diese beiden — nur Jahre müssen noch hinfließen. Die andern, die nicht Genies sind, müssen eben zerrissen mit der Welt, zerfallen und vorlaut sein, daß sie sich als Genies vorkommen. Auch Maler findest du heute hier; auch Musiker, obwohl eigentlich im strengsten Sinn *jeder* und *jede* von den hier Anwesenden ein Musiker ist; denn du wirst keinen finden, der nicht etwa Klavier spielt, geigt oder ein anderes Instrument handhabt — ja, dort sitzt einer, dessen Amt weit von aller Musik entfernt ist, und in dessen Kehle doch eine wahre zauberische Nachtigall des Wohllautes wohnt, so daß sich ganz Wien bei seinem Namen immer eher den Mann des Gesanges vorstellt als den Mann des Amtes. Du siehst auch, daß man sich's hier ganz ungezwungen eingerichtet hat. Jeder darf kommen, wann er will, jeder geht, wann er will; es ist keine Etikette des Sitzens, Gehens, Stehens, Grüßens. — Die Gruppen können sich gestalten, wie sie wollen, und meistens tun sie es, wie sie die Laune oder das Bedürfnis des Gespräches zusammenführt. Es unterscheidet sich dieser Salon von andern literarischen und künstlerischen dadurch, daß es bei ihm Gesetz ist, kein Gesetz zu haben: man wird da durchaus nicht mit Literatur gequält; es sind keine Stunden und Tage, wo vorgelesen, vormusiziert, vorrezensiert wird, sondern der Salon soll eben gar nichts sein als ein Ort, wo man an gewissen Tagen sicher ist, daß man jemanden findet, der einen anziehen kann. Was und wovon man an diesem Tage reden wird, ob alle miteinander reden, oder ob sich Abteilungen, ja sogar Zweigespräche bilden, ob etwa gesungen, gelacht, disputiert oder gar geschwiegen wird — alles das ist im voraus ganz und gar nicht bestimmt — es soll

eben ganz beliebige Gesellschaftsfreiheit sein. Als Zwang und Regel herrscht nur die, die jedem sein Takt und Zartgefühl von selbst auflegt, und in dieser Hinsicht wirst du bemerken, wie es jedem der Anwesenden ist, als fühle er sich durch sanfte, linde Fäden angeregt, aber nicht gebunden. Dafür ist es aber auch eine Auszeichnung, in diese Gesellschaft geladen zu werden; — nicht etwa geistige Größe gibt da den alleinigen Ausschlag, sondern ein solches billiges Benehmen und Maßhalten, daß man überzeugt sein darf, daß das neue Mitglied kein fremdes Element in der schon obwaltenden Harmonie sein wird. Nur so geschieht es, daß sich die fremdartigsten Ansichten hier vertreten finden, ohne daß je Störung und Disharmonie entstände, weil nur Gründe mit Gründen, nie aber Menschen mit Menschen kämpfen. Wer hier länger aus und ein geht, empfindet in dieser jedes Äußerste vermeidenden Ebenmäßigkeit am reinsten, wie sehr es schade ist, daß jene Höflichkeit des alten Schlages immer mehr und mehr abnimmt, wie man sie noch hie und da an einem liebenswürdigen Greis der alten Schule wahrnimmt; jene Höflichkeit, die so leicht und unmerklich das eigene Ich aus dem Spiele läßt und dem andern Raum gibt, zu gelten und sein Fremdsein nicht zu fühlen, und die sich am edelsten darin zeigt, daß gerade Schwächeren gegenüber, wie z. B. dem schönen Geschlechte, das eigene Gelten ganz und gar nicht erscheint, sondern auf eine anmutige Weise die Pflicht, zum Schutze und zur Aufmerksamkeit dieses Geschlechtes dazusein. Ich habe oft bemerkt, daß zu dieser Art Höflichkeit und Toleranz weit mehr Kraft erfordert wird als zu der vordrängenden Selbstsetzung der heutigen Ichs. Diese Ichs renommieren heutzutage so sehr in der Gesellschaft und in der Literatur, daß man oft in einem Buche vor lauter Autor gar nicht zu dem Stoffe gelangt. — — Allein wir müssen hier unser Spintisieren abbrechen; denn eben wird zu Tische gebeten. Du siehst auch an den zwei Herren, die ihre Hüte nehmen, daß es hier keine Unartigkeit ist, nicht bei Tische zu bleiben; allein da wir beide unsichtbar sind, für uns also auf keinen Fall Kuverts bestellt sind, so tun wir auch am besten, uns zu entfernen und lieber noch ein wenig bei einem Musikkränzchen vorzusprechen, das noch in voller Arbeit ist. Danken wir übrigens Gott, daß wir unsichtbar in der Gesellschaft sein durften; denn wer weiß, ob wir sichtbar die Erlaubnis gehabt hätten, dazusein. Wir gehen durch den Vorsaal zurück, durch das Bedientenzimmer, über die mit lebenden Blumen umstellte Treppe hinab und in die finstere Nacht hinaus; aber

tröste dich, wir haben nicht weit zu gehen, um in das Haus zu gelangen, in welchem unsre musizierende Rotte sitzt. Seit der Schlacht bei Leipzig musizieren sie schon. Damals war der Violoncellist noch ein Dichter und Patriot. Er erzählte mir erst neulich bei einem Glase Wein, wo er offenherzig geworden, welche außerordentlichen Schimpfverse auf Napoleon er damals zu Transparenten gemacht habe, und wie, wenn die Franzosen gewußt hätten, daß er der Verfasser sei, sie ihn unfehlbar noch zerrissen haben würden, da er vor zwanzig Jahren in Paris war. O, was ist er seitdem geworden! Er ist nicht der halbe Mensch mehr: das Feuer sei niedergebrannt; er sei zufrieden mit seinem bißchen Häuslichkeit und Musik. Diese letztere sei nun seine einzige Leidenschaft, und zum Glücke habe er gleichgesinnte Freunde und Kenner gefunden, mit denen er sich der unvergleichlichen Kunst hingäbe. — Er habe das Vergnügen, in den Quängerschen Salon als Violoncellist zu gehören, und wolle mich einführen: ich könne da die präziseste Musik in ganz Wien hören und dürfte nicht fürchten, durch Übermaß an Gesellschaft gestört zu werden; denn es sei meistens niemand anderer da als die Musizierenden allein. Den Lichterputzer, der die Ordnung immer störte, haben sie seit der Erfindung der Milliferzen entlassen; Wachs, das sie früher gebrannt, hätte doch der Schere nicht ganz entbehren können. So sagte der Mann; allein ich kannte Herrn Quänger und seinen Salon ohnehin recht gut, und es war mir ganz unbegreiflich, wie mich der Violoncellist nicht konnte gesehen haben, da ich seit mehreren Jahren der einzige Zuhörer der Quängerschen Musik gewesen war, d. h. nicht jedesmal, wenn Musik gemacht wurde, hörte ich zu, sondern unter den wenigen Malen, wo überhaupt jemand zuhörte, war es ich, der dieses tat. Man wird hier vielleicht meinen, die Quängersche Musik sei so schlecht gewesen, daß sie keinen Zuhörer gefunden habe; allein wie falsch diese Meinung sei, geht aus der Tatsache hervor, daß in Wien gar keine Musik existiert, die nicht Zuhörer hätte, sondern Quänger und seine Freunde *wollen* vielmehr gar keine Zuhörer, außer wenn einer einen Freund oder Vertrauten mitbringen will, der aber dann in der entfernten Finsternis eines ledernen Sofas absolut ruhig sitzenbleiben muß, bis die arbeitenden Mitglieder die Instrumente weglegen und aufstehen. Die Musik aber ist in der Tat, wie sich der Violoncellist ausdrückte, die „präzieste" in Wien. Man wird mich fragen, warum denn nun die Leute dieselbe nicht hören lassen wollen, da ja eben in der Mitteilung derselben ihr Genuß liege und die Be-

geisterung einer entzückten Menge der schönste Lohn des ausübenden Künstlers sei. Darauf muß ich nun freilich antworten: daran liege dem Herrn Quänger und seinen Freunden nichts, und sie haben bei ihrer Musik eine ganz andere Art von Freude. Der Leser erinnert sich sicher an jene hölzernen Knöpfe, welche man auseinanderlegen kann und dann nur mit vielem Studieren und Versuchen wieder zusammenbringt, oder an jene eisernen Rahmen, von denen man kunstreich eine Anzahl Ringe abhaspelt und wieder aufhaspelt — ein solcher Knopf und ein solcher Rahmen ist für Quänger und seine Freunde die Musik — es ist eigentlich ein Quartett, und es war sehr schwer, dasselbe zusammenzubringen; Quänger richtete sich den großen Saal seiner Wohnung eigentlich zu Anfange bloß für seine Einzelnübungen ein, wo er jahrelang aus verschiedenen Stücken den Prim oder Sekund einstudierte, bis er ihn ohne die geringste Abweichung des Zeitmaßes geigen konnte. So tat er es mit hundert Kompositionen. Alle Leute wußten, daß er sich zu Hause oft fünf bis sechs Stunden unausgesetzt übe, und dennoch hat ihn noch niemand bei einer Exekution mitspielen gesehen, und auch mit ihm, hieß es, möge niemand spielen. Dennoch mußte er sich darnach gesehnt haben, zu sehen, wie nun zwei Geigen ineinanderspielen und die Aufgabe des Zeitmaßes lösen. Daß es ungleich schwieriger sei als bei einer, das leuchtete ihm gleich ein, bei dreien noch schwieriger — und vollends bei vieren! Nach und nach fanden sich denn doch die Bestandteile des Quartetts zusammen, und nun spielen sie mit ergrauten Köpfen, aber mit heißer Jünglingsleidenschaft schon seit der Schlacht bei Leipzig Quartette und haben die reinste, abstrakteste Freude an ihren gegenseitigen Bemühungen; denn sie ruhen und rasten nicht eher, sollten auch dreihundert Proben nötig sein, bis sie ein vorgenommenes Stück absolut mathematisch präzis darstellen können — und sie haben sich für das Zeitmaß ein solches Ohr herangebildet, daß die kleinste Differenz gleich mit dem entschiedensten Unwillen empfunden wird, und sie haben sich so ineinander hineingespielt, daß sie sich kennen und vertrauen, daß sie ihre eigene abgeschlossene Musikwelt und Zuhörerschaft sind, wobei sich aber eine solche Reizbarkeit entwickelte, daß ihnen ein Gang durch das Zimmer, ein Tritt, ein schnelles Wort die unleidlichste Störung ist, daher sie am liebsten allein sind; denn was andern die Musik und ihre Mitteilung so teuer macht, nämlich ihre Schönheit, das, wird der Leser schon bemerkt haben, gilt bei Quänger und seinen Freunden nichts — ihnen ist sie nur die Lösung eines

Problems — und wenn sie freilich auch von Schönheit eines Stückes sprechen, so ist es nur immer so gemeint, als wenn ein Auflöser und Zusammensetzer des obigen hölzernen Knopfes nur einen andern solchen Knopf fände, der noch kunstreicher gefügt, noch schwieriger zu lösen und zu binden sei. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß dieses Quartett, d. h. die vier Freunde, oft in öffentlichen Musikexekutionen gesehen werden, daß sie selten einen Vortrag schön finden, für ihre Meinung auch die schlagendsten Gründe anführen, die die Nichtpräzision der Darstellung beweisen und andere Menschen überzeugen — und daß dennoch dieselben gründlichen Freunde, wenn von der Schönheit dieses oder jenes Musikwerkes die Rede ist, ganz gelassen Dinge sagen und Stücke in eine Reihe stellen, daß den andern Menschen das Wort im Munde steckenbleibt — und da dies mit der Ruhe der Überzeugung geschieht, und da andererseits so kolossale Kenntnisse der Mathematik der Musik aus ihnen heraussehen, so ist mancher schon an sich selber irre geworden und hat gemeint, er kenne ganz und gar nichts. Wer aber das Glück hatte, öfters den Quängerschen Übungen beizuwohnen, dem klärt sich das Rätsel auf. Sie haben schon mehr als hundert musikalische Nüsse aufgeknackt und knacken jetzt am liebsten an Beethovens letzten Quartetten, den sie bis in den Himmel erheben. Wäre ich ein Komponiteur, ich setzte mich hin und verfaßte bloß für Quänger einen Inbegriff von Schwierigkeiten, womit ich das Quartett beseligte; denn sie arbeiteten freudig daran und hörten nicht auf, wenn sie auch so alt würden wie vier ewige Juden. Hiebei stört es sie auch natürlicherweise nicht im geringsten, wenn einer die äußersten Grimassen macht; denn das muß er tun, die Leidenschaft preßt sie ihm aus, und er muß mit seiner innersten Seele nachhelfen, wo physische Kräfte und Fertigkeiten nicht mehr ausreichen. So kaut z. B. der Violoncellspieler alle Noten mit dem Munde mit, was, wenn ein Wald von Sechzehnteln kommt, zu einem wirklich erbarmungsvollen Anblicke führt; gleichsam wie Blitze müssen da die Mundwinkel fliegen. Der Altist hat auch eine Manier, nur ist sie würdiger und gesetzter; er neigt sich nämlich sanft vor und zurück, wie mehr oder weniger Noten in dasselbe Zeitmaß gehen, und hebt sich empor und duckt sich nieder, wie es forte oder piano geht. Der Sekundist geigt nur mehr ein ganz klein wenig mit den Füßen mit, und der Primist, Herr Quänger, sitzt ganz ruhig, da er auch auf Eleganz hält.

Nach dem Quartette ist ein ausgesuchtes Essen; nur beileibe

nicht im Musiksaale; denn der ist bloß für die Musik. Er ist akustisch gebaut, hat zur Dämpfung der Resonanz alle Wände mit Wollteppichen belegt, hegt keine andere Einrichtung in sich als Fächer für Musikalien und Instrumentenkästen, Pulte, Sessel und ganz im Hintergrunde ein ledernes Sofa, wo Quänger zuweilen liegt, wenn er sich die Finger müde geübt und nun im Haupte weiterarbeitet. Das Abendessen ist in der gewöhnlichen Wohnung des Herrn vom Hause, und Quänger beladet da den Teller des Violoncellisten gar reichlich mit Speise, da er ein armer Teufel ist, Herr Quänger aber sehr viele tausend Taler jährlich zu verzehren hat. Alle Mittwoch und Sonnabend ist Quängersches Quartett.

Ein anderer, aber in der Tat ganz anderer Musiksalon ist bei * * *, nur herrscht dort wieder die Manie, daß nur alte Musik gemacht wird, freilich auserlesene und mit auserlesenem Geschmacke, aber jede neue, und wäre sie die beste, wird gesetzlich ausgeschlossen, und die Vereinsmitglieder müssen, dieselbe zu verkosten, sich andere Orte aufsuchen. Es wäre wünschenswert, daß auch Salons existierten, in denen alte Literatur gelesen würde, z. B. die aus der Reformationszeit, aus dem Mittelalter, die alten Griechen, Juden und dergleichen, und hiebei wäre zu wünschen, daß mancher eingeladen würde, und daß er auch hinginge und erführe, welche Leute jenseits der Berge gelebt haben. Aber meines Wissens existiert kein einziger solcher Salon, und nur der eine oder der andere einsame Mann trägt sich mit seinem Sophokles, Äschylus und Homer. Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß nicht sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter imstande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen — die einzige Sprache, in der die einzigsten Produkte geschrieben sind, die so weit über alles hinausgehen, was unsere Zeit produziert, welchen Produkten vergeblich alle späteren Jahrhunderte nacheiferten; — diese Sprache wird von so vielen bei uns als eine bloße Kuriosität betrachtet, die man dem pedantischen Gelehrten überlassen müsse. Dafür aber kann der Schriftsteller sein Französisch und leistet Dinge, die alles, nur keine Poesie sein mögen.

Da wir eben von Musik redeten, so könnte ich noch mehrere Versammlungen anführen, in denen regelmäßig Musik, und zwar ganz vortreffliche Musik gemacht wird. — Diesen alten Ruhm, glaube ich, bewahrt ja noch unser Wien, daß es die Stadt der Musik, guter Musik und in erlesenen Zirkeln auch

verstandener Musik ist —, aber da unser Aufsatz den Titel „Salonszenen" führt, jene Versammlungen aber harmlose Privatzusammenkünfte sind, so dürfen sie hier keinen Platz haben.

Freilich sollte ich noch von jenem Salonleben reden, wo gar nichts da ist als der Salon, d. h. ein sehr großes Zimmer mit Spiegeln, Sesseln, Sofas, Draperie, Menschen und anderer Staffierung. Manche sehr edle Frau oder geschmackvolle Frau oder elegante Frau oder Lebefrau — oder welchen andern Titel ich ihr geben soll — hält sich solch einen Salon. Er hat den Zweck, daß sich hier andere an bestimmten Tagen zu einer sogenannten Gesellschaft versammeln, d. h. da tun sie Kleider auf ihren Körper, Ringe an die Finger, Goldbänder auf die Arme, haben Haare und den Kopfputz schön gemacht, tragen Gold- und andere chemische Produkte, z. B. geschliffenen kristallisierten Kohlenstoff oder ihnen am liebsten ist, dann kristallisierte Tonerde und dergleichen auf sich — setzen sich nieder und lassen all das im stillen wirken. Ich habe es durch einen mühsamen Schluß herausgebracht, daß dies der Hauptzweck eines solchen Salons ist: denn wenn der Mensch in Seligkeit ist, braucht er das Wort nicht, die äußerste Wonne, heißt es, ist stumm. — Wenn aber der Mensch seine Seligkeit gerade nicht zur Schau tragen, sondern sie eher verbergen will, so tut er, als rede er: er redet auch, aber seine Seele und sein Verstand ist von der Rede abwesend, und seine Worte sind leer: er gibt sich nicht die Mühe, daß sein Wort etwas heißt: sein Herz ist bei anderem. Nun beobachtete ich, daß die Worte sehr vieler solcher schönen Damen leer sind, daß sie reden, was zu reden nicht der Mühe wert ist: wer geheiratet hat, wer gestorben ist, wer wieder geheiratet hat, wer anderer gestorben ist, wer mit dem und jenem verwandt ist, und wer wieder mit anderen verwandt ist, — also schloß ich, daß diese Rede nur so nebenher ist, und daß sie, da sie sehr vergnügt aussehen, eine innere Seligkeit haben müssen, welche der eigentliche Zweck ihres Hierseins ist. — Da ich nun ferner bemerkte, daß man sich zu solchen Gesellschaften mit viel Sorge und Umsicht und Ärger die Kleidungsstücke und den Schmuck zusammenstellt, so brachte ich leicht heraus, daß diese der Zweck der Gesellschaft seien, und jetzt war mir alles begreiflich: das stille Lächeln der einen, welche im Bewußtsein ihrer Mantille dasitzt, die Huld der andern, deren Armbänder wirken, dann die absolut schönen Handschuhe, der Seidenrock, der Kopfputz — — usw. usw. In solchen Salons werden auch gerne Herren gesehen, die schön sind, d. h. makellose Handschuhe tragen, mehrere Bärte

sehr zugeschnitten haben und sonst an Kleidung und Wäsche hervorragen. Solche Salons weisen auch gerne sehr viel an Polstern, Sofas, Spiegeln, Teekesseln, Tischen, Seidenzeugen, Tapeten, Fenstervorhängen usw. auf. Manche wollen sagen, daß es in ihnen langweilig sei; ich weiß nicht, ob dies bei so viel Pracht möglich ist; es mögen daher andere entscheiden. Ich kann aus Erfahrung von diesen Salons nicht viel sagen, weil ich, wenn mich das Glück in einen führte, immer der Häßlichste war und von der Pracht und den Reden rauschig wurde.

Von den verleumdenden, ehrabschneidenden und ähnlichen Salons rede ich nicht, weil ich nicht recht weiß, ob solche existieren, oder ob sich nicht vielmehr nur Privatversammlungen oder bloß Gruppen auf diesen Zweig werfen — gepflegt wird er aber, das weiß ich, und die Residenz ist zwar kein Krähwinkel, aber eine Sammlung von Krähwinkeln.

Von solchen Versammlungen, die an öffentlichen Orten stattfinden, wie z. B. die Gasthauskränzchen, die Kaffeehausgesellschaften und dergleichen, kann ich nicht reden, da sie nicht in die Kategorie des Salons gehören, und wir schließen diese schwachen Skizzen des Salons mit dem Wunsche, daß sie dem salonhassenden Leser nicht gar die große Langeweile möchten verursacht haben als etwa der Besuch eines Salons selber.

Schriften über Literatur, Politik und Kunst

Kunst- und Literaturbriefe aus Wien.

Grillparzer hat dem Jahrgang 1848 des Taschenbuches Iris eine Erzählung gegeben, die ich aus den Korrekturbogen des im Drucke befindlichen Taschenbuches gelesen habe. Sie heißt „Der arme Spielmann". Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese kleine Erzählung — sie umfaßt ungefähr vier Bogen — ein Meisterwerk ist. Ungleich der neueren Art zu erzählen, nämlich immer spannend, geistreich und besonders fein zu wollen, schließt er sich vielmehr der ältern Schule an. Ganz schlicht und unscheinbar beginnt die Erzählung, nichts anderes als die Sachen gebend: aber wenn man eine Weile gelesen hat, dann geht man in dem ruhigen, gehaltenen, und ich möchte sagen, goldenen Strome fort. Diese Kraft, sich von jeder Manier fernzuhalten, ist in unsern Tagen um so seltener, weil nicht bloß Manierthheit Mode geworden ist, sondern weil es auch überhaupt sehr schwer ist, innerlich so groß zu sein, daß man diese Größe nur hingeben darf und der Wirkung auf tiefe Gemüter sicher sein kann. Die Unbedeutenheit, wenn sie einfach sein will, wird es nicht, sondern sie wird bloß leer. Mit diesem äußern Vorzug der edlen Form, der in unserer Zeit wahrhaft eine Tugend genannt werden kann, verbindet sich aber auch als belebende Seele des schönen Körpers das, was die künstlerischste Wesenheit eines Werkes ausmacht, nämlich alles das, weshalb wir die Seele des Menschen höher stellen als jedes Ding dieser Erde, weshalb wir die Dinge schätzen, die Seele aber lieben müssen. Über scheinbar sehr ungefügige, ja fast widerstrebende Verhältnisse ist ein solcher Duft eines Seelenlebens ausgegossen, daß man allmählich hineingezogen wird, daß sich eine edle Rührung in unser Herz schleicht, und daß man am Schlusse die beruhigendste sittliche Auflösung und eine lohnende Erhebung empfindet. In der Kindlichkeit dieser

Dichtung liegt es wieder so klar, was uns aus den Schöpfungen der größten Künstler entgegentritt, und was selber in der Unschuld und Majestät des Weltalls liegt, daß alle Kraft, alle Begabung, selbst der schärfste Verstand nichts ist gegenüber der Einfalt sittlicher Größe und Güte. Dieses letztere ist der höchste Glanz und die höchste Berechtigung des menschlichen Geschlechts. Wenn es ein Dichter durch Zusammenstellung menschlicher Handlungen oder durch Darstellung eines menschlichen Charakters recht klar und recht einfach vor uns entstehen lassen kann, so hat er ein Meisterwerk geliefert und bindet unser Herz mit goldenen Ketten an sein Werk. Kann er das nicht, so mag er die außerordentlichsten Begebenheiten zusammenstellen, er mag die verschiedensten Kräfte und Leidenschaften in uns aufregen, und es wird ihm doch nicht gelingen, unser Herz mit Verehrung, Bewunderung und Liebe an sein Werk zu fesseln: die Schönheit der menschlichen Seele und die Wirkung seines Werkes werden immer weit auseinanderliegen. Daher kommt die Erscheinung, daß uns ein Dichter mit ganz gewöhnlichen Ereignissen, die sich alle Tage zutragen, entzückt und ein anderer mit den schauerlichsten Tatsachen und den seltsamlichsten Handlungen uns kaum berührt oder gar widrig erkältet. Die einzige künstlerische Todsünde ist die gegen die ursprüngliche Gottähnlichkeit der menschlichen Seele. Freilich liegt auf der andern Seite wieder der Fehler nahe, statt jene Ursprünglichkeit der Menschheit vor uns entstehen zu lassen, ein sittliches Wörterbuch oder Verhaltungsmaßregeln zu geben, was ebenfalls kalt läßt, weil wir da nicht das einfache Sein eines menschlichen Geistes sehen, sondern die willkürlichen Abstraktionen, die sich ein anderer daraus gemacht hat. Wenn sich jemand in diese sittliche Ursprünglichkeit und Einfalt nicht mehr finden kann, weil ihm das Verkehren mit dem bloß Stofflichen, mit den Mitteln die ursprünglichen Zwecke verrückt hat, oder wenn jemanden diese Begabung überhaupt versagt ist, so wird ihm Grillparzers Dichtung nicht gefallen, ja sie muß ihm mißfallen, weil so manche Kräfte des Helden, gegenüber seiner Innerlichkeit, in Unentwicklung oder seltsamer Zerwürfnis sind, was aber gerade für den Empfindenden den Reiz so unaussprechlich hold macht.

In bezug auf bildende Kunst geben sich in neuer Zeit manche erfreuliche Merkmale kund. Es zeigen sich in der historischen Malerei, die so sehr brachgelegen ist, einige Anfänge zum Aufschwung, worüber ich nächstens berichten werde. In der Landschaftsmalerei, die hier besonders gepflegt wurde, und in der man so lange, vielleicht gerade durch die ungemein schöne

Szenerie unseres Vaterlandes verführt oder durch Begehr der Liebhaber verleitet, an der bloßen Ansicht gehaftet hatte, scheint sich auch ein Übergang einzufinden. Steinfeld, welcher durch eine Reihe von Jahren einer der tüchtigsten Vertreter der Ansicht schöner Gebirgsszenerie war, lieferte in letzter Zeit Kompositionen, in denen er gerade die Fläche, die Steppe, das Unscheinbare wählte und, ich glaube durch das Ideelle, das er hineinzulegen wußte, seine schönsten Gebirgslandschaften an künstlerischer Tiefe übertraf. Es hat sich dies namentlich in der jüngsten Zeit an diesem Künstler bewährt. Seine verlassene Mühle (gemalt 1846) und seine abgebrannte Hütte (gemalt 1847 und vom Wiener Kunstverein angekauft) erheben sich zu Dichtungen. In dem letztgenannten Bilde liegt ein wahrhaft einfacher, erhebender Ernst, der dicht an Erhabenheit streift, welche unser Künstler gewiß erreichen wird, wenn er auf dem Wege fortfährt, nicht mehr Virtuosität in dem einzelnen allein für Kunst zu halten, sondern in das Ganze eine übersichtliche, menschlich großartige und erhebende Stimmung zu bringen. Auf diese Weise sind Landschaften an Ernst und Würde den historischen Gemälden nahezubringen. In der abgebrannten Hütte steht eben diese steinerne Behausung, an welcher das Dach teils verbrannt, teils eingestürzt ist, noch schwach rauchend im Vordergrunde neben einem ruhigen Wasser. Zwei Figuren sind beschäftigt, auf ein Wägelchen noch einen Bündel Habseligkeiten zu legen, um dann das Wägelchen fortzuziehen. Hinter der Hütte sieht man etwas Baumwerk, der Rest der Landschaft ist Steppe, von kahlen Lehmstrecken und einem Wege unterbrochen. Die Beleuchtung ist Helldunkel, am Horizont liegt ein langgestreckter Wolkenstratus, hinter dem die Sonne aufgeht. Der übrige Himmel ist bis auf einige Morgenflocken rein. Dieser Gegensatz menschlichen Unglücks und Verfalles als eines Kleinen gegen das ruhig Große einer Naturerscheinung, die sich täglich wiederholt und täglich wunderbar ist, bewirkt das Dichterische, das in diesem Bilde liegt. Die Behandlung ist diesem Dichterischen angemessen — ruhig und einfach. Besonders schön ist die Luft gemalt. Ein anderes Bild, welches ebenfalls in jüngster Zeit entstanden ist (1846), spricht dieselbe Herrschaft künstlerischer Stimmung, gegenüber der bloßen Virtuosität, aus. Es ist von Fischbach. Schmuggler, vier an der Zahl, warten abends auf dem Grat eines Berges, bis der Mond aufgeht, und er geht eben in ihrem Rücken weit draußen am Horizonte auf. In der ganzen Gegend ist Helldunkel und zwar Abenddämmerung. Hinter den Figuren, welche zwischen Gestein gruppiert sind, steht ein dürrer Buchen-

stamm gegen den im Zenit schon sehr dunkeln Himmel empor, in welchem Himmel nicht eine einzige von dem außerhalb des Bildes liegenden Abendrote beleuchtete Wolke schwebt. Unten liegt das Tal in Unentschiedenheit, und draußen sind die Berge des Horizonts noch von dem im Westen herrschenden Rot leicht berührt. Diese Haltung der Naturfeierlichkeit gegen die Beschäftigung von Menschen, die hier in der Einsamkeit ungesetzlichen Handlungen nachgehen, gibt dem Gemälde so großen Reiz dichterischen Ernstes und Wertes. Die Figuren sind im Ausdruck ihrer Angesichter, in denen ihre Vergangenheit steht, sowie in Haltung und Gewandung meisterhaft behandelt. Es ist hier mit der auffallendsten Virtuosität im einzelnen die Ruhe und Einfachheit der historischen Behandlung vereint. Die Figuren sind so groß und bedeutend, daß das Bild keine Landschaft ist, und doch ist die Landschaft so wenig als unbeachtetes Beiwerk behandelt, daß sie im Gegenteil dem Ganzen erst recht den tiefen Ernst gibt. Durch diese wechselseitige Durchdringung menschlichen Handelns und Waltens der Natur entsteht gerade die großartige Einheit, die diesem Bilde inwohnt. Gewöhnlich ist in sogenannten Genrebildern das Landschaftliche so dürftig erfüllt oder in Landschaften die Staffage so nichtssagend, daß uns beides nicht in der Seele berührt, während hier sich beide geltend machen und doch beide sich zu einem Ganzen verbinden. Wenn in dem Bilde auch einiges auszusetzen sein mag, so sind doch in unsern Tagen wenige gemalt worden, die dem tüchtigen künstlerischen Streben und der Vortrefflichkeit des Vortrages dieses Bildes gleichen.

Über Stand und Würde des Schriftstellers.

Obwohl ich unter denen, welche die Feder führen, einer der mindesten bin, da meine bis jetzt herausgegebenen Arbeiten nicht auf Kunstwert Anspruch machen, sondern die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens sind, so möchte ich doch auch in der jetzigen Zeit, wo so viele Stimmen für eine ehrenhafte Haltung der Schriftsteller laut werden, wo der größte Teil der zutage gekommenen Schriften wirklich sehr gesinnungsvoll ist, auch das Körnlein meiner Stimme dazulegen, um zur Einigung und Festigung unseres Standes vielleicht etwas mitwirken zu können.

Der Schriftsteller hat den Zweck, seine geschriebenen Worte durch die Presse zu vervielfältigen, Leser zu finden und also vor vielen seiner Mitmenschen zu reden. Da aber die Rede als bloße Rede keinen Sinn hat, sondern ein Weiteres bezwecken will, so muß der Schriftsteller, da er so feierlich redet, auch einen größeren Zweck haben, als meistens die gewöhnliche Umgangsrede, die vom Munde verweht und für ihre Fehler wenig Verantwortung hat. Es liegt also am Tage, daß der Schriftsteller in dem, was er sagt, vor seinen Lesern voraussein müsse (sei's am Ende auch nur im bessern Wissen einer Tatsache), und daß er seinen Worten eine solche Gestaltung geben kann, daß sie eindringen und das leisten, was er bezweckte. Der Schriftsteller muß daher zu seinem Geschäfte eine eigentümliche Anlage haben, die ihn vor andern in dieser Beziehung auszeichnet, d. h. die erste Grundlage des Schriftstellers ist Begabung. Wie sehr diese selbst in dem unbedeutendsten Fache nötig ist, zeigen so manche Berichterstatter für Zeitungen, die das Unterste aller Erfordernisse eines Berichterstatters nicht haben, nämlich das Empfangene einfach weiterzugeben. Wenn z. B. einem solchen Berichterstatter von seinem Bekannten A. gesagt wird: „In der Straße B. wird eingehauen", so berichtet er in seine Zeitung: „In der Straße B. wird eingehauen", während er doch eigentlich nur weiß, daß ihm A. gesagt habe, es wird eingehauen. Jeder von uns wird wissen, wie zahlreich dieser Fehler geschieht. Erhebt sich die Berichterstattung zur geschichtlichen, da ist es klar, daß die Begabung der Reinheit der Darstellung des Gegebenen in noch viel größerem Maße vorhanden sein muß, abgesehen von den vielen Kräften, die der Geschichtschreiber haben und anwenden muß, ehe er nur anfangen kann, als geschichtlicher Schriftsteller aufzutreten. Der wissenschaftliche Schriftsteller, wenn er auch selber nicht Wissenschaftsforscher oder Erweiterer ist, sondern nur das schon Vorhandene in einer geeigneten Gestalt geben will, muß außer daß er seine Wissenschaft innehat, auch noch die Daraufgabe der Darstellungsfähigkeit besitzen. Wie sehr auch hierin gefehlt wird, zeigen uns manche Beispiele, wo von der Wissenschaft durchdrungene und erfüllte Männer doch nicht die Gabe der Rede haben und ihre Errungenschaft daher dem Publikum nur verkümmert darreichen können. Daß der dichtende Schriftsteller, wenn er die Menschheit auf ihrer objektiven Höhe, d. h. in ihrer sittlichen und menschlichen Blüte, darstellen will, selber alle Kräfte der Menschheit in Blüte besitzen müsse, liegt in der Natur der Sache. Wenn er nur eine, selbst die unbedeutendste

Kraft in sich verderben läßt, so rächt sie sich an seinem Werke und macht es einseitig und kränkelnd. Er kann mit aller anderweitigen Begabung, mit dem glänzendsten Geiste und mit der äußersten Bemühung den Fleck nicht vertilgen, der dem Geiste seines Werkes anklebt und, namentlich wenn er ein sittlicher ist, von den begabten Empfängern mit Unlust, oft mit Verachtung empfunden wird.

Die Begabung *allein* bleibt aber gegenstandlos und fördert nichts als etwa Schwulst und Redensarten, wenn ihr nicht der ihr zugeartete Stoff gegeben wird, daß sie ihn erfasse und durch ihre inwohnende Kraft geläutert und verklärt der Welt wiedergebe. Der Stoff des Schriftstellers ist die Menschheit und alles auf sie Einfließende — also fast die ganze Welt. Je mehr er daher den Menschen in allen Richtungen, je mehr er die Dinge in ihrer objektiven Gültigkeit nicht in einseitigen Beziehungen zu unsern Leidenschaften kennt, desto mehr wird seine Begabung sich dieses Reiches bemächtigen, sie wird Schein und Wesen trennen und das hieraus Errungene der Menschheit als ein neues Gut darreichen können. Der Schriftsteller muß daher die Erscheinung der Menschheit und die der Natur so reich auffassen, als es nur immer möglich ist — er muß in sich forschen, er muß die andern beobachten, er muß die umgebende Natur befragen. Das alles aber reicht nur auf kleinen Raum und kleine Zeit. Die Erfahrung und Erringung der Jahrtausende liegt in der Wissenschaft gesammelt. Hier kann der Mensch in große Räume und in große Vergangenheiten hineinleben, ja selbst in manche Zukunft. Soll daher der, der sich berufen fühlt, zur Menschheit zu reden, auf einem möglichst großen Gesichtskreise stehen, daß er die Dinge in ihrer Wesenheit sehe, so *muß er nicht nur in seinem Fache, sondern in jeder Wissenschaft bestmöglichst erfahren sein.* Denn das Wesen aller Dinge geht nur durch ihre wechselseitige Beleuchtung immer klarer hervor. Beleg hiefür sind manche sehr gelehrte und begabte Männer, die nur in einer einzelnen Richtung arbeitend, von der Einseitigkeit derselben befangen, sich zu dem Ungereimtesten verführen ließen. Alles Unheil, welches je die Weltgeschichte erzählt, entsprang daraus, daß man die Gegenstände wider ihre Natur behandeln wollte. Hiezu wird der Mensch oft durch seine Leidenschaften verblendet, oft durch Irrtum. Welche heilige Pflicht hat daher der Schriftsteller, und wie furchtbar ist seine Verantwortung, wenn er durch das glänzende Schwert seiner Rede leichtsinnig Irrtum verbreitet und Unheil stiftet. Er sorge daher, daß ihm selber Irrtum

immer seltener begegne. Geschichte, die so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit, Philosophie (ich meine vorzugsweise jene praktische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt), dann Naturwissenschaft, welche uns unermeßliche Wunder Gottes auftut, dürften für die höhere allgemeine Ausbildung des Schriftstellers hinreichen. Manche niedere Kunde, welche nur Mittel ist, z. B. Sprachen, versteht sich von selbst. Frägt man, woher die Zeit zu diesen Studien zu nehmen ist, so antworte ich: Eben weil der Unternehmer schon von vornherein ein Begabter sein muß (denn sonst taugt er nicht zum Schriftsteller), so wird er unendlich schneller als andere zum Ziele kommen, ja in der Einheit seiner großen Kräfte wird er manches wissenschaftliche Gut schon in der Ahnung und Vorausoffenbarung besitzen, ehe die Wissenschaft sein Dasein festgesetzt und eingetragen hat.

Endlich aber sind diese beiden Eigenschaften zum Schriftsteller noch nicht hinreichend. Wenn es wahr ist, daß sich die Seele ihren materiellen Körper nach ihrer Eigentümlichkeit selber baut, so baut sie sich jenen anderen Körper, den der Rede und Schrift, noch viel mehr, so daß sie in jedem Teilchen und Faserchen sitzt und herausleuchtet. „Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt.“ Dies ist so tief gegründet, daß der hohe, außerordentliche Mensch die gewöhnlichsten Dinge sagen kann, aber jene Hoheit liegt doch darin und wirkt, wie, um die Worte eines großen deutschen Schriftstellers zu gebrauchen, „wenn einmal eine Sonne am Himmel steht, sie mit einem Obelisk und mit einem Stiftchen die Stunde zeigt“. Diese unwillkürliche Selbstoffenbarung des Innern in einem Werke zeigt auch recht klar das gänzliche Auseinanderfallen eines Werkes, in dem keine solche Innerlichkeit zu offenbaren war. Hieher gehören die sogenannten Büchermacher, die aus zerstreuten Teilen, welche in der Gesellschaft gangbar sind und Anklang hoffen lassen, ein Werk machen, das nur auf jene Gesellschaft und nur so lange wirkt, bis sich diese eine andere Gedankenrichtung anschafft. Aber selbst da wirkt es nur gesellschaftsbefriedigend; nie lebenzeugend. Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und fortwirken machen. Es ist daher die letzte und tiefste Bedingung des Schriftstellers, daß er seinen Charakter zu der größtmöglichsten Reinheit und Vollkommenheit heranbilde. Ist es schon in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens so, daß

nur der Charakter in sie die Bedeutung bringt, und daß nur der Charakter andere zum Guten führt, so ist es in der Schriftstellerei um so mehr. Wir kennen Werke, in denen jede andere Kraft in voller Blüte steht, die aber doch, weil ihnen die letzte Weihe des Charakters fehlt, unheimlich, zerfahrend und verderblich wirken. Ja, der begabteste Mensch, je mehr er sich selber zu verlieren beginnt, desto unfähiger wird er, der Sache, um die es sich handelt, das Einheitssiegel und das der Vollendung aufzudrücken. Ohne sein Ahnen befleckt er seine Gestalten und seine Dinge mit der eigenen ihm inwohnenden Haltlosigkeit, daß wir uns gerade da, wo er edel sein oder Edles zeichnen will, mit noch größerem Widerwillen abwenden.

Wenn der Schriftsteller seinem Berufe entspricht, dann, wie gering er sich für seine geringere Begabung auch das Feld ausgesucht habe, gebührt ihm Hochachtung, Ehre und Ansehen. Auf gewissenhafter Grundlage ruhend, ist der Stand des Schriftstellers einer der ehrwürdigsten des menschlichen Geschlechtes. Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder, er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden, wenn er in ihre Seelen als Dichter das Ideal des Schönen bringt, wenn er sie auf seinen Flügeln emporträgt, und wenn sie auch wieder zurücksinken mögen, so doch nicht mehr auf die ganz niedere frühere Stufe sinken läßt, sondern sie hält und bei nächstem Anlasse sie wieder hebt. Geben wir uns am Eingange der neuen Zeit das Wort, alles Große, Ehrenhafte und Verantwortliche unseres Standes getreu ins Auge zu fassen und in Wirksamkeit zu setzen, geben wir uns das Wort, alles Unehrenhafte (wenn es auch nicht gesetzwidrig wäre), alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt, oder die hohen auf niedrige Weise, dergestalt wie durch ein unsichtbares Ehrengericht von uns zu verbannen, daß, wo es noch auftaucht, es sogleich von den Lesern als ein solches anerkannt werde, das mit unserem Stande nichts gemein hat und aus ihm herausfällt. So wird dieser Stand die hohe Stelle einnehmen, zu der er seiner Natur nach berufen ist. Zeigen wir auch noch durch Männlichkeit und Maßhalten, daß wir der freien Presse würdig sind, und daß mancher frühere Mißlaut nur durch die Bande erregt worden ist, welche hemmten.

Da aber in keinem Stande die Möglichkeit so naheliegt, unwürdige und unberufene Mitglieder zu haben, wie in dem des Schriftstellers, so will ich in einer nächsten Schrift für meine unkundigen Leser (denn der Gebildete weiß all das oben Gesagte und noch zu Sagende ohnehin) die Ursachen dieser Mög-

lichkeit auseinanderzusetzen und die Merkmale der Unberufenen und Unwürdigen anzugeben versuchen. Möge es keine geben, oder mögen sie sich, wenn es doch einige gibt, im Angesichte der Zeit in ihr Gegenteil verwandeln.

*

Ich habe versprochen, daß ich versuchen werde, die Ursachen zu entwickeln, warum es in dem Stande der Schriftsteller viel leichter unberufene, unwürdige Mitglieder geben könne als in jedem andern.

Im allgemeinen mag wohl der Umstand eine sehr wirksame Rolle spielen, daß sich in keinem Stande die Bedingungen desselben der oberflächlichen Betrachtung so sehr entziehen als in dem der Schriftsteller. Jede Beschäftigung hat eine mehr oder minder in die Augen fallende technische Seite, von der es sich am Ende der Anmaßendste nicht verhehlen kann, daß er ihre Handgriffe nicht innehabe, also zu dieser Gilde nicht gehöre: während es bei der Schriftstellerei nur darauf anzukommen scheint, daß man schreiben könne, daß man Feder, Papier und Tinte habe, und daß man etwas wisse, das man schreibe. Schreiben kann jeder, Feder, Papier und Tinte hat jeder, und etwas, das er aufschreibe, weiß auch fast jeder; es ist daher ebenso unendlich leicht, ein Schriftsteller zu sein, als es unendlich schwer ist, ein großer zu sein. Wenn nun zu der großen Leichtigkeit, in diesen Stand zu treten, noch der kleinste antreibende Umstand hinzukömmt (deren es ungemein viele gibt), so erfolgt der Eintritt wirklich. Ich will diese Antriebe zu erörtern suchen.

In bezug auf geistige Begabung ist es ein in der Natur liegender Umstand, daß ihr Besitzer stets bescheiden ist; denn das Wesen der Begabung liegt ja eben darin, daß ihr alles menschlich Große und Herrliche, wenn auch nicht klar vorliegt, doch als unendlicher Stoff dämmernd vorschwebt, und daß sie noch außer demselben gleichsam instinktartig ungeheuere geistige Gebiete ahnt, welche zu bewältigen und darzustellen sie nicht genug Kraft und Mächtigkeit zu haben meint, daher die Begabung gegenüber ihrem Ideale immer demütig ist, und je größer die Begabung, also auch je größer das Reich der Ideale, um so größer diese Demut. Sie offenbart sich gerade am lieblichsten und naivsten in den ersten Flügelschlägen, welche das erwachende und sich fühlende Genie versucht. Sie stellt sich auch im Verlaufe immer als die kindliche, jungfräuliche Liebe dar, welche der begabte, namentlich künstlerische Schrift-

steller zu dem Ideale trägt. Die Begabung wird sich als solche oft schwer und oft spät inne und glaubt daher, andere seien geradeso wie sie, weshalb sie ihnen vertraut, weshalb sie ihnen ihre tiefsten, innerlichsten Gestalten darstellt und übergibt, und weshalb sie auch gegen die Personen bescheiden ist, diese müßten denn selber mit Gewalt den Beweis führen, daß sie nicht so sind, wie vermutet wurde, daß sie auf einem niederen und gemeinen Boden stehen, worauf dann freilich die große Begabung eine Ungeduld und ein Mißbehagen zeigt, die so oft als Anmaßung und Unbescheidenheit ausgelegt werden, während sie doch gar nichts sind als der natürliche Widerwille des Reinen vor dem Unreinen. Wie feurig und stark die große Begabung zu lieben versteht, so feurig und standhaft verachtet sie auch dann. Wenn sich der Fall ereignet, daß Menschen von hervorragender Begabung des Verstandes, der Phantasie und dergleichen doch sehr anmaßend sind, so beweist dieser Fall nichts. Denn das Ganze der Begabung fehlt diesen Menschen gewiß, hauptsächlich jene Begabung, die ich die höchste von allen nennen möchte, die des Herzens. Anmaßung geht niemals aus einem Dasein, sondern nur stets aus einem Mangel hervor. — Jetzt folgt von selber, was über die Unbegabtheit zu sagen ist. Ihr ist der große Raum verschlossen, in dem die Ideale ins Unendliche fortgehen, sie hat ein einfach Gegebenes, jenseits dessen nichts liegt, daher ist ihr alles klar, alles eben, alles leicht, sie sieht dem zu Behandelnden nicht seine Bedingungen und Notwendigkeiten ab, daher sie sich an alle Stoffe, auch die höchsten, wagt, weil in allen das Wesentliche liegt, daher ihr Zweifel, Sehnen, Ringen nach dem Höchsten unbekannt sind, daher sie leicht arbeitet, vieles zustande bringt und sich nicht ermüdet und erschöpft. Wenn zur Unbegabtheit nur ein gewisses Feuer des Temperaments kömmt, dann tritt sie sofort als maßgebend auf, arbeitet sehr tätig und ist sehr unduldsam und anmaßend; denn da sie die Dinge nicht kennt, die ihren Schöpfungen fehlen, da man sie ihr auch nicht zeigen kann, indem sie außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, so meint sie, es ist ohnedem alles da, und wird gegen die leiseste Rüge als gegen eine Ungerechtigkeit unwillig und dringt sich, weil sie in ihren Schöpfungen alles zu bringen meint, den Leuten auf. Hieraus erklärt sich auch jene Gattung von Menschen, die in der Gesellschaft und in der Presse überall ungefragt ihre Meinung sagen und über alles sogleich sich ausbreiten, was nur immer an den Tag bricht. Sie gehören meistens zu den Unbegabten. Weil ihr angeborner Gesichtskreis klein ist, so finden sie in

demselben leicht eine Handhabe, die zu jedem Dinge paßt, und wenn der Begabte, die Möglichkeiten und Beziehungen einsehend, in seinen weiten Reihen um das Rechte sucht, haben sie es schon bei der Hand und sagen es — aber fast stets ist es das Triviale, das sie sehr oft mit einer gewissen Schwulst der Worte vorbringen. Der Glanz, der einen großen Schriftsteller umgibt, seine Wirkung auf die Menschen, sein Erwerb, oft auch der Wille Gutes zu tun, und vor allen die Unkenntnis der eigenen Unfähigkeit ist es, was den Unbegabten so oft zur Schriftstellerei führt.

In bezug auf wissenschaftliche Ausbildung gilt dasselbe, was über Mangel an Begabung gesagt wurde. Weil durch die Wissenschaft im Selbstforschen und Erlernen der angeborne Gesichtskreis auch des Begabtesten erhellet und erweitert wird, so verfällt der Unwissende, was er auch sonst sei, dem Lose des Unbegabten, und er bringt, wenn auch nicht ganz in derselben Weise, doch gewiß sehr ähnliche Früchte. Dies zeigt sich auch an solchen, welche mit bedeutender Geistesfülle die Felder zu erforschen vernachlässigen, die ihr eigenes Fach enthalten oder an dasselbe grenzen. Sie bringen in den positiven Fächern das Kindische, das schon Dagewesene oder gar das als irrtümlich schon wieder Weggelegte; in dem Künstlerischen aber, als Dichter, das Beschränkte, nur einer Zeit, einem Raume, einer Partei oder gar nur einer kleinen Umgangsgesellschaft Angehörige und geben es als das Allgemeine, als das der ganzen Menschheit Einwohnende aus, wodurch sie zufällig aus dem Orte gerückt und anmaßend erscheinen. Dieses tritt in historischen Stoffen, wo die Objektivität gar so mahnend an die Tür pocht, besonders widerlich hervor. Oft haben solche eine große Frische der Darstellung, eine gewisse in der Zeit eben gangbare poetische Sprache, oft auch eine Wärme und Raschheit des Gefühles, was sie vorübergehend für bedeutende Erscheinungen nehmen läßt, während der Menschenforscher in späteren Tagen ihr Pfund wohl anerkennen, aber doch dessen Unreife bedauern wird. — Wenn der Unbegabte sich auszubilden vernachlässigt, so macht er in Hinsicht seiner Schriftstellerei wenig Unterschied, da er auch mit der Bildung wohl Besseres, aber nie Großes zu leisten imstande wäre.

In bezug auf Charakter ist es wie bei der Begabung ein menschliches Gesetz, daß der Gesinnungstüchtigste auch der Bescheidenste ist, ja die Bescheidenheit ist selber nur ein Bestandteil der Gesinnungstüchtigkeit, so wie Milde stets ein Bestandteil der Kraft ist. Wer sich so herausgebildet hat, daß er seine

Leidenschaften beherrscht, ja daß er gar keine mehr hat, wer daher gegen sich strenge ist und einfach das Rechte tut, der ist auch gegen andere gerecht, er gibt ihnen den Raum ihrer Entwicklung und verfällt nicht sogleich in Ungeduld und Anmaßung, wenn sie auf diesem Wege noch weit hinter ihm sind. Wie seine Vernunft jede Störung seines sittlichen Ganges zurückgewiesen hätte, so stört er auch nun den des andern nicht. Nicht so ist es mit der Leidenschaft. Ich nehme hier Leidenschaft als ein die andern Seelenkräfte überragendes Streben nach einem Sinnlichen. Sie strebt nach Tierischem, sei es die Erfüllung einer Körperempfindung Wollust, sei es die Gewalt oder Alleingeltendmachung (Herrschsucht, Eifersucht, diese furchtbaren Geister der Menschheit, die sie leider mit dem Tiere, z. B. dem Hunde, gemein hat, und in diesem Streben aufgehalten, wird sie zum fanatischem Affekte, der blind gegen die Schranke stürmt; und weil das Angestrebte aber ein Vernunftwidriges ist, so gelten Vernunftgründe nichts dagegen, die Leidenschaft sträubt sich gegen sie als ein ihr fremdes Hemmnis und wird nur noch ungeduldiger und dringender. Wenn daher Anmaßung das rücksichtslose Geltendmachen der eigenen Eigentümlichkeit ist, so ist die Leidenschaft das Anmaßendste, was es auf Erden gibt. Wieviel gibt es nun aber niedere Zwecke, die außer den unzähligen anderen durch die Schrift zu verfolgen sind, wäre es am Ende auch der kleinlichste unter allen, der Neid. Daher ist, wie traurig es auch sei, eine nicht unergiebige Quelle schlechter Schriftsteller (eigentlich der unwürdigen) die Charakterlosigkeit oder gar unsittlicher Charakter, d. h. ohnmächtige Hingabe an Leidenschaften. Diese Leidenschaften, vorzüglich wenn noch irgendeine andere allgemeine Verderbnis des Charakters als Grundlage da ist, treibt den Unglücklichen zur Schrift, wo er sein Streben ausgießt, und wo er seine vorschwebenden Befriedigungen zu erreichen hofft. Diese Schriftsteller, namentlich wenn sie anderweitige Begabungen haben, sind die gefährlichsten, und ihre Wirkung auf die Menschen ist die bedauerlichste; denn wie wenige Menschen gibt es, die wie jener alte Römer von sich sagen können: „sine ira et studio", und wenn die tierischen Momente mehr oder weniger in ihnen schlummern oder, was besser ist, unter der Herrschaft der Vernunft stehen, so werden sie durch solche Schriften erregt, rühren sich und wachsen über das Edle. Ja, nicht einmal unedle Menschen, aber solche, die ihrer Vernunft als sittlicher Gottheit nicht genug Beschäftigung geben können, suchen sogar jene Erregung, weil sie Abwechslung in ihr Leben

bringt, sie suchen sie öfter und verlieren so nach und nach sich selbst und das, was sie an sich zu lieben berechtigt waren. Diese Seite ist die traurige Schattenseite der Schriftstellerei, und es ist hier wieder wahr, was beinahe als ein Gesetz der Natur gelten könnte, daß, je himmlischer eine Himmelsgabe ist, desto furchtbarer ihr Mißbrauch sich rächt. Das ist es auch, was, freilich mit einer unterlaufenden Ungerechtigkeit, dem Schriftstellerstande überhaupt oft Mißachtung zuzieht. Bei einigen ist es der bloße Erwerb, dem sie durch Schriftstellerei nachgehen, nicht die edle Begeisterung, Gutes zu wirken oder das hohe Bild der Schönheit darzustellen. Sie suchen daher, was den möglichst vielen schmeichelt, damit sie den möglichst größten Absatz haben; sie rechnen auf die Begierden und Leidenschaften der Menschen, auf Aufsehenmachen, auf Neugierde, auf Modeansichten und dergleichen. Sind sie sonst in der Darstellung und der sogenannten Mache geschickt, dann erreichen sie auch, wenigstens auf eine Zeit, ihren Zweck. Andere streben Ruhm an und verfallen gewöhnlich auf Popularität. Sie wirken meist durch die obigen Mittel. In manchen ist nur die eigentümliche Lebhaftigkeit der Leidenschaft überhaupt, die sie treibt. In dichtenden Kräften ist es zuweilen ein Übergewicht der niederen Kräfte, die sie zu Schöpfungen verführt, während die höhere sittliche Abklärung und Ruhe fehlt, die erst dem Ganzen des Werkes die Weihe, die menschliche Rundung, die Erhebung und Versöhnung (selbst im tragischen Geschicke) gibt. Wenn daher das Untergeordnete in einem solchen Werke sehr gut gemacht ist, so daß es ein immer lebendigerer Leib ohne Seele wird, so sind wir bei der Lesung noch gepeinigter, als wenn die Mache schlecht wäre; denn wir finden uns in einer Welt, aber in einer unheimlichen, unverstandenen, in der das Gesetz nicht gilt, dem wir alle unterworfen sind, das der Sitte. Wenn ganz andere Zwecke auftreten und unverhüllt verfolgt werden, dann wirken sie nicht so schlecht, als man meinen sollte; denn sie tragen ihre Verurteilung, also ihr Gegengift, schon meistens in sich.

Nun zum Schlusse die Frage, wie sind die Unberufenen und Unwürdigen hintanzuhalten? Durch keine materielle Schranke (ich rede hier von solchen Schriftstellern, die nicht in die Klasse des Verbrechens fallen), denn das Reich des Geistes ist ein heiteres und freies, daß in ihm eher der Mißbrauch sei als die Fessel; aber durch sittliche Schranken, die die Erziehung, die eigene Ehre und die Scham vor fremder Mißachtung gibt. Suche der beginnende Schriftsteller seine Begabung ja recht zu erforschen, ehe er anfange, habe er die Bescheidenheit der

Jugend, die bei der Erfahrung des älteren Freundes um Rat fragt, aber auch dem Rate folgt. Was ohne Anstrengung leicht und klar ist, was man nicht durch Forschen und Lernen erobert, sondern so neben dem Wege gefunden hat, dem mißtraue der Schriftsteller, es zu predigen; es ist in den meisten Fällen das Gemeine, was jeder ohnedem weiß, selbst die Wunder des Augenblicks, die im Dichten vorkommen, fallen nicht sofort vom Himmel, sondern setzen dessen Verklärung durch Begeisterung voraus. Ist der Schriftsteller bescheiden und ist er mißtrauisch in seine Gaben, ist es ihm um die Sache heiliger Ernst, so wird er gewiß auch zu den Wissenschaften getrieben werden, die ihm not tun, und wird sie im tiefen Ernste erobern. Was die anbelangt, die aus Mangel an Gesinnung unberufen sind, so mögen die Edlen und Großen zusammenstehen, sie mögen eine solche reine Haltung beobachten, daß auch der anmaßendste Unreine eine Art Schüchternheit vor ihnen habe, als sei er nicht ihresgleichen; sie mögen sein wie die wahre Frauenehre, die den Versucher immer siegreich von sich weist, obwohl sie keine andere Waffe hat als ihr einfaches Dasein.

Über das Freiheitsproblem.

Was ist Freiheit?

Kein Wort ist in der neuesten Zeit so oft ausgesprochen worden als das Wort Freiheit; aber man kann ohne Übertreibung behaupten, daß unter hundert, die es ausgesprochen, kaum einer ist, der weiß, was das sei. Viele meinten, weil wir unter der vorigen Regierung nicht frei waren, so gelte jetzt alles nicht mehr, was früher gegolten hat; andere meinten, die Freiheit bestehe darin, daß man alles tun dürfe, was man nur wolle, und daß, wenn früher Ausgelassenheit, Trunkenheit, Geschrei, Verwegenheit und dergleichen als schlecht und verachtungswürdig betrachtet wurde, dies jetzt nicht mehr der Fall sei, und daß der, der recht lärmt und sich ungebärdig stellt, der Allerfreieste sei. Wieder andere glaubten, jetzt dürfe man gar keine Begierde mehr unterdrücken; denn sonst sei man ja gar nicht frei, und manche, die sich gar keinen Begriff machen konnten, meinten zuletzt, die Freiheit sei etwas, was uns alle überhaupt glücklich mache, und jetzt sei es gut, man brauche sich nicht weiter umzuschauen. Daher meinten sie, wenn einer keine Arbeit habe, sei ein anderer schuldig, sie ihm zu geben, und

wenn keine vorhanden ist, so müsse er ihm den Unterhalt auch ohne Arbeit geben. Ja, viele sagten, die Besitzer hätten nun lange genug besessen, und es müßten jetzt die anderen wohlhabend werden, die es bisher nicht waren. Mehrere glaubten endlich sogar, daß die Freiheit völlige Gleichheit sei, daß keiner dem andern mehr Achtung schuldig sei, daß Tugend, Bildung und Vernunft den einen Menschen nicht besser mache als den andern, der sie nicht hat, ja daß die Verständigeren und Gebildeteren der Freiheit gerade schädlich seien, weil sie den beliebigen und außerordentlichen Forderungen der andern entgegentraten. So meinten die Leute.

Diese Freiheit wäre so verworren wie der babylonische Turm; sie wäre aber auch verbrecherisch und würde uns unter die Tiere herabstürzen. Bei ihr wäre keine Familie mehr möglich und kein Eigentum; denn das Weib könnte beliebig von dem Manne gehen, der Mann von dem Weibe, und der Knecht könnte das Eigentum des Herrn begehren. Diese Freiheit wäre die der Tiere im Walde, die auch tun dürfen, was sie wollen, aber gegen die man auch tun darf, was man will. So frei waren damals die Menschen, als sie noch ganz wild waren und noch nicht zum Schutze in einen Staat getreten waren. Es durfte jeder alles tun; aber wenn zwei zusammengingen und einen erschlugen, so hatte dieser keine Hilfe, und er war das unfreieste Ding, das man sich in der Welt denken kann. Darum traten sie aber zusammen in den Staat, machten Gesetze, die sie schützten, und setzten eine Gewalt ein, die die Gesetze aufrechthielt. Jetzt waren sie frei, und jetzt konnte sie keiner mehr zwingen.

Die menschliche Freiheit ist also etwas ganz anderes als pure Ausgelassenheit. Wir sind freilich in einem Stücke alle ganz gleich, aber nur in diesem *einzigen* Stücke, nämlich wir haben alle vor Gott die nämliche Pflicht, *immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden*. Diese Pflicht hat arm und reich, groß und niedrig, mächtig und schwach. Diese Pflicht macht den Menschen zum Menschen und unterscheidet ihn von dem Tiere, das weder Tugend noch Laster kennt. Diese Pflicht hat der Mensch allein, und er darf in derselben nicht gestört werden. *Das aber ist die menschliche Freiheit, daß keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf.* Keiner darf den Menschen stören, wenn er sich ein Weib in der Ehe verbindet, wenn er liebe Kinder hat und sie in Gottesfurcht und Rechtlichkeit erzieht, wenn er sich durch ehrliche Arbeit ein Vermögen zu erwerben oder das von seinen Eltern

empfangene zu erhalten sucht, wenn er sich und die Seinigen immer edler zu machen und immer mehr mit Kenntnissen zu bereichern strebt, und wenn er zuletzt mit Ruhe und Gelassenheit seinem Tode entgegensieht. Er darf aber auch zur Erreichung dieser Dinge von keinem andern etwas fordern, wodurch der andere dann seine Pflichten nicht erfüllen könnte. Dadurch sind wir dann alle frei, dadurch sind wir dann alle gleich. Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung, die Bändigung seiner Begierden, die Gerechtigkeit, daß man dem andern nicht zu nahe trete, daß man sich nicht willkürlich räche, sondern einen Schiedsrichter einsetze, der den Streit ausgleiche, und daß man für sich eher zuwenig fordere als zuviel. Darum ist die echte Freiheit viel schwerer auszuführen und verlangt einen viel tüchtigeren Mann, als die Schreier wissen und sind, die für sich einen ungeheueren Haufen von Freiheit verlangen, für andere nichts. Ich werde in einem nächsten Aufsatze sagen, wie man die Freiheit einführen kann, und wie man sie gewöhnlich stört.

Wie wird die Freiheit eingeführt?

Die Menschen haben sehr bald, schon in den urältesten Zeiten, eingesehen, daß sie, wenn sie die Güter dieser Welt ungeschmälert genießen sollen, in Verbindungen treten müssen, wodurch jeder einzelne geschützt werde. Auch damit jeder seinen Pflichten nachgehen und seine größte Vervollkommnung erreichen könne, ist es notwendig, daß er nicht jeden Augenblick angegriffen werden kann und sich verteidigen muß. Deshalb treten viele zusammen und schützen einer den andern. Nur dann ist man wahrhaft und in der Tat frei, wenn man seinen rechtlichen Geschäften und seinen menschlichen Pflichten nachgehen kann, ohne daß man zu befürchten hat, daß man von jemandem gehindert werde. Nur dann ist man wahrhaft frei, wenn man auf Wegen und Straßen, zu Hause und auf dem Felde, bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher sein kann, daß einem weder am Körper noch am Eigentume ein Leid oder ein Zwang zugefügt werden könne. Wenn einer sagt, man sei noch freier, wenn man nicht bloß die guten Taten ungehindert ausführen kann, sondern auch alle möglichen anderen, so irrt er sehr; denn wenn einer alle möglichen Taten tun darf, so darf er mich auch an meinem Körper beschädigen, er darf mich an Weib und Kind, an Haus und Hof beschädigen; dann ist er selber wohl viel freier, ich aber dafür

viel unfreier und alle diejenigen auch viel unfreier, die seinen Angriffen ausgesetzt sind. Die Freiheit aber gehört für alle gleich, keiner darf mehr haben und keiner weniger, weil wir alle das gleiche Recht haben, uns zu vervollkommnen und ein ehrliches Leben zu führen. Nur die ungehinderte Ausführung der guten Taten allein ist die Freiheit; denn diese schaden niemandem, nützen allen und machen uns alle gleich an Ansehen und Achtung. Daher muß eine Anstalt getroffen werden, daß keiner von einem andern angegriffen werden könne, oder wenn es doch geschehen wäre, daß ihm sein Schaden wieder vergütet werde. Diese Anstalt kann ein einziger allein nicht machen, weil er sich gegen Angriffe nur mit Gewalt verteidigen könnte und gegen die Übermacht allemal erliegen müßte. Daher treten sehr viele in einen Bund und machen, daß die Übermacht immer zur Abwehr jeder Angriffe vorhanden sei. Ein solcher Bund ist *ein Staat*; das Land, auf dem der Bund ist, heißt man *das Reich*, und die Menschen, die den Bund machen, sind *ein Volk*. Solche Staaten finden wir schon in den ältesten Zeiten der Heiligen Schrift, Assyrien, Babylonien, Ägypten und Judäa. Weil aber in den Staaten nicht jeder alle Augenblicke mit den Waffen in der Hand dastehen und warten kann, ob nicht einem ein Unrecht angedroht werde, das man dann gemeinschaftlich abwehren wolle, so hat man eine Macht gegründet, die im ganzen Lande verteilt ist, und die die Störungen, die dem einzelnen drohen könnten, hintanhält. Diese Macht hält die Sicherheit des Staates aufrecht, daß jeder auf seinen Wegen und Stegen gehen kann und nicht befürchten darf, daß ihm etwas Böses geschehe. Alle Staatsglieder müssen zur Aufrechthaltung dieser Macht beitragen, entweder durch Geldmittel oder durch Stellung der nötigen Mannschaft, dies sind Pflichten im Staate. Weil aber viele im Staate sein können, die nicht genau wüßten, was ein Angriff ist, was Recht und was Unrecht ist, so haben die Völker, die nur schon auf einen kleinen Grad von Ausbildung gekommen sind, gewöhnlich Bücher verfaßt, in denen das für alle Staatsbürger aufgeschrieben ist. Solche Bücher heißt man *Gesetze*. Weil aber trotzdem noch Streit und Verwicklung im Staate möglich ist, so sind die *Gerichte* eingesetzt, die den Streit schlichten. Niemand darf sich selber beliebig Hilfe schaffen, weil er zu weit gehen und in einen Angreifer ausarten könnte. Da der Staat ein Menschenwerk ist, so ist wohl nicht zu erwarten, daß er ganz fehlerfrei sei, und daß gar keine Störung vorkommen könne. Jener Staat ist der beste, in welchem die größte Sicher-

heit herrscht und die wenigsten Störungen vorkommen können. Man sieht aus diesem, wie lächerlich es sei, wenn jemand meint, er habe eine Freiheit errungen, wenn er etwas gegen das Gesetz tut; denn wenn wir alle das täten, so würden wir alle Angreifer sein und würden die Güter der Welt und die Sicherheit und Freiheit aller zerstören und den Ruin des Ganzen herbeiführen. Es nützt nichts, wenn einer sagt, das Gesetz sei schlecht; denn das könnte am Ende jeder zu jedem Gesetze sagen, und es würde das Unterste zu oberst gekehrt. Wenn ein Gesetz untauglich ist oder es mit der Zeit wird, so muß man mit vernünftiger Überlegung, mit verständigem Wort und mit Beweisführung darangehen, daß es auf dem gebräuchlichen Wege umgeändert wird. Solange es aber besteht, muß man ihm unbedingt gehorchen, daß die Würde und Majestät des Staates unverletzt bleibe, weil darin allein die Sicherheit aller liegt. In den freiesten Staaten, die wir bisher kennen, ist immer die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen, ja die Engländer, die sich auf solche Dinge verstehen, gehorchen sogar mit Eigensinn einem dummen Gesetze, solange es noch besteht, weil das Gesetz heilig ist, und weil keiner für so staatsunklug angeschaut werden will, daß er die Heiligkeit des Gesetzes nicht einsehe, und weil keiner so lächerlich sein will, daß er nicht einmal wisse, daß er durch Verletzung des Gesetzes nicht dem Gesetze, sondern sich selber eine Wunde schlage.

Ein anderes Mal wollen wir von den Feinden der Freiheit sprechen.

Wer sind die Feinde der Freiheit?

Wenn wir einmal wissen, was die Freiheit ist, so wird es auch sehr leicht sein, sagen zu können, wer die Feinde derselben seien. Die Freiheit besteht darin, daß jeder seinen menschlichen Verrichtungen und Vervollkommnungen mit Sicherheit nachgehen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß er darin gestört werde. Die vorzüglichsten und einzigen Feinde der Freiheit sind daher alle diejenigen Menschen, welche mit heftigen Begierden und Neigungen behaftet sind, die sie immer auf jedem Wege, der ihnen einfällt, befriedigen möchten. Der Geizige will Geld, wenn er es auch wie immer erwirbt; der Verschwender will auch Geld, er will es sehr heftig, natürlich, um es schnell wieder hinauswerfen zu können; andere sind ehrgeizig, sie können gar nicht sehen, daß einer etwas tue, was Lob einträgt, sie wollen alles selber tun, wollen dafür gelobt sein, drängen sich

überall zu, drängen andere weg und beschimpfen und verleumden alles, was andere tun und was sie selber tun möchten, wenn sie es auch nicht können und verstehen; oft wirkt auch noch der Vorteil auf sie, welchen sie bei dem Geschäfte hoffen. Das Traurige bei solchen Menschen ist das, daß sie, wenn sie ihren Begierden nachhängen, immer unersättlicher darin werden und endlich alles angreifen, um sich nur befriedigen zu können, und zuletzt in Ruin und Verzweiflung geraten. Da werden sie erst recht unzufrieden und suchen alles umzustoßen, was ihnen eine Schranke setzt. Die meisten Leute, welche in ihren Vermögensumständen abgewirtschaftet haben, werden dann Tadler der bestehenden Gesetze und möchten alles anders und besser haben, das heißt, sie möchten wieder schnell und ohne Mühe zu etwas kommen. Wären wir alle gut, vernünftig, gerecht und billig gegen den Nebenmenschen, und begingen wir keinen Eingriff in die Rechte des andern, so wäre kein Staat, kein Richter, kein Amt, kein Militär notwendig, höchstens brauchten wir eine Kommission, die dafür zu sorgen hätte, daß nicht durch Zufall ein Schaden oder eine Verwirrung entstünde, zum Beispiel durch Feuer, durch Gewitter, durch Krankheiten und dergleichen. Aber weil es Menschen gibt, die mit Wegsetzung über alle Vernunft nur ihre Begierden befriedigen möchten, so sind Anstalten nötig, daß solche Menschen bei ihren Begierden nicht die Rechte anderer angreifen; oder wenn sie es getan haben, daß der Beschädigte wieder in sein Recht eingesetzt werde und Schadenersatz bekomme. Darum sind Gesetze, sind Ämter, sind Armeen notwendig. In ruhigen Zeiten, wo die Menschen ihren Geschäften nachgehen, gelingt es auch immer, wenn die Gesetze und Ämter gut sind, die verbrecherischen Menschen im Zaume zu halten und das Land vor großen Schaden und vor Unsicherheit zu bewahren. Aber fürchterlich und ein wahrhaftes Verderben werden solche Menschen, wenn die Ruhe des Landes gestört wird und eine Revolution entsteht. Es ist zuweilen wahr, daß Gesetze und Anstalten, und daß die Leute, die damit umzugehen haben, einer Verbesserung bedürfen, da geschieht es auch manchmal, daß die Forderungen so laut werden, daß sich die Köpfe so erhitzen, daß ein Aufstand in dem Lande ausbricht. Da kommen nun diese Leute herbei, es ist ihnen eine heiß erwünschte Gelegenheit, die Gesetze, die Ämter, alle Schranken, die ihren Begierden bisher entgegengestanden sind und die ihnen daher verhaßt sind, niederzureißen und alles auf einmal zu erlangen, was sie bisher immer gewünscht haben. Da sagen sie nun dem Volke, das sei die Freiheit, daß man alle Gesetze, die uns eingeschränkt haben, umstoße, daß man dieselben anders

und zwar so mache, daß dem Menschen schier alles erlaubt sei, daß man das Ansehen der Obrigkeit nicht mehr achte, sondern selber regiere, und daß man sich überhaupt unter nichts mehr beuge, als was sie für gut finden. Das Volk tut nun das, es wird selber erhitzt, die tierischen Begierden erwachen, gute Menschen tun sogar Dinge, die sie nachher bitterlich bereuen, die Volksführer beginnen zu regieren, können es nicht, greifen zu den gewaltigsten und zerstörendsten Mitteln; andere wollen es ihnen noch zuvortun, übertreiben es noch mehr, es kömmt Verwirrung, Zerstörung und Ruin des Landes hervor, bis sich endlich die Menschen in Verzweiflung erheben und mit Kanonen und Waffen ein Ende machen. Das sind meistens die Ausgänge von Revolutionen, und es kömmt die Militärherrschaft. Manche Freiheiten, die das Volk sonst erlangt hätte, wenn es sich mäßig und vertrauenerregend benommen hätte, werden durch jene Hetzer verdorben und verloren, und das Land ist wie aus Wunden blutend geworden. Daher ist die heiligste Lehre der Geschichte: Suche eher auf unermüdliche, aber ruhige Weise die Abhilfe deiner Übel, wenn es selbst jahrelang dauert, ehe du dich in die Verwirrung und in das Elend einer Revolution stürzest. Man weiß nie, wohin sie führt, die aufgeregten Menschenmengen tun, was sie wollen, sie gehen weit über das Ziel hinaus, das man anfangs gesetzt hatte, und es wird Verwirrung, Not, Angst, Verarmung, Greuel und endlich der Bürgerkrieg, wo ein Teil des Landes gegen den andern ist und sich beide verderben. Ich habe einmal das Gleichnis gesagt: Wer zu einem Zwecke eine Revolution anhebt, der gleicht einem törichten Bauer, welcher sagt, er wolle die Hälfte seiner Scheuer abbrennen, — dann kann er das Ding nicht mehr erretten, er sieht die Scheuer, das Haus, den Hof, das Dorf, die Stadt abbrennen und ist in Verzweiflung.

Aus den Besprechungen der Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereins.

1. Allgemeines über Kunst.

1. (1853.)

Da die Kunst eine der größten und wichtigsten Mächte des menschlichen Lebens ist, ja da sie allen jenen Dingen des Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck voran-

geht und die Völker, wie Czörnig so schön in seiner Eröffnungsrede der ersten Sitzung der Zentralkommission zur Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler sagt, einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Kultur gelangt sind, da dies so wahr ist, daß das Höchste, was den Menschen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Kultus bis zum Christentume sich in kein schöneres Gewand zu hüllen vermochte als in das der Künste und der letzte, höchste Ausdruck des Göttlichen, das Christentum, die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüten der Kunst aus frommem Herzen erzeugt hat, da selbst die, welche, wie es besonders im vorigen Jahrhunderte der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung alle Bildnerkraft aus dem Religiösen entfernen und es auch auf deren Einsicht zurückführen wollten, doch wieder gezwungen wurden, die Kunst durch diese oder jene Hinterpforte in die Tempel zu lassen, weil die Kunst unendlich höher steht als jeder noch so scharfe bloße Verstand, so sei es mir gegönnt, in diesen Blättern zuweilen das Wort in diesem Gegenstande zu nehmen, um über Kunst und Kunsterzeugnisse zu sprechen, auf Kunstdenkmale unsers Kronlandes aufmerksam zu machen, das nicht so arm an solchen Dingen ist, als man gemeiniglich denkt oder sagt, Kunstsachen in dem hiesigen Museum, im Kunstvereine, in Privatsammlungen in Betrachtung zu ziehen oder endlich aus Ursache der neuen, überall sich kundgebenden Richtung zu reiner, einfacher Kunst zurückzukehren und die Denkmäler unserer alten Vorfahren wieder zu würdigen, Veranlassung zu einigen Worten zu nehmen.

Mehrmal haben sich Schwankungen in der Kunst ergeben. Wie sich die Seelen von Völkern erhoben, ging jedesmal die Kunst dem Aufleuchten der andern Geisteskräfte voran, und wie sich die Herzen dem Niederen zuwandten, dem Genusse des erworbenen Reichtumes, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und der lärmenden Vergnügungssucht, so nahm die züchtige Freundin des Menschen, die Kunst, zuerst von ihm Abschied, die Wissenschaften blühten oft noch fort, ja ihre Blüte steigerte sich, aber da ihnen ihr Boden weggenommen war, das fromme, einfache Herz, der heilige Ernst des Forschers, so blieben sie nach einzelnem Aufblitzen in einzelnen Männern verkommender Jahrhunderte stehen, gingen endlich allgemach verloren, und das Volk verarmte geistig. Es wußte endlich nicht mehr Recht von Unrecht, Gut von Böse zu unterscheiden, und auch sein Luxus, seine Gewerbtätigkeit schwanden, da sie nicht mehr auf ihrem eigen-

tümlichen Boden der Rechtschaffenheit und allseitiger Einsicht stehen konnten, und endlich verloren solche Völker sogar die Kraft des Armes, mit der Waffe in der Hand sich verteidigen zu können, ließen sich von rohen, aber gesunden Barbaren erschlagen und gingen trotz ihrer Waffenvorräte, ihrer Überzahl und ihrer besseren Abrichtung zugrunde. Dieses traurige Bild hat sich oft in den menschlichen Geschlechtern wiederholt, und die düstern Lettern noch bis in unsere Zeit hereinragender Trümmer der Vergangenheit und die Beschreibungen von Trümmern, die selbst schon längst zugrunde gegangen sind, erzählen uns, daß dieses auf verschiedenen Punkten unseres Erdballes der Fall gewesen sei, und daß es sich viel öfter zugetragen hat, als wir uns zu denken vermögen, oder als uns zu erforschen gelang.

Es ist ein sehr betrübendes Bild menschlichen Schwankens; aber es ist ein naturnotwendiges, es ist das eiserne Gesetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe. Wir sind ihm hingegeben. Wenn unsere Kräfte wachsen, wenn der Geist in Blüte steht, die Künste glänzen, die Wissenschaft sich regt, die Felder blühen, der Handel seine Wege zieht, die Städte emporsteigen: geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Übermute, dem Genusse, dem Entnerven. Gott hat ein großes, gewaltiges Mittel dagegen in unser Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der sonst in allen Hinsichten für die Menschen und ihre Vernunft so entehrend ist, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker sein kann, daß sie sich wieder zu erheben vermögen. Aber auch die Menschen haben in sich selber Mittel, die Vernunft, das aus ihr entwickelte Gewissen und die Religion. In Zeiten des Verfalles, wenn er seine ersten Blätter treibt und fortzuwachsen beginnt, sollen die, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben ist, sich erheben, alle ihre Kräfte gebrauchen, um durch Wort und Tat Einhalt zu tun und das Böse wieder in das Gute zu verkehren. Sie sollen rastlos sein in Widerlegung der falschen Apostel, die im Beginne solcher Zeiten erscheinen und, durch das eigene schlechte Innere gestachelt, das Volk zu verschlechtern streben, indem sie ihm das Gemeine, das Sinnliche, das Reizende, das Aufregende bieten, weil sie merken, daß das Volk an dem Rande dieser Dinge steht, weil sie selber an diesem Rande stehen, und weil sie Ehre, Preis und Reichtum aus ihrem Beginnen erwarten. Mit diesen Aposteln geht das Volk zu immer Schlechterem und eilt seinem Abgrunde entgegen. Wir haben das oft gesehen und sehen es auch vielleicht

in der Gegenwart. Alle, denen das Wort des Himmels im Herzen ist, die die Religion nicht im Munde, sondern in der Tat hegen, besonders ihre Diener sollen sich in solchen Zeiten erheben, reinigen und als erneuerter Damm des Göttlichen dastehen. Einmal hat *nur* das Christentum die Welt gerettet — wenn jetzt dieselbe den nämlichen Weg der Entartung ginge wie zu Anfang unserer Zeitrechnung, wenn das Christentum seine Kraft verlöre; so ist die Unendlichkeit des Abgrundes gar nicht zu ermessen, der sich da auftäte, und die Mittel, ihn zu schließen, wären keiner menschlichen Kraft, nur Gott bekannt.

Aber weil es Mittel gegen solche Übel gibt, ist nicht jedesmal ein Volk den Weg des Unterganges gewandelt, wenn sich die Spuren des Sinkens offenbarten, und da die Kunst das erste verschwindende Heiligtum ist, aber auch immer wieder das erste erwachende, so gibt sie das Merkmal ab, an dem wir Sinken und Steigen eines Volkes erkennen können. Und in dieser Hinsicht erfreut es auch, bemerken zu können, daß manches Volk mehr als eine Periode seines sogenannten goldenen Zeitalters der Kunst gehabt hat. So haben wir Deutsche ein solches herrliches Zeitalter der bildenden Künste und zwei der redenden gehabt. Wenn nicht an sich die Kunst schon göttlich wäre, so wäre sie als das Merkmal des Zustandes der Völker schon von unermeßlicher Wichtigkeit, und ihr Steigen oder Fallen sollte von den Augen aller Kenner und Menschenfreunde mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet und aufgezeichnet werden.

Gegen unsere Zeit her ist die Kunst *sehr tief* gesunken; aber sie hebt sich wieder, und eine neue, schönere Zeit scheint im Anzuge zu sein.

2. (1863.)

Unter allen Völkern, von denen uns die Geschichte, soweit sie jetzt Vergangenes enthüllt hat, erzählt, und von denen Überbleibsel ihrer Wirksamkeit auf uns gekommen sind, waren in der Kunst die alten Griechen die ersten. Es ist rührend, wenn wir jetzt, wo Wissenschaften und Geschäfte einen ungleich höheren Gipfel erreicht haben und die Mittel uns viel mannigfaltiger und wirksamer zur Hand liegen, ein einfaches, naives, reines Kunstwerk jener Zeit betrachten, in welchem der feinste Sinn vollendeter Menschlichkeit ausgesprochen ist, und daneben die Wucht von Dingen und Erfahrungen sehen, die wir haben, und mit denen wir doch jene einfache Größe weitaus nicht zu

erreichen imstande sind. Es ist rührend und betrübend zugleich. Jener innigste Schönheitssinn war nur einmal in der Welt und kam seitdem nicht wieder. So tief war dieser Sinn in den Herzen der Griechen, so fein ihr Gefühl für Gesetz und Maß der Gestaltungen, daß sie nicht das Volk, welches schlechtere Staatseinrichtungen, rohere Sitten, grausamere Gebräuche u. dgl. hatte, Barbaren nannten, sondern die, welchen die Gabe, Schönheit darzustellen und zu empfinden, nicht oder in einem geringeren Maße verliehen war. Ihnen erschien der in Staats- und Kriegsdingen große Römer als Barbar, und dort, wo dieses sonst merkwürdige Römervolk die Barbarei von sich abzustreifen bemüht war, ahmte es nur die Griechen nach. Die spätere Welt, wenn die Griechen zur Zeit Perikles' ein Urteil über sie abgeben könnten, würden sie wieder Barbaren heißen, und wir müßten es dulden. Wir wollen nicht von der Dichtkunst reden, in derselben hat auch die Nachwelt Großes geleistet, und einzelnes mag neben, teilweise sogar über griechischen Werken stehen. In der bildenden Kunst, inwieweit wir Reste zur Vergleichung haben, sind wir ihnen nicht mehr nachgekommen, und die ängstliche Nachahmung ihrer Gestalten, die einige Zeit an der Tagesordnung war, ist das Allerfrostigste geblieben.

Wir wollen nicht zu ergründen suchen, weshalb es so ist, ob geringere Begabung, ob Zeitläufe und Ereignisse die Schuld haben, es wäre dies eine Arbeit über unsere Kräfte, und sie würde nicht sehr großen sachlichen Erfolg haben; sondern wir wollen bei Veranlassung der Ausstellung von Kunstwerken in unserer Stadt wieder einmal der Kunst das Wort reden, wie wir es schon öfter in diesen Blättern versucht haben. Der Standpunkt der Kunst eines Volkes ist immer der Standpunkt seiner Menschlichkeit. Das menschlich Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient. Selbst das Landschaftsbild ist als Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es desto mehr und desto schöner, je tiefer es göttliches Walten darzustellen imstande ist. Es gibt keinen Menschen ohne allen Sinn für die Kunst, und wenn er nur bunten Farben und gellenden Tönen nachläuft, so sucht er schon eine Art Kunst. Die Menschen ohne alle Kunst, da sie nicht höhere Geister werden können, würden nur sehr geschickte Tiere sein; aber auch die höheren Geister müssen eine Kunst und wahrscheinlich eine höhere haben als wir, weil die Welt außer allem Großen, was sie ist, auch schön ist. Mögen wir, wenn uns auch der griechische Lastträger, falls er von der Betrachtung des Volkes von Bildsäulen in Athen durch

Jahrtausende und einige Meilen zu uns versetzt würde, Barbaren heißt, uns bestreben, diesen Namen immer weniger zu verdienen. Aber leider — und dies ist der Grund, weshalb wir so oft, und vielleicht von manchem verspottet, unsere Stimme für die Kunst erhoben haben —, leider geht, einzelne verehrungswürdige Bestrebungen ausgenommen, der Sinn für Kunst im ganzen abwärts, wenn auch noch wie ein verspäteter Blitz einzelnes Großes auftaucht, das Gefühl für das Große schwächt sich ab, und täglich mehr, wie man, wenn man vierzig Jahre diese Dinge beobachtet hat, nicht mehr zu leugnen imstande ist. „Und was liegt daran?" fragt jener Spötter. Wir antworten ihm: wenn Völker verkommen, so ist es allemal die Kunst, welche zuerst von ihnen weicht, ehe der Grieche durch Sklaverei geschändet wurde, floh seine Kunst von ihm, und das Entweichen dieses holden Gebildes dürfte der Anfang viel ernsterer und traurigerer Dinge sein. „Und wird dein Wort dies aufhalten?" frägt man weiter. Mein Wort nicht, vielleicht nicht die Worte vieler Menschen; aber dennoch ist es Pflicht, die Worte zu sagen.

Einen Grund der Abnahme des Kunstsinnes glauben wir in einer Zusammenwirkung von Zeitdingen zu erblicken, die sich noch steigern, dann überstürzen und dann vielleicht das Zerstörte wieder und noch schöner aufbauen können. Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, sie verlangt, daß der Geist, der das Geistige betrachtet, im Geiste ruht. Wo aber ist heute Sammlung, wo ist Ruhe? Die gesellschaftlichen Ereignisse unsers Weltteils stacheln zur Unruhe auf, rufen die Tätigkeit zum Ordnen und Befestigen hervor. Möge dies gelingen, dann wird der Geist, wenn das Haus wieder gebaut ist, in seinen Taten größer und herrlicher emporleben. Bedenklicher ist ein Zweites. Alle Welt hat die Reise- und Wanderlust erfaßt, alles ist in Bewegung, der Großstädter sucht nicht mehr zur Sommerszeit die ländliche Stille, er reist um das Geld, das er sonst für Landleben ausgegeben, und der stille Bewohner des Landes macht sich auf, die Welt zu sehen, und wird mit dem Großstädter zusammengeworfen. Durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen werden die Menschen der fernsten Orte durcheinandergewürfelt. Eindrücke rauschen an ihnen vorüber, der Mensch sieht Menschen, Berge, Täler, Städte, Theater, Bahnhöfe, Ausstellungen, Verzierungen, Fahnen, Trachten, er sieht bunte Farben, er hört sinnreizende Töne, er ißt feine Speisen, schläft in den Kissen des Eisenbahnwagens und träumt, wenn er nach Hause gekommen ist, von diesen Dingen und

lieſt dann in Zeitungen von andern ähnliche Eindrücke, die ſie in fernen Ländern erfahren haben und beſchreiben. Wie ſoll da ein Verſenken in ſich ſelber, wie ſoll da ein Arbeiten des Geiſtes in ſeinen Tiefen über die Menge kommen? Sie wird immer roh-ſtofflicher, ſie wird immer ſinnlicher. Der Genuß iſt das Ziel, wornach gejagt wird, der Genuß, der ſo leicht iſt wie das Fahren auf der Eiſenbahn. An Stätten, wo die Kunſt am öfteſten an die Menge tritt, in Theatern und Büchern ſucht man nur die Unterhaltung, und Theater und Bücher bequemen ſich dazu, und die hohe Muſe, die Freundin des hohen Menſchen, die Wohltäterin des menſchlichen Geſchlechtes, verhüllt ihr Haupt und trauert. Es iſt möglich, daß ſich Sinnengenuß noch ſteigert, daß dann, wie gewöhnlich, Ekel und Umkehr eintritt. Es iſt noch möglicher, daß der Menſch die großartige Erſcheinung der Eiſenbahnen und der Dampfſchiffahrt, und was noch kommen mag, verarbeitet, ſie als ein neues Gewicht in ſein Leben aufnimmt, durch ihren Gebrauch die Ruhe nicht mehr verliert, vielmehr an ihr eine neue Kraft, gleichſam einen längeren Arm für ſeine höheren Beſtrebungen gewinnt. In dieſer Zeit laſſe ſich keiner, dem Gott Kräfte zu künſtleriſchen Hervorbringungen verliehen hat, entmutigen und arbeite in höheren Kreiſen, von ſeinem Geiſte beſeelt, mutig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihteren kömmt und der Lohn in ſeinem Bewußtſein liegt; denn dies gilt mehr, als die Kunſt zum Vergnügungsmeiſter der Menge herabſetzen oder Dinge mit ihr in Verbindung zu bringen, die ihr fremd ſind. Freilich iſt es troſtlos, wenn der Kunſt die äußeren Mittel fehlen und ſie nach Brot gehen muß. Dann wäre, wenn es nur irgend möglich iſt, beſſer, der Ausübung einer Afterkunſt, zu der man gezwungen iſt, entſagen und ſein Brot auf andern Wegen ſuchen. Und die, welche zwar nicht ſelber die Kunſt ausüben, aber in reinem Sinne pflegen und für ferner ſtehende Kreiſe vermitteln, mögen nicht verzagen, im Dienſte ihrer Sendung ausharren und nur nach dem Hohen ſtreben, etwa tragen ſie doch ein Körnlein bei, jene Zeit, wenn uns noch eine beſchieden ſein ſollte, herbeizuführen, in der wir uns neben die alten Griechen und neben einige Jahrhunderte des Mittelalters ſtellen dürfen.

---

3. (1867.)

In allen jenen Werken, welche im Altertume und in den folgenden Zeiten von den Völkern als Kunſtwerke anerkannt

worden sind, ist ein gemeinschaftliches Merkmal das Göttliche, das in ihnen liegt. Dies ist es, was nicht altert, was einer Zeitströmung nicht unterliegt, was jedes Volk in jeder Zeit wieder erhebt und entzückt, solange dieses Volk seine sittliche Würde nicht aufgibt und in Niedrigkeit versinkt, wo dann freilich die Kunst von ihm flieht oder ihr strahlendes Angesicht, wenn es noch von fernen Zeiten her schimmert, nicht mehr erkannt wird. Das höchste Werk, worin dieses Göttliche ausgedrückt wird, ist die Welt, die Gott erschaffen hat. Und wenn der Mensch das Göttliche durch die Kunst darstellen will, so ahmt er Teile der Welt nach. In der Malerei und in den zeichnenden Künsten, von denen hier vorzugsweise die Rede sein soll, ist es zuoberst der Mensch, der als Gegenstand dient, dann landschaftliche Gebilde, Blumen, Früchte, Tiere, ja selbst Erzeugnisse einer andern Kunst, z. B. Gebäude, oder allerlei Dinge gewöhnlichen Gebrauches, Zimmer, Hallen, Geräte usw. Für den Menschen ist die bloße menschliche Gestalt die schönste Gestalt der Erde, und sie wird ihm am leichtesten zum Träger des Göttlichen, wenn in ihrem Ausdrucke sich dieses Göttliche spiegelt oder in Handlungen der Menschen zum Vorscheine kömmt. Man wende mir nicht ein, daß dann das sogenannte Komische und Humoristische aus der Kunst verbannt wäre. Im Gegenteile, das Komische kömmt nur zu künstlerischer Verklärung durch die Grundlage der sittlichen Tiefe, die als Größtes dem Lächerlichen als Kleinstem gegenübersteht, welcher Gegensatz eben das Lachen hervorbringt. Darum lacht nur der Mensch, weil er ein Sittengesetz hat, das Tier lacht nicht. Ein Mann, der eine hohe Vernunftentwicklung hat, sieht die Gegensätze zwischen den Torheiten der Menschen und den Forderungen der Vernunft schärfer als andere, er hat also auch ein viel größeres Feld des Lächerlichen und Humoristischen. Ein großer Denker, dessen Namen mir zu dieser Sache nicht im Gedächtnisse ist, sagt: Die Franzosen bringen es nicht zu einem rechten Lächerlichen, weil ihnen der rechte Ernst fehlt. Ich erlaube mir auf die Abschnitte über das Lächerliche und den Humor in Jean Pauls „Vorschule" zu verweisen, vielleicht das Tiefste über diese Gegenstände. Schwieriger drückt sich dem Künstler in der Landschaft oder gar in den andern genannten Gegenständen das Göttliche aus. In der Natur und ihren Gestaltungen, als von Gott ausgegangen, liegt es. Es kommt nur darauf an, es zu fassen und zu bringen. Wenn die Malerei Dinge, die Menschen gemacht haben, darstellt, so hängt der Kunsterfolg häufig von dem ab, was der erste Werkmeister als Göttliches in sein Er-

zeugnis zu legen vermochte. Aus dem bisher Gesagten würden sich jetzt die landläufigen Ausdrücke in der Kunst: Realismus, Idealismus, Stil erklären. Realismus (Gegenständlichkeit) wird so gerne geradehin verdammt. Aber ist nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten? Ahmt die Kunst Teile der Welt nach, so muß sie dieselben den wirklichen so ähnlich bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muß den höchsten Realismus besitzen. Hat sie über ihn hinaus aber nichts weiter, so ist sie nicht Kunst, der Realismus kann dann noch für die Naturwissenschaft Wert haben, für die Kunst ist er grobe Last. Idealismus ist eben jenes Göttliche, von dem ich oben sagte. Ist es in der Kunst dem größten Realismus als höchste Krone beigegeben, so steht das vollendete Kunstwerk da. Wie bloßer Realismus grobe Last ist, so ist bloßer Idealismus unsichtbarer Dunst oder Narrheit. Jean Paul sagt von solchen Idealisten in der „Vorschule": Sie malen den Äther mit Äther in Äther. Die Idealisten, welche den Realismus so verachten, sind meist solche, die seiner nicht Herr werden können, und es mag mit ihrem Idealismus auch schwanken, und er dürfte eher nur Empfindelei sein; denn das hohe, gesunde Ideal wird gleich mit der rechten, gesunden Gestalt geboren. Nach dem Gesagten ist uns Stil ein überflüssiges Wort, jedenfalls ist es ein gefährlich vieldeutiges, und unzählige mögen sich darunter jene Darstellungsweise denken, die sie für schön halten, oder gar, an die sie sich gewöhnt haben.

Bisher ist von den Merkmalen des Kunstwerkes an sich gesprochen worden. Es kömmt aber noch etwas hinzu. Jeder, der malt, zeichnet usw., legt auch sich in sein Werk, bewußt oder unbewußt, ja oft wider Willen.

Der wahre Künstler bringt ohne Wissen das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. Und je größer und erhabener diese Seele ist, und je mächtiger und majestätischer sie das Göttliche faßt, das sie dann wiedergibt, desto mehr entzückt, erhebt und überwältigt uns das Werk. Der Afterkünstler bringt ebenfalls ohne Wissen allerlei, nur kein Göttliches in sein Werk, Verstandklügelei, Rätsel, sogenannte Allegorie, Roheit, Niedrigkeit, selbst Schlechtigkeit, Verstandeslosigkeit, Seichtheit und Leere seines Gemütes usw. Kleine Gegenstände, Stilleben, sogenannte Genrestücke und dergleichen bedürfen eines besonders innigen, tiefen, heiteren, arglosen oder schalkhaften und humoristischen Gemütes, weil das Ideal in der Kleinheit des Gegenstandes so schwierig zu finden ist. Daher geht der Afterkünstler solchen Dingen häufig aus dem Wege und wählt große Stoffe, hinter denen er sich unbewußt verbirgt,

und wählt er den kleinen Stoff, so entblößt die Kleinheit desselben erst recht den kleinen Künstler. Nicht bloß in Darstellungen menschlicher Dinge, sondern auch in Landschaften usw. können jene üblen Erscheinungen liegen, von denen ich sagte, und der echte Kunstfreund begreift Pechts Worte sehr gut, der gesagt hat, er habe Franzosen gekannt, die lasterhafte Landschaften gemalt haben. Ist mit solchen Niedrigkeiten, Seichtigkeiten, Anmaßungen und dergleichen ein gewisses und oft großes Geschick der Arbeit verbunden, dann kann der Unwille des Kunstfreundes sich bis zum sittlichen Zorne steigern, und vor der schuldlosen und harmlosen Dummheit und Ohnmacht steht man mit verzeihendem Lächeln. Sonst sind eher Mängel der Arbeit zu übersehen als bei vollendetster Arbeit Mangel des Ideals oder Dasein seines Gegenteiles. Wie könnte uns sonst manches altdeutsche Werk mit bedeutenden Arbeitsfehlern so entzücken? Daß zum Genusse eines Kunstwerkes auch ein eigenes Göttliches gebracht werden muß, wie es jeder mehr oder minder hat, ist begreiflich, Goethe sagt:

Lebt nicht in dir des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' dich Göttliches entzücken?

Und ebenso begreiflich ist es, daß man Kunstwerke einer Ausstellung milder beurteilt als die einer öffentlichen Sammlung, die nur Mustergültiges besitzen soll oder für Kunstgeschichte Merkwürdiges.

2. Besprechungen von Kunstwerken.

1. Gauermann, kämpfende Hirsche.

(Kunstausstellung 1854.)

Gauermanns kämpfende Hirsche (Nr. 37) ist eines jener Bilder, die wir von diesem außerordentlichen Naturtalente zu sehen gewohnt sind, ein Bild für das große Publikum, verständlich in seinen Teilen, mit den Farben in das Auge gehend, wie man von mancher Musik sagt, sie gehe in das Ohr, ja in Teilen des Wolkenbaues, z. B. der Lichtpartien derselben prachtvoll: aber dennoch dürfen wir bemerken, und im Anbetrachte der wunderbaren natürlichen Anlagen, die diesem Manne geworden, halten wir es sogar für Pflicht, es zu sagen, daß das Heiligtum der Natur sich nur der begeisterten und beharrlichen Liebe gegen ihre kleinsten Teile und der Betrachtung aller ihrer Kinder als gleich geliebter aufschließt, und hier scheint uns

Gauermann (wir kennen die Ursachen nicht) weniger in die Tiefe gehen zu wollen. Er ahmt sich selber nach, und in diesem Bilde hat er es mit der blauen Farbe hinter der Eiche, ja an der Eiche selbst, mit dem Laub der braunen Eiche, mit dem Schilfe und den Tieren in demselben, mit dem Mittelgesträuche, ja sogar mit dem Wasser nicht genau genug genommen. Es kömmt uns beinahe vor, als hätte er nur Liebe gehabt zur Luft, zum Hirschenkampf und zur Haupteiche und hätte über das andere wegzukommen getrachtet. Eine geniale Behandlung der Allgemeinheit mit warmen, innigen Farben reißt die Menge hin, aber die Verschmähung der Natur in ihrer sorgfältigsten Liebe zu jedem ihrer Reize und die Verabsäumung gerade dadurch, daß man diese auffaßte, das gestimmteste und vollendetste Ganze zu schaffen, erfüllt den tieferen Freund der schaffenden Mutter mit Schmerz. Wie schön wäre das Bild, wenn alles so wäre wie die Lichtpartien der Wolken, die Ausgangssäfte der dürren Eiche und der Lufton hinter ihnen. Die kämpfenden Hirsche sind der Natur nach gemalt; aber wir befürchten, der Künstler hat sie beim Malen näher gehabt, als sie auf dem Bilde erscheinen, und sie dürften in der Luft, namentlich gegen das Licht der Wolken gehalten, anders aussehen als im Zimmer. Man halte uns diese Worte im Angesichte des Größten, was der irdische Mensch hat, der Kunst, gegenüber zugute.

---

2. J. N. Geiger, Beduine in der Wüste.

(Kunstausstellung 1858.)

In Nr. 52 ist von Peter Johann Nep. Geiger in Wien ein Bild ausgestellt: „Beduine in der Wüste". Der Gegenstand ist aus einer Erzählung genommen, die den Titel „Abdias" führt, daher erklärt sich die schwarze Inschrift des Rahmens, und der in den Kleidern eines Wüstenhäuptlings dasitzende Mann ist ein Jude, der unter ägyptischen und römischen Trümmern in der Wüste lebte und später im Hochmute sich reich beduinisch kleidete, daher erklärt sich die lichtere Farbe seines Angesichtes. Das Bild erscheint bei dem ersten Anblicke fremdartig, es ist uns der Mann, die Umgebung, der Himmel nicht zugeartet, und dies muß um so mehr der Fall sein, je wahrer das alles ist; es ist eben die Erscheinung der fremden Zone, die unsern Lüften ein Rätsel ist. Das Gemälde aber teilt eine Eigenschaft mit allen Meisterwerken der Kunst, nämlich die, daß es immer schöner wird, je länger man es besieht

und betrachtet. Wir stehen nicht an zu bekennen, daß wir dieses Bild für ein Meisterwerk der neueren Kunst erachten. Die dichterische Kraft, die in dem Haupte der Gestalt liegt, ist bewunderungswert. Die Züge seines Stammes tragend und etwas hager, ist das Angesicht doch von ergreifender männlicher Schönheit. Die Stirne hegt den Ernst und die Schwärmerei, die Augen blicken freudig und entschlossen, und der feine, leicht geöffnete Mund zeigt die südliche Glut des Begehrens und die treibende Gewalt des Willens. Wir denken uns, aus diesem Stoffe liefert das Wüstenvolk seine Führer, seine Löwenjäger, seine Propheten und Fanatiker. Die ganze Gestalt entspricht dem Haupte und erklärt dasselbe nur weiter. Die Hagerkeit und Geschmeidigkeit der Wüste ist auch mit ihrer Kraft vereint. Dies erscheint besonders in den Händen und den schön gestalteten nackten Füßen. Die Umgebung der Gestalt ist ebenso dichterisch. Ägyptische Trümmer, römische Überreste, zu zwei Dritteile versandet, eine zerrissene Aloe, stehende und sinkende Palmenstämme, gelber Sand, eine in den Hintergrund gehende Öde, Wohnung der Schakale und Löwen, ein dunkler, grünlich blauer Himmel, gleichsam mit Wüstenstaub geschwängert, und eine wasserlose Hitze, die aus allen Gegenständen spricht — das sind die Bestandteile der Landschaft, die den Mann umgibt. Die Behandlung ist frei, leicht und kühn, wie sie dem Genie eigen ist, und doch so reich in den innigsten Farben durchgearbeitet, wie sie nur das tiefe Gefühl hervorbringt. Darum sind solche Bilder so außerordentlich schwer zu kopieren. Alles Außenwerk hat der berühmte, in historischer Treue fast ängstliche Zeichner wahrscheinlich nach der Natur studiert, da er im Gefolge Sr. Kais. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand Max Kleinasien, Ägypten und Algier besucht hat. Die Rundungen in den Gegenständen des Gemäldes sind ausgezeichnet. Zu bedauern ist nur, daß das Bild ohne Firnis ausgestellt werden mußte, weil es noch zu neu ist, und daher des Einschlagens der Farben willen nicht nur deren eigentlicher Ton mißkannt wird, sondern auch gerade der tiefste Schmelz und die Kraft verloren geht.

---

3. Albert Zimmermann, zwei Landschaften.

(Kunstausstellung 1860.)

Eine kleine Landschaft von Albert Zimmermann aus Wien scheint uns in dem Vordergrunde und in der Nebelluft sehr

gut zu sein, die lehmigen Gelände des Mittelgrundes sind in Farbe und Beleuchtung dem Verfasser dieser Zeilen nicht ganz verständlich.

Dagegen muß er seine vollste Bewunderung einem andern großen Bilde desselben Meisters, Gegend an der Isar, zollen. Teile dieses Bildes sind dermaßen vollendet, daß in der neuen und alten Kunst wenig sein wird, das ihnen an Großartigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung gleich wäre. Es ist in der neuen Landschaftmalerei Sitte geworden, gewaltige Stoffe zu wählen, namentlich unzählige Male Stoffe aus den Alpen. Wahr ist es, daß, könnte der Künstler die Großartigkeit der Alpenwelt in der Ausdehnung, wie das Auge sie oft von guten Standpunkten faßt, genau geben, diese Bilder an künstlerischer Wirkung diejenigen weit übertreffen würden, welche etwa ein einfacheres, ländliches Bild in kleineren Grenzen zur Anschauung bringen, wie das Trauerspiel, wenn es vollendet ist, ungleich gewaltiger faßt als die ebenso vollendete Elegie oder Idylle. Nur eben ist die Vollendung im Trauerspiele und in der Alpenlandschaft das ungemein Schwierige, und es ist der Angel, um den sich die Sache dreht. Selten ist die Schwierigkeit überwunden worden, darum gehen große Künstler mit Scheu an diese Stoffe. Die älteren Landschafter haben fast nie Alpen gewählt, obwohl sie ihnen nicht unbekannt sein konnten. Claude hat in seinen idealen Gestaltungen schönverbundene Bäume, duftige Fernen, glitzernde Wasser und glänzende Lüfte: Ruysdael in seinen mehr realistischen Gebilden einen ernsten, nordischen Baum oder Wald, einen Grund, aus dem Wasser schäumt, oder oft die einfachsten Gestaltungen von Rasen, Erdlehnen, einer Hütte und Luft. Junge Künstler oder schwächere wählen große Stoffe und beginnen mit dem Trauerspiele, mit der Alpenlandschaft. Der Grund scheint nicht fernezuliegen. Große Stoffe haben immer auch sehr vorspringende Merkmale. Diese faßt nun das Auge des Künstlers auf und versteht sie zu bringen, während die feinen Beziehungen des großen Stoffes, die ihn eben zum künstlerisch Größten und Herrlichsten machen, ihm entgehen, wodurch dann die Unvollendung des Werkes entsteht. Andererseits hat der große Stoff schon in seinen allgemeinsten Teilen so viele phantasieerweckende Kraft in sich, daß wir, wo wir auch nur diese Teile treffen, sofort unsere eigene Dichtkraft ins Spiel bringen und mit ihr und mit dem Schönen, was da ist, die Mängel der Durchführung verdecken, während die Kleinheit des Stoffes, um mit Jean Paul zu reden, in der Idylle, im Lustspiel den ganzen Zwerg von Künstler entblößt, wenn er ein

solcher ist und den kleinen Stoff wählt. Der tiefe und große Künstler sieht auch in dem kleinen Stoffe die vielen zarten Beziehungen und Abstufungen, ihm entsteht daraus Reichtum, und er sucht ihn zu bringen. Die Griechen wählten neben den großen Stoffen ihrer Tragiker besonders in der bildenden Kunst das Einfachste, führten es aber dann mit einem Reichtume und einer Vollendung aus, die noch heute unser Erstaunen erregt, und die wir nicht einmal nachzuahmen vermögen. Man denke an den Niobidentorso in München, der verstümmelt eine Bewunderung hervorruft, die, wenn sie einmal da ist, nicht mehr endet. In der Natur liebten die Griechen hervorragend das Einfachste, was sie hat, das Meer. Man denke an Homer, besonders im Odysseus. Albert Zimmermann hat sich in der obengenannten Landschaft das Ziel gesetzt, das sonnige Weben eines schwülen Tages über einer großen Ebene darzustellen. Er muß das stille, einfache, aber in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, daß dessen reiner Inhalt ihn mit wahrer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe oder die Wunder eintöniger, weithingehender Wälder vorführt. Selten ist ein Gegenstand in seiner dichtungsvollen Wesenheit so tief und erschöpfend dargestellt worden wie hier. Das Blau des höheren Himmels hat den kräftigen, aber doch sanften Ton, wie ihn dieses Gewölbe zeigt, und es ziehen sich durch ihn schon die leichten Flächen der Wolkenbildung. Tiefer unten steht die geschichtete Haufenwolke, welche gegen den Rand der Ferne immer dichter wird, sich hintereinander verschiebt und überall von dem Glanze einer nicht völlig herausscheinenden, aber heißen Sonne erfüllt ist. Unter diesem Himmel geht die spätsommerliche, schon ziemlich ausgebrannte Ebene von den fernen Bergen, die von der Luft kaum zu unterscheiden sind, immer mehr und mehr hervor und ist auch angefüllt von dem Glanze der halb verschleierten Sonne. Dann fällt das Land steilrecht ab und zeigt jene lehmigen, sandigen und steinigen Wände, wie sie gerne Alpenwässer zu ihrem Ufer haben. Diesseits dieser Wand, die ebenfalls besonnt ist, befindet sich das seichte Wasser der Isar, befinden sich die Sandbänke und die blaugrünen Weidengebüsche des Flußbettes, die gleichfalls mit dem Lichte der Sonne belegt sind. Diese Dinge sind in ihren dichterischen verborgensten Merkmalen dargestellt, die immer wieder zur Betrachtung reizen. Zugleich sind sie so richtig, wie man sie kaum in den gefeiertsten Bildern alter und neuer Zeit sieht. Der Künstler, der lange in München

gelebt hat, an welcher Stadt sich diese Natur befindet, muß jahrelange und sehr eingehende Studien gemacht haben, um das Werk so darstellen zu können, wie er es dargestellt hat. Die genannten Eigenschaften dieses Werkes scheinen es uns vorzugsweise geeignet zu machen, die Betrachtung einfacher landschaftlich künstlerischer Merkmale zu stärken und zu fördern und durch die ungemeine Genauigkeit zum Unterrichte zu dienen. Dies scheint uns besonders in unserer Zeit von Gewicht, da das Streben nach Wirkung und Aufsehen so hervortritt und die schwer zu erreichende Naturtreue verabsäumt wird, weshalb so viele sogenannte Manieren hervortreten, daß es den Kunstfreund mit Schmerz erfüllt. Der Vordergrund des hier beschriebenen Bildes ist eine Art einstigen Steinbruches, mit Gebüsch, Kräutern und Rasen überwuchert. Er ist sehr gut gemalt, daß man die vielgeübte Hand erkennt, aber er ist nach herkömmlicher Schule sehr geschickt *gemalt*, nicht gedichtet. Daher gleicht er dem oben Genannten nicht. Wäre dieser Vordergrund in gleicher Weise wie das übrige bis in die kleinsten Merkmale durchgebildet und erschöpft statt mehr in allgemeinen, gebräuchlichen Weisen gehalten, und schlösse er das Entferntere in ruhiger, einfacher Größe ab, so wäre dieses Bild Zimmermanns nach unserer Meinung ein mustergültiges für alle Zeiten.

---

4. Kaulbach, Zeichnungen von Frauengestalten Goethes.

(Kunstausstellung 1861.)

Die photographierten Zeichnungen von Frauengestalten aus Goethe von W. Kaulbach haben wir uns, ehe wir sie sahen, besser gedacht. Wir wagen ein Urteil auszusprechen, das vielen hart erscheinen dürfte, da Kaulbach einen großen Namen besitzt; aber wir müssen es sagen, da wir es so fühlen, und da nur durch offenes Aussprechen der Gefühle von Verehrern der Kunst eben die Kunst am höchsten geehrt wird. Urteile können irrig sein, heuchelnd dürfen sie nie sein. So sehr wir das akademisch Richtige dieser Zeichnungen im allgemeinen bewundern, so sehr glauben wir, daß sie weit hinter der einfachen, aber dadurch um so größeren Naturgewalt der Seelen Goetheſcher Frauen zurückgeblieben sind. Gretchen, Klärchen, Dorothea, die unerreichte Iphigenia leben anders in der Tiefe unseres Herzens. Mignon, die bisher jedem Pinsel und jedem Stifte spottete, ist

nicht vorgeführt worden. In Beziehung auf Goethe sind uns die Zeichnungen kalt. Es ist die mißlichste Sache, die Unendlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die auch die Unendlichkeit der lesenden wachruft, in ganz bestimmt umschreibende Linien zu bannen, welche durch die eine Anschauung, die sie bringen, jede Unendlichkeit ausschließen, die Mittel beider Künste sind eben sehr verschieden, es müßte nur die Unendlichkeit des Malers größer sein als die des Dichters, daß er uns den Dichter umdichtend *seine eigene* Unendlichkeit mit *seinen eigenen* Mitteln brächte. Der Dichter bringt mit dem unsichtbaren Worte leichter die Seele, schwerer den Körper; aber er muß ihn bringen, der Maler mit der sichtbaren Linie leichter den Körper, schwerer die Seele; aber wir fordern sie auch von ihm. Der duftige Zauber großer Dichter ist ein anderer als der plastische großer Maler, und in Goethe ist er so zart, so fest begründet und nur ihm eigenartig, daß er kaum in der bildenden Kunst erreichbar sein dürfte, am ersten noch in Marmor. Daß Zeichnungen nach Goethe nur mit Goethe verglichen werden müssen, liegt, glauben wir, in der Natur der Sache.

---

5. Piepenhagen, zwei Landschaften.

(Kunstausstellung 1861.)

Wer die einsamen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilde Ruysdaels liebt, der wird mit Ehrerbietung vor diesen Bildern stehen. Wir halten sie für die Meisterwerke erster Größe. Das eine stellt eine neblige Mondnacht dar. Es sind nur Gebüsche, Fischerhütten, Gras und etwas Wasser da. Ein Mann in einem Kahne ist eben im Begriffe, Reusen zu legen, und gegen eine Fischerhütte zu sehen wir drei unbestimmte Gestalten von Weibern, die entweder unter sich sprechen oder dem Manne zusehen. Doch welch ein Zauber liegt in diesen wenigen Gegenständen! Auch hierin gleicht Piepenhagen Ruysdael. Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Man denke an die Ilias von Homer, an Macbeth von Shakespeare, an Iphigenia von Goethe. Die Armut und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber roh;

und die Armut und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form. Hier sind weiche Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen und lassen weit hineingehende Räume ahnen. Hier ist das Geheimnisvolle der Nacht, die nicht alles verhüllt und nicht alles zeigt. Darin liegt das Dichterische der Nacht, das uns so anzieht und begeistert. Und diese Dichtungsfülle weiß Piepenhagen wie fast keiner in einer großartigen Phantasie durch ein Unbestimmtes und Ahnungsvolles in seinen Gebilden hervorzubringen und in dem Gemüte des phantasievollen Beschauers zu erzeugen. Die vorderen Gebüsche bringen schon das Mondlicht in ihren Spitzen, auf der Wand einer Fischerhütte schimmert es trübe, auf dem betauten Grase glänzt es und läßt unbestimmte Pflanzengebilde sehen, und im Wasser blinkt es mit einer kleinen Blitzspiegelung auf. Die Übereinstimmung des Ganzen und die weise Abstufung der Lichter in diesem Bilde ist bewunderungswürdig. Alle Glieder der Wolken sind vom Lichte belebt, in allen Zweigen, Gräsern und Moosen lebt es, im Wasser blitzt es, und doch drängt es sich nirgends vor, es ist kein sinnlicher Farbenreiz da, nur die Beleuchtung, und diese soviel, als sie an jedem Platze zu sein vermag. Seit van der Neer dürften wenige Mondnächte gemalt sein, die dieser gleichen. Wir unsersteils ziehen diese Landschaft weit allen übrigen in der Ausstellung vor. Sollen wir auch tadeln? Die Wolke hinter der Fischerhütte links scheint uns zu rötlich und die Mondspieglung im Wasser zu hell.

Das andere Bild von Piepenhagen ist eine Stelle eines Hochwaldes. Nebelsprühregen geht nieder, färbt die hinteren Dinge grau und beugt die Wipfel der Nadelbäume. Ein frischer Bach sprudelt gerade nach vorwärts. Wer je die feuchte Fülle solcher großartiger Wälder gesehen hat, findet sie hier wieder. Das tiefste Grün auf moorigen Schattenstellen, das Rostbraun dürren Farnkrautes, das Grünschwarz der Tannen, ihre Auszackungen, ihr Schiefsinken im moorigen Boden, das Herumliegen von Geniste und Steinen, das Faulen eines liegenden Stammes und das Perlen und Rollen des durchsichtigen Wassers. Auch hier ist nicht das mindeste Prahlen mit Glanzstellen oder Gegensätzen, sondern das einfache Wiedergeben der einfachen, großen Natur. Auch dieses Bild stehen wir nicht an als ein

Meisterwerk zu bezeichnen, wenn wir auch den lichten Stein im Vordergrunde geflachter und die Formwiederholung am rechten Ufer vermieden wünschten. All das Ernste, Düstere und Erhabene großer Wälder liegt in diesem Bilde und läßt auf das Lichterspiel auf allerlei Zweigen und Baumteilen, das geringere Künstler so gerne lieben, vergessen, ja es verschmähen.

Über Beziehung des Theaters zum Volke.

Den größten Anteil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung ist es fast ausschließlich die Leibesstärke, welche Bewunderung erregt. Wer große Lasten hebt, wer schwere Dinge weit schleudert, wer starke Gegenstände zerbricht, wer den tüchtigsten Gegner niederwirft, wer wuchtige Glieder seines Körpers daherträgt, wird angestaunt. Dann kommen in ihren Streitigkeiten die Kämpfe der Menschen gegen Menschen, und der durch Kraft den Feind bezwingt und mit Mut und Zuversicht die Gefahren sucht, wird gefeiert, und es kommen die Heldensagen und die Heldenlieder. Zu gleicher Zeit wird aber auch schon die Schönheit der Frauen gepriesen, von der der Männer jedoch nicht viel geredet. Und wie die Dinge zwischen Menschen und Menschen vorwärts schreiten, wird dann nicht nur mehr allein die Äußerlichkeit der einzelnen Tat betrachtet, sondern der Mut, die Tapferkeit, die Kühnheit, die ihr zugrunde liegt, erhoben, ja, es wird die List, die Schlauheit, der Betrug, wodurch der Feind in die Falle gelockt und geschädigt wird, von den Angehörigen laut gepriesen. Dann wird die Freundestreue, die Treue der Kampfgenossen, die Treue und Liebe gegen seinen Stamm als Hohes gelobt und geehrt. Erst spät gelangen die Menschen dazu, auch Großmut gegen den Feind zu bejubeln. Und wie die Beziehungen zwischen den Stämmen sich mehren, tritt Klugheit in den Einrichtungen des Stammes, Gesetzesweisheit, kräftige Lenkung der Gemeinwesen und Hingabe an diese Angelegenheiten in die Reihe der lobenswerten Dinge. Und was die Völker an dem Menschen großachten, das dichten sie in größtem Maßstabe ihren Göttern an, die sie sich machten, und suchen dieses Göttliche wieder äußerlich darzustellen: in Sage, in Gesang, in Tanz, in Gebilden menschlicher Körper, ja in dem Baue ihrer Hütten und Tempel. Und so entstand

die Kunst. Sie war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, insoferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht. Darum trägt alle Kunst, bewußt oder unbewußt, den Schimmer ihrer Religionen, so assyrische Kunst, ägyptische Kunst, indische Kunst, griechische Kunst, christliche Kunst. Und je höher die Menschen in ihrer Vorstellung über Gott und göttliche Dinge gelangten, desto höher stieg die Kunst. Das ganze Innere des Menschen ward in sie einbezogen, und auch alle jene Äußerlichkeiten, von denen oben gesprochen worden ist, behielten ihre Geltung, nur wurden sie in eine Wertordnung eingereiht, deren höchsten Platz die sittliche Größe behielt. Erst spät kamen die Menschen dahin, auch in der Welt des außer ihnen Erschaffenen das Walten des Göttlichen zu erkennen, in der Pracht der Wälder, der Berge, der Wüsten, des Meeres, des Sternenhimmels, und diese Dinge in die Offenbarungen ihrer Kunst einzuflechten. Ja, in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn. Man sehe nur einmal eine Sammlung von Faltern an, die in meiner Heimat den schönen Namen Lustinnen führen, oder nur eine Sammlung von Käfern oder gar nur von Fliegen. Und so ist die Kunst nicht nur eines der höchsten Dinge der Menschheit, sie ist ein Teil der menschlichen Bestimmung, des menschlichen Daseins selber. Als die Darstellung des Göttlichen im Reize kömmt sie gleich nach dem Höchsten, was der Mensch hat, nach der Religion. Die Wissenschaft, dieses erhabene Gut des menschlichen Geschlechtes, folgt erst nach ihr und wird desto höher, je mehr sie der Kunst dient oder selbst Kunst wird. Man lese Humboldts Einleitung zum Kosmos. Die Völker hatten auf ihrem höchsten Gipfel der sittlichen Größe die höchste Kunst, und wenn sie herabsinken und nach dem Rohen zu greifen beginnen und nach dem groben Genusse, dann ist es immer zuerst die Kunst, die ihr Haupt verhüllt und von dem entwürdigten Geschlechte flieht. Dann tritt die Afterkunst auf und schmeichelt den Lastern, den Begierden, den Niedrigkeiten und erniedrigt die Erniedrigten noch mehr. Darauf sollten alle, die Völker oder Teile von Völkern zu leiten haben, sorgsam achten; denn es ist ein Zeichen, daß auch andere Dinge im Verfalle begriffen sind: Sitte, Recht, Pflichtgefühl, Ordnung, Menschlichkeit, und wenn in früheren Zeiten diese Dinge zugrunde gingen, so gingen Staaten und Völker zugrunde. Wenn nun die Kunst ein so edles Gut der Menschheit ist, so ist ihre Pflege nicht bloß die

Pflicht des einzelnen, sondern sie ist die Pflicht des Ganzen, wie ja immer, wenn Völker in ihrer schönsten Blüte waren, Fürsten, Staaten und Gemeinwesen die Kunst ehrten und stützten.

Ein Zweig der dichtenden und mitunter der tönenden Kunst ist das Drama, in welchem durch Gespräche menschliche Handlungen, Schicksale, Leiden und Freuden dargestellt werden. Das Drama ist schon in den ältesten Zeiten entstanden. Es gesellte sich ihm dann eine andere Kunst hinzu, die Schauspielkunst, durch welche von Menschen die Schicksale, die das Drama dichtet, einer Menge von Zuschauern und Zuhörern wie eben geschehend vorgeführt werden. Diese Kunst hat sich in neuer Zeit in Europa sehr ausgebreitet, jede größere Stadt hat ihr Schauspiel, in vielen wird täglich gespielt, und in den großen Hauptstädten sind mehrere Schauspielhäuser. Der Besuch des Theaters zum Genusse des Schauspieles ist für die Städter ein Bedürfnis geworden, und selbst die Bewohner des Landes, wenn sie in die Stadt kommen, versäumen in vielen Fällen das Theater nicht. Da nun in dem Schauspiele menschliche Taten, Gefühle, Meinungen usw. vorgeführt werden, so ist kein Zweifel, daß dies auf das Wesen der Zuschauer Einfluß hat und bei so oftem Genusse des Theaters allmählich ihre Lebensrichtungen mehr oder minder bestimmt. Besonders gilt dies von der Jugend, die alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Taten überträgt und um so sicherer eine bestimmte Färbung für das ganze Leben in sich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Ansichten und Meinungen, die in einer Zeit herrschen, die ganze Strömung des Zusammenhandelns der Menschen in dieser Zeit hervorgeht, und weil die Städte die Mittelpunkte sind, aus denen das geistige Leben rings in das Land abfließt, so ist kein Zweifel, daß das Theater in unserer Zeit eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht so, wie das tägliche Einsaugen von allerlei Darstellungen menschlicher Handlungen, Empfindungen und dergleichen von Seite einer Menge von Menschen, die sich im gedrängten Zusammensein in der Aufnahme dieser Dinge noch wechselseitig steigern. Dies ist auch in früheren Zeiten schon erkannt worden, und die gewichtigsten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben, man denke nur an den großen Geist Lessings. Die Bühne ist vielfach die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Die Stände von Oberösterreich, als sie vor dem Jahre 1711 dem Pater Rektor der Jesuiten zur Erbauung eines Auditorii und Theatri 12000 fl. und im Jahre 1711 mit Vorbehalt der Direktion wieder 6000 fl. anwiesen (für jene Zeit ungemeine

Summen), und als sie später wieder Unterstützungen gaben und endlich zu dem Baue eines eigenen Theaters schritten, betonten die Nützlichkeit des „durch ein von allen ungereimten und unanständigen Possen gereinigtes Schauspiel der gesitteten Welt verschafften Vergnügens", und bei dem Baue leitete sie die gerechte Anerkennung des wichtigen Einflusses eines geregelten Schauspieles auf moralische Veredlung des Volkes, Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes, und die Würdigung des hiedurch dem Publikum überhaupt sowie den Fremden zum Vorteile der bestehenden Gewerbe verschafften Vergnügens.

Aber weil das Theater eine Schule der Sitte und Bildung sein kann, so kann es auch eine Schule der Unsitte und Roheit werden. Welche Richtung nimmt nun das Theater in unserer Zeit? Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geschrieben werden sollte, der sich in den gegenwärtigen Theatervorstellungen befindet. Ich beschränke mich nur auf das Kürzeste. Ein stehender, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellungen ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zueinander. Aber was für eine Liebe! Da sind die Liebenden gegeneinander wertlos, sie belügen und betrügen sich, vorzugsweise belügen und betrügen sie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder usw., und wenn sie sich dann heiraten und das Stück aus ist, so ist es ein sehr unterhaltendes Lustspiel oder Schauspiel gewesen. Edle Dichter haben die Liebe, diese holde Blume des menschlichen Geschlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet, und dann ist sie an ihrem Platze; aber hat die Menschheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Ist nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister zueinander? Ist nicht noch Gattenliebe? Was hat schon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten getan! Ist nicht Freundschaft? Ist nicht Treue für seine Genossen, für seinen Stamm, für das Vaterland? Ist nicht Pflichtgefühl, Heldenmut, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laster genug, die zermalmt werden sollten; sind nicht Torheiten genug, die im Lustspiele zu geißeln wären? In neuester Zeit macht sich das sogenannte Volksstück breit. Es ist aber meist alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund seine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer sie für Verirrungen eines bedeutsamen Geistes, der unter besseren Umständen ein großer Trauerspieldichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieser Märchen aufführen sehen, erscheint es uns edel, wahr und natürlich, so über alles Maß tief ist im allgemeinen (es sind auch Ausnahmen) das Volksstück gesunken, es ist kläglich über

jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder gesungen, die weder in der Wesenheit des Stückes noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Gesang doch fast immer aus der Dichtung und dem Sänger hervorging. Und derlei Werke werden jetzt am meisten aufgeführt und am meisten besucht. Um Einnahmen zu machen, wird das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselweise. Ich habe hier das schwärzeste Bild aufgerollt, es ist nicht überall gleich; aber meist ist es nicht gut. Das wirklich Dichterische des menschlichen Geschlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte angesammelt, wird viel zu weit zurückgelegt. Und wenn nicht gesteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker sich emporraffen, so wird es immer schlechter, bis wir in dem baren Schlamme ankommen. Ich rufe mit einem Manne, dessen Namen mir eben nicht gegenwärtig ist: „Bessert eure Theater oder schließt sie alle.“ Da nun aber das Theater einmal ein Bestandteil des Lebens unserer Völker geworden ist, so kann das Schließen kaum geschehen, es erübrigt also nur das Bessern, daß wir diesen bedeutsamen Hebel zum Guten nicht verlieren oder in sein Gegenteil umschlagen sehen. Und weil das Theater ein Bestandteil des Lebens unserer Völker geworden ist, und weil seine Folgen, gute und böse, nicht an dem Orte allein haften, in dem das Gebäude steht, sondern über Länder und Reiche fließen, so ist seine Reglung, Besserung, Instandehaltung eine öffentliche Sache, wie andere Dinge öffentliche Sachen sind, und muß durch öffentliche Mittel erstrebt werden. Wenn es geschieht, wenn das Theater seinem Zwecke mehr zugeführt wird, dann werden auch die Dichter nicht fehlen, welche das Rechte bringen, und es werden die Zuschauer nicht fehlen, welche nur das Rechte wollen. Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht, wie es z. B. im Mittelalter an den edelsten Bauten selbst bei geringen Dingen Freude hatte, was Nürnberg beweist, und was in unserem Lande sogar an den schönen Wegesäulen, die man noch oft an den abgelegensten Teilen des Mühelkreises findet, bewiesen wird, während jetzt diese Dinge meist sehr ungeschlacht verfertigt werden. Daß auch anderes mitwirken müsse, um das Publikum auf diese Höhe zu heben, z. B. Erziehung im Elternhause, ist klar. Eine Stadt, die ein treffliches Theater hat, lockt, wenn auch noch andere Annehmlichkeiten damit im Einklange stehen, gebildete Menschen herbei, in ihr zu wohnen,

sie wird stets blühender, und ihre Blüte verbreitet die Vorteile rings in das Land herum.

Auf welche Weise geholfen werden könnte, ist nicht Zweck dieser Zeilen, setzt auch sehr reifliche Erwägungen und Beratungen voraus.

Warum ich alle diese Dinge sage? Sie sind schon oft gesagt worden, und ich sage sie wieder. Und wenn sie sehr oft gesagt werden, so beginnt doch vielleicht allmählich die Heilung. Wenn auch nicht alles auf einen Schlag geändert werden kann, so erfreue den Menschenfreund doch das Beginnen der Änderung und das Streben nach Besserung.

Anmerkungen

Zur Textgestaltung.

Der Text der „Studien", welche die Teile I—III unserer Ausgabe füllen, beruht auf der vierten, vermutlich von Stifter selbst einer Durchsicht unterzogenen Auflage: Studien von Adalbert Stifter, Stereotypausgabe in 3 Bänden, Pest, Gustav Heckenast, 1855. Die Vorzüge dieser Auflage, gegenüber den andern bei Stifters Lebzeiten erschienenen, hat August Sauer erkannt und in den „Lesarten und Anmerkungen" zu Band I der Sämtlichen Werke (Prag, Calve, 1901), S. 334, dargelegt; sie bietet auch die Grundlage für den Text der genannten Gesamtausgabe. Doch mußten viele Druckfehler dieser Auflage berichtigt und in zweifelhaften Fällen die erste Ausgabe (6 Bände, Pest, Gustav Heckenast, 1844—50) herangezogen werden.

Die „Bunten Steine" sind nach dem ersten Drucke: Bunte Steine. Ein Festgeschenk von Adalbert Stifter. 2 Bände, Pest, Gustav Heckenast, 1853, als Teil IV zum Abdruck gebracht worden. Die zweite, mir nicht zugänglich gewesene Auflage, 1863 erschienen, ist, von geringfügigen Änderungen abgesehen, ein unveränderter Abdruck der ersten.

Von den in Teil V vereinigten Erzählungen bieten Die drei Schmiede ihres Schicksals, Der Waldgänger, Prokopus, Die Nachkommenschaften, Der Kuß von Sentze den Text nach den in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten ersten Fassungen. Auch der „Waldbrunnen" erscheint in einer Wiedergabe des Abdruckes im Düsseldorfer Künstleralbum, also abweichend von der durch Aprent nach Stifters Tode herausgegebenen späteren Umarbeitung, deren Vergleichung mit der Handschrift mir nicht ermöglicht wurde. Der Text der nicht von Stifter, sondern erst durch Aprent in Druck gegebenen Erzählung „Der fromme Spruch" konnte leider nicht durch eine Vergleichung mit der Handschrift sichergestellt werden. Die den Teil V abschließenden 2 Kapitel aus dem Romane „Der Nachsommer" geben den Text der ersten mit der zweiten völlig übereinstimmenden Auflage des Romanes wieder; sie entsprechen den Seiten 370—420 in Band 2 und 1—63 in Band 3 des Werkes: Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter, 3 Bände, Pest, Heckenast, 1857.

Für die in den „Bildern und Skizzen" und in den „Schriften über Literatur, Kunst und Politik" des Teiles VI enthaltenen, von Stifter in Zeitschriften veröffentlichten Artikel wurden durchaus

die ersten Drucke (Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Allgemeine Zeitung, Konstitutionelle Donauzeitung, Wiener Bote, Linzer Zeitung, Linzer Abendbote) herangezogen. Die aus dem Werke „Wien und die Wiener" herübergenommenen Skizzen sind unter dem Titel „Aus dem alten Wien" vereinigt, den Stifter der von ihm geplanten, aber nicht durchgeführten Umarbeitung geben wollte, und gehen in ihrem Texte auf die Buchausgabe zurück, mit Ausnahme des Artikels „Vom Sankt-Stephansturme", dessen erstes Drittel in der handschriftlich erhaltenen Umarbeitung wiedergegeben ist.

Die Briefe Stifters sind, soweit dies möglich war, nach dem für die Veröffentlichung in den „Sämtlichen Werken" (Bd. XVII—XIX) von Horcicka vorbereiteten Druck zitiert; es war jedoch nicht zu vermeiden, daß Briefe aus den Jahren 1852—1857 in einigen Einleitungen noch nach Aprents Ausgabe (Briefe von Adalbert Stifter, Pest, Heckenast, 3 Bände) zitiert erscheinen, und für die Briefe von 1857 an mußte durchaus diese unzuverlässige Ausgabe herangezogen werden.

Anmerkungen zu Teil 1.

Studien. Erſter Band.

Der Kondor.

1. Ein Nachtſtück.

S. 23. Z. 1. Das Thema der Ballonfahrt wollte Stifter nach der Veröffentlichung des „Kondor" in einer für „Wien und die Wiener" beſtimmten Schilderung „Nächtliche Ballonfahrt über der Reſidenzſtadt Wien" wieder aufnehmen, ließ aber dieſen Plan offenbar fallen (vgl. Stifters ſämtliche Werke XVII, S. 97, an Heckenaſt, 30. November 1841). Die Rolle des Katers in der deutſchen Poeſie behandelt die Studie von Franz Leppmann, „Kater Murr und ſeine Sippe von der Romantik bis zu V. Scheffel und G. Keller" (München 1908), die den „Kondor" Stifters nicht berückſichtigt. Die Tradition reicht bis ins 18. Jahrhundert auf die noch zu Stifters Zeiten allgemeinbekannte Fabel Lichtwers „Die Katzen und der Hausherr" zurück.

S. 25. Z. 16. Lämmerwolken: vgl. T. I, S. 53, Z. 9 (Feldblumen): Lämmerwolken (wie ſie [die Wirtin] ſie nannte), ebenſo T. II, S. 68, Z. 4 (Mappe). Auch Jean Paul wendet im „Titan" dieſe Bezeichnung an: Werke, Goldene Klaſſiker-Bibliothek, T. III, S. 86, Z. 29. Goethe hingegen ſpricht in dem Stifter vielleicht bekannt gewordenen Aufſatz „Wolkengeſtalt nach Howard" von „leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen".

Z. 18. Vgl. Jean Paul, Titan II, 59. Zykel: „Die Abendwolken ſtreckten ſich wie ausruhende Rieſen aus und ſonnten ſich im Morgenrot Amerikas" (Werke, T. III, S. 286, Z. 10).

2. Tagſtück.

S. 27. Z. 3ff. Stadt und Land kontraſtiert Stifter mit Vorliebe. Der Held der „Feldblumen" will in Gottes urewige, ſchuldloſe Berge ziehen (T. I, S. 112, Z. 13). Heinrich erklärt ſeiner Anna in der „Narrenburg": „Nein, wir gehen gar nicht in eine Stadt — unter Blumen und Bäumen will ich dich hüten, daß du bleibſt, wie du biſt, du holde, liebe Dichtung" (T. I, S. 291, Z. 27). Vgl. auch

T. II, S. 317, Z. 16ff. (Das alte Siegel) und Stifter an Franziska Greipl, 1. Oktober 1829: „O mir ist die Stadt und ihre Menschen und all ihr Treiben und Wogen und Lärmen verhaßt wie der Tod" (Sämtl. Werke XVII, S. 11).

S. 27. Z. 19. Vgl. Jean Paul, „Hesperus" (Werke, Hempel, Bd. 10, S. 568). „Genius der Träume, der du . . . vor der einsamen, in einen Leichnam gesperrten Seele die glücklichen Inseln der Kindheit heraufziehest". Ähnlich Stifter in der „Mappe" (T. II, S. 36, Z. 39) „das fernabliegende Land der Kindheit".

S. 28. Z. 2. Kornelia, die Tochter des älteren Publius Scipio Africanus und Mutter der Volksführer Tiberius Sempronius und Cajus Sempronius Gracchus.

S. 29. Z. 19f. Wolken, die . . . Morgenrosen sandten: Lieblingsbild Stifters, von Jean Paul übernommen. Vgl. T. I, S. 162, Z. 12: „aber wenn es Abend wurde, erglühte der Wolkenberg purpurig schön, zerging, löste sich in lauter wunderschöne, zerstreute Rosen am Firmamente auf und verschwand" (Heidedorf). — T. I, S. 218, Z. 10: „Fenster . . . schwach erglänzend von dem Scheine der weißen, aufblühenden Rosenknospe des Mondes" (Hochwald). — Jean Paul, Werke, T. III, S. 484, Z. 35: „Am Himmel schlugen alle Wolken . . . in lange rote Blüten aus und durch den hohen, über die Erde geblähten Nebelflor glühten die tausend Rosen hindurch" (Titan III, 96. Zykel). Vgl. „blühendes Gewölk": Werke, T. III, S. 249, Z. 37 (Titan II, 54. Zykel) und Werke, T. IV, S. 296, Z. 13: „das Gewölke fing an zu einem roten Vorgebürge des Tages aufzublühen" (Flegeljahre III, Nr. 49). Diese Nachweise sind dem Artikel von F. Hüller: „Über Adalbert Stifters Naturschilderung" (Zeitschrift für österr. Gymnasien, 61. Jahrg. 1910, S. 193—215; vgl. S. 214ff.) entnommen.

Z. 28. Vgl. Jean Paul, Werke, T. III, S. 578, Z. 32: „Und die Sonne zog im weiten Strahlennetz die süßgesangne Welt im schönsten Äther weiter" (Titan IV, 114. Zykel).

S. 31. Z. 35. Vgl. T. II, S. 66, Z. 27: „erblaßten die fürchterlichen Sterne" (Mappe) und T. III, S. 146, Z. 6: „der Enzian, der ihn jetzt mit dem fürchterlichen Blau so seltsam anschaute" (Waldsteig). Siehe Hüller, a. a. O., S. 195.

3. Blumenstück.

S. 36. Z. 8. Vgl. S. 36, Z. 37: ein bezeichnendes Beispiel der in Stifters ersten Novellen häufig wiederkehrenden Natursymbolik, vgl. T. I, S. 110, Z. 22: „Ich blieb sitzen an der Pyramide und brütete, wie der Vormittag, der sein Gewitter braute". (Feldblumen) — T. I, S. 345, Z. 32: „Es war eine heiße Julinacht; um den ganzen Berg hing ein düsteres, elektrisches Geheimnis" und S. 350, Z. 39: „Der harte Himmel löste sich und floß in weiche Schleier ineinander" (Narrenburg). — T. II, S. 166, Z. 20 bis S. 167, Z. 34 (Mappe). Siehe darüber Hüller, a. a. O., S. 194ff.

Z. 21f. fabelhafte Blume: die Jerichorose. Vgl. „Abdias" (T. II, S. 296, Z. 1ff.).

Feldblumen.

1. Primel.

S. 44. Z. 2. Quae maribus: Offenbar eine Reminiszenz Stifters an seine ersten Lateinstudien.

Z. 7. Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern (1228 bis 1294), erhielt seinen Beinamen wegen seines Verfahrens gegen seine erste Gemahlin, Maria von Brabant, die er, von blinder Eifersucht getrieben, 1250 in Donauwörth hinrichten ließ.

S. 45. Z. 4. Die Annenkirche in der Annagasse der inneren Stadt Wien stand damals noch in Verbindung mit der von Maria Theresia gestifteten „Normalschule zu Sankt Anna".

Z. 28. Vgl. Friedrich Ratzel, „Über Naturschilderung", S. 340, der Stifter als den Meister der „einfühlenden Schilderung der Bewegung, in die unser eigenes bewegtes Innere so gern einstimmt" bezeichnet.

Z. 40. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 8, S. 314: „statt des Blutes schien die stillere, zartere Seele selber näher durch den weißen Florvorhang zu blicken" (Hesperus). Über die Beeinflussung der „Feldblumen" durch Jean Paul: Einleitung zu T. I, S. 7.

S. 46. Z. 30. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 14. Juni 1837 (Werke XVII, S. 65): „und ich bin auch wieder gut und glühend, wie dereinst, als noch ein Wald von schönen Blumen aus meinem Innern aufwuchs und ineinander duftete". Über die Beziehungen der „Feldblumen" zu Stifters Briefen: Einleitung zu T. I, S. 8f.

2. Veilchen.

S. 48. Z. 1. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 9, S. 477: „und der Frühgottesdienst der Natur, der in Stille besteht" (Hesperus).

Z. 4. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 9, S. 474: „Ich will nur nicht länger verheimlichen, daß ich gesonnen bin, dieses ganze Paphos und Rittergut an den Leser gar zu verschenken" (Hesperus). — Bd. 9, S. 475: „Anfangs wollt' ich dieses Elysium mit seinen dreimähtigen Wiesen und Nadelhölzern selber behalten" (Hesperus).

Z. 6. Stifter selbst fühlte sich wie hier sein Held als Maler und Dichter; vgl. an Adolf Frh. v. Brenner, 4. Februar 1836: „Nichts in der ganzen Welt hab' ich ja mehr als mein bißchen Poesie und den Pinsel" (Werke XVII, S. 38).

Z. 38. Fraunhofer: Benennung des Instrumentes nach seinem Konstrukteur, Josef von Fraunhofer (1787—1826), der sich durch seine Fernrohre und andere wissenschaftliche Apparate berühmt gemacht hatte.

3. Kleinwinziger Zentunkel.

S. 50. Z. 16. Vgl. Stifter an Adolf Frh. v. Brenner, 4. Februar 1836: „und hab' ich nicht endlich selber solche kapitellose Tage, nein Tage, die mit einem negativen Kapitel angefüllt sind, weil es von

andern wieder ausgestrichen und neu gemacht werden müßte?" (Werke XVII, S. 36).

S. 50. Z. 21. „Narr" war offenbar ein Lieblingswort Stifters im Verkehr mit seinen Freunden. An Sigmund Frh. v. Handel schreibt Stifter am 20. September 1837: „Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unsäglicher Liebe zu Dir und den andern des gewesenen Rundkreises bin, wirst Du ja doch endlich auch wissen — daß ich ferner ein Narr bin . . ." (Werke XVII, S. 68ff). Vgl. dazu auch Rudolf Friebs Einleitung zu Stifters „Narrenburg" in den sämtl. Werken, Prag 1908, II, S. XVII.

S. 51. Z. 10. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 7, S. 62: „Er dachte immer: Wie sollt' ihr wohl das Sitzen lassen — oder das Darreichen eines Fruchttellers — oder das Essen einer Kirsche — oder das Niedersehen in ein Briefchen" (Hesperus). — Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 54, Z. 19: „O der Liebliche! Ich fühlt' es ordentlich, wie er Gott liebt und jedes Kind. Ach, ich möcht' ihn wohl heimlich sehen, wenn er betete, und auch, wenn er selber weinen müßte in einem großen Glück." (Flegeljahre I, Nr. 8).

Z. 20ff. Der persönliche Gehalt dieser Stelle ergibt sich deutlich aus Stifters Briefen an Sigmund Frh. v. Handel. Stifter vertröstet ihn wegen eines Gemäldes, das er immer wieder verbessert und mit einem passenden Rahmen versehen lassen will (8. Februar, 14. Juni, 20. September 1837, Werke XVII). „Ich bin auch jetzt viel fleißiger, da ich einige Fortschritte machte und Fischbach bei mir war und mir Talent zusprach und mich aufmunterte" (S. 62). „Lebzeltern habe ich schon lange nicht geschrieben, da ich eine Reise ins Pinzgau vorhatte, aber um das bestimmte Reisegeld betrogen wurde und dann um Ferienurlaub bat, um wenigstens die Waldpartien des Wienerwaldes aufzunehmen, zu zeichnen, zu malen, zu studieren" (S. 68).

Z. 30. Vgl. Stifter an Heckenast, 24. Mai 1857 (Briefe, hsg. v. Aprent, Bd. II, S. 162): „Von Klagenfurt aus hätte ich ein Gelüsten, . . . den Großglockner zu besuchen, den ich seit meinen jungen Studententagen nicht gesehen habe und den ich jetzt wohl mit anderen Augen anschauen würde." Vgl. die vorhergehende Anmerkung über den Plan einer Reise ins Pinzgau. Von einer Reise Stifters in die Gegend des Großglockners ist keine andere Mitteilung vorhanden, und es fehlt jeder weitere Anhaltspunkt für die Annahme, daß Stifter in den Alpen weiter westlich als bis zum Königssee gekommen ist.

4. Glockenblume.

S. 52. Z. 13. Stifter spielt auf Kyselack an, der auf seinen Reisen seinen Namen in großen Lettern verewigte und dadurch in aller Leute Mund kam. Kyselack war Registraturbeamter der Wiener Hofkammer und starb 1831.

S. 54. Z. 21. Loudon ist die richtige Schreibung des Namens; doch wendet Stifter später die vulgäre Form Laudon an: „Das alte Siegel", T. II, S. 308, Z. 2.

Z. 42. Auch hier liegt eine Selbstcharakteristik Stifters

vor. Vgl. an Adolf Frh. v. Brenner, 10. November 1836 (Werke XVII, S. 57): „Du warst in meinem Herzen von je der erste und wirst es bleiben in Ewigkeit. Bei Collin und Lebzeltern werfen sie mir ohnehin vor, daß ich meine Freunde fleißig mit Karmin färbe, daß sie rosig aussehen."

S. 55. Z. 25. Der Gedanke ist aus Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik" entnommen, die Stifter als Lehrer junger Damen seinem Unterrichte zugrunde legte: „Daher die meisten sittlichen Ideale der Dichter Weiber sind, weil sie, weniger individuell als die Männer, den Gang der Sonne mehr wie eine Sonnenuhr und Sonnenblume still bezeichnen als wie eine Turmuhr und deren Türmer laut anschlagen" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 190, Z. 25 ff). Es ist interessant zu sehen, wie Stifter das Jean-Paulsche Bild originell weitergebildet hat.

Z. 29. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 7, S. 119: „und es ist schade, daß man an gute Köpfe keinen Barometrographen oder kein Setzklavier anbringen kann, das außen alles nachschreibt, was innen gedacht wird. Ich wollte wetten, jeder große Kopf geht mit einer ganzen Bibliothek ungedruckter Gedanken in die Erde, und bloß einige wenigen Bücherbretter voll gedruckter läßt er in die Welt auslaufen" (Hesperus).

S. 56. Z. 5 ff. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 8, S. 268: „In zwei Körpern stehen wie auf zwei Hügeln getrennt alle liebenden Seelen der Erde; eine Wüste liegt zwischen ihnen wie zwischen Sonnensystemen, sie sehen einander herübersprechen durch ferne Zeichen, sie hören endlich die Stimmen über die Hügel herüber, aber sie berühren sich nie, und jede umschlingt nur ihren Gedanken" (Hesperus).

Z. 9. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 7, S. 191: „Ich kann mich nicht mehr an die Erde gewöhnen; der Wassertropfen des Lebens ist flach und seicht geworden, ich kann mich nicht mehr darin bewegen, und mein Herz sehnt sich unter die großen Menschen, die diesen Tropfen verlassen haben" (Hesperus). — Bd. 8, S. 358: „O Julius, o Julius, zwischen den wandelnden Feuerbergen, zwischen den von einem Abgrund in den andern geschleuderten Milchstraßen, da flattert ein Blütenstäubchen, aus sechs Jahrtausenden und dem Menschengeschlecht gemacht — Julius, wer erblickt und wer versorgt das flatternde Stäubchen, das aus allen unsern Herzen besteht? . . . . wenn das ewige Grab nie voll wird und der ewige Sternenhimmel nie leer: o mein Geliebter, wer erblickt und erhält denn uns kleine Menschen aus Staub? . . . Ich und du und alle Menschen und alle Engel und alle Würmchen ruhen an seiner Brust, und das brausende, schlagende Welten- und Sonnenmeer ist ein einziges Kind in seinem Arm. Er siehet durch das Meer hindurch, worin Korallenbäume voll Erden schwanken, und sieht an der kleinsten Koralle das Würmchen kleben, das ich bin, und er gibt dem Würmchen den nächsten Tropfen und ein seliges Herz und eine Zukunft und ein Auge bis zu ihm hinauf" (Hesperus).

Z. 15. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 24. Juni

1836 (Werke XVII, S. 53): „O teurer, lieber Sigmund, ich fühle oft eine Einsamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind."

S. 56. Z. 19. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 9, S. 496: „Ach, ich habe mir oft es vorgemalt, wenn wir uns alle einander so liebten wie zwei Liebende, wenn die Bewegungen aller Seelen, wie bei diesen, gebundne Noten wären, wenn die Natur uns allen zugleich den Nachklang ihres bis über die Sterne reichenden Saitenbezuges ablockte, anstatt daß sie nur ein liebendes Paar wie ein Doppelklavier bewegt — dann würden wir sehen, daß ein Menschenherz voll Liebe ein unermeßliches Eden einschlösse und daß die Gottheit selber eine Welt erschuf, um eine zu lieben" (Hesperus).

Z. 31. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 8, S. 269: „meine zu weiche Seele, die schon unter drei frohen Minuten einsinkt, die jeden Menschen liebt und sich mit Kindesarmen ans Herz der ganzen Schöpfung hängt" (Hesperus).

Z. 34. Vgl. Stifter an Adolf Frh. v. Brenner, 10. November 1836 (Werke XVII, S. 55): „Kennst Du denn nicht von jeher meine Eigenschaft, daß ich nie etwas leiste, eben deshalb, weil ich sonst nichts will als das Ungeheuerste und Überschwenglichste und Schönste und Erhabenste und alles?"

5. Nachtviole.

S. 57. Z. 12. Paradiesgarten, auf der Löwelbastei, in Verbindung mit dem Volksgarten, einst ein beliebter Unterhaltungsort der Wiener.

Z. 15. „Rasenplatz", nicht „Rosenplatz"; der Druckfehler der zweiten Ausgabe der „Studien" wurde von allen Herausgebern weitergeführt. Erst die kritische Ausgabe der „Sämtlichen Werke" stellte die richtige Lesart her, die gestützt ist durch die ersten Drucke der „Feldblumen", in denen Stifter an dieser Stelle vom „Glacis" spricht. Die Änderung erklärt sich durch das Bestreben Stifters, die Fremdwörter zu tilgen.

Z. 31. Nachbilde, nicht „Nachtbilde", wie in der Jubiläumsausgabe der Studien (Leipzig, Amelang) und in den „ausgewählten Werken", herausgegeben von Rudolf Fürst (Leipzig, Hesse), zu lesen ist.

Z. 32. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 8, S. 269: „Ach der Mensch, der schon von der Kindheit an nach einer unbekannten Seele rief, die mit seiner eignen in einem Herzen aufwuchs — die in alle Träume seiner Jahre kam und darin von weitem schimmerte und nach dem Erwachen seine Tränen erregte . . . . — die aber, ach, nirgends erschien, nur ihr Bild in jeder schönen Gestalt zusandte, aber ihr Herz ewig entrückte — — o endlich, o plötzlich, o selig schlägt ihr Herz an seinem Herzen, und die zwei Seelen umfassen sich auf immer" (Hesperus).

S. 58. Z. 15. Zenobia, die Königin von Palmyra, die der Kaiser Aurelian 273 n. Chr. besiegte und nach Rom brachte, wo er sie in seinem Triumphzuge den Römern zur Schau stellte.

S. 58. Z. 41. Mit „Guidos" sind Bilder von Guido Reni gemeint. Auch die Romantiker und Jean Paul nennen ihn häufig bloß mit dem Vornamen. Vgl. Stifters „Zwei Schwestern" S. 48, Z. 3 „ein sanfter Guido" und (T. III, S. 318, Z. 40f.): „ein kleines Bildnis von Guido".

6. Wiesenbocksbart.

S. 61. Z. 5. Armida, die Heldin in Tassos Epos „Das befreite Jerusalem", die in ihren Zaubergärten den tapferen Rinaldo betört und festhält.

Z. 9. „Odeion" nannten die Griechen ein für musikalische Vorträge bestimmtes Gebäude. Das erste Theater dieser Art erbaute Perikles. Die Verwendung des Wortes bei Stifter erinnert an den Stil Jean Pauls. Ähnlich S. 90, Z. 1: Titus, eine Tempelhalle, weit und ungeheuer, hat sich in meinem Herzen aufgebaut, und ich trage einen neuen seligen Gott darinnen. (Vgl. Anmerkung hiezu.)

Z. 12ff. Ähnlich dachte Jean Paul über die Ehe. Vgl. Titan IV, 125. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 642): „Durch die leichte Wendung eines Lobs, das sie Idoinen über ihren mutigen Widerstand gegen das Schiffziehen in einer verhaßten Fürstenehe und über den Gewinn eines ewigen Jugendlebens gab, brachte sie die Gräfin (Julienne) dazu, ihren ketzerischen Haß gegen die Ehe zu offenbaren und zu sagen, daß diese die Blume mit einem scharfen Eisenringe an ihren Stab peinlich gefangen lege — daß Liebe ohne Freiheit und aus Pflicht nichts sei als Heuchelei und Haß — und daß das Handeln nach der sogenannten Moral so viel sei, als wenn einer nach der Logik, die er vor sich hätte, denken oder dichten wollte, und daß die Energie, der Wille, das Herz der Liebe etwas Höheres sei als Moral und Logik." Vgl. auch Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 371, Z. 30): „Sehr wohl, denn die Ehe ist gegen die lyrische Blumenlese der Liebe, ja, gegen deren bloßes Schlemperlied, eine so langweilige Kanzleiprose, als ich nur kenne."

S. 63. Z. 13. Ähnlich äußert sich Goethe in den „Leiden des jungen Werthers": „Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte" (I. Buch, erster Brief). Mit den Romantikern teilt Jean Paul die Vorliebe für die englische Gartenkunst. „Ein holländischer Garten erscheint nur als der Widerruf jedes Romantischen; aber ein englischer, der sich in die unbestimmte Landschaft ausdehnt, kann uns mit einer romantischen Gegend umspielen, d. h. mit dem ‚Hintergrunde einer ins Schöne freigelaßnen Phantasie'" („Vorschule der Ästhetik", Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 85, Z. 28ff.). Das Manifest gegen die Romantik in den Halleschen Jahrbüchern 1840 verspottet „die romantische Waldeinsamkeit" und charakterisiert den Romantiker: „Er verachtet die Park- und Gartenkunst und liebt den Naturwuchs der

‚Waldeinsamkeit'." Vgl. Sauer, „Einleitung zu Stifters sämtlichen Werken", I, S. XVIII.

S. 64. Z. 26. Hier hat Stifter, wie Kosch („Adalbert Stifter und die Romantik", S. 108) nachgewiesen hat, ein Gegenstück zu der Junggesellenstube des Hauptmanns in Jean Pauls „Titan" geliefert: „Als Albano das erstemal in dessen Sommerstube trat, so hatt' er freilich darin eine Bedienten-, eine theatralische Anziehstube und ein Offizierszelt auf einmal vor sich. Auf der Tafel lagen verworrene Völkerschaften von Büchern, wie auf einem Schlachtfeld, und auf Schillers Tragödien das hippokratische Gesicht von der Redoute und auf dem Hofkalender eine Pistole — das Bücherbrett bewohnte die Degenkuppel neben ihrer Seifenkugel aus Kreide, ein Schokoladequerl, ein leerer Leuchter, eine Pomadebüchse, Fidibus, das nasse Handtuch und die eingetrocknete Mundtasse — das Glashaus der ausgelaufenen Standuhr und der Wasch- und der Schreibtisch standen offen ....." II, 53. Zyklel, Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 242, Z. 18 ff.).

Z. 37. Jakob Fuggers „Ehrenspiegel des Hauses Österreich" (1668 erschienen) erfreute sich als wichtiges Quellenbuch für die österreichische Geschichte noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhundertes großer Wertschätzung. Auf ihn griff auch Grillparzer bei den Studien zu seinen patriotischen Dramen zurück.

Z. 42. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 24. Juni 1836 (Werke XVII, S. 53): „und habt keine Zeit, daß wir einmal abends recht wacker Gefühle hätten".

S. 65. Z. 16. Auch hier ergibt sich wie an anderen Stellen eine Beziehung zu Stifters Leben in dem Jahre 1836, dem auch das Reisetagebuch (vgl. Einleitung zu T. I, S. 4 und 10) entstammt: Stifter berichtet am 17. Juni 1836 seinem Freund Frh. v. Handel, daß er mit Fischbach zu wiederholten Malen die Kunstausstellung besuchte (Werke XVII, S. 51).

Z. 17. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 8. Februar 1837 (Werke XVII, S. 63): „Bei den Pepischen war ich öfters abends und fand halt immer wieder die liebe, herzliche Güte, Herzlichkeit und Seelenschönheit dieser Familie" (vgl. Einleitung zu T. I, S. 9).

7. Himmelblauer Enzian.

S. 69. Z. 5 ff. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 9, S. 410: „Viktor blickte in die stille, schwarze Luft vor ihm, die vor wenig Minuten mit hängenden Gärten von Tönen, mit zerfließenden Lustschlössern des menschlichen Ohrs, mit verkleinerten Himmeln erfüllt gewesen und [illegible] nun da blieb als nacktes, schwarzes Feuerwerks-Gerüst." (Hesperus.) Das Einfachere, Anschaulichere und Plastischere des Stifterschen Bildes hebt Franz Hüller in dem Artikel „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil", Euphorion XVI, 1909, S. 137, hervor.

Z. 12. selbsten. Die Verwendung dieser Form, die Adelung („Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" IV, Wien 1808, Spalte 18) „einigen gemeinen Mundarten" zuweist und als „zwar im Hoch-

deutschen nicht selten, jedoch für die edle Schreibart zu gedehnt und kraftlos" kennzeichnet, erklärt sich aus dem Bestreben Stifters, seine Sprache durch hie und da eingestreute Archaismen und Vulgarismen charakteristisch zu färben. Nach Paul, S. 491, „noch zuweilen bei Goethe und Schiller".

S. 69. Z. 41; S. 70. Z. 3. Vergil, Aneis II, V. 268 f. „Noch war die Zeit, da Ruhe zuerst mühseligen Menschen Annaht und durch Göttergeschenk willkommen sich einschleicht." (Voß.)

S. 70. Z. 42. Der heute noch bestehende Gasthof „Goldenes Lamm" im Bezirke Wieden.

S. 72. Z. 38. Die Erörterung der Frage, wer der größte Meister sei, Mozart oder Beethoven, war offenbar ein Lieblingsthema der Wiener Gesellschaft zur Zeit der Entstehung der „Feldblumen". Vgl. „Mozart und Beethoven", Novelle von Friedrich Dornau, Witthauers Wiener Zeitschrift 1843, Nr. 105—107, S. 833—852.

S. 75. Z. 33. Vgl. Eichendorff, „Dichter und ihre Gesellen" I, 1 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 20, Z. 5): „Vergebens riefen diese ihm zu, sich zu moderieren, der Unaufhaltsame drehte mit wahrem Virtuosenwahnsinn die Töne wie einen Kreisel immer schneller und dichter, die Tanzenden gerieten endlich ganz außer Takt und Atem, es entstand ein allgemeines Wirren und Stoßen, bis zuletzt alle zornig auf den Musikus eindrangen."

S. 76. Z. 2. Vgl. Lukas 14, 16 ff.: „Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe aus bald auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein" (21).

S. 78. Z. 13. der Tanz war aus. Die der Umgangssprache geläufige Wendung: aus sein = zu Ende sein, liebt Stifter. Vgl. S. 82, Z. 1 (Feldblumen); T. II, S. 321, Z. 6: war die Messe aus geworden; S. 321, Z. 12; S. 323, Z. 34 (Das alte Siegel).

S. 82. Z. 19. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 20. September 1837: „Daß ich ferner ein Narr bin, der sich nur ein einzig Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein ebensolches unermeßliches Weiberherz . . ., aber sie sind Gänse, die derlei für Phantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmieseln kaufen" (Werke XVII, S. 69).

8. Erbrauch.

S. 83. Z. 4 f. nicht „hintangegeben", wie die meisten Herausgeber schreiben; hindann = von dannen, weg. Vgl. „Narrenburg", T. I, S. 279, Z. 1: hindangezahlt = abgezahlt.

9. Schwarzrote Königskerze.

S. 85. Z. 30. Vgl. Stifter an Adolf Frh. v. Brenner, 10. November 1836 (Werke XVII, S. 57): „Für die Assistentenstelle aus der Physik, die mir sehr zugesagt war, und wofür ich schon am Schundigen hinstreifend Protektionen suchte, ist mir ein erst vor zwei Jahren die Philosophie absolviert Habender vorgezogen worden. Drei Kon-

kurse hab' ich wieder gemacht . . . Die Kunst hat mein Herz noch immer so fest wie eine erste, ewig unvergeßliche Jugendgeliebte."

S. 85. Z. 36. Vgl. Einleitung zum „Abdias" (T. II, S 209) und Stifters Artikel „Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842" (T. VI, S. 50, Z. 35ff.). Jean Paul spricht sich in der „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 258, Z. 10ff.) über die bewußte Vertauschung der Ausdrücke für Sinnesempfindungen aus: „Schwerer fällt aber der Phantasie das Zusammenstellen der zwei unähnlichsten Sinne, des Auges und Ohrs, des Sichtbarsten und Unsichtbarsten. Tieck läßet nicht nur die Farben klingen — was noch kühn angeht, da vom Sichtbaren ja überall der unsichtbare Geist der Wirkung ausgeht —, sondern auch die Töne glänzen, was noch einen kühnern Sprung ansinnt." Auch als Dichter befolgte Jean Paul das Beispiel Tiecks: „Helle, gespannte Farben erklangen, hohe Töne blitzten oben im Flug, und die tiefern ließen am Boden Blumen fallen" (Über den Tod nach dem Tode oder der Geburttag, Reclam Nr. 1840, S. 75). Vgl. Justinus Kerner, (hsg. von Gaismaier, III, Reiseschatten VI, 4: „Wie viele Ähnlichkeit hat nicht eine Nachtviole mit einer Nachtigall! Jene ist unter den Blumen die duftreichste, diese unter den Vögeln der tonreichste; jene duftet, diese singt nur bei Nacht; beide haben gänzlichen Mangel an Farbe", S. 193 — VI, 6: „So war es, als strömten die Blumen tönende Düfte aus und sängen einander in Wechselchören zu", S. 196. Otto Ludwig über die Heldin seiner Novelle „Maria" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. II, S. 321): „Sie vermischte die Sinneseindrücke in ihren Reden auf die seltsamste Weise, so daß sie von Tönen behauptete, sie sähen rot oder blau, und umgekehrt von den Farben, sie klängen munter oder traurig. Ein Mädchen, einige Jahre älter als sie, die Tochter eines Dorfkrämers, nannte sie das blaue Lied."

S. 86. Z. 10. Mont perdu, ein Hauptgipfel der Zentral-Pyrenäen.

Z. 20ff. Vgl. Stifter an Frh. v. Brenner, 4. Februar 1836: „Von dem, wie Du mir abgingst, kann ich Dir keine Silbe sagen, es war entsetzlich einsam in Wien, und am allertraurigsten war der Hohe Markt, er war der Grèveplatz der Freundschaft" (Werke XVII, S. 39) — an denselben, 24. September 1834: „O was sind alle Liebschaften und Mädchen gegen ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund, wie Du eins trägst, wie Sigmund eins trägt, wie Pepi — und hol' mich der Teufel, wie ich! Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle, klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiters nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein" (Werke XVII, S. 31).

S. 87. Z. 5. Vgl. Friedr. Ratzel, „Über Naturschilderung", 1906, S. 329: „Es kann in der Sache liegen, daß die vollen Worte und breiten Sätze sich nicht herauswagen, daß der Schilderer gleichsam mit unterdrückter Stimme spricht. Von dem größten Gedankenreichtum wird die Sprache ebenso einsilbig, wie wenn uns die Natur mit Ein-

drücken überschüttet. Worin liegt der Reiz eines so einfachen Ausdrucks wie bei Stifter: ‚Tiefdunkle Bläue ist am Himmel'? Warum gefällt mir dieses so viel besser als eine gebräuchlichere Wendung? Das Geheimnis liegt zum Teil darin, daß in jeder anderen Wendung mehr der Himmel als das Blau hervortritt; aber nur dieses Blau ist klar, sinnlich nahe, während der Himmel bloß ein Begriff ist. Indem ich mir nun vorstelle, daß die Bläue am Himmel ist, gewinnt der Himmel selbst an Wesenheit. Dazu das zurückhaltende ‚ist'. In diesem Sotto Voce ist gerade Adalbert Stifter Meister und Muster." Vgl. „Narrenburg" (T. I, S. 314, Z. 16ff.): „und von oben war die tiefe Bläue des Himmels und das niederfließende Gold der Sonne".

10. Ehrenpreis.

S. 87. Z. 37. Vgl. die Verwendung desselben Ausdrucks „ausschießen" in Stifters Briefen an Frh. v. Handel, 17. Juni 1836: „denn der Herrliche in der Ferne verdiente ja halbe Tage ausgeschossen zu kriegen" (Werke XVII, S. 50) — an Adolf Frh. v. Brenner, 10. November 1836: „da muß ein Tag ausgeschossen werden, der eben ein ausgeschossener ist, sogar ganz blau muß er sein" (S. 56). — Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 53: „im Sinne ‚aussondern' altneuhochdeutsch und noch bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts . . . einzelne Gedanken zu seinem besten Gebrauch ‚ausschießen' Jean Paul. Dazu: Ausschuß." Vgl. hingegen „Feldblumen", S. 85, Z. 1f.: „aber noch diese Woche schließe ich einen eigenen Tag für Dich aus, um Dir alles zu schreiben".

S. 88. Z. 4. Das Zitat ist dem zweiten Gesang der Äneis des Vergil entnommen; vgl. V. 26f.: „Und ganz Teukria (= Troja) löset das Herz von der langen Betrübnis. Offen stehen die Tore" (Voß).

Z. 6. expansis portis = (aus den) geöffneten Toren.

Z. 32. Mariabrunn bei Hadersdorf im Wiener Walde, damals Sitz einer k. k. Forst-Lehranstalt. Stifter hoffte, eine Lehrstelle an ihr zu erhalten. Vgl. „Lebensbild", S. XXV.

Z. 38. Vgl. Jean Paul, Werke, Bd. 9, S. 503 (Hesperus): „Ich habe daher gar eine Flasche Burgunder aufgesiegelt und neben die Tintenflasche gestellt" (Hüller, „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil", Euphorion XVI, 1909, S. 139).

S. 89. Z. 2. Vgl. Stifter an Frh. v. Brenner, 4. Februar 1836 (Werke XVII, S. 36ff.): „Ich wollte sogleich den ganzen Roman mitschicken, aber wird er denn fertig? und wenn ich im besten Zuge bin, läuft nicht eilig ein Prosa-Individuum daher und redet sehr mit mir? . . . Es ist schändlich und schmachvoll, daß ich Dir so lange nicht schrieb, aber nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus Überfluß derselben entstand immer und immer kein Brief; denn ich hatte Dir stets so viel zu sagen, daß 2 Stunden, ja 3 oder 4 Stunden nicht hinreichten, das alles zu schreiben, wenn ich nun 1 oder $1^1/_2$ Stunden Zeit hatte, so war es ja gar nicht der Mühe wert anzufangen, und ich verschob es, bis ein Tag sei, wo ich mich recht breit niedersetzen könnte und so viel Zeit vor mir hätte, mich auf dem unendlich gedehnten,

weißen Ozeane einzuschiffen und zu segeln, wie's mir beliebte — aber dieser Tag, dieses Jubiläum des Herzens begann nie, und so muß selbst dieses Gegenwärtige eitel Stückwerk werden. Wo soll ich nun anfangen, — was auslesen — was zurückhalten?"

S. 89. Z. 4f. „Unbedeutenheiten" schreibt Stifter auch noch im „Nachsommer" (Bd. 2, S. 64): „Meine Habseligkeiten sinken dagegen zu Unbedeutenheiten herab."

S. 90. Z. 1. Vgl. Jean Paul, Titan II, 53. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 241, Z. 8): „Und in dieser Zeit (den Jünglingsjahren) wohnt die Freundschaft noch im heiter offnen griechischen Tempel, nicht wie später in einer engen gotischen Kapelle."

Z. 15. Dasselbe Bild öfters bei Stifter: T. I, S. 227, Z. 28: „bis endlich mitten unter ihnen am Waldrande ein blasser, milchiger Lichtstreifen aufblühte" (Hochwald). — S. 196, Z. 4: „die Wolken, wie sie aufblühen in der Öde des Himmels" (Hochwald). Vgl. Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 258, Z. 3ff.): „Adelung . . . . tadelt: Das Licht verwelkt (von Bodmer); warum soll das Entfärben des Verwelkens nicht dem Erblassen des Strahlens gleichen? Tieck sagt: ‚Das Licht blüht'. Da nun so viele Blüten noch weiße sind, so ist diese Kühnheit nur stärkere Richtigkeit." Das Bild findet sich auch in Jean Pauls Werken, im Titan III, 96. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 484, Z. 31ff.): „Da quoll die goldne Sonne durch die Wolken und durch die Träume hindurch und übergoß mit dem blühenden Abendlicht, mit dem jugendlichen Rosenöl ihrer Abendwolken die entfärbte Himmelsschwester" — T. I, 52. Zykel (Werke, T. III, S. 238, Z. 36ff.): „und in der Ferne sah man das Frühlingsrot der Mitternacht am Himmel blühen." Hüller (Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1910, S. 214) verweist außerdem auch auf ein Jugendgedicht Stifters aus dem Jahre 1823 „Die Heimat": „Und die Röte welkt, ein Bild der sterbenden Unschuld."

S. 91. Z. 41. Vgl. Stifter an Frh. v. Handel, 24. Juni 1836 (Werke XVII, S. 52): „Daß Pepi [Fürst Josef Colloredo] hier war, wirst Du wissen, daß ich unsägliche Streite mit ihm hatte, vielleicht nicht; denn er verachtet jedes Wissen und Philosophieren und philosophiert doch gerne; und stellte wieder Einseitigkeiten auf, daß man aus der Haut fahren wollte."

S. 92. Z. 12. Vgl. Jean Paul, „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 74, Z. 33f.): „jeder Genuß hatte auf dem Olymp seinen Verklärung-Tabor gefunden" — „Flegeljahre" I, 2 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 27, Z. 24): „‚wie oft', sagt' ich droben, ‚wirst Du Dich nicht künftig auf diesen Tabors verklären.'"

S. 93. Z. 19. Der genaue Wortlaut der Jean Pauls „Titan" entnommenen Stelle ist: „Ihr großen oder seligen Geister über uns! Wenn der Mensch hier unter den armen Wolken des Lebens sein Glück wegwirft, weil er es kleiner achtet als sein Herz: dann ist er so selig und so groß wie ihr" III, 80. Zykel, Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 407, Z. 24).

S. 94. Z. 38ff. Vgl. Jean Paul, Titan II, 61. Zyklel (Werke, T. III, S. 301, Z. 1): „so gleicht der Selige dem Jüngling Albano im magischen Zimmer — die Jalousiefenster streueten gebrochne Lichter, grüne, zitternde Schatten aus, und es dämmerte heilig wie in Hainen um Tempel — nur tönende Bienchen flogen aus der lauten, fernen Welt durch die schweigende Klause wieder ins Getöse — einige scharfe Sonnenstreife, gleichsam Blitze vor Schlafenden, wurden romantisch neben der Rose hin und her geweht . . . In diesen Zauber ließ sie die Töne wie Nachtigallen aus ihren Händen fliegen." An Jean Paul erinnert auch die Abendstimmung der Szene bei Stifter.

11. Osterluzei.

S. 96. Z. 28. Stifter überträgt hier auf seinen Helden die Gefühle, die Franziska Greipl in ihm erregte. In dem im „Lebensbilde" verwerteten Brief vom 20. August 1835 lesen wir (Werke XVII, S. 34ff.): „Du warst ja doch immer trotz meiner vorsätzlichen Selbstverhärtung die Braut meiner Seele — Du warst doch immer die Heilige, zu der mein besseres Innere betete . . . Sagst Du aber, Du liebest mich nicht mehr, so will ich es leiden, wie auch das Herz weh tue, und will nur allein Dich zur Braut meiner Ideen machen und Dich fort lieben bis an meinen Tod."

S. 97. Z. 10. Dasselbe Bild findet sich in einem Briefe Stifters an Frh. v. Handel, 20. September 1837 (Werke XVII, S. 67): „Sei froh, Lieber, daß Dir der Teufel kein solches Ei in die Wirtschaft legte, das man dann nicht ausbrüten kann, oder statt lustiger Vögel kriechen Frösche aus. Aber brütet denn nicht unsere ganze Cotterie?"

Z. 16. Vgl. Stifter über seine Schülerinnen an Frh. v. Handel (Werke XVII, S. 63): „Beide sind tausendmal besser als ich selber und ich liebe sie beide recht ausnehmend herzinniglich und freue mich allemal auf unsere Unterredung." Hierzu: Stifter, „Feldblumen", S. 91, Z. 28: „daß sie . . . immer früher kommt (ich natürlich ohnehin immer viel zu früh), daß noch einiges Gespräch vorher hin und wieder gehen könne".

S. 98. Z. 13. Ähnlich vielseitig ist das von Jean Paul aufgestellte Programm für weibliche Erziehung. Es umfaßt Kräuterlehre, Sternkunde, Mathematik, Geschichte, Musik und außer der Muttersprache Englisch, Italienisch und Latein. („Levana" § 91, Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VIII, S. 176.)

Z. 18. Vgl. Stifter über seinen Unterricht, an Frh. v. Handel, 8. Februar 1837 (Werke XVII, S. 63): „Mit den beiden andern begann ich Seelenlehre, die ich jetzt für sie schriftlich verfasse, um sie ihnen als Andenken zu hinterlassen. Dann nahm ich die Grundzüge des Naturrechtes als Vorbereitung zu Rottecks Geschichte, in der wir jetzt sind."

S. 99. Z. 7. Vgl. Jean Paul „Hesperus" (Werke, Hempel, Bd. 7, S. 85): „Und vollends mit euch armen Weibern! Wüßtet ihr oder ich denn in eurem vernähten, verkochten, verwaschnen Leben oft,

daß ihr eine Seele hättet, wenn ihr euch nicht damit verliebtet?" Auch Tieck hat in seinem Jugendwerk „Däumchen" gegen das Stricken der Frauen polemisiert (siehe Kosch, „Adalbert Stifter und die Romantik", S. 74).

S. 99. Z. 13. Verlernen = durch Lernen verbrauchen (Grimm, D. W. B. 12, 777).

S. 101. Z. 34. Die Bedeutung der ersten Kindheitseindrücke hat Jean Paul in der „Levana" § 17, Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VIII, S. 43, Z. 32ff. hervorgehoben: „Wenn in den alten Jahren die größten Beispiele moralischer Momente vor uns vorübergehen, ohne unser Leben mehr aus seiner Bahn zu rücken als ein vorbeifliegender Bartstern die Erde: so wirft im tiefen Stande der Kindheit der erste innerliche oder äußerliche Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit usw. Schatten oder Licht unabfehlich in die Jahre hinein . . . . Man hat auf diese einzige Zeit, auf die Umgebungen und Früchte derselben noch zu wenig gemerkt."

12. Vergißmeinnicht und Wolfsmilch.

S. 106. Z. 7. Augarten, ein großer von Kaiser Joseph II. den Wienern zugänglich gemachter Park in dem heutigen Bezirke Leopoldstadt.

14. Ginster.

S. 115. Z. 14. Vgl. die Anm. zu T. I, S. 27, Z. 3 (Kondor). In dieser Auffassung der Natur berührt sich Stifter auch mit Tieck: „Sobald ich die Stadt mit ihren Häusern und dem Gedränge ihrer Menschen aus den Augen verliere, fange ich auch an, mehr in mich selbst zurückzugehn: die Armseligkeiten, die in der Gesellschaft immer noch einen Anschein von Wichtigkeit behalten, verlieren sich in der klaren Natur — ich sehe den Glücklichen und den Unglücklichen meinem Herzen näher gerückt, ich versuche es, die lästige bunte Kleidung, die uns von Jugend auf angeschnürt wird, abzustreifen und als einfacher Mensch dazustehn." (Peter Lebrecht, „Schriften", Reimer, 1829, Bd. XIV, S. 178f.) — „Wie bist du (Natur) so lauter und so wahr" („Der Geheimnisvolle", Bd. XIV, S. 319).

Z. 21. Mühlkreis = Bezeichnung des nördlich der Donau von der Großen Mühl durchflossenen Teiles von Oberösterreich.

Z. 22. Urfahr = am linken Ufer der Donau gelegen, mit Linz durch eine Brücke verbunden, jetzt eine selbständige Stadt.

Z. 32. Vgl. Jean Paul, Titan II, 53. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 242, Z. 10): „Der gestörte Selbstmörder, der das schöne feste Leben durchrissen, kehrt aus seiner Todesstunde als ein fremder unheimlicher Geist zurück, dem wir nicht mehr trauen können, weil er in seiner Ungebundenheit jede Minute das wegwerfende Spiel mit der Menschengestalt wieder treiben kann."

S. 116. Z. 3. „Alphorn" von Justinus Kerner, Werke, hsg. von Gaismaier, I, S. 135. Vgl. auch Eichendorff, „Dichter und ihre Gesellen", 3. Buch, 23. Kap. (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek,

T. IV, S. 182, Z. 11): „Aber in seiner stillen Stube . . . . überkam es ihn oft wie Alphornsklänge den Schweizer in der Fremde."

15. Liebfrauenschuh.

S. 119, Z. 25. Vgl. T. III, S. 124, Z. 30: „und wenn die Sonne ganz besonders heiß und strahlenreich schien, so saß er ohne Hut mitten in dem Lichtregen im Garten" (Waldsteig) — T. II, S. 301, Z. 18: „(Ditha) saß gerne auf dem Sandwege des Gartens . . . . und ließ die Mittagsstrahlen auf sich niederregnen". Hüller (Zeitschrift für österr. Gymnasien, 61. Jahrg., 1910, S. 212ff.) hat für diese Stellen die Übereinstimmung Stifters mit einem Lieblingsbild Jean Pauls nachgewiesen. Titan I, 28. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 139, Z. 29): „aber im Jünglinge, zumal vor dem Kronleuchter der Sonne, loderte ein Leuchtregen nieder" — Siebenkäs (T. II, S. 446, Z. 2): „und das Mondlicht zitterte vor ihnen nur in einem Leuchtregen hernieder" — Titan III (T. III, S. 460, Z. 1): „Plötzlich war der Herbstpurpur auf allen Gipfeln um das Schloß vom Monde silbern betauet, und es regnete leuchtend an den weißen Wänden und in die weißen Gänge des Gartens nieder."

S. 120. Z. 3. Vgl. Stifter an Frh. v. Handel, 24. Juni 1836 (Werke XVII, S. 53): „wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in seine Wunderblüten, lauter Schönes, Herrliches, köstlich Liebendes in seinem Kelche tragend, das doch ich selber wieder vorgelocket habe" — an denselben, 14. Juni 1837 (Werke XVII, S. 65): „es regt sich etwas wie wehmutsvolles Nachklingen von frommen Frühlingskinderglocken — und ich bin auch wieder gut und glühend wie dereinst, als noch ein Wald von schönen Blumen aus meinem Innern aufwuchs und ineinander duftete." Vgl. Feldblumen, S. 125, Z. 28: „(Lothars) schöne Blumenseele". Dasselbe Bild hat Stifter wieder in einem Briefe an Josef Türk, 16. Juli 1852, aufgenommen (Werke XVII, S. 387): „Es ist möglich, daß in mir viele Blumen getötet wurden, es ist aber auch möglich, daß sie vielleicht gar nie da waren."

S. 121. Z. 1. Gemeint ist Goethes Gedicht „Auf dem See" (1775).

Z. 20. Oberennsisch = oberösterreichisch. Die ältere Bezeichnung für Oberösterreich ist Österreich ob der Enns.

S. 124. Z. 17. Spital = Spital am Pyhrn, nach dem in das steirische Ennstal führenden Pyhrn-Paß genannt.

Z. 26f. Die Zither mit dem Bande gehört zu den Requisiten der romantischen Dichtung. Vgl. Eichendorff, „Aus dem Leben eines Taugenichts" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 57, Z. 38): „Da erkannte ich mit Verwunderung den guten, langen Studenten, der die Gitarre an einem breiten, seidenen Bande um den Hals hängen hatte."

S. 125. Z. 17. Grundelsee, nahe bei Aussee, am Fuße des Toten Gebirges gelegen, das vom Almsee aus in der Richtung nach Aussee überquert werden kann.

Z. 40. Elm, ein Gipfel des Toten Gebirges.

16. Baldrian.

S. 127. Z. 37. Vgl. Stifter an Frh. v. Brenner, 21. September 1834 (Werke XVII, S. 31): „Freilich der schönste Bund ist es, wenn ein Mädchen oder eine Gattin groß genug sein kann, nicht vor dem weiten Tempel des Mannes oder vor seiner großen Alpe zu erschrecken, sondern bewundernd und jubelnd — hineinzutreten oder hinaufzuklettern." Deutlich als Nachahmung Jean Pauls erkennbar; vgl. Vorschule der Ästhetik (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 55, Z. 2): „ja das Talent prangt oft als grüner Hügel neben der kahlen Alpe des Genies". — Titan III, 86. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 428, Z. 43): „Mühsam erreicht der Mensch die Alpe der idealistischen Liebe, noch mühsamer und gefährlicher ist — wie von andern Alpen — das Herabsteigen von ihr."

S. 130. Z. 33. Faltern. Ebenso T. I, S. 156, Z. 20 (Heidedorf) und öfters. Vgl. Sauer, Stifters sämtl. Werke I, S. 377. Stifter bevorzugt das Femininum (vgl. Grimm, D. W. B. 3, 1440) und die schwache Pluralform.

S. 132. Z. 19. Die Form „Vorfahrer" verwendet Stifter mit Vorliebe. Vgl. T. III, S. 279, Z. 6 (Zwei Schwestern). Nach Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 626, „öfters bei Jean Paul".

17. Lilie.

S. 135. Z. 4. Ebenso „Heidedorf" T. I, S. 152, Z. 29: „und geliebt es Gott", und Stifter an Josef Türk, 16. Juli 1852 (Werke XVII, S. 387): „Dann, geliebt's Gott, sehen wir uns auch." Auch bei Grillparzer, „Libussa", II. Akt: „geliebt's den Göttern".

18. Gundelrebe.

S. 137. Z. 32. Plössl, Simon (1794—1868) hatte sich als Leiter einer optischen Werkstätte in Wien der Unterstützung durch den Astronomen Josef v. Littrow zu erfreuen und erfand die sogenannten dioptrischen Fernrohre. Vgl. „Feldblumen", S. 48, Z. 38.

19. Himmelsröschen.

S. 139. Z. 3. Stifter gebraucht mit Vorliebe „gesegnen" für „segnen". Vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 120, Z. 36): „sie gesegnete den Sohn beim Abschiede". Vgl. „Bergkristall" (T. IV, S. 189, Z. 29): „von der Mutter mit einem Kreuze besegnet".

Das Heidedorf.

1. Die Heide.

S. 140. Z. 11. „Band" mit Vorliebe von Stifter für die Berge seiner Heimat verwendet und tatsächlich bezeichnend für den Böhmerwald, bei dessen Anblick dem Leser Stifters dieses Bild in Erinnerung kommt. Vgl. „Hochwald" (T. I, S. 192, Z. 14): „am obersten Rande

eines breiten Waldbandes". — „Abdias" (T. II, S. 276, Z. 14ff.): „auf dessen Höhe ein Föhrenwald wie ein mattes Band am Himmel hinzieht". „Hagestolz" (T. III, S. 25, Z. 42): „Sie sahen die fernen Berge als ein einfaches, blaues Band gegen den gelben Abendhimmel emporstehen." — „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 323, Z. 42): „die umgebenden blaulichen, dämmernden Bänder des böhmischen Waldes".

S. 141. Z. 4. Vgl. Heins Zeichnung in seinem Werke über Adalbert Stifter S. 143: Die Predigerkanzel am Roßberg bei Oberplan.

S. 143. Z. 15f. David. Vgl. 1. Samuel. 16, 1: „Und der Herr sprach zu Samuel: . . . . Fülle dein Horn mit Öl und gehe hin; ich will dich senden zu dem Bethlehemiter Isai; denn unter seinen Söhnen hab' ich mir einen König ersehen." 11: „Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle? Er aber sprach: Es ist noch übrig der kleinste; und siehe, er hütet der Schafe. Da sprach Samuel zu Isai: Sende hin und laß ihn holen."

S. 144. Z. 37. „erbarmen" verbindet Stifter ungewöhnlicherweise mit dem Dativ der Person; vgl. T. III, S. 47, Z. 16: „aber sie erbarmen mir doch" (Hagestolz).

S. 145. Z. 10ff. Dieser Erziehungsgrundsatz entspricht den von Jean Paul in der „Levana" geäußerten Ideen; vgl. § 17 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VIII, S. 43, Z. 43): „Es wird nämlich von der menschlichen Natur der Gottmensch empfangen und geboren; so nenne man kühn jenes Selberbewußtsein, wodurch zuerst ein Ich erscheint, ein Gewissen und ein Gott." — § 24 (S. 50, Z. 26): „Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen strebt. Am hellesten schauet jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingalter." § 49 (S. 89, Z. 20): „Folglich umringt eure Kinder nicht, wie Fürstenkinder, mit einer Kleinwelt des Drechslers; reicht ihnen nicht die Eier bunt und mit Gestalten übermalt, sondern weiß: sie werden aus dem Innern das bunte Gefieder schon ausbrüten. Hingegen je älter der Mensch wird, desto reichere Wirklichkeit erscheine."

2. Das Heidehaus.

S. 145. Z. 27. Schoppen = Schuppen, Schupfen. Von Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 477, als „früher übliche Form" (Immermann, Freytag) bezeichnet. Auch sonst bei Stifter; T. I, S. 275, Z. 33 (Narrenburg); T. III, S. 61, Z. 9 (Hagestolz).

S. 146. Z. 23. Das Bild erinnert an Jean Paul, „Levana" § 49 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VIII, S. 89, Z. 25): „Die Steppe, auf welcher der Jüngling wenigstens den Morgentau des Liebeschimmers erntet, erkältet mit trübem Abendtau den halbblinden Greis."

Z. 28ff. Es liegt nahe, diese Worte ebenso auf Stifters Vater zu beziehen wie die in der „Mappe des Urgroßvaters" (T. II, S. 41, Z. 37): „es klangen mir längst vergessene Worte in den Ohren, von denen mir die Mutter erzählt hat, daß er (der Vater) sie einstens gesagt: ‚Ich darf es dem Knaben nicht zeigen, wie sehr ich ihn liebe'".

S. 148. Z. 34. Vgl. Aprent, Einleitung zu Stifters Briefen, S. XI: „Als er nun lesen gelernt hatte, war es besonders die biblische Geschichte, welche ihn anzog. Einstmals als er die Großmutter und noch eine andere Frau, da sie nach Glöckelberg gingen, dahin begleiten durfte, erzählte er die Geschichte vom ägyptischen Joseph so ausführlich und rührend, daß die Frau voll Verwunderung ausrief: ‚Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der Heilige Geist selber‘."

3. Das Heidedorf.

S. 150. Z. 2. Das Bild der Kette zur Bezeichnung eines Kontinuums findet sich oft bei Stifter, z. B. T. II, S. 38, Z. 33: „Daß das Bildnis hier stand, daß es heute regnete, daß ich heraufstieg und es wegnahm — das sind lauter Glieder derselben Kette, damit das werde, was da ward" (Mappe des Urgroßvaters). T. II, S. 228, Z. 8 (Abdias). T. III, S. 122, Z. 21: „und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder" (Hagestolz). Dieses Bild hat Stifter vielleicht von Herder übernommen, bei dem es uns sehr oft begegnet, besonders in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"; vgl. IX. Buch, Kap. 1 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 117, Z. 12): „Goldene Kette der Bildung". — IX. Buch, Kap. 1 (T. IV, S. 111, Z. 29): „so wird eben damit auch die Geschichte der Menschheit notwendig ein Ganzes, d. i. eine Kette der Geselligkeit und bildenden Tradition vom ersten bis zum letzten Gliede". — S. 111, Z. 34: „in dieser Kette von Individuen". Vgl. noch S. 112, Z. 8; S. 115, Z. 15; S. 116, Z. 26.

S. 151. Z. 25. am Pankratiustage, am 12. Mai, dem Tage des heiligen Pankratius, eines der drei „Eismänner".

S. 152. Z. 10ff. Die Ballade von Johann Nepomuk Vogl „Das Erkennen" setzt mit der Heimkehr des Sohnes ein.

„Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?"

Weder der Zöllner noch sein Schätzlein erkennen ihn.

„Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her.
‚Gott grüß Euch‘, so spricht er und sonst nichts mehr.
Doch sieh', das Mütterchen schluchzet voll Lust:
‚Mein Sohn‘ und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt."

Hier finden sich alle wesentlichen Züge der Darstellung Stifters. Charakteristisch ist die Herübernahme der Reimworte der Ballade: „Hand, verbrannt, erkannt". Auch in der Schilderung des Gefühlsausbruches und der wortkargen Innigkeit der Begrüßung begegnet sich Stifter mit Vogl.

4. Der Heidebewohner.

S. 159. Z. 35. die Halmen. „Halm" hatte früher eine schwache Nebenform mit dem Plural „Halmen", öfters bei Ewald von Kleist und noch bei Ernst Moritz Arndt (Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 237).

S. 161. Z. 25. Stifter beschreibt hier die sogenannte „Fata Morgana".

S. 162. Z. 3. mißreif, wohl eine Neubildung Stifters. Vgl. „Mißnamen" im „Hochwald" (T. I, S. 196, Z. 10).

Z. 31. „auf etwas denken" gebraucht Stifter öfter, wo uns geläufig ist, „an" zu verwenden; vgl. „Mappe", T. II, S. 47, Z. 8; S. 140, Z. 7; ebenso auch Grillparzer.

S. 163. Z. 33. Vgl. Einleitung zu „Studien V (Hagestolz)", T. III, S. 15.

S. 164. Z. 26. Vgl. dieselbe Stilisierung zur Bezeichnung des zurückgehaltenen Schmerzes im „Hochwald" (T. I, S. 261, Z. 37): „Als sie sich nun ohnmächtig zurücklehnte, hörte sie eben, wie Klarissa mit schneebleichem Antlitze sagte: ‚Es ist geschehen.' — ‚Es ist geschehen', erwiderte Gregor."

S. 165. Z. 4. Vgl. Lukas 19, 12ff., Matthäus 25, 14ff.

Studien. Zweiter Band.

Der Hochwald.

1. Waldburg.

Vorbemerkung: Zusammensetzungen mit „Wald" hat Stifter nicht nur als Kapitelbezeichnungen, sondern auch in der Erzählung, die als ein „Hohes Lied" des Waldes bezeichnet werden kann, in großer Zahl verwendet. Vgl. Waldband, -bestand, -blöße, -blume, -busch, -duft, -hauch, -himmel, -hügel, -lichtung, -massen, -plätzchen, -rand, -samen, -saum.

S. 190. Z. 5. Vgl. Friedrich Bernau, „Der Böhmerwald", Prag, o. J., S. 201: „In den Urkunden vom Jahre 1197 bis 1236 wird zunächst der älteste Sohn Witigos von Prtschitz als der erste Herr und Gebieter von Krumau erwähnt, und seit dieser Zeit ist Krumau durch vier Jahrhunderte unter dem Zepter der Rosenberge ununterbrochen verblieben." Südlich von Krumau liegt, gleichfalls an der Moldau, nahe bei dem Kloster Hohenfurt das Schloß Rosenberg. (Vgl. „Hochwald", S. 202, Z. 3.)

S. 191. Z. 13. Blockenstein, gewöhnlich Blöckenstein (auch Plöckenstein) genannt, 1378 m hoch, die bedeutendste Erhebung des südöstlichen Teiles des Böhmerwaldes; in der Nähe erhebt sich über der zum Blöckenstein abfallenden 220 m hohen Seewand ein Obelisk als Denkmal für den Dichter des „Hochwaldes".

Z. 20. Vgl. Ratzel, „Über Naturschilderung" S. 294: „Nicht die kritische Wissenschaft findet das Wort, das in uns die Gefühle auslöst, die der Schilderer angesichts einer Naturszene empfand,

nur das dichterische Fühlen vermag es. Wenn Adalbert Stifter von einem Waldsee sagt: ‚Man kann hier tagelang weilen, und kein Laut stört die durch das Gemüt sinkenden Gedanken als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers', so zieht uns das innere Erlebnis der durch das Gemüt sinkenden Gedanken beim Sinnen vor diesem Bilde, die Tiefe des Gemütes und das leise Schweben und Sinken, das darin ausgesprochen ist, unwillkürlich in seinen Bann. Damit ist etwas angedeutet, was sich nicht ganz sagen und noch weniger zeichnen läßt, und doch, das fühlen wir sofort, ist es der Grundton."

S. 191. Z. 25. Vgl. Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 434: „Der Legationsrat Weiß von Starkenfels soll einmal die nicht sehr rücksichtsvolle Frage an Stifter gerichtet haben, was denn an Amalien so bezaubernd gewirkt habe, worauf dieser zur Antwort gab, man brauche die Lösung bloß in den wundervollen Augen dieser Frau zu suchen, die ihn mit ihrem dunklen Glanze immer an den schwarzen, einsamen Hochsee seiner Heimatberge gemahnten. ‚Mir wurde ganz heiß, als ich sie zum ersten Male erblickte.'"

S. 192. Z. 15 f. Vgl. über Wittinghausen (Sankt Thoma): „Mitteilungen des Vereines f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen", XIII, 1875, S. 105—126, Adolf Berger: „Wittingshausen"; Bernau, „Der Böhmerwald", S. 146—154.

S. 193. Z. 15 ff. Vgl. Hüller, „Zeitschrift für österr. Gymnasien", 61. Jahrg., S. 211 mit Anführung vieler Parallelstellen: „Die Dinge ruhen im Fernbilde nicht unverrückt und scharf umrissen, sondern sie schweben, weben, zittern, hängen draußen."

Z. 21 f.: die Norischen Alpen, früher übliche Bezeichnung der an der Grenze zwischen Steiermark und Oberösterreich hinziehenden nördlichen Kalkalpen. Der 2514 m hohe Große Priel (diese Schreibung ist heute allgemein üblich) ist die höchste Erhebung des Toten Gebirges. Der Traunstein ist als isoliertes Bergmassiv den genannten Alpen vorgelagert und überragt den Traunsee um 1200 m. Die beiden Berge sind von Kremsmünster aus sichtbar, und ihr Anblick mochte Stifter bei späteren Besuchen der heimatlichen Berge wie ein Gruß aus seiner Studienzeit anmuten.

Z. 25. „Hauch" ein Lieblingswort unseres Dichters in seinen Landschaftsschilderungen. Vgl. T. I, S. 90, Z. 22 f: „wie draußen das blaßgrüne Band des Horizonts schwach und sanft durch den Himmel gehaucht ist" (Feldblumen). — T. I, S. 224, Z. 3: „am äußersten Gesichtskreise gesäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens" (Hochwald). — T. II, S. 354, Z. 43: „den gehauchten blassen Streifen des Ardenner Waldes" (Das alte Siegel).

S. 195. Z. 25. „es ahnt einen Unglückliches an": diese Wendung läßt sich nicht in den Wörterbüchern belegen.

S. 197. Z. 15. Spitzenberg, Ortschaft nahe bei Oberplan.

Z. 29. Parkfriedergehölz, nach dem Orte Pargfried (Spezialkarte Krumau und Wallern, Zone 10, Kolumne X) genannt, der eine halbe Stunde nordwestlich von Spitzenberg liegt.

S. 198. Z. 27. in den Glöckelbergen, vom Volksmunde oder von Stifter nach der Ortschaft Glöckelberg, die nördlich von Oberplan liegt, benannt.

S. 199. Z. 27. An Gemälden Anton van Dycks sind die Wiener Galerien reichhaltig. Stifter lag als ihrem eifrigen Besucher ein solcher Vergleich nahe.

Z. 35. „Nachsommer", auch S. 228, Z. 12; S. 256, Z. 28, „Das alte Siegel" (T. II, S. 343, Z. 16) gebraucht, ein Lieblingswort Jean Pauls, auch von ihm in übertragenem Sinne gebraucht wie von Stifter als Titel seines Romanes (vgl. T. VI, S. 286) und in seinen Briefen als Bezeichnung der von ihm heiß ersehnten Zeit völliger Muße.

S. 201. Z. 14. genug Lobes, bewußte Verwendung einer altertümlichen Wendung, um den Stil zu archaisieren.

Z. 24. Stifters Abscheu gegen den Krieg zeigt sich auch in den „Feldblumen" (S. 56, Z. 24): „Noch sind Kriege, noch ist Reichtum und Armut", und deutlicher in seinen Briefen aus den Kriegsjahren 1848/49, 1859, 1866.

S. 202. Z. 3. Goldenkron, nördlich von Krumau an der Moldau gelegen, ehemals Zisterzienserkloster.

S. 205. Z. 28. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 244: „Uns gilt Hase jetzt als Bezeichnung eines Feiglings, früher wurde es auch gebraucht für einen närrischen Menschen, vgl. noch ‚verliebte Hasen', Lessing. Daher haselieren = sich närrisch gebärden, tändeln, Haselant = närrischer Mensch." Vgl. „Narrenburg" (T. I, S. 298, Z. 40): „kein so Haselant wie der Stadtschreiber".

2. Waldwanderung.

S. 206. Z. 13. Hirschbergen, nördlich vom Blöckenstein am Seebach gelegen, der den Abfluß des Blöckensteinsees bildet.

S. 211. Z. 25. Pernek, ein an der Straße von Oberplan nach Salnau gelegenes Dorf.

S. 219. Z. 9ff. Der Wald dehnt seine Glieder im Nachtschlummer, die Mondesstrahlen spinnen von Berg zu Berg, im Tal blickt ruhender Nebel auf: ein Beispiel für die Beseelung der Natur in Stifters Erzählungen. Vgl. „Wien und die Wiener, Betrachtungen vom Stefansturm" S. VIII, „Die Stadt, die dir immer größer wird und ihre Glieder gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend über Hügel und Täler hinausstreckt" (mit geringer Änderung T. VI, S. 59, Z. 37).

3. Waldhaus.

S. 219. Z. 19. Hauptschlachthause, eine etwas mißglückte Verdeutschung des in dem Irisdrucke und der ersten Ausgabe der „Studien" stehenden „Hauptkorps".

S. 222. Z. 6. „Geprange" als Nebenform von „Gepränge" bei Grimm, D. W. B. IV, 1, II, Spalte 3536, nachgewiesen.

Z. 36. Der weitgehende Gebrauch des temporalen „in" ist für Stifter charakteristisch. Vgl. „Mappe" (T. II, S. 86, Z. 33; S. 159, Z. 11): „im Nachmittage", ebenso „Abdias" (T. II, S. 267, Z. 30)

„im ganzen heutigen Tage", „Das alte Siegel" (T. II, S. 351, Z. 28); „Bergkristall" (T. IV, S. 174, Z. 30): „wenn zu Mittage ein feierliches Mahl ist, ein besseres als in jedem Tage des Jahres". Ebenso an Gustav Heckenast, 16. November 1847 (Werke XVII, S. 241): „Im ersten guten Tage meiner Gattin arbeite ich ja gerne."

S. 224. Z. 4. Eine deutliche Anlehnung an den von Homer für die bestellten Äcker gebrauchten Ausdruck *ἔργα ἀνθρώπων*. Vgl. Ilias, 16, 392: „und verheert sind die Werke der Menschen". Ähnlich im „Hagestolz" (T. III, S. 116, Z. 8: „Als er wieder zu den Feldern der Menschen, zu ihren Fahrstraßen und ihrem lustigen Treiben hinausgekommen war". Vgl. „Abdias" (T. II, S. 239, Z. 37): „die blühenden Länder der Menschen". — „Das alte Siegel" (T. II, S. 310, Z. 41): „die Länder der Menschen".

S. 225. Z. 5. Floß, von Stifter als Maskulinum aufgefaßt, älterem Gebrauch entsprechend. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 171.

Z. 31. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 343: „Statt -mals erscheint in diesen Verbindungen bis ins 18. Jahrhundert auch mal, niemal bei Goethe und Schiller." Ebenso „Hagestolz" (T. III, S. 91, Z. 27) und „Zwei Schwestern" (T. III, S. 268, Z. 36). Vgl. abermal: „Bergkristall" (T. IV, S. 191, Z. 8); oftmal: „Mappe" (T. II, S. 84, Z. 40); vielmal: „Zwei Schwestern" (T. III, S. 235, Z. 40; S. 255, Z. 7).

4. Waldsee.

S. 228. Z. 19. Stifter verwendet häufig die Nebenform „Gestrippe" (siehe Grimm, D. W. B. IV, 1, II, Spalte 4258), aber auch die gewöhnliche Form „Gestrüppe".

S. 230. Z. 37. Salnau, Name eines größeren Dorfes, das etwa 6 km nordwestlich von Oberplan gelegen ist.

S. 234. Z. 18. Dieser fehlerhafte attributive Gebrauch des Pronominaladjektivs begegnet uns öfters bei Stifter. Vgl.: an Sigmund Frh. v. Handel, 20. September 1837, (Werke XVII, S. 67): „kein meiniges Bild"; „Mappe" (T. II, S. 42, Z. 33): „aus keiner unsrigen Feldkapelle"; „Drei Schmiede ihres Schicksals" (T. V, S. 41, Z. 41): „ein Deiniger Lehensmann".

S. 235. Z. 25. „Eitelei", in den Wörterbüchern nicht belegt, also wohl eine Neubildung Stifters.

Z. 34. Vgl. „Mappe" (T. II, S. 58, Z. 22ff.): „Seht nur, oft habe ich gemeint, ich müsse alle Sterne an mich herunterziehen und alle Weltteile auf dem Finger tragen" (der Obrist über seine Jugend).

5. Waldwiese.

S. 241. Z. 4. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 390: Als Präposition mit dem Dativ ist „ob" im älteren Neuhochdeutsch und noch poetisch. Ursprünglich lokal = „über", „oberhalb" (Luther, Schiller, Grillparzer, Gottfried Keller).

S. 243. Z. 1. Stifter gebraucht Ahorn als schwaches Substantivum; in den Wörterbüchern sind schwache Formen nicht belegt.

Z. 28. Nach Paul, S. 597, wird von Laub und Papier „vergilben", von Papier auch „vergelben" gebraucht. Stifter weicht also hier von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ab. Ebenso „Abdias" (T. II, S. 266, Z. 32): „Arabermantel, der — — vergelbt war" und „Turmalin" (T. IV, S. 143, Z. 24): „Die berühmten Männer waren . . . . von der eingeschlossenen Luft vergelbt."

S. 247. Z. 31. Vgl. „Feldblumen" (T. I, S. 49, Z. 33 f.): „Auch moralischen und sogar zufälligen Erscheinungen gehen manchmal ihre Morgenröten vorher." Dasselbe Bild oft bei Jean Paul.

S. 250. Z. 2. Vgl. 1. Buch Moses 2, 24: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch." Vgl. „Waldgänger" (T. V, S. 91, Z. 26): „Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde; sondern sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück . . . . Es wird auch schon so das Gesetz der Natur sein."

S. 251. Z. 43. Die Gleichstellung des Menschen mit den übrigen Geschöpfen gegenüber Gott erinnert an Herder. Vgl. „Ideen", Buch 2, Kap. 1: „Wie klein der große Mensch im Gebiet der Natur sei, sehen wir aus der dünnen Schichte der fruchtbaren Erde, die doch eigentlich allein sein Reich ist." Kap. 2: „Im Auge eines höhern Wesens mögen unsre Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben sein als die Taten und Unternehmungen eines Baums." (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 88, Z. 39; S. 90, Z. 39).

S. 253. Z. 5. Vgl. Goethes „Hermann und Dorothea". Gesang I, V. 199 ff:

„Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird, in unserer Kirche die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Tedeum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entschlossen vor Euch am Altare sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!"

6. Waldfels.

S. 258. Z. 21. „Die Fichtengeschlechter" erinnern an den weitgehenden Gebrauch des Plurales von *γένος* bei Homer. Vgl. „Ilias" 19, 30:

„Jenem versuch' ich selber hinwegzuscheuchen die Fliegen,
Deren Geschlecht raubgierig erschlagene Männer verzehret." (Voß.)

Ebenso „Odyssee" 20, 212. Stifter liebt diese Wendung sehr. Vgl. „Narrenburg" (T. I, S. 285, Z. 11): „das leichtfüßige und leichtfertige Geschlecht der Ziegen und Böcke" — (S. 307, Z. 39): „ein edles Geschlecht weißer, schlanker Säulen". „Brigitta" (T. II, S. 402, Z. 16):

„das Geschlecht jener schönen zottigen Hunde", und noch öfters. Die Nachweise der Beeinflussung Stifters durch Homer hat Hüller, „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil", Euphorion XVI, 1909, S. 141 ff., erbracht.

S. 259. Z. 11. und fast täglich zog sich durch den grauen Himmel der graue Faden der Wandergänse, nach Süden ziehend. Vgl. „Der Waldgänger" (T. V, S. 91, Z. 20): „und der leichte, dunkle Winkel der Wildgänse am blassen Himmel zog". — „Nachsommer", Bd. 2, S. 43: „und über ihnen zogen in dem grauen Himmel die grauen Dreiecke der Gänse nach dem Süden". Ein überaus lehrreiches Beispiel für den Fortschritt in der Anschaulichkeit der Naturschilderung Stifters. Zu der Stelle aus dem „Nachsommer" bemerkt Ratzel, „Über Naturschilderung", S. 320: „Sehen wir nicht diese Wanderscharen deutlicher, weil wir die Dreiecke sehen?"

S. 260. Z. 43. Vgl. Jean Paul, Titan I, 8. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 61, Z. 32): „der zerrinnende Lichtschnee"; Titan I, 24. Zykel (T. III, S. 124, Z. 43): „der helle Schnee des gesunknen Mondes liegt nur noch auf den Hainen".

7. Waldruine.

S. 267. Z. 14. Matthias Graf Gallas war als kaiserlicher General während des Dreißigjährigen Krieges nach der Schlacht bei Lützen mit dem Oberbefehle der Truppen an der österreichischen und böhmischen Grenze betraut worden und führte 1638 und 1643 nach unglücklichen Kämpfen in Norddeutschland seine Truppen nach Böhmen zurück.

S. 268. Z. 2. Sture, nicht als Befehlshaber der Schweden bekannt. Stifter hat den Namen wohl von dem nach dem Tode Karls VIII. von 1470 bis 1503 als Reichsverweser von Schweden tätigen Sture in seine Erzählung herübergenommen.

S. 270. Z. 35. Als den „britischen Sänger" kann Stifter sich Chaucer, der in den „Canterbury tales" den Zwist des Elfenkönigspaares besungen hat, oder Pope gedacht haben, den späteren Herausgeber und Bearbeiter des genannten Werkes. Freilich erschien diese Ausgabe erst 1692, also fünf Jahrzehnte nach der Zeit, in die Stifter die Handlung seiner Erzählung verlegt. Übrigens scheint die Oberon-Titaniaszene, auf die der Dichter anspielt, Wieland nachgebildet zu sein, der in seinem „Oberon" im Anschluß an Chaucer-Pope und Shakespeares „Sommernachtstraum" den Streit und die Versöhnung Oberons mit Titania erzählt hat.

Die Narrenburg.

1. Die grüne Fichtau.

S. 272. Z. 3. „Gerechtigkeit" nach Paul, „Deutsches Wörterbuch" (S. 206) „in der älteren Sprache und zuweilen noch jetzt auch = Berechtigung, rechtmäßiger Anspruch woran".

Z. 7. Kognat. Im Römischen Recht umfaßt der Begriff „Kognaten" alle Blutsverwandten, während unter „Agnaten" nur die im Mannesstamme Verwandten zu verstehen sind.

S. 272. Z. 12. ausantworten nach Paul (S. 49) „selten, ähnlich wie ‚überantworten'" — Goethe: „dagegen will ich dir die Albrecht Dürer ausantworten".

S. 273. Z. 11. Rechtens. Vgl. Paul (S. 415): „Von dem im Mittelhochdeutschen gebräuchlichen Substantiv daz rëhte hat sich lange der Genitiv in der Form ‚rechtens' erhalten: das ist rechtens, was rechtens ist, den Weg rechtens betreten, in aller Form rechtens und dergleichen".

S. 274. Z. 15. Eine der wenigen Stellen, an denen Stifter das Wort „romantisch" bei der Umarbeitung seiner Erzählungen für die „Studien" nicht getilgt hat. Vgl. S. 301, Z. 41: „den langen, schmalen, romantischen Gebirgsweg".

S. 277. Z. 31. „als" hier relativ gebraucht wie bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts üblich, wenn auch wie schon bei Luther konkurriert. (Paul, S. 15.) Der Gebrauch von einer volkstümlich wie in der Wendung: „er lügt wie einer" (so daß ihn keiner darin übertreffen kann) (Paul, S. 124).

S. 279. Z. 1. nicht: hintangezahlt, wie in den meisten Stifterausgaben zu lesen steht. Es ist gleichbedeutend mit „abgezahlt". Vgl. Paul (S. 260): „hintansetzen" verstehen wir jetzt als hintenansetzen. Es ist aber eine Umdeutung aus älterem hindan setzen, weg-, beiseite setzen, daher unberücksichtigt lassen".

S. 280. Z. 15. Lieg- und Fahrnisse. „Fahrnis" nach Paul (S. 156) süddeutsch „Mobiliar", häufig in Zeitungsanzeigen „Fahrnisversteigerung"; vgl. fahrende Habe. Dazu stellt Stifter „Liegnisse" (= Liegenschaften), das sich meines Wissens nicht belegen läßt.

S. 281. Z. 43. Derselbe umgelautete Plural auch im „Abdias" (T. II, S. 238, Z. 22): „knallten die lange Röhre", „Hagestolz" (T. III, S. 80, Z. 21): „Röhre (der Pfeifensammlung)". „Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842" (T. VI, S. 44, Z. 19): „unsere Augen und Sehröhre."

S. 287. Z. 5. ruhend = Ruhe bringend, das Gemüt beruhigend.

Z. 8. Vgl. „die Juwelenblitze der Teiche" in Jean Pauls „Titan" I, 22. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 121, Z. 5).

S. 288. Z. 6. Zweiggitter. Stifter spricht oft von dem „Gitter" der Bäume oder ihrer Zweige. Vgl. „Feldblumen" (T. I, S. 46, Z. 37): „das schwarze Baumgitter, das des Keimens harrt". — „Narrenburg" (T. I, S. 308, Z. 2ff.): „der Felsen selbst ragte aus einem Fichtenwalde, der, durch den Borkenkäfer abgestorben, wie ein weißes Gegitter dastand". — „Mappe des Urgroßvaters" (T. II, S. 156, Z. 9): „durch das dünnbelaubte Zweiggitter".

S. 290. Z. 20f. Von den angeführten Märchen ist nur das letzte, das von dem Huhn auf dem hohen Nußberge, allgemein bekannt. Vgl. Grimm, „Kinder- und Hausmärchen": Von dem Tode des Hühnchens. (Reclam, Bd. I, Nr. 80, S. 351). Dieses Märchen erzählt auch im „Katzensilber" die Großmutter ihren Enkelkindern (s. T. IV, S. 225, Z. 23).

S. 292. Z. 32. Die Beziehung auf die in ihrer Regelmäßigkeit

durch Naturgesetze bedingte Tatsache, daß der Bach in die Perniz fließen muß, entspricht in ihrem Zusammenhang mit der Liebesszene ganz den volkstümlichen Liebes- und Treueversicherungen, wie sie heute noch unter den Bewohnern der Alpen üblich sind und dem Dichter aus seiner Heimat bekannt sein mochten. Aber auch die literarische Tradition, die sich von Agamemnons Schwur in der „Ilias" (Gesang 1, Vers 234) zu Vergil (Eklogen I, V. 59) und von da ins Mittelalter zur Tannhäusersage verfolgen läßt, muß herangezogen werden. Vgl. den Schluß der „Zwei Schwestern": „Dies ist so wahr, als die Sonne im Osten auf- und im Westen untergeht und als sie noch viele Jahre auf- und untergehen wird" (T. III, S. 321, Z. 10).

S. 294. Z. 37. Diese Ankündigung des folgenden ist dem homerischen Stile nachgebildet. Vgl. „Ilias" 1, 297: „eines verkünd' ich dir noch, und du bewahr' es im Herzen" (Voß). An Homer klingt auch die folgende Stelle an: „und deinem Vater das rechte Wort sagen, daß er es über sich vermöge, dich mit mir zu lassen", S. 295, Z. 2. Vgl. „Mappe" (T. II, S. 161, Z. 43): „und da muß ich Euch die Worte sagen, die ich mir in der Nacht gedacht habe".

2. Das graue Schloß.

S. 297. Z. 2. Stifters Anmerkung Griesbeil = Alpenstock bedarf noch einer weiteren Ausführung. Nach Schmeller, „Bayerisches Wörterbuch", 2. Auflage, S. 1012, bezeichnet Griesbeil einen eisernen Haken an einem langen Stiele, ein Werkzeug, das zum Auffangen und Abstoßen des Triftholzes verwendet wird. Gries bedeutet „zunächst Sand, dann ein flaches, sandiges Ufer und auch den Platz am Ufer eines Flusses, wo das auf demselben geflößte Holz gesammelt wird". In Stifters Heimat verwenden die Flößer bei ihren Hantierungen eine solche Stange (vgl. Bernau, „Der Böhmerwald", Illustration auf S. 85: „Das Zusammenstellen der Flöße"). Im „Waldsteig" (T. III, S. 151, Z. 6) stützt sich Tiburius „auf das kurze Griesbeil des Holzknechtes".

Z. 32. handig. Vgl. Grimm, D. W. B. IV, II, S. 398: „zur Hand gehend, bequem, leicht zu handhaben".

S. 298. Z. 40. Vgl. „Hochwald", T. I, S. 205, Z. 28 und Anmerkung dazu.

S. 299. Z. 6. Zeugs, „eigentlich Genitiv zu Zeug, als Nominativ, Akkusativ, Dativ vorkommend" (Paul, S. 677). Vgl. Sauer, Einleitung zu Stifter I, S. LX: „Einfluß der Sprache Sealsfields ist vielleicht zu erkennen in der Verwendung von Gestrippe, in der Vorliebe für ‚Zeugs'; doch kann dies und anderes auf die gemeinsame österreichische Abstammung zurückgehen." Vgl. „Tandelmarkt" (T. VI, S. 120, Z. 30): „auf ganz unnützes mittelalterliches Zeugs".

S. 304. Z. 38 ff. Die Beschreibung des Aufganges zum Rotenstein und des Einlasses in die halbverfallene Burg erinnert, wie Rudolf Frieb, Einleitung zur „Narrenburg" (Stifters sämtl. Werke, II, S. XIV) nachgewiesen hat, an Tiecks „Klausenburg": „Geht man den einsamen Fußsteig hinan, durch den Fichtenwald, und klettert dann die

wegloſe Klippe hinauf, ſo ſteht man vor einem alten, feſtverſchloſſenen Tore, deſſen Mauern der lebendige Felſen bildet. Außen am Tore iſt von Eiſen eine Stange mit einem Griffe . . . . Er zog gedankenlos an dem Eiſendrahte . . . ein ſonderbarer Ton erklang laut gellend im Innern, das Getön hallte noch in die Ferne hinein, aus dieſer erwachte eine zweite Glocke und nach dieſer noch entfernter eine dritte, alle ſo ſeltſam geiſterhaft, daß ihn ein Schauer erfaßte (Tieck, Schriften, 25. Bd., S. 82, 169).

S. 306. Z. 23. Vgl. „Der beſchriebene Tännling" (T. III, S. 325, Z. 38): „eine ganze Wucht von gelben Blättern". Adelung, „Deutſches Wörterbuch", IV, Spalte 1619, bezeichnet „Wucht" als ein nur im Niederdeutſchen übliches Wort, und in übereinſtimmung damit erklärt es Paul, S. 666, für eine „junge Bildung (urſprünglich nur norddeutſch)".

S. 314. Z. 18ff. Vgl. Goethes „Wahlverwandtſchaften" (II. Teil, 1. Kapitel): „Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigſtens nach dem Tode, ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige, ſtarre Fortſetzen unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältniſſe" (Charlotte). . . . . Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe nebeneinander liegen, ſo ruhen ſie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich nichts natürlicher und reiner, als daß man die zufällig entſtandenen, nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche und ſo die Decke, indem alle ſie tragen, einem jeden leichter gemacht werde" (Der Architekt).

3. Der rote Stein.

S. 340. Z. 30ff. Das Urbild der Chelion hat Rudolf Krieb (Einleitung, S. XXII) überzeugend nachgewieſen. Es iſt die Abeſſinierin Machbubah, die der Fürſt Hermann von Pückler-Muskau 1837 auf einer Reiſe durch den Orient auf einem Sklavenmarkt erworben hatte. Der Weltmann gab ſich dem Zauber dieſes Naturkindes, eines Weſens von wunderbarer Schönheit, ebenſo hin, wie in der „Narrenburg" Jodok den Reizen Chelions huldigt; er weilte 1840 etwa ſechs Monate in Wien und führte ſie in die vornehmſte Geſellſchaft, unter anderem auch in das Haus des Staatskanzlers Metternich ein. In dieſen Kreiſen mochte Stifter das Paar geſehen oder doch nähere Kunde von ihm erhalten haben, und in der Literatengeſellſchaft, die ſich im Café Neuner einzufinden pflegte, war gewiß auch von ihm die Rede. Noch in demſelben Jahre ſtarb Machbubah auf dem Gute Muskau, deſſen Park ſein Beſitzer zu einer noch heute berühmten Sehenswürdigkeit geſtaltet hat. Ihr Tod, für den man allgemein, im Widerſpruch mit dem Gutachten der Ärzte, das Klima Europas verantwortlich machte, verſetzte den Fürſten in Verzweiflung und erweckte auch in Wien tiefes Mitleid mit dem Geſchicke des armen Geſchöpfes. Stifters Jodok vereinigt in ſich Gegenſätze, die an dem Fürſten Pückler hervortraten: den Wandertrieb, die Abenteurerluſt, ein raſtloſes, nie befriedigtes Streben, Verachtung der Menſchheit, eine

edelgesinnte, empfindungstiefe Natur (vgl. L. Assing-Grimelli, „Briefwechsel des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau"; näheres bei Frieb).

S. 340. Z. 35. Vgl. Stifter an Gustav Heckenast, als dieser seine Mutter verloren hatte, Januar 1846 (Werke XVII, S. 144): „denn in den Ihrigen lebt die Erinnerung fort, bis sie erst in Enkeln und Urenkeln nach und nach ausbleicht. Und so ist es recht, daß die Welt immer als ein frisches, ursprüngliches, herrliches Ganze dasteht, als wäre sie erst gestern aus dem Haupte des Schöpfers gesprungen".

S. 343. Z. 36 ff. (vgl. S. 344, Z. 30 f.). Pückler über Machbubah, „Allgemeine Zeitung", Beilage 218, 6. August 1839: „Fürs erste finde ich mit Bewunderung, daß sie die ätherische Eigenschaft besitzt, nie Fleisch zu essen. Eine Orange, etwas Milch, Reis und Brot früh und abends ist das einzige, was sie zu sich nimmt.

S. 345. Z. 3 ff. Auch Chelions Ehebruch mit seinen Folgen scheint einem Erlebnisse des Grafen Pückler nachgebildet zu sein. Vgl Frieb, S. XXVI, zu Pücklers Tagebuch in der Briefsammlung IX, 86. „Als dieser ihr deshalb einen scharfen Verweis gab, versuchte Machbubah einen Selbstmord und wurde nur durch einen Zufall gerettet. Die Worte der Reue und Verzweiflung, die sie nun, zur Besinnung gekommen, mit tränenerstickter Stimme und unter herzzerreißendem Jammer an Pückler richtete, wie sie sich schuldig bekennt und ihn bittet, wenn er ja kein Erbarmen haben wolle, so möge er ihr ein schmerzloses Gift geben, und dann wieder um ihr junges Leben jammert, aber an seiner Verzeihung völlig zweifelt, wie Pückler sie zu beruhigen und zu überzeugen sucht, er werde jede Erinnerung an das Geschehene aus dem Gedächtnisse tilgen — alles das erinnert mehrfach an die „Narrenburg". Ganz leicht kann der Fürst diese Szene, die er selbst als eine der verhängnisvollsten und erschütterndsten bezeichnet, die er erlebt, seinen Freunden erzählt und Stifter davon gehört haben."

S. 351. Z. 25. Vgl. Fürst Pückler in einem Briefe an seine geschiedene Gattin Lucie: „Der Herr ist für diese werdende Seele des Kindes, wie für gläubige Christen der liebe Gott selbst, alles in allem und sein Wille heiliges Gesetz." (Frieb, S. XXIV.)

S. 352. Z. 3 ff. Vgl. den Brief des Fürsten an den Arzt Machbubahs, Dr. Freund, nach ihrem Tode. (L. Assing, „Fürst Hermann v. Pückler-Muskau", S. 188; Frieb, S. XXVII.)

S. 355. Z. 31. Die Nummer 21 hat Stifter wohl von seinem Geburtshause übernommen, das sie noch heute trägt.

Anmerkungen zu Teil 2.

Studien. Dritter Band.

Die Mappe meines Urgroßvaters.

Der Text der „Mappe des Urgroßvaters" weist in der vierten Auflage der „Studien" eine große Anzahl sinnstörender Druckfehler auf, die in den zu Lebzeiten Stifters folgenden Auflagen nicht beseitigt wurden und auch in die auf ihnen fußenden Neudrucke und Ausgaben übergingen. Bei der Herstellung des Textes konnte ich mich der Unterstützung durch die Herausgeber und Bearbeiter des II. Bandes der Sämtlichen Werke (Prag 1909) erfreuen. Im folgenden biete ich eine Übersicht wesentlicher Richtigstellungen, durch die der Text dieser Ausgabe und der in den Sämtlichen Werken gebotene sich von der Jubiläumsausgabe der „Studien", Leipzig, Amelang (J), und den ausgewählten Werken (herausgegeben von Fürst), Leipzig, Hesse (H), unterscheidet:

S. 31, Z. 18 aller] alle. S. 36, Z. 42 vergehenden] vorgehenden. S. 37, Z. 29 als] H: wie. S. 41, Z. 36 Lederbuche] H: Liederbuche. S. 48, Z. 4 nun] nur. S. 52, Z. 26 keinem] H: keinen. S. 60, Z. 21 neuen] fehlt in H. S. 65, Z. 21 entfernt] fehlt in J und H. S. 70, Z. 20 Kirmwald] Kirnwald. S. 80, Z. 23 in Laden] J: in den Laden; H: im Laden. S. 80, Z. 26 außen auf dem Kasten] H: außer dem Kasten. S. 81, Z. 7 herausgekommen] herabgekommen. S. 82, Z. 21 besorgte] besorgt. S. 87, Z. 24 nur] nun. S. 89, Z. 36 oben] eben. S. 101, Z. 15 hingen] H: gingen. S. 121, Z. 6 wieder rauschten] niederrauschten. S. 150, Z. 17 Kirmwaldes] H: Kumwaldes. S. 190, Z. 27 geehrtesten] geehrten.

Motto.

S. 28. Zu deutsch: „Es ist lieblich, in den Wohnungen der Vorfahren zu verweilen und der Ahnen Wort und Tat sinnend zu betrachten." — Hegesippos, ein griechischer Historiker. Bruchstücke seiner Werke bei Müller, fragmenta historicorum Graecorum IV, 422 ff.

1. Die Altertümer.

S. 29. Z. 4. Stifter hatte als Schüler des Stiftsgymnasiums Kremsmünster den Satz des Hegesippos seinem die Gründung des Klosters verherrlichenden Gedichte: „Das Freudenfest am Trauerdenkmal" als Motto vorausgestellt. Sein Gedicht wurde als das beste anerkannt und bei der Schlußfeier vorgelesen.

S. 31. Z. 17. Diele = Dachboden. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 110: Zimmerboden, speziell Hausflur, süddeutsch auch Zimmerdecke sowie der darüber befindliche Raum.

Z. 18. Kram, der wohl nicht aller von ihm herrühren mochte: diese prädikative Verwendung als Maskulinum und Femininum gehört der älteren deutschen Sprache an (vgl. Paul, S. 13). Vgl. „Abdias" (T. II, S. 214, Z. 26): (Der Wein) war aber aller herausgelassen; „Hagestolz" (T. III, S. 31, Z. 39): wie der Salat . . . . schon aller hervor ist.

Z. 28. Schüttboden = Boden, auf dem Stroh und Getreide gelagert wird nach Paul, S. 477, schweizerisch bloß: die Schütte).

Z. 31. Die Kirche zu Oberplan war der heiligen Margareta geweiht.

Z. 40. Haberstelle. Stifter gebraucht die alte Form Haber, die erst allmählich durch die niederdeutsche und zum Teil mitteldeutsche Form Hafer verdrängt wurde. Ebenso S. 182, Z. 36; „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 342, Z. 1) und öfters.

S. 32. Z. 4. Gupfknöpfe, halbkugelförmige, große Knöpfe, die eine Zierde der Festgewänder bildeten. Vgl. „Granit" (T. IV, S. 65, Z. 12): „Der Machtbauer . . . . hatte viele hochgipflige Metallknöpfe auf der Weste."

Z. 8. Borden = Borten. Es liegt eine bloße Spaltung desselben Wortes in „Bord" und „Borte" vor, das ursprünglich den Rand eines Dinges bezeichnete. Vgl. S. 99, Z. 20: „wie silberne Borden"; „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 344, Z. 39): „goldene Borden"; „Der Tandelmarkt" (T. VI, S. 132, Z. 27): „aus einer Goldborde".

S. 33. Z. 6. Zehrgaden = Vorratskammer. Vgl. Paul, S. 183: Das Substantiv gadem bezeichnete ursprünglich ein aus einem Zimmer bestehendes Gebäude, dann Zimmer, Kammer, Laden.

Z. 29. Vgl. die Parallelstelle im „Nachsommer" (Bd. 1, S. 140): „Es wohnt in den alten Geräten beinahe wie in den alten Bildern ein Reiz des Vergangenen und Abgeblühten, der bei dem Menschen, wenn er in die höheren Jahre kömmt, immer stärker wird. Darum sucht er das zu erhalten, was der Vergangenheit angehört, wie er ja auch eine Vergangenheit hat, die nicht mehr recht zu der frischen Gegenwart der rings um ihn Aufwachsenden paßt."

Z. 34. Vgl. die Einleitung zu der Skizze in „Wien und die Wiener", „Der Tandelmarkt" (T. VI, S. 120, Z. 33 ff.): „ich habe solche Dinge lieb, und mir tut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder wenn gar ein Haus abgebrochen wird . . . . Für Antiquitäten dieser Art ist daher eine Residenz sehr gefährlich".

S. 34. Z. 4. Vgl. Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", II. Buch, Kap. 1 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 86, Z. 16): „Die unermeßliche Kette reicht vom Schöpfer hinab bis zum Keim eines Sandkörnchens, da auch dieses seine bestimmte Gestalt hat, in der es sich oft der schönsten Kristallisation nähert." — Stifter in der „Mappe" (T. II, S. 68, Z. 42): „nur daß sie allein dahin war wie der Verlust einer goldenen Mücke". (Vgl. die Anmerkung zu dieser Stelle.) Bereits im „Hochwald" (T. I, S. 251, Z. 42) klingt dieser Gedanke an: „diese schöne Wiese, auf der wir sitzen, unbedeutende Geschöpfe vor dem Herrn, wie die andern, die da spielen und atmen in den Gräsern und Gesteinen".

Z. 10. eine Trümmer. „Ursprünglich das Trumm. Der alte Singular geriet in Vergessenheit. Klopstock bildete einen neuen, nämlich die Trümmer, und dieser ist nach ihm von Dichtern viel gebraucht worden (Plural: die Trümmern)." (Vgl. Paul, S. 557.)

Z. 12. Vgl. Einleitung z. T. IV („Bunte Steine"), S. 10ff.

Z. 16. Der Schluß eines Gedichtes, das Stifter 1836 an seinen Freund Adolf Frh. v. Brenner sendete, lautet: „Dem Größten fehlt Geschichte, das Kleine ist Geschichte und ist klein" (Werke XVII, S. 41). Vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 24, Z. 17); Vorrede zu den „Bunten Steinen" (T. IV, S. 45), Einleitung und Anmerkungen hiezu.

S. 35. Z. 14. Schragen (vgl. S. 169, Z. 9) ist nach Grimm, D. W. B. IX, Spalte 1620, ein „schräg oder kreuzweise stehendes Holzwerk, Gestell mit kreuzweise gestellten Füßen". Die Mehrzahl Schragen: „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 341, Z. 5): „auf Schragen würden Weinfässer aufgestellt sein".

S. 36. Z. 1. Vielleicht eine biblische Reminiszenz. Vgl. 1. Mos. 9, 2: „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tier' auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel, und über alles, was auf dem Erdboden kreucht; und alle Fisch' im Meer seien in eure Hände gegeben." (Nachgewiesen in der Einleitung zu Stifters sämtl. Werken Band II, S. LXVIII.)

Z. 2. Als „Losnächte" gelten die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, in denen die Hexen ihr Unwesen treiben. Auch das Schicksal kann man dem Volksglauben nach in dieser Zeit befragen. Vgl. Meyer, „Das deutsche Volkstum", 1899, S. 293.

Z. 3. Der Name „Hammerau" deutet auf die sumpfige Niederung bei Vorderhammer hin, das zum Marktbezirke Oberplan gehört. (Einleitung zur „Mappe", Sämtl. Werke, Bd. II, S. LXIV.)

Z. 23. Stifter gibt hier Züge aus seiner Jugendgeschichte wieder. Die Abtei ist natürlich Kremsmünster. Seine Mutter verheiratete sich bald nach dem Tode des ersten Gatten mit einem Oberplaner namens Mayer (vgl. „Lebensbild", S. XII).

S. 40. Z. 10. Calcar, eigentlich Sporn, dann übertragen: Antritt, Anregung, Reiz. Der Titel erklärt sich durch den Zweck, den der Doktor Augustinus, dem Rate des Obristen folgend, mit der Aufzeichnung seiner Erlebnisse verfolgt (vgl. S. 59, Z. 28ff.).

2. Das Gelöbnis.

S. 45. Z. 23. Vgl. „Abdias" (T. II, S. 232, Z. 3f.): „und den weiten, ungeheuren Himmel, den er sah, für den Mantelsaum Jehovas hielt" (s. Einleitung zum „Abdias", T. II, S. 206f.).

3. Der sanftmütige Obrist.

S. 46. Z. 18. „Ohne" verbindet Stifter oft mit dem Dativ. Vgl. „Abdias" (T. II, S. 247, Z. 15f.): „ohne den heftigen Stürmen"; „Hagestolz" (T. III, S. 79, Z. 20): „ohne sonstiger Bewillkommnung". Paul (S. 393): „Der Akkusativ ist von jeher neben „ohne" die Regel, doch findet sich schon frühzeitig wohl unter dem Einfluß von mit zuweilen der Dativ, öfters bei Lessing; auch sonst, im 19. Jahrhundert noch bei Stifter."

Z. 25. Der Name Beringer ist heute noch erhalten im Beringerbrünnlein, östlich von Oberplan, an der Straße nach Honetschlag. Vgl. Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 141.

Z. 37. Klaftern. Stifter liebt uns nicht geläufige schwache Formen; vgl. Ahornen, Faltern.

S. 48. Z. 9. Vgl. den ähnlichen Hinweis auf den Segen Gottes im „Hagestolz" (T. III, S. 31, Z. 35): „Alles, was Gott sendet, ist schön . . . das Leid legen wir nur selber dazu. Hast du im Hereingehen nicht gesehen, wie der Salat an der Holzplanke, von dem noch gestern kaum eine Spur war, heute schon aller hervor ist."

S. 49. Z. 4. lichten, nach Paul (S. 331) selten und poetisch, intransitiv, z. B. der Tag lichtet. Stifter liebt es, durch Assonanz Worte miteinander zu binden, und folgt darin den Romantikern und Jean Paul (vgl. Bertram, „Studien zu Stifters Novellentechnik", S. 146). Vgl. „Waldsteig" (T. III, S. 148, Z. 20): „Sonst war aber gar nichts zu erspähen, welches sich regte und rührte"; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 231, Z. 14): „schwermütig dämmernde, schwebende, webende Tafeln". Zu „lichtete und lohte" vgl. das gebräuchliche „lichterloh".

S. 55. Z. 21. Wir müssen an König Ludwig XIV. denken, wie sich aus der Datierung des Gelöbnisses „Anno 1739" (S. 46, Z. 10) ergibt.

S. 63. Z. 30. Stifter schwebte bei der Schilderung der Gebirgsszenerie vermutlich das Höllental, das die Raxalpe und den Schneeberg scheidet, vor (vgl. Einleitung zur „Mappe", Sämtl. Werke II, S. XLIX). Auf seine Gattin Amalia wirkte bei dem gemeinsamen Aufenthalt im Höllental die Bergluft ebenso wie auf die Frau des Obristen in der „Mappe". Vgl. Stifter an Amalia, 28. August 1841 (Werke XVII, S. 88): „ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, wie Du aussiehst, ob Du auch wieder so abgebrannt bist, wie im vorigen Jahre im Höllentale, oder ob die türkische Luft milder ist als die der steirischen Alpen?"

S. 64. Z. 12ff. Vgl. Stifters Schilderung des Höllentales in dem Artikel „Ausflüge und Landpartien" („Wien und die Wiener", S. 434f.): „ein äußerst schmales, tiefgeschnittenes Felsental, von den Wässern der Schwarza durchrauscht, beiderseits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite stürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab,

und gleichsam einen Schritt davon steigen schon wieder die senkrechten Massen der Preuneralpen empor, und beide Gebirge zählen über 6000 (Druckfehler 600) Fuß über dem Niveau des Mittelmeeres. . . . . Vor noch nicht sehr viel Jahren war kaum ein Fußpfad in diesem Tale, und man kann sich denken, welche furchtbare und entzückende Wildnis hier gewesen sein mag; zwei hohe Bergkolosse mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüssen und Waldbreiten so nahe gegeneinander schreitend, daß man meint, man könne von einem auf den andern hinüberrufen, zwischen ihnen meilenlang nichts als das rauschende, tosende Wasser und an dessen Ufern eine zerrissene, üppig aufsprossende Waldung . . . Der Schreiber dieser Zeilen ist froh, das Höllental noch lange vor der Entstehung der Eisenbahn gekannt und manche einsame Stunde in seinen Felsen versessen zu haben."

S. 64. Z. 27. angeschlachtet. Vgl. S. 101, Z. 1: Holzgeschlacht. Die in den Wörterbüchern nicht belegten Ausdrücke stammen vermutlich aus der Sprache der Holzarbeiter im Böhmerwald.

S. 67. Z. 29. „hinvor" gebraucht Stifter öfters. Vgl. „Mappe" (T. II, S. 197, Z. 39): „dann ging ich zu dem Thomas hinvor". „Abdias" (T. II, S. 238, Z. 29): „er ritt gegen das Gefecht hinvor"; „Hagestolz" (T. III, S. 91, Z. 4): „denn ich gehe an das Felsenufer hinvor". Ähnlich auch hervor, „Mappe" (T. II, S. 163, Z. 26 f.): „sie ging bis in die Mitte des Zimmers hervor".

S. 68. Z. 40 ff. Stifter liebt es, die Allmacht und Beständigkeit der Natur mit der Vergänglichkeit der Menschen und ihrer Werke zu kontrastieren. Das tritt bereits in der ersten Fassung der „Mappe" („Wiener Zeitschrift" 1841, S. 738) an dieser Stelle hervor und zwar, wie ein Vergleich mit der Anmerkung zu S. 34, Z. 4 ergibt, im engen Anschluß an Herder: „Aber als er (der Herr des Himmels) keine Antwort gab und liebreich seine Sonne, seine Sterne, seinen Regen und Tau, seine goldenen Früchte alle heraufführte, da erkannte ich, wie mein Unglück in diesem unermeßlichen Haushalte eigentlich ein unbedeutend Ding sei, ein Verlust, wie der einer kleinen goldnen Mücke — ja nicht einmal ein Verlust, so wie das Senfkorn, das in lockeres Erdreich fällt, vergeht, aber nicht verloren ist." Vgl. „Hochwald" (T. I, S. 262, Z. 8): „aber in der Größe der Welt und des Waldes war der Turm selbst nur ein Punkt." — „Hagestolz", Schluß (T. III, S. 122, Z. 18 ff.).

S. 70. Z. 1. Dem homerischen Stil nachgebildet. Vgl. T. VI, S. 230 die Anm. zu T. I, S. 294, Z. 37; vgl. „Mappe" (T. II, S. 159, Z. 8): „Sie nahm zuerst das Wort und sagte"; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 235, Z. 3): „erhob ich meine Stimme und sagte".

4. Margarita.

S. 72. Z. 12. Wiege, hier von der Wiese gebraucht, ein Lieblingsausdruck Stifters; ebenso „Abdias" (T. II, S. 276, Z. 12 und 17). Vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 25, Z. 12); Talwiege: „Abdias" (T. II, S. 276, Z. 27); Wiegental: „Abdias" (T. II, S. 300, Z. 6 f.); Waldwiege: „Mappe" (T. II, S. 180, Z. 37 und S. 181, Z. 5).

S. 74. Z. 16. Spelten. Vgl. Paul, S. 505, zu spalten: Spalt, Plural Spalte, süddeutsch auch Spälte.

S. 77. Z. 3. in den Jahren hinum = im Laufe der Jahre. Vgl. „Abdias" (T. II, S. 262, Z. 7): „in dem einen Jahre hinum".

S. 78. Z. 41. Leuchte. Vgl. Schmeller, „Bayerisches Wörterbuch" I, S. 1430: „Die Leuchten, Kienleuchten, die Leuchte, eine Art Wandherdes oder Kamins in Bauernstuben, auf welchem von Scheitchen aus Kien- oder Ahornholze ein Feuer mehr zum Erleuchten als Erwärmen unterhalten wird." Öfters bei Stifter: „Waldgänger" (T. V, S. 67, Z. 40; S. 78, Z. 27): „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 332, Z. 35); „Bergkristall" (T. IV, S. 205, Z. 6f.): „es brennt das Feuer auf der Leuchte".

S. 81. Z. 19. aufschlichten, nach Grimm, D. W. B. I, Spalte 725 = lat. complanare, die Haare aufschlichten, glatt in die Höhe kämmen. „Neuere scheinen es auch unrichtig für ‚aufschichten' zu verwenden: Jean Paul, Titan." Vgl. Werke, T. III, S. 106, Z. 24: „Dann nahm er diese nackten, rauhen Kolossen und schlichtete sie sämtlich in die eine Wagschale auf." Stifter gebraucht das Wort ebenso im „Beschriebenen Tännling" (T. III, S. 329, Z. 14): „Das Winterholz war um das Häuschen aufgeschlichtet." Dagegen verwendet er „schlichten" in der von Grimm angeführten ursprünglichen Bedeutung von „aufschlichten": „Mappe" (T. II, S. 80, Z. 42ff.): Das Holz um die Hütte herum war immer sehr genau geschlichtet", und „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 338, Z. 20): „Sie schlichtete etwas an dem Holze." Auch „aufschichten" begegnet uns bei Stifter; vgl. „Ein Gang durch die Katakomben" (T. VI, S. 80, Z. 29): „wie Holz aufgeschichtet"; (S. 80, Z. 42 und S. 87, Z. 7f.): „einen solchen aufgeschichteten Stoß von Kinderfärgen".

S. 88. Z. 6. Die ungewöhnliche Superlativbildung findet sich auch im „Waldgänger" (T. V, S. 74, Z. 29): „besuchte er am öftersten jene Holzhäuschen". Ebenso bei Jean Paul im „Titan".

S. 92. Z. 9. Dieser Gebrauch von an = in ist Stifter eigentümlich: vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 122, Z. 11): „an jedem Frühlinge"; „Abdias" (T. II, S. 299, Z. 27): „in dem ersten Frühlinge, an welchem Ditha sah"; „Kalkstein" (T. IV, S. 118, Z. 35): „die Zeit, an welcher es die Wäsche forttrug". Ein Gegenstück dazu bildet die in T. VI, S. 225 (Anmerkung zu T. I, S. 222, Z. 36) nachgewiesene Verwendung des in = an (z. B. im Nachmittage).

S. 94. Z. 19. Zu Stifters Schreibung „Agat" für „Achat" vgl. Adelung, „Deutsches Wörterbuch" I, Spalte 117: „Der deutsche Name rühret aus dem Griechischen ἀχάτης her, welches der Name eines Flusses in Sizilien war, der jetzt Drillo heißt, und an welchem die ersten Achate gefunden worden. Hieraus erhellet, daß die Schreibarten Agat und Agath unrichtig sind, wozu die Verwechselung mit dem Agtsteine und dem Gagat wohl auch das Ihrige mag beigetragen haben."

S. 103. Z. 34. Niedersatz. Vgl. Grimm, D. W. B. VII, Spalte 785: „Das Nieder- und Festsetzen sowie das Nieder- und Festgesetzte. (Herder, Kant in seinen naturwissenschaftlichen Schriften)."

S. 104. Z. 38. Gebühl, kollektiv zu „Bühel", wofür Stifter auch „Bühl" gebraucht. Die „Mappe" ist überaus reich an solchen, größtenteils von Stifter erfundenen Zusammensetzungen; vgl. Geäste (T. II, S. 103, Z. 31), Gedämmer (S. 157, Z. 38), Geerle (S. 105, Z. 6; S. 106, Z. 37), Gefelse (S. 120, Z. 6), Geglitzer und Geglänze (S. 103, Z. 3), Geschimmer und Geglänze (S. 113, Z. 12), Gereute (S. 73, Z. 9), Gestänber (S. 171, Z. 24), Gesumpfe (S. 139, Z. 23), Gezweige (S. 107, Z. 17), im „Waldsteig" (T. III, S. 163, Z. 3): Geblüme.

S. 105. Z. 7. Fahrangelegenheit = Fahrgelegenheit.

S. 106. Z. 30. „bedeutend" gebraucht Stifter in der „Mappe" und der ihr folgenden Erzählungen mit einer an Goethes Vorliebe für dieses Wort erinnernden Häufigkeit. Vgl. „Brigitta" (T. III, S. 359, Z. 37): „Zeiger einer bedeutenden Vergangenheit", (S. 376, Z. 14): die bedeutende Bildung verraten; „Hagestolz" (T. III, S. 62, Z. 12): ein bedeutender Berg; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 249, Z. 18): eine bedeutende Felsmauer, (S. 267, Z. 40): eine bedeutende Aussicht; „Turmalin" (T. IV, S. 146, Z. 41; S. 153, Z. 15): eine bedeutende Zeit. Noch öfter adverbiell; vgl. „Mappe" (T. II, S. 161, Z. 2): der etwas bedeutend krank war; „Brigitta" (T. II, S. 370, Z. 35): bedeutend viele Menschen; „Hagestolz" (T. III, S. 74, Z. 38: wo es bedeutend dunkel war; „Waldsteig" (T. III, S. 145, Z. 24): Er ging von dem Pfade bedeutend ab (S. 145, Z. 2: S. 153, Z. 32; S. 160, Z. 11).

S. 108. Z. 25. Vgl. Paul (S. 657): „Wiesbaum landschaftlich = mhd. wisboum, Stange, die über ein Fuder Heu oder Getreide gelegt wird, dasselbe festzuhalten."

Z. 30. Vgl. Paul (S. 507): spellen, zuweilen spällen geschrieben, „spalten"; häufiger zerspellen.

S. 111. Z. 30 f. es kommt leicht an = es kann sich leicht ereignen.

S. 112. Z. 3. hob = erhob gebraucht Stifter ebenso im „Hagestolz" (T. III, S. 86, Z. 6): „er hob sich daher"; „Waldsteig" (T. III, S. 159, Z. 1): „Tiburius hob sich von seinem Sitze".

S. 113. Z. 6. Weiße. Vgl. die ebenso ungewöhnlichen Bildungen: Schneeweiche (S. 118, Z. 17); Steile (S. 119, Z. 28); Schiefe (S. 119, Z. 31).

Z. 37 f. „Lawinen" und „Bäche" sind Objekte zu „dämmen". Stifter will sagen, daß die von dem Wasser erzeugten Lawinen Dämme bilden, welche eine Anstauung der Wassermassen hervorrufen.

S. 116. Z. 3. Vgl. dazu Adelung, „Deutsches Wörterbuch" IV, Spalte 907, Untergang: von der Himmelsgegend, wo die Sonne unterzugehen scheinet, ist es veraltet, indem Abend und West dafür üblicher sind. Vgl. S. 177, Z. 7 f.: „Felder, die sich gegen Sonnenaufgang breiten"; „Katzensilber" (T. IV, S. 236, Z. 4): „Die Wolken hatten sich gegen Aufgang gezogen. Aber auf den Bergen gegen Untergang war es lichter." Ebenso gebraucht im „Bergkristall" Stifter „Morgen" und „Abend" (T. IV, S. 193, Z. 14 f.).

S. 117. Z. 40. Vgl. S. 169, Z. 36: „mit den guten Messern, die sie in Rohren verfertigen". Der Name gehört Stifters Heimat an. Nördlich vom Dreiseffelberge liegt Böhmisch-Röhren.

S. 120. Z. 6. „wegen" verbindet Stifter überwiegend mit dem Dativ, vgl. S. 120, Z. 12: „wegen dem Tosen des eigenen Wassers"; „Abdias", T. II, S. 257, Z. 25. Nach Paul, S. 642, süddeutsch mit dem Dativ; auch bei Goethe: „Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand" und bei Schiller: „wegen den Anwesenden".

S. 121. Z. 4. gemach. Vgl. Paul, S. 202: gewöhnlich auf behagliche Langsamkeit bezogen. Auch = „allmählich" erscheint es. (Voß, Lessing.) Noch mehr hat sich diese Bedeutung an „allgemach" geheftet. — Beide Worte gebraucht Stifter sehr häufig. Vgl. „Abdias" (T. II, S. 261, Z. 21): So verging gemach eine Zeit nach der andern; „Hagestolz" (T. III, S. 94, Z. 20): wenn gemach die Tageszeiten wechselten; „Mappe" (S. 85, Z. 8): Ich gewann die Gegend allgemach immer lieber; (S. 117, Z. 4): als die Leute sich allgemach wieder auf entferntere Wege wagten; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 321, Z. 6): Maria wird allgemach und unvermerkt seine Gattin werden.

Z. 30. eigentümlich, in der älteren Bedeutung des Adjektivs, die den Zusammenhang mit Eigentum wahrt: etwas erb- und eigentümlich besitzen; dieses Gut gehört mir eigentümlich. Vgl. Paul, S. 124.

S. 126. Z. 29. Zusammensetzungen mit „wohl" verwendet Stifter sehr häufig. Vgl. wohlgebildet. „Mappe" (S. 156, Z. 20 f.): „die großen Augen blickten sehr wohlgebildet aus dem Angesichte"; (S. 175, Z. 31 f.): „Weil der Jüngling . . . wohlgebildet war" — „Brigitta" (T. II, S. 369, Z. 31). — Wohlbekannt: „Mappe" (S. 167, Z. 13 f.): wohlbekanntes Haus des Aschacher. — „Abdias" (T. II, S. 240, Z. 22; S. 247, Z. 18; S. 251, Z. 32). — „Waldsteig" (T. III, S. 159, Z. 7): wohlbetretener Pfad, (S. 166, Z. 36): wohlgeordnetes Bett, (S. 174, Z. 17): wohleingerichteter Reisewagen. „Der fromme Spruch" (T. V, S. 308, Z. 6): zwei wohlbestellte Zimmer. S. 310, Z. 5: in einem wohlgepolsterten Stuhle. Hüller, „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil" (Euphorion XVI, S. 462, 470) verweist hiefür auf Homer und Goethes „Hermann und Dorothea"; aber auch Goethes Prosa muß herangezogen werden, vor allem die „Wahlverwandtschaften", die eine auffallend große Zahl dieser Bildungen aufweisen (vgl.: wohlangebrachte Bank, I. Teil, Kap. 1. — der wohlgefugte Deckel, I, 9 — wohlgebaut (der Architekt), II, 1 — wohlerhaltene Monumente, II, 1 — wohlgestaltete Personen, wohlgebildet, ein großer und wohlgebauter Mann, wohltönende Komplimente, II 5 — wohltönende Blasinstrumente. II 6).

S. 129. Z. 39. Hörigkeit zu hörig, „das von neueren Schriftstellern verwendet wird, um ein Abhängigkeitsverhältnis zu bezeichnen, namentlich eine Zwischenstufe zwischen Leibeigenen und Freien. Die alte Rechtssprache verwendet das Wort nicht so. Nur in Zusammensetzungen ist es schon früher ähnlich gebraucht: „hofhörig" (Paul, S. 267). Bei Adelung, „Deutsches Wörterbuch" II, Spalte 1285, findet sich die Bemerkung: „In Niedersachsen werden die Hofhörigen noch oft verkürzt die Hörigen genannt, da denn für Hofhörigkeit auch Hörigkeit üblich ist."

S. 131. Z. 3. saß auf einen . . . Stuhl . . . nieder. Ebenso „Waldsteig" (T. III, S. 161, Z. 34): „Er . . . saß in den Wagen." Vgl. Paul (S. 499): „In der älteren Sprache bezeichnet es auch den Eintritt des

Zustandes, ist also = sich setzen. So öfters bei Luther ... Noch jetzt süddeutsch nicht selten bei Schriftstellern: ‚der Jüngling hieß den Alten neben sich auf das Ruhebette sitzen' (Wieland) — ‚wenn er wieder auf seinen Webstuhl saß' (Hebel) — ‚hab' ich ihn geheißen sitzen auf meinen Stuhl' (Grillparzer)."

S. 133. Z. 2. „mehrere" nach Paul, S. 351, bei unseren Klassikern noch attributiv gebraucht. Erst dann entstand, indem „mehrere" in Vergleich mit „einer" gesetzt wurde, die heute allein übliche Verwendung. Vgl. „Mappe" S. 143, Z. 16: „die mehreren Schreine"; S. 164, Z. 13: „diese mehreren Stämmchen"; „Hagestolz" (T. III, S. 103, Z. 15) „auf die mehreren Briefe" — auch prädikativ gebraucht, „Mappe", S. 193, Z. 20 f.: „Die Schützen waren immer mehrere zu uns herübergekommen"; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 259, Z. 23): „wo freilich die Felsen immer mehrere wurden".

Z. 31. Dieser temporale Genitiv auch „Brigitta" (T. II, S. 406, Z. 16): „jenes Winters"; „Der Kuß von Sentze" (T. V, S. 305, Z. 42): „des ganzen Nachmittages".

S. 135. Z. 2. Die vulgäre Verbindung eines Verbums der Bewegung mit einem finalen Infinitiv begegnet uns auch im „Waldsteig" (T. III, S. 164, Z. 30 u. 40): „Wollt ihr mit mir sammeln gehen"; „wie er Erdbeeren sammeln gegangen sei".

Z. 11. Dieselbe Bezeichnung „Gewerke" (vgl. S. 144, Z. 38) auch bei Goethe, „Wahlverwandtschaften" (I. Teil, Kap. 9): „damit keiner von den Gewerken, die auf unserm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche".

S. 144. Z. 13 ff. Vgl. Goethes „Wahlverwandtschaften" (I. Teil, 9. Kap.): „Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll verschiedenes eingesenkt werden zum Zeugnis für eine entfernte Nachwelt. Diese metallnen zugelöteten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt. — — — Die Frauenzimmer säumten nicht, von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andere Zierden wurden nicht geschont ... (Ottilie) löste darauf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinode hin."

S. 145. Z. 32. Vgl. Goethes „Wahlverwandtschaften" (I. Teil, 14. Kap.): „Ja sogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmut eines Festes gestört wird, durchaus Vorsorge genommen."

S. 150. Z. 1. In ähnlicher Weise polemisiert Stifter auch im „Waldbrunnen" (T. V, S. 251, Z. 35; vgl. Anmerkung hiezu, T. VI, S. 282) gegen die Mode der Frauenkleidung: „Damals waren Frauengestalten noch Gestalten, nicht, wie jetzt, häßliche Kleiderhaufen."

Z. 12 f. Flinselwerk = Flitterwerk. Vgl. Schmeller, „Bayerisches Wörterbuch" I, S. 794: flinseln = flimmern, blinzeln; das Flinselein = Flitterchen.

S. 150. Z. 24. glüh: Paul, S. 223: „gluh oder glüh, norddeutsch = glühend, erst aus ‚glühen' abgeleitet, vgl. die gluhen Augen (Bürger); im glühen Herzen (Immermann); von Wein und Reden glüh (Droste-Hülshoff)".

S. 155. Z. 8. Heize: in den Wörterbüchern nicht belegt.

S. 157. Z. 18. Ähnlich tobt Flamin in Jean Pauls „Hesperus" (Werke, Hempel, Bd. 9, III, S. 454): „da Flamin seinen Spazierstock bis zum Knicken einstieß, Blumen köpfte, Laub abschlug . . ." S. 455: „Flamin streifte die Blüten und Blätter von einem Schlehenast mit blutiger Hand . . ."

Z. 40. Strebnisse: in den Wörterbüchern nicht belegt.

S. 158. Z. 7. brodig, zu Brodem, der heiße Dunst, wohl auch von Stifter gebildet.

S. 163. Z. 42. Die Haltung des Körpers, die hier Margarita einnimmt, kehrt wieder bei dem braunen Mädchen im „Katzensilber" (T. IV, S. 230, Z. 3; S. 251, Z. 27) und bei Hiltiburg im „Kuß von Sentze" (T. V, S. 304, Z. 29): „und hatte ihre beiden Arme an den Körper niederhängen".

S. 164. Z. 24. Denselben Gedanken spricht Stifter gegenüber Franziska Greipl aus, da er die Aussichtslosigkeit seiner Bewerbung befürchtet, 15. November 1829 (Werke XVII, S. 19): „möge der Himmel dich bewahren und glücklich machen, dann will auch ich versuchen, die Liebe, die nun dein ist, überzutragen auf meine Arbeiten und auf die Menschheit — ein wohltätiges Leben, sagt man, gibt ja auch Zufriedenheit".

S. 165. Z. 25. Vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 104, Z. 36ff.): „aber du solltest doch dein Herz nicht an bebenden Weibern üben, sondern an Felsen — und ich wäre eher ein Fels als etwas anders. Daß ich dich so festgehalten habe, mußte sein: wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewalttat schleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen."

5. Tal ob Pirling.

S. 168. Z. 1f. Vgl. Paul, S. 544: „Das Geschlecht von ‚Teil' schwankt seit alter Zeit zwischen Maskulinum und Neutrum. Das Maskulinum, welches das ursprüngliche ist, hat jetzt, von bestimmten Fällen abgesehen (kein Teil, ein gut Teil), die Oberhand gewonnen."

S. 173. Z. 17. Der 13. Julius ist der heiligen Margarete geweiht.

6. Das Scheibenschießen in Pirling.

S. 176. Z. 6. Mahd. Vgl. Paul (S. 342): „Femininum, ‚das Mähen', gewöhnlicher ‚das Gemähte' = mhd. mât, zu mähen; nicht sehr üblich; Plural: Mahden (Uhland)."

S. 177. Z. 20. Der Name Steinbühel weist auf die Umgebung von Friedberg hin. Vgl. Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 193: „Nach einer Mitteilung von Franz Neumann schwebte dem Dichter bei der Schilderung des Ortes Pirling Friedberg vor Augen, wo auf dem benachbarten Steinbühel alljährlich ein festliches Scheibenschießen stattfand, bei welchem den ersten Preis ein langhaariger weißer, mit Bändern geschmückter Ziegenbock bildete." Vgl. S. 53, Z. 16.

S. 178. Z. 20. hinum, nach Adelung (II, Spalte 1201) „ein Nebenwort, die Richtung einer Bewegung um eine Sache zu bezeichnen, sofern sie sich zugleich von der redenden Person entfernet, im Gegensatze des ‚herum'. Fahre da hinum. Im Hochdeutschen ist dieses Nebenwort nicht gebräuchlich, weil man sich statt desselben in allen Fällen des ‚herum' bedienet." Vgl. „Waldsteig" (T. III, S. 147, Z. 32): „da er um einen sehr großen Stein hinumgegangen war".

S. 179. Z. 1f. In Friedberg hieß zu Stifters Zeiten der Wirt des oberen Wirtshauses Schiffler (jetzt Gasthaus zum „Hochwald"), der untere Wirt auf dem Hause Nr. 41 Jakob Pernsteiner. Stifter nennt beide Bernsteiner, unterscheidet aber auch zwischen dem oberen und unteren Wirte (vgl. S. 190, Z. 19 und Z. 30).

S. 180. Z. 18ff. Vgl. Jean Paul, „Flegeljahre" III. Bändchen, Nr. 40 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 253, Z. 26): „Plötzlich kam ein altes vertrautes, aber wunderbares Mittagsgeläute aus den Fernen herüber, ein altes Tönen, wie aus dem gestirnten Morgen dunkler Kindheit . . . Er dachte voll Sehnen an seine fernen Eltern — an das Stilleben der Kindheit" (vgl. dazu auch „Mappe" S. 180, Z. 41ff.: „und wie ein Traum war es mir auch, daß das die nämlichen Felder und Gründe sind, wo ich so oft als Knabe gewesen bin").

S. 182. Z. 32. Vgl. Paul, S. 675: „zelt, im Mittelhochdeutschen dafür gewöhnlich gezelt, und auch noch in der neueren Sprache ist Gezelt im höheren Stile nicht selten (bei Wieland, Herder, Voß, Goethe und Schiller)".

S. 199. Z. 1f.: Ruhe, Stille und Feierlichkeit in meinem Hause. Stifter liebt es, Adjektive, Substantive und Verba zu dreien zusammenzufügen. Beispiele hiefür bieten besonders „Die Narrenburg" und die „Mappe". Vgl. aus späterer Zeit „Bildung des Lehrkörpers" („Wiener Bote", 1849): „dem Ziele, das uns der Schöpfer als höchstes Glück, als höchste Freude und als höchste Vollkommenheit aufgestellt hat. „Nachsommer" Bd. 2, S. 223: „und es wird hier wie überall gut sein: Ergebung, Vertrauen, Warten" — Bd. 3, S. 414 (Schlußworte des Romans): „und jedes, selbst das wissenschaftliche, Bestreben hat nun Einfachheit, Halt und Bedeutung". Vielleicht hat Stifter diese Neigung von Herder übernommen, dessen Vorliebe für dreigliedrigen Ausdruck in allen seinen Werken hervortritt. Vgl. Vorrede zu den „Ideen" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 56, Z. 20): „jene allmächtige Kraft, Güte und Weisheit". — Buch I, Kap. 1 (S. 61, Z. 15): „Chor der Harmonie, Güte und Weisheit". — Buch V, Kap. 1 (S. 176, Z. 24): „bis sich zuletzt alles in der Vernunftfähigkeit, Freiheit und Humanität des Menschen vereinet". — T. V, Buch XV, Kap. 4 (S. 198, Z. 17): „daß Güte allein dem Werk Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre".

7. Das Nachwort.

S. 200. Z. 38. Vgl. die Einleitung zu T. IV (Bunte Steine), S. 32.

S. 201. Z. 15. Vgl. S. 45, Z. 42: „eher fortgemußt"; in anderem Sinne gebraucht Stifter denselben Ausdruck S. 30, Z. 18f.: „Die Ursache, warum er so schnell fort gemußt hatte".

Studien. Vierter Band.

Abdias.

Vorbemerkung. Mit dieser Erzählung Stifters beschäftigt sich ein Artikel von A. Hahn: „Abdias, Zur Erinnerung an Adalbert Stifter" („Allgemeine Zeitung des Judentums". Bd. 69, Berlin 1905, S. 549 bis 552), dessen grobe Irrtümer die Kritik herausfordern. Wir lesen hier: „Von jetzt an lebte Abdias nur seinem Töchterchen Ditha, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr geistig und körperlich in schönster Weise entwickelte. Plötzlich wurde sein vergöttertes Töchterchen blind (!) . . . Je mehr Ditha heranwuchs und zur blühenden Jungfrau heranreifte, desto mehr verlor sich ihre Blindheit (!) und nach und nach konnte sie, wenn auch nur schwach, sehen und sich an dem Anblick der Dinge um sie erfreuen, aber nicht allein die äußere Welt tat sich ihr auf, sondern auch ihre Seele begann sich zu heben."

1. Esther.

S. 231. Z. 42. Kahira. Der arabische Name für Kairo lautet Masr el Kâhira.

S. 232. Z. 4. Vgl. außer dem in der Einleitung zu „Studien" IV, T. II, S. 206, herangezogenen Psalm 104, 2: „Licht ist dein Kleid, das du anhast: du breitest aus den Himmel wie einen Teppich." Goethes „Grenzen der Menschheit", Str. 1: „küß' ich den letzten Saum seines Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust".

S. 234. Z. 18. Vgl. 1. Moses 33, 4: „Esau aber lief ihm (Jakob) entgegen und herzete ihn und fiel ihm um den Hals und küß'te ihn, und sie weineten." Vgl. 1. Mos. 29, 11; 2. Mos. 4, 27; 18, 7.

Z. 26. Wie die Begrüßung des Sohnes, so ist auch das Bad und die Salbung in Übereinstimmung mit dem Alten Testament geschildert. Vgl. Ezechiel 16, 9: Ruth 3, 3: Judith 10, 3.

S. 235. Z. 18. Ein gleiches gilt von dem Freudenfest. Vgl. Tobias 11, 20: „Und sieben Tage lang aßen sie miteinander und waren fröhlich." In der ersten Fassung der Erzählung (Novellenalmanach) spricht auch Stifter von sieben Tagen, in der ersten Studienausgabe noch von vier Tagen.

2. Deborah.

S. 237. Z. 30. Vgl. Jean Paul, „Hesperus" (Werke, Bd. 9, S. 398): „Viktor lief auf den Wartturm hinauf . . . und hier . . . sah er in die . . . weite von Schnee durchbrochne Nacht — und alle Tränen seines Herzens fielen, und alle Gedanken seiner Seele riefen: So sieht die Zukunft aus! So schimmernd sinken die Freuden des Menschen vom Himmel und zerfließen schon unter dem Sinken!" Stifter konnte das Bild auch in dem Buche der Mistreß Trollope, „Wien und die Österreicher", 1838 (vgl. Einleitung zu T. VI) finden: „Kurz, dieser Besuch lieferte mir einen neuen Beweis von der Gefahr, sich Meinungen

von allen den herumflackernden Atomen von Nachrichten zu bilden, die uns in der Welt umringen und gleich den Schneeflocken, wenn sie vorüberschweben, Form und Substanz zu haben scheinen, aber in der Hand zerfließen, wenn man sie näher prüfen will" (Band III, S. 64). Siehe auch Muller, „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil", Euphorion 1909, XVI, S. 140.

S. 238. Z. 8. Bona, Stadt in Algerien, westlich von Kairo.

S. 243. Z. 20. heraußen, ein Austriazismus Stifters, ebenso: „Das alte Siegel", T. II, S. 325, Z. 14. Vgl. „heroben" (T. VI, S. 254 Anm. zu T. III, S. 228, Z. 31), „herinnen" („Mappe", T. II, S. 155, Z. 7).

S. 246. Z. 9. Neiger, nach Paul, S. 420, ältere, jetzt unüblich gewordene Form.

S. 253. Z. 4. Die Furcht vor dem bösen Blick ist besonders im Orient und in Südeuropa verbreitet und war auch den Völkern des Altertums eigentümlich.

3. Ditha.

S. 256. Z. 21. Stifter gebraucht gewöhnlich als Dativ die Form niemanden, wie nach Paul, S. 278, im 18. Jahrhundert auch jemanden als Dativ üblich war. Vgl. „Das alte Siegel" (T. II, S. 347, Z. 7): „und hatte auch vorher niemanden gesagt"; „Kalkstein" (T. IV, S. 88, Z. 7): („daß ich) nicht jemanden zur Last sein möchte". — (S. 124, Z. 7): „oder ich gebe sie auch jemanden".

S. 268. Z. 8. handrecht. Vgl. Grimm, D. W. B. IV, 2, Spalte 411: gerecht für die Hand, bequem, handlich.

S. 272. Z. 15. Nach Paul, S. 14, gewöhnlich eigentlich nur im Plural = jeder gebraucht; aber auch bei Goethe: allen Augenblick = alle Augenblicke, ja sogar „so schläft nun aller Vogel".

S. 277. Z. 4. Mossul, türkische Stadt am Tigris, gegenüber den Ruinen von Ninive.

S. 282. Z. 43. steilrecht, für senkrecht, von Stifter bevorzugt. Ebenso „Das alte Siegel" (T. II, S. 334, Z. 6), „Bergkristall" (T. V, S. 177, Z. 20): die steilrechte Wand; S. 179, Z. 27; S. 180, Z. 15. Vgl. Paul, S. 524: „nicht allgemein üblich = senkrecht. Vgl. in alle Lagen, in steilrechte und wagerechte, Jean Paul." Ebenso gebraucht Stifter „fallrecht": „Wagestolz", T. III, S. 84, Z. 19; S. 85, Z. 34; „Bergkristall", T. IV, S. 215, Z. 1.

S. 284. Z. 28. blinzen nach Paul, S. 87, im 18. Jahrhundert noch ganz üblich, im 19. selten, jetzt gegen blinzeln zurückgetreten.

Das alte Siegel.

1. Die Berghalde.

S. 308. Z. 9. Vgl. Paul, S. 152: „erzielen = erzeugen, hervorbringen, veraltet in bezug auf Kinder, noch bei Bürger, Musäus, Hebel". Auch bei E. T. A. Hoffmann, „Meister Floh": „Tyß, der sich schon einigermaßen darein gefunden, daß er nach vielen Jahren vergeblicher Hoffnung einen Einfaltspinsel erzielte."

S. 316. Z. 25. Der Spruch lautet übersetzt: „Die Ehre muß unter allen Umständen bewahrt werden".

S. 317. Z. 26. Vgl. Jean Paul, „Titan", I, 22. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 121, Z. 25): „dann mußte das berückte Herz verlassen ausrufen, ach, wo sind' ich, wo sind' ich in den weiten Räumen, in dem kurzen Leben die Seelen, die ich ewig liebe und so innig?"

Z. 28. hinschleifen, hier intransitiv gebraucht, wie bei Goethe, nach Paul, S. 454, transitiv: „ein verdrießliches Dasein hinschleifen".

2. Die Kirche von Sankt Peter.

S. 319. Z. 18. Der heilige Aloisius soll sich durch die strengste Keuschheit ausgezeichnet haben.

S. 324. Z. 43. Das Gerüste der Balken . . . machten das Ganze noch unwirtlicher. Stifter konstruiert hier wie an anderen Stellen das Verbum nicht nach dem Subjekt, sondern nach einem von diesem abhängigen Satzgliede. Vgl. „Kalkstein" (T. IV, S. 81, Z. 15f.): „Bei den Armeln gingen . . . . eine Art Handkrausen hervor".

4. Das Eichenschloß.

S. 353. Z. 31. Makel, nach Paul, S. 512, nur vereinzelt in Übereinstimmung mit dem lateinischen macula Femininum. Wieland: „rein von aller Makel".

Brigitta.

1. Steppenwanderung.

S. 361. Z. 29f.: mit dem furchtbar hohem Stangenwinkel. Stifter befolgt häufig nicht die Regel, daß ein mit dem Artikel verbundenes Adjektiv in attributiver Stellung schwach flektiert wird.

Z. 41. Die Ungarn scheinen sich durch Stifters Charakteristik des Landes und seiner Bewohner verletzt gefühlt zu haben. Stifter schreibt am 17. Dezember 1864 an Heckenast (Briefe, herausgegeben von Aprent, Bd. III, S. 86): „Sie haben einmal gesagt, in Pest meine man, ich sei Ungarn nicht freundlich gesinnt. Dies wäre doch übel, wenn ich käme und einer oder ein anderer wäre unartig mit mir. Nun, geärgert haben mich die Ungarn schon öfters, und ich habe es auch weidlich ausgesprochen; aber von da bis zur Unfreundschaftlichkeit ist es noch weit. Zankt man ja mit den liebsten Freunden leichter als mit wildfremden Menschen, und wenn mich die Ungarn ärgerten, so war es, weil ich an ihnen teilnehme, sonst wäre mir ihr Tun gleichgültig. Ich habe immer dieses Volk für ein Dichtungsvolk gehalten und habe dies am klarsten in „Brigitta" dargelegt.

S. 365. Z. 1f. auf trocknem, sehr festen Moore. Auch hier liegt, wie S. 361, Z. 29, eine Eigenheit Stifters vor. Häufig flektiert er, wenn zwei Adjektive ohne Artikel als Attribute einem Substantiv vorausgehen, das erste stark, das zweite schwach, nicht beide stark, wie es üblich ist.

2. Steppenhaus.

S. 374. Z. 19. (Vgl. S. 378, Z. 8). Die humane Behandlung der Knechte und Bauern von Seite des Majors entspricht den Verhältnissen in Ungarn, die J. G. Kohl, „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten" (Dresden und Leipzig 1842, 3. Teil, Reisen in Ungarn, 1. Abteilung, S. 129) dargelegt hat: „Die Ungarn verteidigten sich eifrig dagegen und sagten, das Los der Bauern sei bisher freilich schlimm bei ihnen gewesen. Allein sie seien auf dem letzten Landtage völlig freigegeben worden. Auch gäbe es noch sehr gute Edelleute und wahre Väter ihrer Bauern. Ja die allerwenigsten nur seien Tyrannen. Denn der Stock müsse nun einmal sein, solange das Volk noch so sei, wie es sei. Auch sei der Stock mitunter sehr gut und wohltätig. Das Haupt- und Grundleben eines Staates und Volkes aber sei die Freiheit von oben herab, so daß kein Despot an der Spitze stehe. Dies sei in Österreich, wo der Kaiser befehlen könne, was er wolle, nicht aber in Ungarn der Fall." Vermutlich hat Stifter Kohls Buch gekannt, das kurz vor der Abfassung der „Brigitta" erschien.

S. 375. Z. 7. mitfahren. Vgl. Paul, S. 360: „= mit einem verfahren", „das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren" (Gellert). — „gleichwohl fahre man solchen Staatsbürgern so hart mit" (Jean Paul). — „weil ich meinem Sohne so hart mitgefahren habe" (Lessing).

S. 381. Z. 21. Stifter gedenkt hier des jungen Gustav Scheibert, dessen Tod ihn tief betrübte. Vgl. an Heckenast, 16. November 1846 Werke XVII, S. 171): „denn ein junger Mensch, der vor einem Jahre mit uns von Linz herab in die Rechte ging, den wir wie einen Sohn liebten, dessen Eltern mit uns in inniger Verbindung sind, liegt die zwei Tage im Sterben" — 22. November 1846 (S. 175): „Mein so lieber und mich so liebender junger Mensch, fast mein Adoptivsohn, Gustav hieß er wie Sie, ist am Freitag halb sechs Uhr früh gestorben." Vgl. „Bunte Steine", Einleitung Stifters (T. IV, S. 48, Z. 29).

3. Steppenvergangenheit.

S. 385. Z. 32. Ähnlich charakterisiert Stifter Juliana im „Waldbrunnen" (T. V, S. 276, Z. 11 ff.).

S. 392. Z. 41. umzuändern und den Rest der Zeit . . . zum Jagen zu verwenden: so übereinstimmend in der ersten und vierten Ausgabe der „Studien". Irrtümlich in der Jubiläumsausgabe (Amelang) und den Ausgewählten Werken (Hesse, Leipzig): um zu verwenden.

4. Steppengegenwart.

S. 404. Z. 43 ff. Vgl. Jean Paul, („Hesperus", Werke, Bd. 9, S. 512): „Wir haben gestritten . . . . was süßer für gute Menschen sei, wenn sie vergeben, oder wenn ihnen vergeben wird . . . . so teilen zwei Menschen, die sich versöhnen, immer die Freude der Verzeihung und die Freude der reinern und größern Liebe miteinander."

Anmerkungen zu Teil 3.

Studien. Fünfter Band.

Der Hagestolz.

1. Gegenbild.

S. 23. Z. 6. Wie hier von Häuserlasten, so spricht Stifter S. 77, Z. 20: von „ungeheuren Bergeslasten". Vgl. „Zwei Schwestern" (T. III, S. 218, Z. 19): „Berge und Lasten"; „Bergkristall" (T. IV, S. 177, Z. 24): „Wälderlast".

2. Eintracht.

S. 34. Z. 10. Stifter schließt sich dem Sprachgebrauche des Volkes an, wenn er „müssen" = nicht dürfen verwendet. Vgl. S. 40, Z. 28f.: „man muß keinem Menschen in seinem Gewissen Gewalt antun"; „Zwei Schwestern" (T. III, S. 290, Z. 1): „Er muß von dem, was er andern reicht, ... nicht überschüttet und zerstört werden"; S. 307, Z. 16f.: „daß ich nicht in das Haus gehen müsse, und daß ich mit keinem Mitgliede der Familie reden müsse". „Bergkristall" (T. IV, S. 189, Z. 15): „ihr müsset an keinem Platze stehenbleiben"; S. 206, Z. 1: „Sanna, du mußt nicht schlafen".

S. 36. Z. 42. Zur Ergänzung der in der Einleitung S. 14 gebotenen Hinweise auf Goethe und Feuchtersleben vgl. Jean Paul, „Flegeljahre", 3. Bändchen, Nr. 40 (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. IV, S. 254, Z. 25ff.): „und Pans Stunde ging an — ‚Jetzt ergriff mich' — schreibt er in seinem Tagebuche — ‚Pans Stunde, wie allemal auf meinen Reisen. Ich möchte wohl wissen, woher sie diese Gewalt bekommt. Nach meiner Meinung dauert sie von 11 und 12 bis 1 Uhr; daher glauben die Griechen an die Pans-, das Volk an die Tagesgeisterstunde, auch die Russen. Die Vögel schweigen um diese Zeit. Die Menschen schlafen neben ihrem Arbeitszeug. In der ganzen Natur ist etwas Heimliches, ja Unheimliches, als wenn die Träume der Mittagsschläfer umherschlichen.'"

S. 37. Z. 37. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 615:

„verwinden = über etwas hinwegkommen (einen Verlust, einen Schmerz); wohl zu überwinden zu stellen".

S. 41. Z. 11ff. Die Bedeutung dieses Platzes für Ludmilla erfahren wir erst aus der Erzählung des Hagestolzes (S. 110, Z. 39): „Als ich nach einiger Zeit einmal zu dem Buchenbrünnlein im Hirschkar hinaufging, sah ich sie auf dem breiten Steine sitzen, der neben dem Brünnlein liegt. Ihr Tuch, das sie gerne an kühleren Tagen um die Schultern trug, hing an dem flachen Aste einer Buche, die etwas weiter zurücksteht und nicht hoch vom Boden diesen Ast gerade wie eine Stange zum Aufhängen ausstreckt. Ihr Hut war gleichfalls neben dem Tuche."

3. Abschied.

S. 51. Z. 6. Nach Paul, S. 607, bedeutet „verschlafen" u. a. „durch Schlafen versäumen" und reflexiv „sich verschlafen", zu lange schlafen, ein Unterschied, der sich wohl kaum aufrechterhalten läßt. Richtiger erklärt Adelung, „Deutsches Wörterbuch" IV, Spalte 1119: „Im Oberdeutschen sagt man auch sich verschlafen = die gehörige Zeit verschlafen, länger schlafen, als man wollte." Ein ungewöhnliches Reflexivum liegt auch vor in „sich übersiedeln" (Zwei Schwestern, T. III, S. 215, Z. 3): „(ich) übersiedelte mich in meine neue Wohnstätte".

Z. 21. „zeigte" schreibt Stifter, nicht „zeugte". Vgl. Paul, S. 678: „zeugen von etwas; dieses häufig uneigentlich: ‚das zeugt von großem Hochmut'; in dieser Verwendung ist Verwechslung mit zeigen nicht selten: von einem guten Geschmacke zeigen (Lessing); eine Meinung, die von dem außerordentlichsten Scharfsinn zeigte (E. T. A. Hoffmann)."

S. 52. Z. 35. Dieselbe ungewöhnliche Wendung „die Hand an jemanden reichen" begegnet uns im „Bergkristall" (T. IV, S. 204, Z. 18): „Auch die zwei Weißbrote nahm er aus dem Ränzchen und reichte sie beide an Sanna." Vgl. im „Waldbrunnen" (T. V, S. 271, Z. 42f.): „Er gab zuerst seine Dinge an Juliana."

4. Wanderung.

S. 57. Z. 5. Der von Stifter erfundene Ortsname Attmaning entspricht den in den Alpenländern häufigen Bildungen auf „ing"; vgl. Tittmoning in Oberbayern.

S. 59. Z. 27. Vgl. die fast gleichlautende Definition von „Hals" im „Bergkristall" (T. IV, S. 178, Z. 23): „Hals heißen sie einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge miteinander verbindet und über den man zwischen den Gebirgen von einem Tale in ein anderes gelangen kann."

S. 61. Z. 42ff. Vgl. Hüller, „Über Adalbert Stifters Naturschilderung" (Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1910, S. 200): „Zu fast maschineller Bewegung steigert Stifter seine Empfindung, wenn er den sich bewegenden Standpunkt, der eigentlich im Beschauer ruht, in die Landschaft verlegt und sie nun förmlich mit naiver Lust wie ein Kind in der Eisenbahn sich drehen läßt" (vgl. S. 59, Z. 10ff.).

S. 73. Z. 19. „prall", das Stifter hier von dem Wasser ge-

braucht, bedeutet nach Grimm (D. W. B. IV, Spalte 2062) „spann- und federkräftig, elastisch, gedrungen, stramm. Im 18. Jahrhundert aus dem gleichlautenden niederdeutschen pral gekommen. ‚Sie wurde in das weichste und prallste der Betten gelegt' (Wieland)." Vgl. „Zwei Schwestern" (T. III, S. 232, Z. 10): „auf dem festen, prallen Grasboden." Im „Bergkristall" (T. IV, S. 190, Z. 1) sagt Stifter, daß die Feuchtigkeit den Boden „nicht schlüpfrig, sondern eher fest und widerprallend machte".

S. 75. Z. 32. „Ranft" bedeutet nach Paul, S. 412, gewöhnlich wie schon im Mittelhochdeutschen das Rantenstück von einem Gebäck. „Es kommt aber auch in der allgemeinen Bedeutung ‚Rand' vor: ‚an des Baches Ranft' (Schiller); ‚am Ranfte kühler Flut' (Rückert)."

5. Aufenthalt.

S. 84. Z. 4. Vgl. Hüller in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" 1910, S. 210: „In der Ferne nehmen die Objekte natürlich blassere, verschwommenere Formen an; sie werden daher, um daneben auch das Seltsame der Ferne auszudrücken, allgemein als ‚Ding' bezeichnet." Vgl. „Zwei Schwestern" (T. III, S. 234, Z. 3): „und nur in der Luft schwamm das helle, flüssige Gold des Himmels über die Dinge dahin"; S. 242, Z. 31 f.: „Nach und nach erkannte ich das Ding als Klänge"; S. 245, Z. 25: „und sah hiebei auf die unklaren Dinge meines Zimmers"; „Der beschriebene Tännling" (T. III, S. 358, Z. 4): „daß die Dinge des Waldes in einem zweifelhaften, aber doch erkennbaren Lichte dastanden".

S. 103. Z. 32. Die Charakteristik des Hagestolzes, der unter einer rauhen Außenseite eine uneigennützige, aufopfernde Liebe zu seinem Neffen Viktor birgt, erinnert an die „Verteidigung der Menschenfeinde" durch Jean Paul in der Skizze „Über das Immergrün unserer Gefühle" (Reclam Nr. 1840, S. 7): „Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtling unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erstarrung gegen alle." Der Ausruf des Oheims: „Dich hätte ich geliebt" klingt auffallend an die von Wallenstein an Max Piccolomini gerichteten Worte an: „dich hab' ich geliebt" (Schiller, „Wallensteins Tod" III, 18).

S. 106. Z. 12 ff. Stifter hat seinen hier dem Hagestolz in den Mund gelegten Ideen auch noch im „Nachsommer" Ausdruck verliehen. Der Kaufmann Drendorf führt seinen Sohn Heinrich nicht einem bestimmten Berufe zu, „der der bürgerlichen Gesellschaft nützlich ist", und vertritt in der Rechtfertigung seines Standpunktes (Bd. 1, S. 16 f.) die Ansicht, „der Mensch sei nicht zuerst der menschlichen Gesellschaft wegen da, sondern seiner selbst willen. Und wenn jeder seiner selbst willen auf die beste Art da sei, so sei er es auch für die menschliche Gesellschaft ... Gott lenkt es schon so, daß die Gaben gehörig verteilt sind". Ebenso denkt der Freiherr von Risach: „Ich wiederhole, was wir oft gesagt haben, und womit euer ehrwürdiger Vater auch übereinstimmt, daß

der Mensch seinen Lebensweg seiner selbst willen zur vollständigen Erfüllung seiner Kräfte wählen soll. Dadurch dient er auch dem Ganzen am besten, wie er nur immer dienen kann. . . . Aber was ist es mit der Wahl? Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind so geworden, daß zur Befriedigung unserer stofflichen Bedürfnisse ein sehr großer Aufwand gehört. Daher werden junge Leute, ehe sie sich selber bewußt werden, in Laufbahnen gebracht, die ihnen den Erwerb dessen, was sie zur Befriedigung der angeführten Bedürfnisse brauchen, sichern. Von einem Berufe ist da nicht die Rede. Das ist schlimm, sehr schlimm, und die Menschheit wird dadurch immer mehr eine Herde. Wo noch eine Wahl möglich ist, weil man nicht nach sogenanntem Broterwerbe auszugehen braucht, dort sollte man sich seiner Kräfte sehr klar bewußt werden, ehe man ihnen den Wirkungskreis zuteilt" (Bd. 3, S. 225 ff.).

S. 106. Z. 26 ff. Im „Nachsommer" (Bd. 2, S. 57) richtet der Freiherr von Risach an Heinrich die Aufforderung: „Ihr sollet zu eurem Wesen eine breitere Grundlage legen. Wenn die Kräfte des allgemeinen Lebens zugleich in allen oder vielen Richtungen tätig sind, so wird der Mensch, eben weil alle Kräfte wirksam sind, weit eher befriedigt und erfüllt, als wenn eine Kraft nach einer einzigen Richtung hinzielt. Das Wesen wird dann im ganzen leichter gerundet und gefestet."

Z. 33 ff. Vgl. Stifter an Heckenast, 25. Mai 1848 (Werke XVII, S. 257): „Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen."

S. 107. Z. 1 ff. Die Kontrastierung der Jugend und des Alters erinnert an Jean Paul. Vgl. „Die Schönheit des Sterbens in der Blüte des Lebens; und ein Traum von einem Schlachtfelde" (Reclam, N. 1840, S. 37 ff.): „Wie anders und weiter schimmert die Jugendzeit . . . . Die Jugend ist der Vollmond, den eine Sonne mit Zauberschein erhellt; das Alter ist der Neumond, welchem die Tag-Erde (das Leben) ein dürftiges Licht zuwirft."

Z. 15. Den uralten Mann, der „auf einem Hügel mannigfaltiger Taten sieht" hat Stifter wohl von Jean Paul übernommen. Vgl. „Titan" II, 66. Zyklel (Werke, T. III, S. 322, Z. 13): „Alle Gebirge seines Lebens standen im glühendsten Morgenrot."

S. 112. Z. 17. „Weite und Breite" ist ein Lieblingsausdruck Stifters. Vgl. „Zwei Schwestern" (T. III, S. 231, Z. 41 ff.): „und die Lautlosigkeit um mich rückte erst alles recht in die Weite und Breite, daß ich mich verlor"; „Katzensilber" (T. IV, S. 248, Z. 33): „und sie schauten ins Weite und Breite".

6. Rückkehr.

S. 117. Z. 12. Schalle. Vgl. Grimm, D. W. B. VII, Spalte 2087: „Als I-Stamm hat das Wort umgelauteten Plural. Doch begegnen, obschon selten, auch umlautlose Formen. Lessing: ‚Die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle'."

Der Waldsteig.

S. 124. Z. 39f. Auf den Vater des Herrn Tiburius übertrug Stifter seine eigene Vorliebe für Kakteen, die er schon als Student betätigte. An Franziska Greipl richtet er die Bitte: „Pflege den Kaktus, er ist von meinen Händen gepflanzt" (Sämtl. Werke XVII, S. 14). Ihrer Züchtung widmete er in Linz einen Teil seiner Mußestunden. Im „Nachsommer" (Bd. 3, S. 424ff.) schildert er das Aufblühen eines Cereus peruvianus als bedeutsames Ereignis auf dem Gut des Freiherrn von Risach und begegnet sich hiebei wieder mit Jean Paul, dessen „Titan" (II, 57. Zykel, Werke, T. III, S. 263f.) eine ähnliche Szene enthält (vgl. Franz Spengler, Jahresbericht des Albrecht-Gymnasiums, Teschen 1907, S. 15).

S. 125. Z. 42. Das von Stifter dem Wasserbau entlehnte Bild ist auch Jean Paul geläufig, der in der „Vorschule der Ästhetik" sagt: „Gern hätte man z. B. Goethen das Aufsperren seines Maschinenkabinetts und das Aufgraben der Röhren erlassen, aus welchen das durchsichtige bunte Wasserwerk aufflatterte" (Werke, T. VII, S. 49, Z. 11ff.).

S. 126. Z. 1. „Die Tacitussche Forderung" bezieht sich auf das von dem Dichter S. 125, Z. 27ff., Gesagte. Der Hofmeister ist ein Feind der Geschwätzigkeit. Daher vergleicht ihn Stifter mit dem römischen Geschichtschreiber Tacitus, der in seinen Werken sich der denkbar größten Kürze des Ausdruckes befliſſen hat, so daß seine „brevitas dicendi" sprichwörtlich wurde.

Z. 10f. Das „Zuschreien" soll das Gewaltsame und Rücksichtslose in der Erziehungsmethode des Oheims kennzeichnen. Unter einer ähnlich einseitig dem Praktischen zugewendeten Erziehung hat Otto Falkhaus in den „Zwei Schwestern" zu leiden; auch hier geht sie von dem Oheime aus. „Dieser verwarf alles, was nicht nach seinem Ausdrucke praktisch war. Praktisch war aber dasjenige, das er dafür erklärte" (T. III, S. 212, Z. 24). Beide Gestalten erinnern an den von Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" („Wilhelm Meisters Lehrjahre", VI. Buch) charakterisierten Oheim: „Ja es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deshalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktischen ist doch kein Mensch tolerant! Denn wer auch verlangert, daß er jedem seine Art und Wesen gerne lassen wolle, sucht doch immer diejenigen von der Tätigkeit auszuschließen, die nicht so denken wie er."

S. 132. Z. 41. Der Schweizer Naturforscher, Arzt und Dichter Albrecht von Haller (1708—77) verfaßte eine große Anzahl naturwissenschaftlicher und medizinischer Schriften.

S. 140. Z. 29. Vgl. Paul, S. 491. „selbe": „Selten finden sich im ursprünglichen Sinne [= derselbe] starke Formen ohne Artikel; etwas öfter in abgeblaßtem Sinne: ‚welcher, statt den Geist zu sammeln, selben zerstreut' (Goethe); ‚um selbe Zeit' (Schiller); ‚an selber Stätten' (Tieck)." Bei Stifter ebenso in „Bergmilch" (T. IV, S. 280, Z. 11):

„So wie der Verwalter sich als Eigentümer des Gutes betrachtete und selbes so behandelte".

S. 162. Z. 29. „Tannicht", gebildet wie „Dickicht", nach Grimm (D. W. B. XI, Spalte 116) auch von Goethe gebraucht: „sie standen in einem Tannicht, und der Landgraf hielt sich an eine Fichte".

S. 169. Z. 43. Vgl. das Gespräch zwischen Johanna und Gregor im „Hochwald" (T. I, S. 232, Z. 27): „Und hat es Euch nicht geängstet und gegraut?" fragte Johanna. „Geängstet?" entgegnete der Alte, „geängstet? Gefreuet habe ich mich der schönen Stelle; denn ich wußte dazumal schon sehr gut, daß der Wald keine frevlen Wunder wirke . . ."

S. 173. Z. 1. geradehin (gekleidet) = schlicht, einfach. Vgl. Grimm, D. W. B. IV, I, 2: „nicht in zierlicher und geblümter Rede, sondern geradehin und wie mir die Worte in den Mund kommen" (Claudius).

Studien. Sechster Band.

S. 179. Z. 13 f. und S. 180, Z. 25 f. ist statt „das im Praktischen gesunde Mädchen" zu lesen „das liebe, praktische und gesunde Mädchen".

Zwei Schwestern.

2. Reisefreunde.

S. 198. Z. 35 ff. Stifter liebt es, die Einflüsse von Zufall und Vorsehung auf das menschliche Handeln zu erörtern. Vgl. Einleitung zu T. II (Abdias), S. 208 und zu T. V (Die drei Schmiede ihres Schicksals), S. 7.

S. 208. Z. 11 ff. In Wien gab Theresa Milanollo nach dem Tode ihrer Schwester in den Jahren 1852 und 1853 Konzerte. (Vgl. „Leipziger Illustrierte Zeitung" XVIII, Nr. 451, S. 126; „Der Salon", hsg. von Nordmann, 1853, 1, S. 57—59.)

Z. 16 f. „gelten machen" findet sich auch sonst bei Stifter: „Granit" (T. IV, S. 78, Z. 2): „Endlich machte doch die Müdigkeit ihr Recht gelten"; „Bergkristall" (T. IV, S. 203, Z. 38): „Jetzt machte sich aber auch der Hunger gelten". Vgl. Paul, S. 201: „geltend (früher gelten) machen, welches eigentlich = wirklich zur Geltung bringen ist; jetzt wird es von dem bloßen Erheben eines Anspruches gebraucht".

S. 210. Z. 41. Auch der Major in „Brigitta" verwendet eine „Schreibtafel", aber nicht als Portefeuille, sondern um sich Aufzeichnungen zu machen. Dazu dient sie auch Goethes Wilhelm Meister („Wanderjahre", Buch I, Kap. 1): „Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel". Vgl. Adelung, D. W. B. III, Spalte 1654: „Noch mehr und in manchen Gegenden nur allein sind die Schreibtafeln kleine Tafeln von Elfenbein, Pergament uss., welche man bei sich trägt, die vorkommenden Dinge darauf niederzuschreiben; da denn auch mehrere als ein Buch eingebundene Tafeln dieser Art im Singular eine Schreibtafel genannt werden."

3. Reisebesuch.

S. 213. Z. 14. Stifter stellt hier die Folgen einer einseitigen Ausbildung dar, die er auch im „Hagestolz" verurteilt hat. Vgl. über den Anschluß an Herder: Einleitung zu T. III (Hagestolz), S. 16.

S. 214. Z. 22. Den Namen Reutschlag hat Stifter im Anschluß an die in seiner Heimat häufigen Ortsnamen auf -schlag gebildet. Sie weisen auf die Fülle der Wälder hin, die da und dort Ansiedlungen weichen mußten oder den Bewohnern den Lebensunterhalt gaben. Vgl. in der Nähe von Oberplan: Honetschlag, Benetschlag, Tussetschlag, Michetschlag.

S. 218. Z. 10f. Derselbe Gedanke kehrt in der „Vorrede zu den Bunten Steinen" wieder: „Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens" (T. V, S. 45, Z. 19).

S. 222. Z. 27. In der Beschreibung des Knaben erinnert der Vergleich und das Bildmäßige an „Die Flucht nach Ägypten" in Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (Buch I, Kap. 1). Stifter hat dabei wohl an Murillos „Johannes in der Wüste" gedacht, den die Wiener kaiserliche Gemäldegalerie besitzt.

S. 225. Z. 27. „obsichtig", in den Wörterbüchern nicht belegt, hat Stifter von dem veralteten Obsicht (= Umsicht) abgeleitet.

S. 226. Z. 14 ff. „die tiefdunkelblaue Flut des Sees — eine weiße feurige Furche — der ebenfalls tiefdunkle Himmel, der zu dem Bilde gehörte — die violetten, duftigen Berge": Hier zeigt sich die Freude Stifters an dem Malerischen der Landschaft. Zugleich verleiht er dem Bilde Tiefe und Abstufung der Töne: „die Flut dehnt sich hinaus und wirft Furchen, oben steht der Himmel, am Rande weben die Berge".

S. 228. Z. 31. „Sommerkühle". Wir würden „Sommerfrische" erwarten. Aber dieses Wort (ursprünglich bloß im tirolischen Dialekt üblich) ist erst spät in die Schriftsprache eingedrungen; Kluge (Etymologisches Wörterbuch, 6. Auflage, S. 367) führt als frühen Beleg Spindlers „Saltner Märchen" (1847) an und leitet die allgemeine Verbreitung von Steubs Werk „Drei Sommer in Tirol" ab. — heroben, auch S. 279, Z. 26; S. 281, Z. 33; S. 283, Z. 36 von Stifter gebraucht, ein Austriazismus wie „heraußen" und „herinnen" (vgl. T. VI, S. 245 Anm. zu T. II, S. 243).

S. 231. Z. 40. Der von Stifter gebrauchte Vergleich geht wohl auf die Lektüre Jean Pauls zurück (vgl. Einleitung zu „Studien" IV, T. II, S. 223; „Brigitta", S. 305, Z. 34). Zum ersten Male begegnet uns das Bild in Stifters Artikel „Ausflüge und Landpartien" („Wien und die Wiener", S. 425): „Und in der Tat, wenn man nicht eben die erhabensten und epischen Landschaftsdichtungen verlangt, sondern mit einem lieblichen, reichen, gemütsanregendem Gemische von Feld,

Wald, Weinberg, Hügel, Höhenzug, Strom und eingestreuten Villen und Dörfern vorliebnimmt, bei welchem alten, wenn man nur ein wenig emporsteigt, überdies noch immer das Epos der Alpen im Hintergrunde schwebt, der wird gewiß auch die Umgebungen Wiens schön nennen"; dann noch einmal, bald nach der Entstehung der „Zwei Schwestern" in einem vom 16. November 1846 datierten Briefe (Adressat ungenannt), der eine Lebensskizze enthält: „Ich erinnere mich, daß ich in jenen zwei Jahren eine unendliche Liebe zur landschaftlichen Natur und Einsamkeit faßte, da ich schier immer im Freien und von einer zwar nicht reizenden, aber ruhevollen, schweigsamen und fast epischen Gegend umfangen war" (Hein, „Neues von Adalbert Stifter", Neues Wiener Tagblatt, 28. Jänner 1908, Nr. 27).

S. 234. Z. 30f. die einigen Stufen: ebenso in T. V, S. 55, Z. 25 (Die drei Schmiede ihres Schicksals). Vgl. S. 267, Z. 16f.: „von den einigen Tagen". Diese attributive Verwendung von „einige" in Verbindung mit dem bestimmten Artikel läßt sich in den Wörterbüchern nicht belegen.

S. 235. Z. 28f. „Ich fand ihn ganz den nämlichen". Paul, S. 167, weist diese Konstruktion bei Lessing nach: „ich aber find' Euch noch den nämlichen".

S. 241. Z. 14. „nunmehro", nach Paul, S. 389, der älteren Kanzleisprache angehörig.

Z. 42. Die Nacht, in der die Sterne in goldenem Lichte herniederfunkeln, gleicht der von Jean Paul im „Titan" I, 23. Zykel (Werke, T. III, S. 123, Z. 33ff.) geschilderten: „Schreite nur freudentrunken voll junger lichter Bilder durch die italienische Nacht, die um dich schimmert und duftet, und die wie über Hesperien nicht weit vom warmen Monde einen vergoldeten Abendstern[1]) im blauen Westen aufhängt, gleichsam über der Wohnung der geliebten Seele." (Anmerkung Jean Pauls: [1]) [„In Italien sehen die Sterne nicht silbern, sondern golden aus."])

S. 242. Z. 9. auf die Hitze des Tages: vgl. Paul, S. 39: „auf' hat sich zu einem Mittel entwickelt, die zeitliche Folge zu bezeichnen, die zugleich eine ursächliche sein kann." Hieher gehören Wendungen wie „auf das Bier wurde ihm übel".

S. 243. Z. 3. „gegenständlich" gebraucht Stifter auch im „Waldgänger" (T. V, S. 75, Z. 39): „die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen" und im „Nachsommer" (Bd. 2, S. 55): „Geschichte, die mir am Ende wie die gegenständlichste Dichtung vorkömmt". Ebenso verwendet er „Gegenständlichkeit": „Waldgänger" (T. V, S. 64, Z. 21): „manches würde in dem Munde des Menschenmalers Gestalten erzeugen, die mit Gegenständlichkeit und mit ihrer klaren Einfalt unsere Seele füllen würden"; an Heckenast, 3. Jänner 1862 (Briefe, herausgegeben von Aprent, III, S. 4): „In dieser dichterischen Gegenständlichkeit, dem Eigentume des Genies und nur des Genies hat er (Piepenhagen) nur Geiger in seinen Kompositionen zum gleichen Genossen". Stifter hat damit ein Lieblingswort des alten Goethe aufgenommen. Vgl. „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" (Goethes Werke, hsg. von Heinemann,

Bibl. Institut Bd. 29, S. 141 ff.): „Herr Dr. Heinroth in seiner ‚Anthropologie', einem Werke, zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigentümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere . . . Was nun von meinem gegenständlichen Denken gesagt ist, mag sich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenständliche Dichtung beziehen . . ." Vgl. auch Goethes Besprechung „Von Humboldt über Vulkane" (Bd. 30, S. 177): „Ein weit umsichtiger, tiefblickender Mann, der auch seine Gegenständlichkeit, und zwar eine grenzenlose, vor Augen hat, gibt hier aus hohem Standpunkt eine Ansicht, wie man sich von der neuern ausgedehntern vulkanischen Lehre eigentlich zu überzeugen habe."

S. 274. Z. 5. Quarnero, richtig (Giuseppe) Guarneri, der berühmte italienische Geigenbauer (1683—1745).

S. 301. Z. 13. Herder hat nicht nur, wie in der Einleitung zu „Studien" VI (T. III, S. 184 f.) gezeigt wurde, die Betrachtungen Stifters über die Bedeutung des Menschen als Krone der Schöpfung angeregt. Auch das innige Verhältnis des Menschen zur Pflanzenwelt legt Stifter in Herders Sinne dar. Vgl. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" II. Buch, 2. Kap. (Werke, T. III, S. 94, Z. 19): „Endlich wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle, welch ein Feld von Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten!" Stifter läßt Alfred Mussar sagen: „Wie näher sind uns schon die Pflanzen, sie sind unsere Gesellschaft über der Erde" (S. 304, Z. 23 f.) und bezeichnet im „beschriebenen Tännling" das Wiesengras als den „Gesellen des Menschen" (S. 336, Z. 28). Ähnlich im „Waldgänger" (T. V, S. 64, Z. 13): „gesellschaftliche Pflanzen" und im „Nachsommer" (Bd. 1, S. 203): „Die Stille war wie in dem Hochgebirge; aber sie war nicht so einsam, weil man überall von der Geselligkeit der Nährpflanzen umgeben war."

S. 303. Z. 8. „Handbreite", bei Grimm, D. W. B. IV, 2, Spalte 305, aus der Bibel belegt: 2. Mos. 25, 25: „Und eine Leiste umher, einer Hand breit hoch": 1. Sam 17, 4: „ein Riese, mit Namen Goliath, von Gath, sechs Ellen und einer Hand breit hoch".

S. 305. Z. 6 f. Alfred Mussars Ansicht, „das Nächste aber ist für den Menschen doch immer wieder der Mensch", berührt sich auffällig mit einer Äußerung des Kritikers und Dichters Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann) in einem der „Brigitta" geltenden Briefe an Stifter (14. März 1845, bei Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 292): „(Der Eindruck) war nicht derselbe, den ich im ‚Hochwald' oder beim Auflesen der ‚Feldblumen' empfand, denn so herrlich und erschütternd Sie auch die Bewegung der seelenlosen Natur widerzuspiegeln und unsere innigste Verwandtschaft mit den Schrecken wie mit den Schönheiten der Natur nachzuweisen wissen, bleibt uns doch immer der Mensch das nächste, und Lenz, Nacht, Sonne, Wintersturm im Menschenherzen, die ganze psychologische Welt, die Sie in Ihrer ‚Brigitta' umsegeln und erforschen, wirkt tiefer und nachhaltender." Auch auf

Goethes „Wahlverwandtschaften" kann verwiesen werden. Vgl. II. Teil, Kap. 7 (Schluß): „Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

4. Reiseziele.

S. 315. Z. 37. Philipp Wouwerman (1619—68), ein Holländer, war als Landschafts- und Pferdemaler berühmt. Mehrere Wiener Galerien besitzen Bilder des Künstlers. Daß Stifter ihn besonders schätzte, lehrt seine Besprechung eines Bildes von Heinrich Bürkel, dessen „durchgebildete, auf das frischeste mitten in ihrer Handlung begriffene Gestalten" ihn an den alten Wouwerman erinnern (Werke XIV, S. 121).

Der beschriebene Tännling.

1. Der graue Strauch.

S. 322. Z. 1. Der erste „Herzog von Krumau" war der Oberst-hofmeister des Kaisers Ferdinand II., Freiherr Ulrich v. Eggenberg, der von seinem Herrn in den Fürstenstand erhoben wurde und den Herzogstitel erhielt. Die Herrschaft ging 1719 in den Besitz des Hauses Schwarzenberg über. Die im Gefolge der Revolution im Jahre 1848 eintretenden Änderungen in der politischen Verwaltung machten dem Herzogtum ein Ende; der regierende Fürst des Hauses Schwarzenberg führt aber auch heute noch den Titel eines Herzogs zu Krumau.

Z. 5ff. Die angeführten Benennungen von Waldstellen enthalten die heutigen Karten der Gegend von Oberplan nicht. Doch weist der Name „zum Hochficht" auf den Hochfichtel-Berg der Spezialkarte hin, der an Höhe dem Plöckenstein nur wenig nachsteht, und die Bezeichnung einer Straßenteilung „beim schwarzen Kreuz" erinnert an die im „beschriebenen Tännling" angeführten Namen. Die Orts-, Fluß- und Bergnamen der Erzählung lassen sich zum größten Teile nachweisen; einige wenige sowie die Bezeichnungen der Stände, die den Jägern zugewiesen werden, stammen wohl aus der heimischen Überlieferung, deren Kenntnis Stifter bei den Besuchen seiner Mutter erneuern konnte.

Z. 14. „sinnlich" gebraucht Stifter hier in derselben Bedeutung wie Herder in dem Aufsatz „Über Ossian und die Lieder alter Völker": „wenigstens für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situationen so viel Würkung" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. II, S. 182, Z. 5).

S. 323. Z. 40. Vgl. die Zeichnung Heins „Das Moldauherz bei Oberplan" in seinem Werke, S. 6.

S. 324. Z. 28. Vgl. Hein, S. 306: Die Milchbäuerin, Felsengruppe bei Oberplan.

S. 327. Z. 8. Untermoldau, als ältere Bezeichnung der kleinen, zwei Stunden südlich von Oberplan an der Moldau gelegenen Ortschaft Unter Wuldau, auf der Spezialkarte in Klammern angeführt.

S. 330. Z. 3. Vgl. Stifters Skizze „Die Charwoche in Wien" („Wien und die Wiener", S. 247): „So freudenreich ist dies Ereignis, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Ostersonntag wollte ich das Wunder ansehen, aber jedesmal verschlief ich es — und als ich so groß gewachsen war, daß ich es nicht mehr verschlief, da glaubte ich es nicht mehr."

2. Der bunte Schlag.

S. 337. Z. 12. Geniste: Paul, S. 205: Kollektivum zu Nest; auch = Gebüsch, Gestrüpp; „das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst" (Goethe). Vgl. „Katzensilber" (T. IV, S. 257, Z. 23): „sie gingen durch das Gestrippe und Geniste"; „Kalkstein" (T. IV, S. 80, Z. 14): „das Dorf, das früher mit Hecken, Dickicht und Geniste umgeben war".

Anmerkungen zu Teil 4.

Bunte Steine. Erster Band.

Vorrede.

S. 41. Z. 8. Vgl. über Stand und Würde des Schriftstellers (T. VI, S. 165, Z. 21ff.): „Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt. . . . Wir kennen Werke, in denen jede andere Kraft in voller Blüte steht, die aber doch, weil ihnen die letzte Weihe des Charakters fehlt, unheimlich, zerfahrend und verderblich wirken."

Z. 15. Stifter bezieht sich mit diesem Verweis auf die „Zwei Schwestern", T. III, S. 289, Z. 37 (vgl. Einleitung zu T. IV, S. 10). Heranzuziehen ist auch noch der 1851 etwa anderthalb Jahre vor der „Vorrede" niedergeschriebene Aphorismus (s. das Faksimile in unserer Ausgabe): „Das höchste irdische Gut ist die Kunst, die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes . . . . Nur eines ist noch höher, die Religion, das Göttliche an sich." Wiederholt hat Stifter sich noch später zu dieser Anschauung bekannt, so zunächst (1852) in einem Bericht über den oberösterreichischen Kunstverein (vgl. Sämtliche Werke XIV, S. 21) und ebenso in einem seiner letzten Artikel (1867): „Über Beziehung des Theaters zum Volke" (T. VI, S. 198, Z. 25).

S. 43. Z. 4ff. Seine Theorie vom Großen und Kleinen in der Natur hat Stifter auch in einer Beilage zu einem Brief an Friedrich Kulemann, 3. Februar 1854, niedergelegt: „Es gibt nichts Großes und nichts Kleines. Der Bau des durch Menschenaugen kaum sichtlichen Tierchens ist bewundernswert und unermeßlich groß, die einfache Rundung des Sirius ist klein: der Abstand der Teilchen eines Stoffes und ihre gegenseitige Stellung und Bewegung kann in Hinsicht ihres Durchmessers so groß sein als der Abstand der Himmelskörper voneinander. Wir Menschen heißen das uns Vergleichbare, das von uns Erreichbare klein — das andere groß; aber nichts ist uns völlig vergleichbar oder erreichbar, und alles ist groß, oder über alles können wir mit beschränkten Augen vergleichen und richten, und dann ist uns nichts wichtig und groß als wir — das andere ist nur da. Gott hat

das Wort groß oder klein nicht, für ihn ist es nur das Richtige. Linz, im Herbst 1853." (Werke XVIII, S. 55.)

S. 46. Z. 32. Mit den „dichtenden Versuchen" weist Stifter auf seine seit 1847 unternommenen Vorarbeiten zu historischen Romanen und einem Bildungsroman hin, die später zum „Nachsommer" und „Witiko" reiften.

Einleitung.

S. 47. Z. 11. Hossenreuth, ein südlich von Oberplan gelegenes Dorf (vgl. Spezialkarte: Hossenreith).

S. 48. Z. 30. Gustav ist der bereits in „Brigitta" genannte Freund Stifters (vgl. T. VI, S. 247 die Anm. zu T. II, S. 381, Z. 21).

Granit.

S. 49. Z. 1. Vgl. Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 12: Seit Stifter einmal bei einem gelegentlichen Besuche seines Geburtshauses eine Änderung in der Lage des Sitzsteines, der ihm in seiner Jugend .... so verhängnisvoll geworden war, mit Unwillen und Betrübnis bemerkte und entschieden die Wiederherstellung des früheren Zustandes verlangte, ist keinerlei Veränderung mehr vorgenommen worden.

Z. 8. unsers: Stifter zieht in den „Bunten Steinen" und späteren Schriften diese verkürzten Formen den vollen vor, die in manchen Ausgaben (Amelang, Hesse) unrechtmäßigerweise eingesetzt wurden.

S. 56. Z. 9. „Spitzenberg" und „Hirschberge": Zu dem am Fuße des Blöckenstein im Tale des Seebaches gelegenen Dorfe Hirschbergen kann man von Oberplan über Spitzenberg gelangen. Doch beträgt die Entfernung etwa 12 Kilometer; das Dorf Melm hingegen, das Ziel der Wanderung im „Granit", gehört zur nächsten Nachbarschaft von Oberplan.

Z. 27. Behringer Brünnlein: vgl. T. VI, S. 236 die Anm. zur „Mappe", T. II, S. 46, Z. 25.

S. 57. Z. 26ff. Der Vater richtet den Blick des Knaben zuerst auf die Erhebungen des Böhmerwaldes und lenkt ihn von den Oberplan zunächst liegenden Höhen weiter nach Norden (Alpe—Tussetwald). Später wendet er ihn den Abhängen und dem nahen Moldautale zu (S. 59, Z. 11—24, Pranghöfe—Oberplan). Endlich ergänzt er die Topographie durch die Erwähnung der von seinem Standpunkte aus nicht sichtbaren Gehöfte und Ortschaften (Karlshöfe—Salnau).

S. 59. Z. 43. Die Einleitung der Erzählung ist den Märchen nachgebildet, die den Menschen und seine Schicksale in eine enge Beziehung zur Natur setzen. Vgl. den Eingang von Schneewittchen: „Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster" (vgl. Einleitung zu Sämtl. Werke V, 1. Hälfte, S. XIV).

S. 60. Z. 13ff. Stifter kontrastiert kunstvoll das Erwachen der Natur, die Blütezeit und den Obst- und Getreidesegen mit dem Wüten

der Pest und dem Hinschwinden der Menschen: „über die weißen Blütenblätter trug man die Toten dahin . . . Es reiften die roten Kirschen, aber niemand dachte an sie, und niemand nahm sie von den Bäumen, es reiften die Getreide, aber sie wurden nicht in der Ordnung und Reinlichkeit nach Hause gebracht wie sonst."

S. 60. Z. 26. Ratschlägerhäuser: Ratschlag ist eine kleine Ansiedelung, eine Stunde südlich von Oberplan an der Moldau gelegen.

S. 61. Z. 21. Jungbauer („Deutsche Arbeit" 1908, VII, S. 299) teilt ein in der jüngsten Zeit in der nächsten Nähe von Oberplan aufgezeichnetes „Pestspröchlein" mit:

„Diß't's Pumaröll'n
Stea(r)bt's nit sou gschnöll!
Diß't's Enzigäuñ
Of't kemt's davâuñ".

und verweist auf A. Schacherl, „Geheimnisse der Böhmerwäldler" (Prachatitz, 1900), S. 12, unter „Die Pest in Stein 1680": „Als dem lieben Gott die Menschen doch schon erbarmten und er seine zürnende Hand zurückziehen wollte, sandte er ein Vögelein, eine Nachtigall, welche er folgende Worte singen ließ:

„Ihr Menschen all
Sterbet nicht so schnell!
Eßt Enzian,
Dann kommt' davon!"

Und die Leute haben Enzian gegessen, und wirklich hörte die Pest sofort auf." Tatsächlich gelten die Enzianwurzel und die Wurzel der Pimpinelle (des Bibernells) als offizinelle Kräuter und finden als solche vielfache Verwendung. Vgl. die Zusammenstellung ähnlicher Überlieferungen aus Niederösterreich und Sachsen in der Einleitung zu Stifters sämtl. Werken V. 1, S. XXII ff. Als Stifter die Erzählung schrieb, war in ihm selbst die Erinnerung an die Choleraepidemie der Jahre 1830/31 noch lebendig.

S. 64. Z. 4. Machtbuche: vgl. die Illustration bei Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 142.

S. 67. Z. 17. Von den „seltsamen Fischen", die in dem Blöckensteinsee leben, hat Stifter im „Hochwald" erzählt. Vgl. T. I, S. 230, Z. 14; S. 231, Z. 27.

S. 68. Z. 34 ff. Hier spielt Stifter auf die Handlung des „Hochwald" an.

S. 69. Z. 14. Der Hausberg erhebt sich über das linke Moldauufer, nordwestlich von Oberplan zwischen Pernek und Salnau.

Z. 42. Vgl. Einleitung zu Stifters sämtl. Werken V. 1, S. XXIV: „Rauchsäulen oder Feuerzeichen sind als Verständigungsmittel in Sagen häufig zu finden. S. XXI: Stifter schließt sich an eine in seiner Heimat lebendige Sage an: ‚Drei Brüder, die ältesten Bewohner des südlichen Böhmens, bauten sich auf hohen Bergen Burgen und Türme, um auf den Zinnen hell lodernde Feuer zu entfachen, sobald einer von

ihnen der Hilfe der beiden andern benötigen sollte.' (Thomas Gallisti, ‚Heimatskunde des politischen Bezirkes Krumau', Winterberg, 1887, S. 146)." —

S. 77. Z. 34. Dies ist fast die einzige von Stifter in seinen Werken uns überlieferte Erinnerung an seinen Vater.

Z. 39. Adalbert war das älteste der Kinder; er hatte drei Brüder: Anton, Martin und Johann, und eine Schwester Anna.

Kalkstein.

S. 80. Z. 31 ff. Daß Stifter selbst der Sitte des „Vorstellens" abgeneigt war, scheint aus einer Parallelstelle im „Nachsommer" hervorzugehen. Der Freiherr von Risach denkt darüber geradeso wie der Pfarrer von Schauendorf: „Die Sitte des gegenseitigen Vorstellens der Personen, wie sie fast überall vorkömmt, scheint in dem Rosenhause und in dem Sternenhofe nicht strenge gebräuchlich zu sein; denn ich wußte schon mehrere Fälle, in denen es unterblieben war; besonders wenn sich mehrere Menschen zusammengefunden hatten. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit unterblieb es auch. Man überließ es eher den Bemühungen des einzelnen, sich die Kenntnis über eine Person zu verschaffen, an der ihm gelegen war, oder man überließ es eher dem Zufalle, miteinander bekannt zu werden, als daß man bei jedem neuen Ankömmlinge das Verzeichnis der Anwesenden gegen ihn wiederholt hätte. Zudem schienen sich hier die meisten Personen zu kennen." (Bd. 2, S. 326 f.)

S. 93. Z. 12. Stifter schreibt: wann Sie bereitet sind, nicht „bereit", wie neuere Ausgaben (z. B. Amelang und Hesse) schreiben. Vgl. „Turmalin" T. IV, S. 160, Z. 35: „Die Leiche war bereits in einem Sarge und war bereitet, beerdigt werden zu können"; „Nachsommer" (Bd. 3, S. 156,): „der Himmel, an dem eine grelle, fast strahlenlose Sonne stand, zu ihrem Untergange bereitet". Wie Hüller, „Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil" (Euphorion XVI, S. 468) an Hand einer großen Zahl von Belegen nachweist, zieht Stifter das Partizipium dem gleichbedeutenden Adjektiv vor, das ihm zu schwach und abgeblaßt erscheint.

S. 97. Z. 9f. „Die Wasserfläche machte zu dem Grün der Wiese und dem Grau der Steine den dritten stimmenden und schimmernden Klang": ein weiteres Beispiel für Stifters Neigung, Farben als Töne zu bezeichnen (vgl. T. V, S. 214 die Anm. zu „Feldblumen", T. I, S. 85, Z. 36).

S. 103. Z. 27. Stifter spielt auf Ovid an, der in seinen Epistulae ex Ponto (1. Buch, 3. Brief, V. 35 f.) der Macht des Heimwehs in den Worten Ausdruck leiht:

„Nescio qua natale solum dulcedine captos
Ducit et immemores non sinit esse sui."

Mit unsagbarem Zauber fesselt der Boden des Heimatlandes alle an sich und läßt sie sein nicht vergessen.)

S. 106. Z. 6. Auch die Sprache der „Bunten Steine" hat

Stifter absichtlich altertümlich gefärbt. Zu der Form „desohngeachtet" (ebenso S. 127, Z. 26) vgl. Paul, S. 393: „Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden diese Formen, von den Grammatikern bekämpft, allmählich wieder beseitigt, doch finden sich noch bei Lessing, Goethe, Schiller und ihren Zeitgenossen Belege." Andere Archaismen sind „zu Anfange" (S. 110, Z. 18); fodern statt fordern (S. 129, Z. 21; „Turmalin" S. 141, Z. 18 und 25; „Bergmilch" S. 284, Z. 37); ebenso Foderung (S. 121, Z. 6, 19, 23); auffodern „Turmalin" (S. 142, Z. 36); siebenzig „Katzensilber" (S. 241, Z. 6).

Turmalin.

Vorbemerkung: Die erste Fassung der Erzählung reicht in das Jahr 1848 zurück; das ergibt sich aus dem Briefe Stifters an Paul Alois Klar. Am 2. Juli 1848 (nicht am 8. September, wie in der Einleitung zum „Turmalin", Werke V. 1, S. XXXVIII zitiert wird) teilt Stifter ihm als dem Herausgeber der „Libussa" mit, daß er in der ersten Hälfte des Juni einen Beitrag für das Taschenbuch schicken wollte; „allein da kamen die Prager Ereignisse dazwischen" (vgl. Werke XVII, S. 264).

S. 134. Z. 15 f. Der Sankt Petersplatz, in der inneren Stadt gelegen, gegen den „Graben" sich öffnend, nach der St. Peterskirche benannt, in die Stifter seine Leser im „alten Siegel" führt (vgl. 2. Kap. „Die Kirche von Sankt Peter").

S. 144. Z. 35. Die Freundin, auf die Stifter sich beruft, ist die Frau des Numismatikers und Historikers Josef v. Arneth, die einstige Braut Theodor Körners. Hein („Stifters Leben und Werke", S. 322) teilt den nach der Lektüre der „Bunten Steine" von Frau v. Arneth an Stifter gesendeten Brief mit: „Soeben lege ich Ihre „Bunten Steine" aus der Hand, und obgleich noch sehr unwohl, sehe ich mich doch so hingezogen, mein dankbares Gefühl auszusprechen, daß ich Ihnen gleich wenigstens einige Worte sagen muß. Wie stolz bin ich, daß Sie meine kleine Skizze einer Beachtung wert gehalten haben. Freilich weiß ich wohl, das, was es ist, hat der Rahmen dazu getan, und ist's ein Turmalin, so ist er in Perlen gefaßt."

S. 145. Z. 4. Die in der Erzählung gebotenen Lokalangaben ermöglichen eine nähere Bestimmung der „Vorstadtwohnung" und des Perronschen Hauses; denn sie passen nur auf die Währingerstraße in ihrem unteren, dem heutigen IX. Bezirke (Alsergrund) angehörenden Teile. Sie ist „die breite, gerade und schöne Hauptstraße (der damaligen Vorstadt Alsergrund), in der ein angenehmes, nicht zu bewegtes Leben herrscht". Dazu stimmt die Nähe der Weinberge und Waldhügel und die nicht bedeutende Entfernung von der Stadt. Der freie Raum zwischen der Stadt und Vorstadt, den die Erzählerin bei dem Heimwege aus dem Theater zu durchmessen hatte, ist ein Teil des den Wällen vorgelagerten, von Alleen durchschnittenen Glacis (heute von der Votivkirche und den vor dem Schottentore geschaffenen Anlagen besetzt). Die nähere Lage ergibt sich aus der Erwähnung des Krankenhauses und der „Soldatenarzneischule", worunter Stifter offenbar die medizinisch-chirurgische Josefs-Akademie (Währingerstraße 221,

heute 27 meint. Die Richtigkeit meiner Annahme finde ich nachträglich bestätigt durch die Selbstbiographie von Alfred R. v. Arneth „Aus meinem Leben" (Wien 1891). Der Verfasser berichtet in der Darstellung seiner in Wien verlebten Kinderjahre S. 103: „Meine Eltern behielten ihre Wohnung in der Praterstraße nicht lang, sondern sie bezogen bald eine solche in einem Hause in der Währingerstraße, auf welchem jetzt ein von dem seither verstorbenen Grafen Otto Chotek errichteter Neubau steht." Als den Besitzer des Hauses nennt Alfred v. Arneth den Kunsthändler Mollo, und aus einer späteren Bemerkung (S. 135) erfahren wir, daß die Familie von 1819—29 in diesem Hause wohnte. Dadurch läßt sich das Erlebnis der Frau v. Arneth datieren und die Lage ihres Wohnhauses genau bestimmen: es trug die Nr. 274 und stand dort, wo sich heute der erwähnte Neubau (Währingerstraße 28) erhebt (vgl. Carl Hofbauer, Die Alservorstadt, Wien 1861, S. 136). Stifter ist in den Lokalangaben dem Berichte der Frau v. Arneth treu gefolgt.

S. 168. Z. 8. Vermutlich hat Stifter, wenn er von dem Jodbade spricht, dessen Heilwirkungen der Tochter des Herrn Perron zugute kommen, an das oberösterreichische Bad Hall gedacht, das er von Kremsmünster aus und später öfters besuchte (vgl. W. A. Hammer, „Stifters Aufenthalt in Bad Hall", Linzer Tagespost 1909, Nr. 191).

Bunte Steine. Zweiter Band.

Bergkristall.

Vorbemerkung. Aufschlußreich für die Entstehung des „Bergkristall" ist, wie in der Einleitung zu T. IV, S. 25, bereits erwähnt, der an Emil Kuh von Friedrich Simony gerichtete Brief (Hallstatt, 19. August 1871), der über das Zusammensein mit Stifter in Hallstatt unter anderem berichtet: „Da Stifter nur einen Tag in Hallstatt zu verweilen gedachte, so galt es, mit der Zeit hauszuhalten, und es wurde daher .... trotz des Regens sogleich ein Spaziergang in das Echerntal unternommen .... Was ich früher nur mittelbar aus den Gesprächen und Schriften Stifters entnommen hatte, trat jetzt in voller Lebendigkeit vor mich — es war die zweifache Richtung seiner Naturanschauung. Im Vordergrunde stand die rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjekte bis in ihr innerstes Detail; neben dieser machte sich aber auch wieder die Neigung und das Bestreben bemerkbar, das Gesehene, sooft sich nur Gelegenheit bot, wissenschaftlich zu erörtern. Mit einem im gleichen Grade sonst nur bei Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelnheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich haltmachte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß.

‚Nichts fehlt zu dem Bilde als eine passende Staffage‘, schloß mein Begleiter, und — als hätte eine freundliche Waldfee sich beeilt, seinen Wunsch zu erfüllen — im nächsten Augenblicke tauchte ein pausbäckiges, freundlich blickendes Kinderpaar, mit riesigen Filzhüten auf den kleinen Köpfen und mit regendurchtränkten Grastüchern über dem Rücken, hinter den Steinblöcken hervor, uns Erdbeeren zum Kaufe anbietend. Stifter ging auch alsogleich auf den Handel ein, mit dem Bedeuten, daß die Kinder sich mit uns unter den nahen Bretterschoppen verfügen, die Erdbeeren selbst essen und uns erzählen sollen, von wo sie kämen, und wo sie während des Wetters gewesen seien. Sie waren am Morgen nach der Wiesalpe gegangen, um dem ‚Ahndl‘ (Großvater) von der Mutter ‚Kost‘ zu bringen, dann sammelten sie Erdbeeren im Holzschlag am Ursprungkogel, wie aber das Wetter gar so ‚garstig getan‘ habe, seien sie hinter einen Palfen (überhängenden Fels) gekrochen, bis es nicht mehr donnerte, und ‚jetzt sind wir da‘ . . . . .

Eine Erwähnung der periodischen, mit dem Gange des täglichen und jährlichen Schmelzens der Dachsteingletscher zusammenhängenden Oszillationen des Waldbaches gab den Anstoß, von meinem ersten winterlichen Besuche des Karls Eisfeldes zu sprechen und dabei eine Eishöhle zu schildern, durch welche es mir gelungen war, unter dem Gletscher eine bedeutende Strecke vorzudringen. ‚Ach, das müssen Sie, wenn wir bei meiner Frau sind, uns noch einmal, aber genau so erzählen, wie Sie es eben getan haben‘ . . . .

Nachdem mein Besuch alles auf das genaueste besehen und mit Sachkenntnis besprochen hatte, ging es an die Durchsicht meiner Skizzen. Hatte sich Stifter vorher als orientiert in den naturhistorischen Gebieten gezeigt, so schien er jetzt erst recht in sein eigentliches Fahrwasser zu geraten. Eingehend verfolgte er Strich um Strich in jeder neuen Zeichnung, er vermochte förmlich zwischen den Linien zu lesen und das oft kaum leise Angedeutete in seiner Vorstellung oft förmlich zu verkörpern. Mit ganz besonderem Interesse aber betrachtete er lange ein ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich ihm tags zuvor erzählt hatte. Plötzlich sagte er: ‚Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdom versetzt gedacht; welch ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufknospende, frisch pulsierende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen für den Abend, die Schilderung Ihrer Winterfahrt nach dem Gletscher muß auch meine Frau zu hören bekommen. Vielleicht stehle ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen.‘ Er hat es später auch im ‚Bergkristall‘ unter die Leute gebracht, und so unnachahmlich schön, daß es kein Mensch schöner hätte fertigbringen können“ (Emil Kuh, „Zwei Dichter Österreichs“, Pest, Heckenast, 1872, S. 457—463).

Eine Vergleichung der Erzählung mit Simonys Schilderung der „Drei Dezembertage auf dem Dachsteingebirge“ („Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ 1843, Nr. 225—230, S. 1793 ff.) ergibt eine große Reihe von wesentlichen Übereinstimmungen,

die Stifters Kenntnis und Verwertung dieses Artikels beweisen. In der Wiedergabe der Parallelen folge ich, im einzelnen hie und da abweichend oder ergänzend, der Einleitung zu den „Bunten Steinen" in den Sämtlichen Werken (Bd. V. 1, S. Lff.). Auch die Benennung der Erzählung scheint auf diese Quelle zurückzugehen. Simony spricht (S. 1826) von dem „Kristallgewölbe eines Gletschers" und schreibt dem Eise im Gewölbe „ganz vollkommene Ähnlichkeit mit dem reinsten Bergkristalle" zu.

S. 173. Z. 6ff. In der einleitenden Schilderung des Weihnachtsfestes gewährt Stifter den Erinnerungen an seine Kindheit Raum; er wiederholt dies unter Berufung auf die Erzählungen seiner Großmutter von der Ankunft des Christkindleins in der im Herbste seines Lebens geschriebenen Skizze „Weihnacht", die er der „Österreichischen Gartenlaube" (Jahrgang 1866) widmete („Vermischte Schriften", herausgegeben von Aprent, II, S. 298—309). Hier schildert er noch eingehender, wie die Christmette in der Stadt und auf dem Lande gehalten wird.

Z. 29. Vgl. die Verwendung desselben Bildes in dem „Weihnachts"-Artikel S. 302: „Und mancher Greis wird, wenn die Welt kahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen und eine matte Freude haben, daß er so selig geworden ist, da er ein Kind war."

S. 179. Z. 23. Vielleicht hat Stifter die Bezeichnung „Hals" im Gosautale kennen gelernt. In der Umgebung des hinteren Gosausees liegt ein Halskogel. (Siehe Simony, „Das Dachsteingebiet", Bd. I, S. 78: Karte des Forstamtes Goisern.)

S. 180. Z. 17. Der Name Gschaid = Geschaide, Geschaid, d. i. Scheidelinie, Grenze) ist von Grimm, D. W. B. IV I, 2, Spalte 3850) als Flurnamen nachgewiesen. In der Bedeutung einer Wasserscheide ist er in Niederösterreich üblich: er findet sich in der Stifter wohlbekannten Umgebung des Schneeberges und der Raxalpe dreimal: die „Preiner Gschaid" vermittelt den Übergang von Prein nach Kapellen, eine andere den aus dem Höllental ins Klostertal, eine dritte den aus dem Tale des Preinbaches in das der Stillen Mürz. Daß Stifter den Namen nicht bloß als Ortsnamen auffaßte, zeigt die Wendung „ins Gschaid", S. 199, Z. 2 (vgl. erste Fassung: in die Gschaid), die er auch im „Hagestolz" (T. III, S. 62, Z. 14: ins Gscheid gebraucht.

S. 195. Z. 5. Die beiden verirrten Kinder erinnern an Figuren des Volksmärchens, vor allem an das Geschwisterpaar „Hänsel und Gretel". Auch Hänsel übernimmt die Rolle des Beschützers und Retters und spendet seiner Schwester Trost: „Wart' nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Zugleich erinnern sie an die Kinder im „Granit", den Pechbrennerknaben und das wunderschöne Mädchen: schon hier klingt das Hänsel-Gretel-Motiv an. Sobald Stifter sein Thema, die Verirrung der Kinder und ihre Rettung, ins Auge gefaßt hatte, lag es nahe, das Märchenhafte herauszuarbeiten. Den Geschwistern im „Bergkristall" ist der „Starkmut der Unwissenheit" gemeinsam mit vielen jungen Märchen-

helden, die eben deshalb den sie umgebenden Gefahren entgehen, weil sie ihre Größe gar nicht zu erkennen vermögen (vgl. Werke V. 1, S. LIV ff.).

S. 199. Z. 33. Stifter betrachtet den Gletscher mit den Augen eines Kindes und denkt sich in die kindliche Anschauungsweise hinein: die Eistrümmer werden ihm zu durcheinandergeworfenen Balken und Stangen von Edelsteinen, die Platten sind so hoch wie der Kirchturm in Gschaid oder wie Häuser; Höhlen erscheinen ihm so groß, daß man mit einem ganzen, großen Wagen voll Heu durchfahren könnte. Der aus dem Gletschertore hervorkommende Gletscherbach ist ein tief gefurchter Graben, der aus einem Kellergewölbe hervorkommt, das „recht schön aus Eis über ihn gespannt" ist. Die Gletscherspalten nennt der Knabe Gruben. Ganz anders hat Stifter später im „Nachsommer" die Winterwanderung des Naturforschers Heinrich in die Gletscherregion der Echernspitze geschildert (Bd. 3, S. 150—165); doch schließt sich Stifter, der vermutlich nie einen Gletscher betreten hat, auch hier in allem Sachlichen enge an Simonys Aufsatz an (vgl. Werke V. 1, S. LVIII). — Simony schildert S. 1826 die Beschwerden der Wanderung: „Das Abwärtsgehen zwischen den Eismassen und ihrer Felsbegrenzung machte uns viele Schwierigkeiten, denn bald mußten wir über aufgeschobene Gletscherblöcke, die im wilden Chaos an den Steindamm gedrängt waren, hinauf- und hinabklettern, bald wieder über 2 bis 3 Klafter hohe Felsabsätze, die uns das Weitergehen versperrten, aufs Geratewohl hinabspringen."

S. 201. Z. 19. Vgl. Simony, S. 1826: „ein wahrhaft feenhafter Anblick, den die wundervolle Bildung der ungeheuren Eislasten, die sich über einem aufwölben, vor allem aber jenes herrliche Blau, Grün und Weiß, welches dem Eintretenden von allen Seiten in allen Graden der Intensität und Durchsichtigkeit entgegenstrahlt, gewähren. Man glaubt sich plötzlich in den geheimnisvollen Palast des Alpenkönigs versetzt, der aus dem schönsten und reinsten Lazur, Saphir, Smaragd und Bergkristall erbaut ist". Siehe „Bergkristall", S. 200, Z. 30 f.: „Und unten, wo der Schnee aufhört, da sieht man allerlei Farben, wenn man genau schaut, grün, blau, weißlich."

Z. 22. Vgl. Simony, S. 1827: „Diese Klüfte, die nach oben keilförmig auszulaufen scheinen, waren zum Teile leer, und an ihren Kanten hingen kolossale Eiszapfen in das Innere der Höhle herab."

Z. 25. Vgl. Simony, S. 1833: „Ich war beiläufig 30 Klafter in die Höhle eingedrungen, die sich bald erweiterte, bald wieder verengte, mußte aber plötzlich umkehren, da die Dunkelheit im Innern derselben so zunahm, daß ich nur mit der größten Gefahr hätte weitergehen oder vielmehr weiterkriechen können."

Z. 26. Vgl. Simony, S. 1825: „Die Temperatur war ganz erträglich, ja für die kalte Jahreszeit auf solcher Höhe sogar warm zu nennen, denn das Quecksilber zeigte nur — 2° R. Von jener außerordentlichen Kälte, vor welcher man uns gewarnt, und die ich auch selbst zum Teile erwartet hatte, war nichts zu empfinden" . . . S. 1826: „Ich maß jetzt zuerst außerhalb des Gletschergewölbes die Temperatur. Diese

war — 1° R.“ (um die Mittagsstunde) . . . S. 1835: „Vielen meiner Leser dürfte hier noch die Bemerkung interessant sein, daß die Temperatur durch diese drei Tage im Markte Hallstatt fast immer gleich, ja um die Mittagsstunde niedriger war als auf den 6- bis 7000 Schuh hohen Alpenpunkten, die wir betreten hatten, eine Bemerkung, die sich auf allen meinen Gebirgswanderungen im Winter, an heitern Tagen, bei windstillem Wetter oder auch bei leichtem Westwind, welcher in den höhern Regionen das ganze Jahr hindurch der herrschende ist, jedesmal wiederholte.“ Vgl. „Bergkristall“, S. 204, Z. 39 ff.: „Weil es in der Höhle viel wärmer war, als es an jedem anderen Platze im ganzen Tage gewesen war.“

S. 207. Z. 14 ff. Ganz ähnlich mit demselben stilistischen Mittel der Wiederholung „Weihnacht“ S. 305: „Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht beteilt worden sind, schon in ihren Bettchen schlummern und ihr Glück sich noch in manchem Traume nachspiegelt, und nun von dem hohen Turme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herabgetönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Turme des Domes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchtürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zum mitternächtlichen Gottesdienste.“

S. 208. Z. 3. Stifter kommt hier noch einmal auf die Stille zurück, die über der Eis- und Schneelandschaft liegt (vgl. S. 198, Z. 6; S. 207, Z. 28). In seiner Würdigung des „Bergkristall“ rühmt Emil Kuh unter Heranziehung der Stelle aus den „Feldblumen“ (T. I, S. 118, Z. 24: „Es gibt eine Stille — kennst Du sie? — in der man meint, man müsse die einzelnen Minuten hören, wie sie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen“, Stifter sei es gelungen, die Stille darzustellen. „Er hat diese Stille gehört, wie Goethe die Finsternis gesehen hat, die mit hundert schwarzen Augen aus dem Gebüsche sah“ („Zwei Dichter Österreichs“, S. 329). Unter dem Eindruck dieser Stille stand auch Simony: „Zu diesem einfachen, aber erhabenen Gemälde gesellte sich jene Stille der Natur, wie sie nur hoch über dem Tummelplatze der Menschen, in der Region der Alpen während der Schlummerperiode der Erde zu finden ist; eine Stille, bei welcher man den Geist der Welten einherschreiten zu hören glaubt durch die Hallen der Schöpfung, wie er alles wieder ordnet, bestimmt und schafft im geheimnisvollen Walten für den kommenden Tag“ (S. 1804).

Z. 13 ff. Auf diese Himmelserscheinung müssen wir die Worte Sannas (S. 217, Z. 2) beziehen: „Mutter, ich habe heute nachts, als wir auf dem Berge saßen, den heiligen Christ gesehen.“ Stifter gestaltete diese Schilderung vermutlich in Erinnerung an die Erzählungen seiner Großmutter, auf die er sich noch im späten Alter in seiner „Weihnacht“ bezieht: „Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, daß das Kindlein darüberziehe, und

die Brücke wurde mit Schimmerbüschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein, und es erblaßte die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war" („Stifters vermischte Schriften" II, S. 301).

S. 208. Z. 39 ff. Vgl. Simony, S. 1811: „In Südost und Ost entfaltete sich jetzt jenes erste Aufdämmern des Tages, welches den Glanz der Sterne allmählich erbleichen macht. Die flammenden Himmelslichter erloschen eines nach dem andern, nur die Sterne erster Größe leuchteten noch im dunklen Azur des Äthers."

S. 209. Z. 1 ff. Vgl. Simony, S. 1811: „Indes folgte jenem ersten fahlen Dämmerlichte in Osten, welches sich immer höher und höher über den Horizont hinaufzog, bald ein rosiger Streif . . . Die schwarzgraue Dunstmasse unter demselben wurde allmählich dunkelviolett, während die aus ihr sich erhebenden Berge eine vollkommen schwarze Farbe annahmen."

Z. 11 ff. Vgl. Simony, S. 1811: „Lichter ward das Blau des sterndurchkreisten Firmamentes. Die funkelnden Welten erbleichten endlich ganz im unermeßlichen Äthermeere, und über den Feuersaum der Morgenröte flogen immer hellere Streifen des dämmernden Zwielichts."

Z. 39 ff. Vgl. Simony, S. 1812: „Wunderbar zeigte sich in diesem Momente die Wirkung des Morgenrotes auf das vor mir liegende unübersehbare Schneegefilde. Aus seinem düstern Grau ging es allmählich in ein feines Rosenrot über . . . (vgl. S. 209, Z. 40). Doch jetzt erst nahte der schönste Augenblick. Wie ein feuriger Rubin von ungeheurer Größe tauchte mit einem Male die Sonnenscheibe aus der Tiefe des Ostens auf."

Katzensilber.

S. 218. Z. 21. Vgl. Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 16: Eine besondere Verwendungsweise des vergleichenden „als" war die im Sinne von „zum Beispiele": Diejenigen (Sprachen) als die französische, welche jenes umschreiben müssen (Lessing); die gewöhnlichen ritterlichen Übungen als Jagen, Pferdekaufen usw. (Goethe).

S. 221. Z. 26. Flinserchen = Flimmerchen; vgl. „Mappe" (T. II, S. 150, Z. 12): Flinselwerk; „Katzensilber" (S. 251, Z. 8): „die Flimmer der Steine und Felder".

S. 222. Z. 10 ff. Für das braune Mädchen und seine Verbindung mit Sture Mure verweist Widmann, „Literaturbilder fin de siècle" II, S. 95, auf die Gestalten der Volkssage, die man in Tirol die „Saligen Fräulein" und in Salzburg „wilde Weiblein vom Untersberge" nennt, ohne diese Fährte weiter zu verfolgen. Auch die Einleitung zu den Sämtlichen Werken, Bd. V. 1, S. LXIII, begnügt sich mit der bloßen Feststellung dieser Tatsache und zieht böhmische Sagen von Waldfrauen und Waldmädchen heran. Den Namen Sture Mure aus Sagen oder Märchen des Volkes zu belegen, gelang den Herausgebern nicht; sie vermuten einen Zusammenhang mit Schuri-muri in Brentanos Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia": „Ist diese Ver-

mutung richtig, so hätten wir hier einen Einschlag von Brentanos Kunstmärchen vor uns, dessen Einfluß sonst nicht nachgewiesen werden konnte."

Nachforschungen, die mich dank einer Anregung durch Stefan Hock zu dem Buche von Ludwig Laistner „Das Rätsel der Sphinx" (Berlin, 1889) und weiter zu den Quellen Laistners führten, brachten das Ergebnis, daß auch hier Stifter sich an eine weit verbreitete volkstümliche Tradition angeschlossen hat. Die Elfenwesen, die sich in den Dienst der Menschen begeben, ohne ihre wahre Natur und ihren Namen bekanntzugeben, und für immer verschwinden, sobald sie bei ihrem Namen gerufen werden und eine Botschaft aus dem Geisterreiche, dem sie angehören, erhalten, führen in dem nordwestlichen Tirol (dem Inntale bei Landeck) und in Vorarlberg den Namen Fenggen.

Auf sie bezieht sich folgende Überlieferung: „Zu Flies war eine Dirn in Dienst, die täglich mehr arbeitete als zehn andere zusammen und stark war wie ein Riese. Aber ihren Namen sagte sie niemand; sie betete nie und wußte nichts vom Christentum, und trotzdem daß man sie belehren wollte, faßte sie nichts auf. Das schmerzte den Bauer und die Bäuerin wohl, aber weil sie sonst brav war, behielt man sie von Jahr zu Jahr im Dienst. Zur Michaeliszeit ging der Bauer mit der Dirne auf den Imster Markt. Zwei Ochsen und ein Kalb mußte sie treiben helfen, aber bei der Schönwieserbrücke schickte er sie wieder heim. Da lief sie nun, ohne zu rasten und etwas zu essen über den Kronburger Schloßberg, Zammerberg und Eichholz nach Hause, daß die Leute staunten, weil dazu andere Kräfte erfordert werden als bei gewöhnlichen Menschen. Der Bauer verkaufte Ochsen und Kalb sehr gut und ging dann den Weg über den Pillerberg. Wie er hinunterstieg durch den Bannwald, das Ochsenjoch der verkauften Ochslein über der Schulter, und fast in der Mitte war, rief eine ungeheuer laute Stimme aus dem Walde heraus: ‚Jochtrager! Jochtrager! Sag' der Stuza-Mutza, d'Hoachrinda sei toad!' Drauf war wieder alles still. Das machte ihn nachdenken, und als er heimkam, saßen Weib und Dirn gerade beim Mussessen; er warf sein Joch ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne und erzählte das im Bannwalde erlebte Abenteuer. Wie ihm die Rede entfuhr: ‚Sag' der Stuza-Mutza, d'Hoachrinda sei toad!' so sprang die Dirn mit dem hellen Geschrei d'Mutta, d'Mutta! empor, ließ alles stehen und liegen und lief dem Bannwalde zu. Niemals wurde sie mehr gesehen. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Stuza-Mutza statt ihrer Mutter nun im Bannwalde hause und das Geschäft der Alten, Kinder stehlen und fressen und dergleichen, fortsetze." (Das Kind der Fangg, Johann Nepomuk [Mahl-Schedl] Ritter von Alpenburg, „Mythen und Sagen Tirols", Zürich 1857, S. 67.)

Aus derselben Gegend stammt folgende Sage: „Zwischen Landeck und Ladis, am rechten Ufer des Inn, lag der berüchtigte Fanggen-Urwald im Urgental. Ein Hirt von der Fißeralm, vom Weiler Urgen geboren, suchte in dem Waldtale ein verlorenes Stück Vieh und fand ein ganz behaartes Kind und zwar ein Madl (Mädchen). Er nahm es mit sich,

erzog es und gebrauchte es dann später als Magd. Es lernte zwar sprechen, von religiösen Dingen wollte sie jedoch nie etwas hören und war am liebsten im Walde. Einstmal gingen zwei Männer von Urgen durch den Gebirgssteig an der Grenze des Urwaldes. Da tönte es aus dem Dickicht der Tannen rauh und gebieterisch in ihre Ohren: ‚Saget der Stutz-Färche (Föhre), die Rohrinde sei gefället und tot!" Die Männer staunten, wußten die Worte nicht zu deuten, eilten aber schnell durch den finsteren Waldgrund nach Hause. Einer davon, ein Freund vom Bauer, bei welchem das gefundene Mädchen diente, erzählte dieses so laut, daß es dasselbe in der Nebenkammer hören konnte, wo es eben war. Da fängt die Dirn an zu schreien und zu heulen und zu jammern und lauft eilig der Urgenwildnis zu und ist nie mehr gesehen worden. Man hatte damals einige Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit dem Baume in Verbindung bringen. Später wurde der Wald gänzlich niedergehauen, und alle Fanggginnen waren verschwunden" (Stutz-Färche, Johann Nepomuk von Alpenburg, „Mythen und Sagen Tirols", S. 68 f.). Dieser Fassung steht eine vorarlbergische nahe: „Struzzi-Buzzi, d' Rauhrinde ist gestorben (ruft es zu Langenthei in Vorarlberg auf der Alm), und die Magd, von deren Herkunft niemand weiß, rennt in Eile dem Walde zu" (Sepp, „Altbayerischer Sagenschatz", München 1876, S. 596).

Hie und da lautet die Botschaft aber auch: „Stutzi-Mutzi ist tot". „In Mittenwald hört ein Holzhauer den Ruf: He Jochmann, sag' zu den Seligen Fräulein in der Judengasse ‚Der Strutzi-Mutzi ist tot.' Der Jochmann richtet das aus, die Jungfrauen geben ihm keine Antwort, aber seit jenem Tage hat sie kein Auge mehr gesehen, noch etwas von ihnen erfahren" (Sepp, „Altbayerischer Sagenschatz", S. 595).

Eine ähnliche Überlieferung ist aus der Schweiz bekannt. „Kuetrieber, sög dem Kurre-Murri, 's Russi-Russi sei g'storben", ruft ein Erdmännchen einem Knechte in der Nähe von Seelisberg zu" (Sepp, S. 600). Mit anderen Namen kehrt die Sage in Südtirol wieder, zugleich mit der Änderung, daß die Elfin nicht als Magd, sondern als Gattin im Hause weilt. In Ronchi bei Borgo hört sie rufen: „Komm, Tarandina, denn Tarandone liegt auf der Bahre". „Das sollte bedeuten, daß sie in ihr früheres Heim zurückkehre, weil ihr Vater gestorben sei. Da verschwand sie aus dem Hause und ward nie wieder gesehen." In Vallarsa hört der Gatte den Ruf: „Sag' der Mao, daß Mamao gestorben sei!" Zu Hause erzählt er den Vorfall seinem Weibe. „Und er sah und hörte nie mehr etwas von ihr" (Schneller, „Märchen und Sagen aus Welschtirol", Innsbruck 1867, S. 210 und 217; Sepp, S. 602; Laistner, „Rätsel der Sphinx" I, S. 209).

In der „Sture Mure" Stifters haben wir zweifellos die Stutza-Mutza der Tiroler Sagen zu erkennen. Freilich kann Stifter keine der genannten Sammlungen benützt haben, denn sie sind alle erst nach den „Bunten Steinen" erschienen. Wenn es auch nicht gelungen ist, nachzuweisen, woher er das Sture-Mure-Motiv genommen hat, so steht doch das eine fest: Stifter gibt die Sage von dem Kinde der Fangg (vgl. S. 270) wieder; er ersetzt aber den Namen der Hochrinde durch den ihm aus

der anderen Überlieferung bekannten der Rauhrinde (vgl. S. 271). Vielleicht hat diese Quelle es ihm auch nahegelegt, das Zigeunerhafte in dem Wesen des braunen Mädchens herauszuarbeiten; zum mindesten legt der Schluß dieser Erzählung: „Bald verbreitete sich die Nachricht, daß Sture Mure statt ihrer Mutter im Bannwalde hause und das Geschäft der Alten, Kinder stehlen und fressen und dergleichen, fortsetze", diese Vermutung nahe. Originell ist bei Stifter die Verknüpfung der Sage mit der Handlung durch die Gestalt des Mädchens und die Wiederaufnahme des Botschaftmotives mit den Worten des Mädchens „Sture Mure ist tot und der hohe Felsen ist tot". Freilich erinnert das auch wieder an die doppelte Art der Tradition, in der Stuzi-Mutzi bald als die Empfängerin der Botschaft, bald als das Wesen, dessen Tod gemeldet wird, erscheint.

S. 222. Z. 20. Der Name „Rohrach" führt uns wie die anderen Andeutungen des Schauplatzes nach Oberösterreich, in das Mühlviertel. Dort liegt ein größerer Ort namens Rohrbach. Im „Nachsommer" begegnet uns ein „Rohrberg".

Z. 30. für das Verschwinden der Magd gebraucht Stifter die in den Märchen (siehe oben) typisch wiederkehrende Formel: „und wurde niemals wieder gesehen". Auch „Der Fischer" Goethes schließt ebenso: „Und ward nicht mehr gesehn". Vgl. S. 223, Z. 14 f.: und es (das Wichtelchen) kam gar nie wieder zum Vorscheine.

Z. 36. Vgl. „Die Wichtelmänner" (erstes Märchen) bei Grimm, „Kinder- und Hausmärchen" (Reclam, I. Band, S. 187 f.): Sie stellen sich heimlich über Nacht in der Werkstatt des Schusters ein und verarbeiten alles zugeschnittene Leder bis zum Morgen. Als einst der Schuster und seine Frau sie bei ihrer Tätigkeit erblickten, beschlossen sie ihnen für ihr nächstes Erscheinen Gaben bereitzulegen, für jeden Hemdlein, Rock, Wams, Höslein, ein Paar Strümpfe und ein Paar Schühlein. „Um Mitternacht kamen sie hereingesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen; als sie aber kein zugeschnittenes Leder sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen . . . Dann hüpften und tanzten sie und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Tür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder." Dazu bemerkt Grimm in den Anmerkungen (III. Bd., S. 74): „Es ist ein eigener Zug, daß die kleinen Geister, wenn sie Kleider erhalten haben, verschwinden", und verweist auf folgende Parallelen: „Ein Seemännlein will keine haben und verschwindet, als es sie erhält" (Mone, Anzeiger 1837, S. 175). „Ein Fenggamäntschi erhält ein rotes Röcklein, freut sich darüber und verschwindet", s. Vonbun S. 3, 4. Dieser von Vonbun, „Volkssagen aus Vorarlberg" (Wien 1847, gedruckt bei den P. P. Mechitaristen, S. 3), mitgeteilten Sage steht Stifters Erzählung am nächsten; aus ihr dürfte das rote Röcklein des Wichtelchens stammen. Ähnliche Sagen mag er auch in seiner Heimat vernommen haben (vgl. Grohmann, „Sagen aus Böhmen", S. 203: „Lohn verscheucht die Hausgeister").

S. 229. Z. 6. Wenn Stifter von dem ehemaligen Goldreichtum der Gegend spricht, denkt er wohl nicht so sehr an den Schauplatz des „Magenfilber" als an den Böhmerwald überhaupt, besonders seine Abdachung gegen Norden. „Der Mittelpunkt des alten Golddistriktes Böhmens war die Stadt Bergreichenstein. Sämtliche Wässer und Zuflüsse der Wotawa aus dem Gebirge sind goldhältig. Durch lange Perioden, in Zeiten, wo noch kein Menschenfuß diese Gegend betrat, war diese Goldanschwemmung so ergiebig geworden, daß an allen Bächen, am meisten aber längs des ganzen Laufes der Wotawa bis über Pisek hinaus Gold gewaschen wurde. Heute noch bilden Sandhaufen und ganze Hügel als Denkmale der Goldwäscher an vielen Stellen die wellenförmige Einsäumung der Ufer der Wotawa und ihrer Zuflüsse. Später blieb man nicht bei der Goldwäscherei stehen, sondern suchte das Gold im Berginnern auf. Die Goldwäscherei ist schon während des 16. Jahrhunderts eingegangen. Die Goldbergwerke standen bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein im Betrieb, doch wurde auch später und sogar bis zum Jahre 1830, wohl mit Unterbrechungen und ohne nennenswerten Erfolg, noch darin gearbeitet" (Bernau, „Der Böhmerwald", S. 272 ff.).

S. 233. Z. 13 ff. Eine der Erzählung der Großmutter entsprechende Legende von der Jungfrau Maria und der heiligen Elisabeth vermag ich nicht nachzuweisen. Aber Grimm hat in die seinen „Kinder- und Hausmärchen" angefügten „Kinderlegenden" eine von Vonbun (Volkssagen aus Vorarlberg) mitgeteilte Überlieferung aufgenommen, in der die Jungfrau Maria mit der Haselstaude in Beziehung gebracht wird: Die Mutter Gottes versteckt sich, beim Erdbeerensammeln von einer Natter bedroht, hinter einer Haselstaude, um sich vor ihr zu schützen, und bleibt da stehen, bis sich die Schlange wieder verkrochen hat. Dann sammelt sie die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie: „wie die Haselstaude diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft andern Menschen sein" („Die Haselstaude", Bd. II, S. 400).

S. 244. Z. 14 f. Das Fest „Mariä Geburt" wird von der katholischen Kirche am 8. September gefeiert.

Z. 18. Nach Gallus = nach dem 16. Oktober. Dieser Tag ist überliefert als Todestag des heiligen Gallus, der im 7. Jahrhundert als Glaubensapostel tätig war und das nach ihm benannte Kloster Sankt Gallen errichtete.

Z. 33. Vgl. Psalm 103, 15: „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde."

S. 245. Z. 6 ff. Die Großmutter spielt auf die Geschichte vom barmherzigen Samariter an, die im Evangelium Lucä 10, 30 ff. überliefert ist.

S. 248. Z. 43 f. Vgl. „Hochwald" (T. I, S. 231, Z. 22 ff.): „Da steht auch ein Berg drei Stunden von hier. In der uralten Heidenzeit saßen auf ihm einmal drei Könige und bestimmten die Grenzen der drei Lande: Böheim, Bayern und Österreich — es waren drei Sessel in den Felsen gehauen, und jeder saß in seinem eigenen Lande."

S. 266. Z. 42. mit gefaltenen Händen; dagegen „Turmalin"

(T. IV, S. 141, Z. 39): mit gefalteten Händen. Vgl. Paul, S. 158: Das Verb ist ursprünglich stark, daher noch gefaltene neben gefaltete Hände.

S. 267. Z. 22f. oberhalb seiner. Stifter verbindet das Wort dem ursprünglichen Gebrauche gemäß mit dem Genitiv (vgl. Adelung, „Deutsches Wörterbuch" III, Spalte 561; Paul, S. 236).

Bergmilch.

S. 276. Z. 1f. Der Name des Schlosses Ax erinnert an die Ruine Aggsbach im Donautal (in der sogenannten Wachau), die Stifter von seinen Fahrten auf der Donau gewiß bekannt war. In der ersten Fassung trägt das Schloß den Namen Weidenegg, den der Dichter offenbar derselben Gegend entlehnt hatte. Ungefähr gegenüber von Melk erhebt sich nahe bei Pöchlarn das Schloß Weitenegg. Freilich liegt es Stifter fern, den Schauplatz seiner Erzählung der Wirklichkeit nachzubilden; ja er hält das Landschaftsbild sogar ganz frei von einer Ähnlichkeit mit dem Donautale, wenn er sagt, daß das Land „keine Berge und engen Täler" hat (nach der Einleitung zu den Sämtlichen Werken V. 1, S. LXXI).

S. 283. Z. 40. Stifter denkt, wenn er von den „noch tieferen und schmerzlicheren Wunden" spricht, die „unsere Truppen" im Norden empfingen, an die am 2. Dezember 1805 bei Austerlitz erlittene Niederlage. Napoleon rückte im Oktober und November nach der Kapitulation von Ulm donauabwärts und nötigte, nachdem auch Wien in seine Hände gefallen war, die österreichischen Truppen und die mit ihnen verbündeten Russen zum Rückzuge nach Mähren. In derselben Jahreszeit ereignet sich auch in Stifters Erzählung die Besetzung des Schlosses Ax. Vgl. S. 284, Z. 42f.: Die Nacht „war dunkel, weil es später Herbst war" (in der ersten Fassung: Es befindet sich in der Vorratskammer meiner Kindheitserinnerungen auch ein isoliertes Bild einer sehr finsteren, sehr trüben Novembernacht): ebenda, S. LXXII.

S. 285. Z. 42. Mit der oben angeführten Datierung der Handlung läßt sich der Bericht des Schloßherrn über die heldenmütige Verteidigung der Tiroler gut vereinigen. Im Vintschgau fanden in der ersten Novemberwoche des Jahres 1805 heftige Kämpfe zwischen den Franzosen und Tirolern statt, unter anderen auch in der Gegend von Glurns. Dem Namen dieser Ortschaft des oberen Etschtales mag Stifter sein „Tal der Gleres" nachgebildet haben (vgl. ebenda, S. LXXIII).

Anmerkungen zu Teil 5.

Vorbemerkung: Die in diesem Teile enthaltenen Erzählungen ließ Heckenast im Verein mit einigen kleinen Stücken, nachdem sie bereits Aprent aus dem Nachlasse des Dichters veröffentlicht hatte, 1873 als dritten Band der „Studien" erscheinen; offenbar um dieser Ausgabe einen Absatz zu sichern, wollte er sie als eine Fortsetzung der in zwei Bänden 1864 erschienenen 6. Auflage der „Studien" aufgefaßt wissen. Besprechungen boten Hieronymus Lorm in der „Wiener Abendpost" („Ein altes, neues Buch", 1874, Nr. 164) und Uhde in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1874, Nr. 22).

Erzählungen. Erste Reihe.

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Zum Texte: Der Text der Erzählung, die Stifter nach ihrer Veröffentlichung in Witthauers „Wiener Zeitschrift" keiner Umarbeitung unterzog und nicht mehr abdruckte, erfuhr in der Ausgabe durch Aprent wesentliche Entstellungen und Verstümmelungen, die von ihr aus in neuere Ausgaben, darunter auch die der „ausgewählten Werke" (Leipzig, Hesse) übergingen. Als gewichtigere Richtigstellungen verzeichne ich: S. 38, Z. 22, Gesundheit][1] Kraft; S. 38, Z. 25, (bei ihrem) einsamen (Laufen)] einfachen; S. 40, Z. 22, wegen äußerer Zufälle] Zwecke; S. 49, Z. 3, ein in die Luft geheftetes Marterbild] Marmorbild; S. 55, Z. 7, ihnen] ihm.

S. 35. Motto: Der in einer fälschlich dem römischen Historiker Sallust zugeschriebenen „Oratio de re publica ordinanda" überlieferte Spruch deckt sich wörtlich mit dem deutschen Sprichworte „Jeder ist seines Glückes Schmied".

Z. 1ff. Zu dem Thema der Einleitung vgl. T. II, S. 208ff. (Einleitung zu „Studien" IV). Goethe erörtert in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (I. Buch, Kap. 17) in dem Gespräche des Unbekannten mit seinem Helden die Rolle von Zufall und Schicksal im Menschenleben; jener vertritt im Gegensatze zu seinem Unterredner die

[1]) Die Worte vor der] Klammer bezeichnen den richtigen Text.

Ansicht: „Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will." Ähnlich Schillers Marquis Posa in „Don Carlos" (III. Akt, 9. Auftritt): „Und was ist Zufall anders als der rohe Stein, der Leben annimmt unter Bildners Hand? Den Zufall gibt die Vorsehung. Zum Zwecke muß ihn der Mensch gestalten."

S. 37. Z. 2. Nach dem Berichte des jüngeren Plinius (Epistolae 3, 16) und dem gleichlautenden des Historikers Dio Cassius stammt der Ausspruch „Es schmerzt nicht" von Arria, der Gemahlin des Caecina Paetus, der unter dem Kaiser Claudius als Teilnehmer an einer Verschwörung vor Gericht gestellt wurde. Als seine Gemahlin Arria sich mit den Worten „Paete, non dolet" den Dolch ins Herz stieß und ihn dann dem Paetus hingab, tötete er sich mit derselben Waffe.

S. 40. Z. 11. Texas erklärte sich 1835 für unabhängig von Mexiko und wurde nach schweren Kämpfen 1840 unabhängige Republik; der gleichzeitig geplante Anschluß an die Vereinigten Staaten kam 1845 zustande. Stifter bezeichnet entsprechend den zur Zeit der Entstehung seiner Erzählung herrschenden Verhältnissen Texas als ein „verworrenes, unsicheres Land".

S. 57. Z. 9. Die Heloten in Sparta waren nicht geübt in der Führung der Waffen, da sie im Kriege gewöhnlich bloß als Waffenträger oder Diener, nur selten als Leichtbewaffnete verwendet wurden. Die Anspielung paßt in den Mund des mit dem Griechentum vertrauten Leander.

Der Waldgänger.

1. Am Waldwasser.

S. 59. Z. 5f. Stifter überträgt hier auf die ihm seit seiner Jugend bekannten oberösterreichischen Seen (Traunsee, Hallstättersee u. a.) das im „Hochwald" vom Plöckenstein-See gebrauchte Bild. Vgl. T. I, S. 191, Z. 24: „Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: — als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe — tief schwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos wie eine versteinerte Träne."

Z. 18. Der Scheidepunkt, auf dem Stifter oft stand, liegt auf der Straße, die von Friedberg südlich über Weißenbach nach Leonfelden und von da durch den Haselgraben nach Linz führt. „Der vereinsamte Ort mit der kleinen, einsamen Kirche" (S. 60, Z. 9ff.) ist vielleicht das zwischen Weißenbach und Leonfelden gelegene Bernhardsschlag. Der Wanderer blickt von dort in die Gegend der Abtei Kremsmünster (vgl. S. 61, Z. 2) und wandert von da in den Haselgraben, der etwas westlich von Linz ins Donautal mündet. In ihm liegt das Schloß Wildberg (vgl. S. 61, Z. 13) und westlich von seiner Öffnung über dem Donautale die Kirche Sankt Magdalena (S. 62, Z. 19).

S. 62. Z. 2ff. Die Gefangennahme des Königs war die Folge

seiner Streitigkeiten mit dem sogenannten Herrenbunde; vgl. Alfons Huber, „Geschichte Österreichs" II, S. 228: „Da sich die Barone nun auch auf der Prager Burg nicht mehr sicher fühlten, führten sie in der Nacht des 22. Juni 1394 den König heimlich nach dem Süden von Böhmen auf verschiedene Schlösser des mächtigen Heinrich von Rosenberg, des Hauptes des Herrenbundes, und endlich nach Oberösterreich auf das dem Herrn von Starhemberg gehörige Schloß Wildberg. Da auch ein deutscher Reichstag, den der Pfalzgraf Ruprecht nach Frankfurt einberufen hatte, in entschiedenem Tone die Freilassung des Königs verlangte und mit der Absendung eines Reichsheeres drohte, so sahen sich die böhmischen Herren genötigt, Unterhandlungen anzuknüpfen und am 2. August den König in Freiheit zu setzen." Wildberg hatte Stifter zum Schauplatz seiner Erzählung „Julius" gewählt, die nicht über eine Skizze hinaus gedieh.

S. 63. Z. 4f. Die „auf einem nordwestlichen Berge gelegene" Kirche ist die Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingberge, zu der jetzt eine Drahtseilbahn hinaufführt.

Z. 34. Fanny Greipl starb als Gattin des Kameralsekretärs Fleischanderl am 16. September 1839 in Wels nach viertägigem Wochenbette.

S. 65. Z. 7f. Diese Beschreibung des Äußeren verwertete der Zeichner Geiger für das von Axmann gestochene Titelbild der „Iris" (1847), die den „Waldgänger" an erster Stelle brachte.

Z. 34. Ähnlich wie Stifter, aber reflexiv, gebraucht Seume das Wort: „Ich schlug mich hier rechts von der geraden Straße nach Venedig ab" (Paul, S. 8). In anderer Bedeutung begegnet uns das Wort im „Prokopus", T. V, S. 160, Z. 4 (vgl. Anmerkung dazu).

S. 66. Z. 1ff. Etwa zwei Stunden südlich von Friedberg überschreitet die Straße die Grenze Böhmens und Oberösterreichs. Das Dorf, „dessen Häuser weit voneinander entfernt" sind (Z. 8), ist (Vorder- und Hinter-) Heuraffl. Von ihm aus erreicht man bald das Tal der Moldau, in dem die Straße nach Friedberg dahinführt.

Z. 13. Stifter spielt hier auf seinen „Hochwald" an; vgl. T. I, S. 192, Z. 7.

Z. 22. Vgl. das Gemälde Stifters: Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen, reproduziert bei Horcicka, Sämtl. Werke XIV, S. 288.

S. 68. Z. 21. Gehäbigkeiten. Paul, S. 195, bemerkt: „gehäbig = behäbig, gebraucht Heine öfters." Adelung, D. W. B. II, Spalte 489, kennt noch das Adjektivum „gehäbe" und bemerkt hinzu: „für ‚gehäbe' hat man im Oberdeutschen auch die Wörter häbig, behäb, behäbig in eben dem Verstande". Von diesem Worte hat Stifter offenbar „Gehäbigkeit" abgeleitet, das uns auch im „Prokopus" (T. V, S. 192, Z. 13) begegnet: „Es wohnt die Lust, die Gehäbigkeit und die Freude um dieses Haus."

S. 69. Z. 6. Vgl. über den Gebrauch der Rockenfahrten Eugen Mogk, „Sitten und Bräuche" in dem Werke „Das deutsche Volkstum" (hsg. von Hans Meyer, Leipzig, Bibliogr. Institut, 1. Aufl.), S. 275: „die Spinn- oder Rocken- oder Kunkelstuben, hier und da auch Heimgarten

genannt, die sich in verflossenen Zeiten überall in Deutschland fanden und manchenorts auch heute noch nicht verschwunden sind. Hier kommen Mädchen und Burschen zusammen. Erst sind die Mädchen allein; sie haben eine Spule abzuspinnen. Dann aber kommen die Burschen, und nun beginnen alle möglichen Neckereien, die nicht selten in Zoten ausarten. Zuweilen werden Märchen und Sagen erzählt oder gemeinsam Volkslieder gesungen. Gesellschaftsspiele, bei denen der Kuß die Hauptrolle spielt, und Tänze pflegen den Abend zu beenden, worauf der Bursche sein Mädchen nach Hause bringt. Diese Spinnabende finden an gewissen Tagen (Dienstag, Donnerstag, Sonnabend) der Woche statt und werden abwechselnd in den einzelnen Familien gehalten."

S. 69. Z. 20. Stifter, der hier ein getreues Landschaftsbild bieten will, nimmt auch die Orts- und Hausnamen ungeändert auf; fast alle lassen sich auf der Spezialkarte nachweisen: Kienberg, Goblenz, Lippen, Neuhäuser (Karte: Neuhäusler), Steindlmühle (K.: Steindlhammer), Abdecker (K.: Abd.).

S. 70. Z. 5. Vgl. T. III, S. 323, Z. 40 und Heins Zeichnung in seinem Werke „Adalbert Stifter", S. 6.

Z. 29. Die Teufelsmauer war ein Lieblingsobjekt des Malers Stifter; zwei der uns erhaltenen Ölgemälde stellen sie dar: 1. Partie an der Teufelsmauer, reproduziert von Hein, S. 505, und 2. Die Teufelsmauer bei Kienberg (Hohenfurth), reproduziert bei Horcicka, Sämtl. Werke XIV, zu S. 179 (vgl. Einleitung hiezu, S. LXXVII).

S. 71. Z. 23. Die Moldau vereinigt sich mit der Elbe und verliert dabei ihren Namen.

S. 72. Z. 40. Offenbar hat auch Stifter als Knabe die Schmetterlinge „Lustinnen" genannt. Vgl. „Über Beziehung des Theaters zum Volke" (T. VI, S. 196, Z. 19): „Man sehe nur einmal eine Sammlung von Faltern an, die in meiner Heimat den schönen Namen Lustinnen führen."

S. 76. Z. 31. Stifter hatte in Wien „viel Gelegenheit, jene Knaben Murillos zu sehen". Vgl. T. VI, S. 254 die Anm. zu T. III, S. 222, Z. 27.

S. 90. Z. 14. Das Ausnehmerstübchen wird auch Ausgedinge oder Austragstübchen genannt. Wer darin wohnt, hat sich das Altenteil, den Austrag gesichert, d. i. die lebenslängliche Versorgung, auf die er nach der Übergabe seines Anwesens Anspruch hat. In Deutschland ist dieser Brauch durch das Bürgerliche Gesetzbuch geregelt, in Österreich nicht.

S. 91. Z. 14. Vgl. „Hagestolz" (T. III, S. 107, Z. 1ff.): „Das Leben ist unermeßlich lange, solange man noch jung ist", und Anmerkung hiezu in T. VI, S. 251.

2. Am Waldhange.

S. 111. Z. 15. Baute. Vgl. Heyne, „Deutsches Wörterbuch" I, S. 89: „Baute = Bau, Gebautes; erst im vorigen Jahrhundert und zunächst nur im Plural für Baue gebildet. Davon erst später ein Singular ‚die braune Baute'." Goethe, Faust II (5. Akt), V. 11 157f.:

„Der Lindenraum, die braune Baute, das morsche Kirchlein ist nicht mein." — Bei Stifter noch im „Gang durch die Katakomben" (T. VI, S. 85, Z. 35): „oder man wird eine Wasserbaute anlegen".

S. 118. Z. 10. „auf etwas sich erinnern, erinnert werden" gebraucht auch Raimund: „erinnere dich auf deine Pflicht"; dies gilt als Austriazismus, ist aber auch sonst nachweisbar, u. a. bei Reinhold Lenz und Gustav Freytag (Paul, S. 146).

S. 126. Z. 7. Die Charakteristik des Klavierspieles der kleinen Virtuosin erinnert an Teresa Milanello in den „Zwei Schwestern" (T. III, S. 202, Z. 27ff.): „Mir war es auf der Stelle klar, dieser Ton könne gar nicht anders als aus dem Herzen kommen, so wie alle folgenden aus dem Herzen kamen, weil sie so zu Herzen gingen."

Prokopus.

1. Am Morgen.

S. 140. Z. 15. säumen = mit Saumtieren befördern. Zugrunde liegt ein aus lat.-griech. sagma entstandenes Substantiv Saum, das zunächst die Bedeutung „Packsattel" hatte, dann „die Last, die einem Tiere auferlegt wird" bezeichnete (Paul, S. 437).

S. 141. Z. 12. goldflinsernde Blumen. Vgl. Flinselwerk in der „Mappe" (T. II, S. 150, Z. 12) und Flinserchen im „Katzensilber" (T. IV, S. 221, Z. 26).

S. 154. Z. 36. „Gerülle" bedeutet nach Adelung, „Deutsches Wörterbuch" II, Spalte 598: „einen Haufen lockerer Dinge, welche teils als ein Abgang von anderen Dingen abrollen, teils diesen einigermaßen gleichen. Eine Menge unnützen Hausgerätes heißt zuweilen auch Gerülle." Es entspricht dem oberdeutsch üblichen Grempel = Gerümpel. Paul, S. 207, verweist für die Bedeutung „als unbrauchbar beiseite Geworfenes" auf Immermann: „in einem alten vergeßnen Rentenregister, welches unter anderem Gerüll in einer Polterkammer lag".

S. 160. Z. 4. abschlagen. Vgl. Paul, S. 8: intransitiv von der Ware gebraucht = im Preise sinken. Perf.: ist (zuweilen hat) abgeschlagen; ungewöhnlich „bei abschlagender Witterung". Goethe (Briefe). Adelung I, Spalte 94 führt u. a. an: „das Getreide schlägt ab = wird wohlfeiler" und bemerkt, im Niederdeutschen sei die Verbindung mit dem Hilfszeitwort „haben", im Oberdeutschen die mit „sein" gebräuchlicher.

2. Der Mittag.

S. 178. Z. 15. Gerhab = Vormund, hier von Stifter im engeren Sinne = Verwalter gebraucht. Vermutlich ist das Wort abzuleiten von Gêr, Wurfspieß, also Gêrhabe soviel als Spießträger, als Stellvertreter des Haus- und Familienvaters. Gerhabschaft = Vormundschaft. Eine andere Ableitung bei Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 466, und in Beneckes Wörterbuch I, S. 611, von gère, Schoß, Saum; also Gerhab der, welcher das Kind auf dem Schoß hält, Vormund. Interessante

Belege für den Fortgebrauch des Wortes in volkstümlicher österreichischer Literatur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bringt Hugo Moreta: „Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache" („Alt Wien, Monatsschrift für Wiener Art und Sprache" 1896, V, S. 64).

S. 183. Z. 16. „Einzelheit" bedeutet einen wenig glücklichen Versuch Stifters, das Wort „Individualität" zu verdeutschen.

Z. 22. gewältigen. Vgl. Paul, S. 214: „zu gewaltig. Bei Goethe ziemlich häufig: bis die Sonne die frühsten Nebel gewältigte; auch sonst zuweilen: so ein Schwein könne er nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung (Hebel); gewöhnlich: bewältigen". Ebenso in „Der fromme Spruch" (T. V, S. 336, Z. 11): „Sie ist ein Schatz unseres Hauses und gewältigt so vieles unsichtbar."

S. 186. Z. 33. Allod. Vgl. Paul, S. 14: freies Eigentum, im Gegensatz zu Lehen aus mittellateinischem allodium, welches germanischen Ursprungs ist, al-ôd, eigentlich „Ganzbesitz".

Erzählungen. Zweite Reihe.

Nachkommenschaften.

S. 198. Z. 3. Stifter nimmt hier ein bereits im „Nachsommer" von ihm ausführlich behandeltes Thema wieder auf; er erörtert auf Grund seiner eigenen Erfahrungen die Grenzen einer naturtreuen Wiedergabe des Gesehenen. Dem jungen Naturforscher Heinrich gelingt in seinen Entwürfen das Naturwissenschaftliche besser als das Künstlerische, die Nähe besser als die Ferne. Der Freiherr von Risach und Eustach klären ihn darüber auf: „Wenn überhaupt ein Fehler gegen die Genauigkeit gemacht werden müsse — und kein Mensch könne Dinge, namentlich Landschaften, in ihrer völligen Wesenheit geben — so sei es besser, die Gegenstände großartiger und übersichtlicher zu geben, als in zu viele einzelne Merkmale zerstreut. Das erste sei das Künstlerischere und Wirksamere" (Bd. 2, S. 46). Heinrich gelangt zur Erkenntnis, „daß man die zarte Kraft, wie sie uns in der Wesenheit der Hochgebirge entgegentritt, nicht darstellen könne und die Kunst des großen Meisters nur in der besten Annäherung bestehe" (Bd. 3, S. 143).

Z. 38. Daß die Charakteristik des Herrn Friedrich Roderer, wie in der Einleitung, S. 19, gesagt wurde, ein Selbstporträt Stifters bietet, ergibt sich aus den Briefen des Dichters. Vgl. Stifter an Sigmund Frh. v. Handel, 8. Februar 1837: „Was tatest Du denn mit jenem embryonischen, mißgeburtigen Bilde, das Du mir entführtest? Hast Du es noch, so verbrenne es, dann bekommst Du ein neues . . . Aus unsern Alpen darfst Du so ziemlich die bedeutendsten Namen nennen, und ich kann Dir genügen, da ich davon Skizzen besitze" (Sämtl. Werke XVII, S. 62); an denselben, 20. September 1837 (S. 67): „Kurz, ich kam in die lächerliche Notwendigkeit, das fertige Bild von oben bis

unten von Zoll zu Zoll auszureiben und ein neues, nämliches, besseres darauf zu malen. — Besser ist es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort ist und der neue noch nicht da. Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe."

S. 213. Z. 34 ff. Stifters Neigung, gemeinsame Familienmerkmale festzustellen, wie dies der Herr Roderer in der Erzählung tut, beweist sein Brief an Luise Stifter, 21. April 1855: „Wenn Ihre Schwester Ihren Vater einen edlen, großherzigen Mann nennt, so hat sie eigentlich auch meinen Vater gemeint, und ich gedenke nie seiner unwürdig zu werden, wie ja meine Brüder und Schwestern es auch nicht sind. Es wäre dieser geistige Zug kaum erklärlich, wenn nicht Bande des Blutes vorhanden wären" (Sämtl. Werke XVIII, S. 113). Über seine Cousinen Josephine und Luise schreibt Stifter an Heckenast, 2. Februar 1857: „Sie werden staunen über die Schönheit dieser Herzen. Mich macht es fast stolz, daß in unserer Familie diese Innigkeit und Tiefe liegt. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann, so auch der Großvater Augustin" (Briefe, herausgegeben von Aprent, II, S. 148 f.).

S. 223. Z. 3 ff. Vgl. Stifter an Luise Stifter, 21. April 1855: „Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißraten), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie" (Sämtl. Werke XVIII, S. 114).

S. 224. Z. 34. „denn die Tat ist das Leben", offenbar in Anlehnung an Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" (III. Buch, 1. Kap.):

„Und dein Streben, sei's in Liebe, und dein Leben sei die Tat."

S. 226. Z. 2. Ebenso äußert sich Stifter über die Notwendigkeit eines gesunden Realismus in der Kunst im „Nachsommer" (Bd. 2, S. 40; vgl. Einleitung zu Stifter T. VI, S. 36) und in der Besprechung einer Ausstellung des oberösterreichischen Kunstvereins (1867): „Aber ist nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten?" (T. VI, S. 186, Z. 4.) Denselben Standpunkt nimmt Jean Paul in der „Vorschule der Ästhetik" ein (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 38. Vgl. Einleitung zu Stifter T. VI, S. 36).

S. 229. Z. 23. Blahe, vgl. Paul, S. 85: mundartlich: grobes Leinentuch, namentlich zur Überdeckung eines Leiterwagens verwendet. Nach Kluge, „Etymologisches Wörterbuch", S. 46: = mhd. blahe, mundartlich) weit verbreitet mit mancherlei Laut- und Bedeutungsvariationen, ein echt germanisches Wort (blahwô, blawô).

S. 246. Z. 4. Handfeste, nach Adelung (II, Spalte 951) ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, womit man ehedem nicht nur eine Handschrift oder Obligation, sondern auch eine jede schriftliche Urkunde bezeichnete. Eigentlich bedeutete dieses Wort eine jede Sicherheit oder Versicherung, welche man mit seiner Hand gab. Stifter gebraucht hier das Wort im Sinne von Urkunde = Chronik.

Der Waldbrunnen.

S. 249. Z. 8. Auch der Name Neukirchen scheint darauf hinzuweisen, daß Stifter hier ein persönliches Erlebnis verwertet hat. Zwei oberösterreichische Dörfer mit ähnlichem Namen kannte Stifter von seinen Dienstreisen und Ausflügen: Pabneukirchen (vgl. „Adalbert Stifter als Schulmann", S. 27) und Oberneukirchen (vgl. Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 203).

S. 251. Z. 35. Die Polemik gegen die herrschende Frauenmode ist vermutlich durch Beobachtungen, die Stifter in Karlsbad machte, angeregt. An Adolf Freiherrn von Kriegs-Au schreibt der Dichter am 22. Mai 1865: „Ganz besonders schöne Sammlungen von Närrinnen hat der liebe Gott hieher gesandt. Sie gehen behüllt und behängt mit allerlei auf der alten Wiese und sonst herum und verfehlen ihres Zweckes, des Bewundertwerdens, denn die an dergleichen Dingen noch Freude haben, beneiden sie höchstens, und die andern lachen sie aus" (Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 132).

S. 253. Z. 14. Amalia scheint als Braut nicht nur für Stifter „das rosigste Mädchen mit der feinsten Farbe" gewesen zu sein. Ein wohl aus der ersten Zeit der Ehe stammendes, von Ferdinand Lampi gemaltes Bild (Original im Stifter-Archiv zu Prag) läßt ihre außerordentliche Schönheit erkennen.

S. 256. Z. 3. In den „Winterbriefen aus Kirchschlag" („Vermischte Schriften", hsg. v. Aprent, II, S. 199 bis 228) spricht Stifter von dem „unermeßlich heilsamen Einfluß des reinen Wassers in Verbindung mit reiner Luft auf unsern Körper" (S. 221; vgl. Lebensbild.) Oft kehrt in den Briefen Stifters das Lob des Bergwassers und der Höhenluft wieder. An Heckenast schreibt Stifter aus dem Rosenbergerhaus „Jokel-Hiesel", 23. August 1855: „Ich trinke das Wasser, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald besteht, mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit kömmt, von der sich niemand eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat, und da der Granit so wenig Lösliches hat, so ist das Wasser auch so rein, als wäre es destilliert, und da der Granitpanzer der Sonne undurchdringliche Hindernisse entgegenstellt, so ist das Wasser auch stets gleich frisch" (Sämtl. Werke XVIII, S. 133).

S. 257. Z. 12. Stifters Briefe legen die Vermutung nahe, daß er in diesen Worten des Großvaters seiner eigenen Verstimmung über Erfahrungen in seiner Stellung Luft machte. Während eines Aufenthaltes in der Gegend, die den Schauplatz des „Waldbrunnen" bildet, schreibt er, am 28. August 1864 an Heckenast: „Dazu kamen in letzterer Zeit noch recht unerquickliche Verhältnisse meines Amtes, das mich an kleine, kurzsichtige und ich kann auch sagen, mitunter unedle Menschen schmiedete, was mir oft wie Blei in der Seele lag. Ich beklage tief meine Verhältnisse" (Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 69). In dem genannten Jahre ist Stifter, wie schon öfters früher, von Passau aus auf demselben Wege, den er Stephan Heilkun mit seinen Enkelkindern einschlagen läßt, zu dem Hause des Herrn Rosenberger gelangt.

S. 259. Z. 36. Mit der Frage des Stephan Heilkun: „Und könnt Ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?“ und ihrer verneinenden Beantwortung durch den Lehrer berührt Stifter ein Problem, das ihn schon vor seiner Tätigkeit als Inspektor beschäftigte. In dem Artikel „Bildung des Lehrkörpers“ („Der Wiener Bote“, 10. Oktober 1849, Nr. 202) stellt Stifter die Forderung: „Eine Eigenschaft aller Lehrer müssen wir hier noch anführen, ohne die alle übrigen nutzlos sind: die höchste Liebe zum Amte. Der Lehrer muß sich auf jede Unterrichtsstunde freuen, sie muß sein Glück ausmachen, er darf nicht sagen: dürfte ich nur nicht mehr hineingehen, ihr Schüler seid nicht bildbar, ihr seid zu nichts usw. Wenn die Schüler nichts sind, ist meist der Lehrer schuld, und sollte der Zufall lauter verwilderte, verwahrloste zusammengeführt haben, so ist gerade dadurch der Ansporn zu größerer Sorgfalt in der Bildung des Lehrkörpers, wenigstens in der Zukunft, gegeben.“

S. 276. Z. 15. Aus dem Munde Mignons in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ (Buch V, Kap. 16, Schluß).

Z. 20. Klärchen in Goethes „Egmont“ (III. Akt); Goethe hat jedoch geschrieben: Langen (nicht Hangen) und bangen.

Z. 33. Schiller, „Der Jüngling am Bach“, Str. 4, V. 27, 28.

Z. 36. Goethe, „Rastlose Liebe“, Str. 1:

„Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immerzu! Immerzu!
Ohne Rast und Ruh'!“

S. 277. Z. 1. Goethe, „Prometheus“ (Schluß):

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich;
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!“

Natürlich läßt Stifter seine Juliana absichtlich ungenau zitieren.

Der Kuß von Sentze.

S. 288. Z. 40 f. Auch in den „Feldblumen“ bekennt sich Stifter als Gegner der Art des Tanzens in seiner Zeit: „und wie die Mädchen vorüberjagten mit dem wilden Wangenfeuer, unschön, mit den hartroten Antlitzen“ (T. I, S. 75, Z. 36).

S. 289. Z. 38. Gegen das Hotelwesen spricht sich Stifter in einem Briefe an August Piepenhagen, 25. Dezember 1864, aus: „ich

haſſe die ſogenannten Hotels als die treueſten Abklatſche unſerer dichtungsarmen, prahlenden und leeren Zeit, und ich will auch nicht tauſend Dinge zahlen, die ich gar nicht brauche. Der alte, gemütliche, großväterliche Gaſthof, in dem man des Wirtes guter Freund und Hausgenoſſe war und der das Reiſen herzlich machte, kommt ab wie der Schwager Poſtillon, und man wird auf glänzenden Wagen als Eilgut in ein glänzendes Magazin befördert" (Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 92).

S. 290. Z. 9. gegen dem, was jetzt iſt. Vgl. Paul, S. 193: Als Präpoſition wird „gegen" urſprünglich mit dem Dativ verbunden, woneben der Akkuſativ zuerſt im Mitteldeutſchen erſcheint. Bei Luther ſteht beides nebeneinander. Der allmählich zurückweichende Dativ kommt noch bei unſern klaſſiſchen Schriftſtellern zuweilen vor, vgl. „Medea iſt gegen ihr tugendhaft", Leſſing. Wir gebrauchen heute in dieſem vergleichenden Sinne häufig „gegenüber". Vgl. Stifter an Heckenaſt, 22. März 1853: „Eine Dame will mir ein Landhaus und einen Garten in Baden bei Wien ſchenken, gegen dem, daß ich die . . . Reparaturen trage" (Sämtl. Werke XVIII, S. 12).

S. 292. Z. 7. Vgl. Stifters Artikel „Was iſt Freiheit" im „Wiener Boten" (Nr. 82, 22. Mai 1849): „Das aber iſt die menſchliche Freiheit, daß keiner den Menſchen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend ſtören darf" — „Wer ſind die Feinde der Freiheit?" (Nr. 86, 26. Mai 1849): „Die Freiheit beſteht darin, daß jeder ſeinen menſchlichen Verrichtungen und Vervollkommnungen mit Sicherheit nachgehen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß er darin geſtört werde" (T. VI, S. 173, Z. 38; S. 176, Z. 29).

Z. 9. Vgl. „Was iſt Freiheit?": „Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiſte Selbſtbeherrſchung, die Bändigung ſeiner Begierden, die Gerechtigkeit, daß man dem andern nicht zu nahe trete, daß man ſich nicht willkürlich räche, ſondern einen Schiedsrichter einſetze, der den Streit ausgleiche, und daß man für ſich eher zuwenig fordere als zuviel" (T. VI, S. 174, Z. 8).

Z. 11. Vgl. „Was iſt Freiheit?": „Dieſe Freiheit wäre die der Tiere im Walde, die auch tun dürfen, was ſie wollen, aber gegen die man auch tun darf, was man will." — „Wer ſind die Feinde der Freiheit?": „die tieriſchen Begierden erwachen" (T. VI, S. 173, Z. 17; S. 178, Z. 5). — Stifter an Heckenaſt, 6. März 1849: „Was in mir groß, gut, ſchön und vernünftig war, empörte ſich, ſelbſt Tod iſt ſüßer als ſolch ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunſt, Göttliches nichts mehr iſt, und jeder Schlamm und jede Tierheit, weil jetzt Freiheit iſt, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja nicht bloß hervorzubrechen, ſondern zu tyranniſieren. Das Tier kennt nicht Vergleichung mit dem Gegner, ſondern nur deſſen Vernichtung. ‚Sind dieſe Menſchen frei?!' fragte ich oft" (Sämtl. Werke XVII, S. 291).

Z. 16. Vgl. Stifter an Heckenaſt, 25. Mai 1848: „Betrübend iſt die Erſcheinung, daß ſo viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun ſelber von Deſpotengelüſten heimgeſucht werden; . . . . mancher Ehrenmann iſt jetzt plötzlich von böſen Leidenſchaften und

gierigen Gelüsten beherrscht . . . Unter manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen" (Sämtl. Werke XVII, S. 256 f.).

S. 292. Z. 19. Der Dichter ist Goethe. Vgl. „Hermann und Dorothea" (Ges. 6, V. 39 u. 40):

„Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen."

Z. 25. „Der Feldherr, der jetzt das Reich vertritt!", „der alte Feldherr" (S. 293, Z. 23) ist der achtzigjährige Feldmarschall Radetzky, der das österreichische Heer in der Lombardei befehligte, bei Custoza am 25. Juli 1848 zum Siege führte und dadurch den Gegner zu einem Waffenstillstand zwang, dem nach dem abermaligen Siege der Österreicher bei Novara am 23. März 1849 der Friede von Mailand (6. August 1849) folgte.

S. 293. Z. 26. Bei der Hervorhebung der patriotischen Begeisterung des aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzten Heeres hat dem Dichter vermutlich Grillparzers anfangs Juni 1848 an „Feldmarschall Radetzky" gerichtetes Gedicht vorgeschwebt, dessen 7. Strophe lautet:

„Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,
Sie streiten um Worte nicht hämisch,
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,
Denn ‚Vorwärts' ist ungrisch und böhmisch."

Der fromme Spruch.

1.

S. 310. Z. 41. Felonie = Treulosigkeit, ein im altdeutschen Lehensrecht übliches Wort.

S. 328. Z. 9. Gebreite. Vgl. Adelung, „Deutsches Wörterbuch" II, Spalte 456: die Gebreite, Plur. die Gebreiten, in der Landwirtschaft Meißens und Thüringens, ein breites Stück Feldes von unbestimmter Größe. Nach Paul, S. 93, mitteldeutsch, von Goethe öfters gebraucht.

2.

S. 342. Z. 24. „die läßliche Gerlint" setze ich an die Stelle des durch Aprents Ausgabe überlieferten „die häßliche Gerlint". Es erscheint schlechterdings unverständlich, weshalb die so liebevolle Tante ihre Nichte als häßlich bezeichnet. Dagegen ist „läßlich" einwandfrei. Vgl. Heyne, „Deutsches Wörterbuch" II, S. 560: „mittelhochdeutsch lazlich, zu verschiedenen Bedeutungen von ‚lassen' gebildet, nachgebend, gehen lassend, bequem": „zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung" Goethe, „Dichtung und Wahrheit", 10. Buch. „Dem frischen, jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit

mäßiger Tätigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Teilnahme." Die Tante will also sagen, daß Gerlint sich gern etwas gehen läßt und deswegen einer Leitung bedarf.

3.

S. 365. Z. 7. „Vergunst" bezeichnet Adelung, „Deutsches Wörterbuch" IV, Spalte 1053, als ein veraltetes, noch in einigen gemeinen Sprecharten übliches Wort für Erlaubnis, welches 1. Korinth. 7, 6 vorkommt: „solches sage ich aus Vergunst". Nach Paul, S. 598, auch bei Goethe: „bewahre jeder die Vergunst, auf seine Weise toll zu sein", und am längsten erhalten in „mit Vergunst".

Z. 23. „genehm halten" = billigen, sich womit einverstanden erklären, gehört nach Paul, S. 204, der älteren Kanzleisprache an. Dazu: Genehmhaltung. Jetzt dafür genehmigen, Genehmigung.

Z. 40. bedanke ich mich des Gehöres. Vgl. Adelung I, Spalte 777: bedanken mit der zweiten Endung, z. B. sich der Ehre bedanken, ingleichen mit dem Vorworte um, sich um etwas bedanken, sind im Hochdeutschen veraltet.

S. 367. Z. 7. die allerlei Einrichtungen. Ähnlich gebraucht nach Paul, S. 325, Goethe „mancherlei": „das mancherlei frische Grün" und ebenso Schiller: „die mancherlei Folterschrauben". Vgl. bei Stifter die Verwendung von „mehrere" (siehe T. VI, S. 241 die Anm. zu T. II, S. 133, Z. 2).

Aus dem Romane „Der Nachsommer".

Vorbemerkung: Der Roman „Der Nachsommer" erschien in zweiter, unveränderter Auflage 1865 und nach des Dichters Tode 1877 in einem Bande, von Heckenast gekürzt und mit einer Vorrede versehen, die viele Stellen aus Briefen Stifters über den „Nachsommer" enthält. Vgl. Anton Schlossar: „Adalbert Stifter und Heckenast", „Deutsche Arbeit" IV, 12 (1905), S. 810 f. — Kosch (Adalbert Stifter und die Romantik, S. 68) verweist darauf, daß das Wort „Nachsommer" von Jean Paul im „Siebenkäs" gebraucht wird, — auch als „Nachsommer des Lebens" — „Nachsommer" ist aber überhaupt ein Lieblingswort Jean Pauls. Vgl. Hesperus (Werke, Bd. 7, S. 112): „so kam die Erinnerung, dieser Nachsommer der Menschenfreude, in seine Seele"; ebenso Bd. 7, S. 100; Bd. 9, S. 474, 491; Titan III, 93. Zykel (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. III, S. 464, Z. 2). Jean Paul gebraucht ferner die Zusammensetzung „Nachsommer-Nachmittag" im Titan III, 96. Zykel (Werke, T. III, S. 479, Z. 18); die analogen Bildungen „Nachfrühling": Titan III, 92. Zykel (T. III, S. 461, Z. 19 und „Nachwinter": Titan I, 31. Zykel (T. III, S. 148, Z. 2); Titan III, 68. Zykel (T. III, S. 336, Z. 19). Über das Immergrün unserer Gefühle (Reclam Nr. 1840, S. 4): „Und so dauert denn so oft unser Nachwinter länger als unser Nachsommer."

1. Der Bund.

S. 375. Z. 27. Während eines Aufenthaltes im Gebirge fand Heinrich in einem Landhause die Verkleidungen von zwei Fensterpfeilern, die er als „Rest einer viel größeren Vertäfelung, die längs der ganzen Wände eines Zimmers herumgelaufen war", erkannte („Nachsommer", Bd. 2, S. 8). Heinrich kaufte dieses altertümliche Werk und sendete es seinem Vater. Die Bemühungen, die übrigen Teile der Vertäfelung zu finden, worin Heinrich von seinem Gastfreunde, dem Freiherrn von Risach, unterstützt wurde, blieben erfolglos.

S. 376. Z. 37. In die Edelsteinkunde führte der Sohn eines Schmuckhändlers seinen Freund Heinrich ein (Bd. 1, S. 294). Stifter war von den ersten Wiener Jahren an mit dem Sohne eines Juweliers, Josef Türk, befreundet und stand sein ganzes Leben lang mit ihm in Briefwechsel.

S. 385. Z. 35. Heinrich gewinnt mit den reiferen Jahren ein innigeres Verhältnis zur Antike. Vgl. Bd. 2, S. 40: „Die Alten, die ich einst zu verstehen geglaubt hatte, kamen mir doch jetzt anders vor als früher. Es schien mir, als wären sie natürlicher, wahrer, einfacher und größer als die Männer der neuen Zeit . . . . Ich trug Homeros, Aischylos, Sophokles, Thukydides fast auf allen Wanderungen mit mir." Heinrich liest in Wien der Fürstin Schwarzenberg Ilias und Odyssee, dann einiges aus Aischylos vor — in deutscher Übersetzung — und spricht mit ihr über Leben und Kunst der Griechen und die Beschaffenheit ihres Landes (Bd. 2, S. 270). In seinen Briefen erwähnt Stifter öfters den Plan einer Nausikaadichtung (vgl. an Heckenast, 20. Juli 1857, Briefe hsg. v. Aprent, II, S. 178 f.).

S. 386. Z. 8. Die genauere Beschreibung der eine Quellnymphe darstellenden Statue und ihrer Umgebung gibt Stifter in Bd. 1, S. 474: „Die Gestalt war die eines Mädchens, aber weit über die gewöhnliche Lebensgröße, was aber in der Eschwand und neben den großen Eichen nicht auffiel. Sie stützte das Haupt mit der einen Hand, den andern Arm hatte sie um ein Gefäß geschlungen, aus welchem Wasser in ein vor ihr befindliches Becken rann. Aus dem Becken fiel das Wasser in eine in den Sand gemauerte Vertiefung, von welcher es als kleines Bächlein in das Gebüsch lief."

S. 391. Z. 22 ff. Vgl. Bd. 2, S. 347. Heinrich näherte sich der Grotte und sah Natalie auf der Marmorbank sitzen: „Einen Arm ließ sie an ihrer Gestalt ruhen, den andern hatte sie auf die Lehne des Bänkleins gestützt und barg die Stirn in ihrer Hand. Ich blieb stehen und wußte nicht, was ich tun sollte. Daß ich nicht in die Grotte gehen wolle, war mir klar; allein die kleinste Wendung, die ich machte, konnte ein Geräusch erregen und sie stören. Aber ohne daß ich ein Geräusch machte, sah sie auf und sah mich stehen. Sie erhob sich, ging aus der Grotte, ging mit beeilten Schritten an der Eppichwand hin und entfernte sich in das Gebüsch."

Z. 27. sah mich mit den dunkeln Augen an. Diese Stelle machte Stifter viel zu schaffen. Am 31. August 1857 schreibt

er an Heckenast: „Heute muß ich Sie um Rat fragen. Der Fürst der Finsternis hat es gefügt, daß im 2. Band des „Nachsommers", S. 404, zweite Zeile von unten steht: sah mich mit den hellen braunen Augen an. Nun hat sie aber braune Haare und schwarze Augen. Im ganzen Werke wird unaufhörlich von ihren schwarzen oder dunklen Augen geredet, und in der Bundesszene steht *helle, braune*. Das habe ich in Steyr niedergeschrieben und bei uns zu Hause sagt man Steyrerstückl statt Hirschauerstückl. In keiner Korrektur habe ich es bemerkt, gestern sah ich etwas nach und fand es. Ich mußte hierauf (es war schon 10 Uhr abends) die halbe Nacht verwenden, um nachzusehen, ob der Teufel diesen Witz nicht auch auf einer anderen Stelle wiederholt hat. Glücklich tat er es nicht. Die ganze Generation hat braune Haare und schwarze Augen: der Bruder, die Mutter, die Großmutter. Diese Erscheinung wird oft beredet, und sie zieht sich wie ein Faden durch die Geschichte . . . Ich führe während des Schreibens eines Buches Vormerkung über alle Merkmale, diese Vormerkung liegt immer vor mir, und da steht auch: schwarze Augen. Ich muß besessen gewesen sein" (Briefe, hsg. v. Aprent, II, S. 189). Stifter erwägt verschiedene Möglichkeiten, das Versehen gutzumachen; doch Heckenast konnte noch die Änderung veranlassen (vgl. Stifter an Heckenast, 12. September 1857, S. 192).

S. 394. Z. 5ff. Die Aufführung des „König Lear" hat Stifter in Bd. 1, S. 297—307 geschildert und auf den „günstigen Ausgang, welchen man den Aufführungen dieses Stückes in jener Zeit gab", hingewiesen. Eduard Wlassack teilt in der „Chronik des Burgtheaters", S. 162, über die erste dieser Aufführungen mit: „28. März 1822 König Lear nach der Voßschen Übersetzung, neu eingerichtet: Damals wurde das Trauerspiel noch mit dem sogenannten Wienerischen Schluß gegeben, nach welchem der vielgeplagte Greis am Leben bleibt, über seine entarteten Kinder sowie über seine Feinde triumphiert und in einem rührenden Familiengemälde mit der erwachenden Cordelia sich alles in Wohlgefallen auflöst." Vgl. Hein, „Stifters Leben und Werke", S. 49: Aufzeichnungen Stifters über den Ankauf von Dramen Shakespeares in den Jahren 1831—33: König Johann, König Lear, Romeo und Julie, Hamlet.

2. Die Entfaltung.

S. 400. Z. 27. Stifter liebt es, seine Helden an ein Fenster zu führen und die Umrisse der Umgebung entziffern oder den Sternenhimmel bewundern zu lassen. Vgl. außer dem Kondor: „Feldblumen" (T. I, S. 59, Z. 35); „Brigitta" (T. II, S. 368, Z. 20); „Hagestolz" (T. III, S. 51, Z. 15; S. 75, Z. 28): „Zwei Schwestern" (T. III, S. 241, Z. 41); „Drei Schmiede ihres Schicksals" (T. V, S. 45, Z. 41).

Z. 31. Mit denselben Gefühlen wie Heinrich betrachtet auch der Doktor Augustinus in der „Mappe" den Sternenhimmel: „Aber ich blieb nicht lange sitzen, sondern ich stand auf, ging zu dem Fenster, öffnete es und lehnte mich hinaus. Auch draußen war Ruhe, Stille, Feierlichkeit und Pracht — und es rührten sich die unzähligen silbernen Sterne am Himmel" (T. II, S. 199, Z. 3ff.).

S. 401. Z. 1. Nachtfeier. Vgl. „Feldblumen" (T. I, S. 59,

Z. 25): „auch die Nacht stimmt zu der Feier". — Wilhelm von Humboldt hat in den „Briefen an eine Freundin" seiner andächtigen Bewunderung des Sternenhimmels wiederholt Ausdruck verliehen; vgl. dritte Auflage, 1849, 1. Teil, S. 204: „Gewiß ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne, gleichsam wie ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen und gewissermaßen das Dasein in zwei Teile zerfällt, der eine Teil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt und nur der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit"; S. 332 f. (auch in dem von Stifter und Aprent herausgegebenen Lesebuch, S. 317): „Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abteilungen der Zeit sind, . . . die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen. Das Versenken in diese Ferne, das Sichverlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann."

S. 401. Z. 8. Vgl. Goethes Gedicht „Das Göttliche", Str. 2: „Heil den unbekannten, höhern Wesen, die wir ahnen."

S. 404. Z. 13. Vgl. Karl Ritter, „Anleitung zur Verschönerung der Landgüter und Landschaften", Wien 1839, S. 47: „Es ist aber auch anderseits nicht zu leugnen, daß, wie Fürst Pückler sehr richtig bemerkt, besonders Pyramiden-Pappelalleen wie eine Reihe Grenadiere steif dastehen und dadurch in das Bild eine ermüdende Einförmigkeit bringen." Ritter setzt sich dafür ein, statt solcher Alleen Hecken nach englischem Muster zu pflanzen.

Z. 31. Vgl. Ritter, S. 78: „Hiermit würde er (unser Engländer) sich aber noch nicht begnügen, sondern er würde sich auch eine angenehme Fahrpromenade um sein ganzes Eigentum anlegen oder solche durch die Waldungen führen, eine Promenade, um mit seiner Familie in den Abendstunden einen entfernteren Ausflug zu haben. Diese würde sich bald durch Wiesen, bald durch Felder, besonders aber durch die Waldungen ziehen."

S. 408. Z. 4. Vgl. Humboldt, „Briefe an eine Freundin", 1. Teil, S. 64: „Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte."

Z. 26. Vgl. Humboldt, „Briefe", 1. Teil, S. 66: „Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so in demselben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu sehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe"; 1. Teil, S. 59: „Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Teile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht."

S. 425. Z. 20. Bei der Fürstin Anna Schwarzenberg (vgl. Einleitung zu T. V, S. 28) wurde Stifter durch die Baronin Mink eingeführt; er besprach auf ihren Wunsch mit ihr unter anderem das Wichtigste aus der „Allgemeinen Zeitung" und rechnete die Stunden, die er in der Gesellschaft dieser hochgebildeten Frau zubrachte, zu den schönsten seines Lebens. Wie die Fürstin so verewigte er auch ihre Vorleserin, die Dichterin Betty Paoli im „Nachsommer" (vgl. Bd. 2, S. 75, 264 ff., 270).

S. 426. Z. 20. Erst spät erfährt Heinrich den Familiennamen Nataliens, in den dem 3. Bande vorbehaltenen Lebenserinnerungen des Freiherrn von Risach (S. 353); er ahnt nicht, daß Natalie gemeint ist, wenn die Fürstin von der Schönheit Taronas spricht. Den Namen Tarona kennt er aber bereits aus einem Gespräch mit Freiborn (Bd. 1, S. 289), der sie für die größte Schönheit der Stadt erklärt, von der ländlichen Zurückgezogenheit, in der sie den größten Teil des Jahres verbringt, Kenntnis hat und seine leidenschaftliche Liebe zu ihr Heinrich offen bekennt.

S. 428. Z. 20. Roland charakterisiert (Bd. 2, S. 332 im Gespräch mit Heinrich die Besucher des Sternenhofes. Darunter ist auch eine Frau Tillburg und ihr Sohn: „er ist gut erzogen worden und man kann nicht wissen, ob von Tillburg her nicht zartere Beziehungen zu dem Sternenhofe gewünscht werden".

Anmerkungen zu Teil 6.

Bilder und Skizzen.

Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842.

S. 44. Z. 38. Die Nummer 495 trug das Haus in der Seitenstettergasse (der heutigen Seitenstettengasse des I. Bezirkes), in dem Stifter vom Mai 1842 bis zum Verlassen Wiens wohnte. Von Linz aus ließ er durch seinen Freund Aymann im Oktober 1849 die Wohnung (Nr. 3 im 4. Stocke) „aufsagen".

S. 46. Z. 4. Stifters Worte „schon in dem ungeheuern Raume des Himmlischen wohnt das Erhabene" klingen wie eine Polemik gegen Schillers Gedicht „An die Astronomen":

„Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht."

Vgl. Wolfgang Menzel, „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (Cotta, 1832, S. 174 ff.): „Ich bekenne, daß ich mit diesen Wesen (den Sternen) in einem vertrauten Verkehre stehe, und daß es mir unbegreiflich erscheint, wie diese größten und schönsten aller Naturwunder im allgemeinen so wenig Eindruck auf die Menschen machen . . . Endlich erschrecken zuweilen die Leute, wenn sie gelegentlich hören, daß die Sterne soundso viel Millionen, Billionen, Trillionen Meilen weit entfernt seien, ergötzen sich an den großen Zahlen und meinen, es ließe sich erstaunlich viel dabei denken; aber sie denken doch nichts dabei, und wenn sie dann im Schiller lesen: ‚Im Raum, Freund, wohnt das Erhabene nicht', so sagen sie, es ist auch wahr, und lassen es gut sein."

S. 48. Z. 21. Nach dem Berichte von K. L. von Littrow: „Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis am 8. Julius in Wien" („Wiener Zeitung" 1842, Nr. 195, S. 1463) begann die totale Verfinsterung um 6 Uhr 49 Minuten und dauerte bis 6 Uhr 51 Minuten.

Z. 31. Valentin Pollak, „Adalbert Stifter und Goethe"

(„Deutsche Arbeit" VI, 4, 1907, S. 228), spricht von der großen Zähigkeit, mit der Stifter an einmal geprägten Vorstellungen festhält, und verweist auf die fast wörtlich übereinstimmende Anführung des Byronschen Gedichtes „Die Finsternis" in der Schilderung der Sonnenfinsternis des Jahres 1842 und in den 1866 geschriebenen „Winterbriefen aus Kirchschlag". Hier schreibt Stifter: „Wer kennt nicht das schauerlich-schöne Gedicht Byrons ‚Die Finsternis', in welchem der Dichter erzählt, was wurde, nachdem das Licht von der Erde genommen war. Die Menschen zünden endlich Häuser, Kirchen, Wälder an, um Licht zu haben. Und zuletzt sind nicht mehr Menschen, Häuser, Kirchen, Wälder, und die Erde ist ein toter Klumpen" („Vermischte Schriften", hsg. v. Aprent, II, S. 200). Byrons Gedicht „Die Finsternis" steht in Gildemeisters Übersetzung (Berlin, Reimer, 1865) in den „Vermischten Gedichten", 2. Periode (1816—24), S. 261—263.

S. 48. Z. 38. Vgl. Evang. Luk. 23, 44: „Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsternis über das ganze Land, bis an die neunte Stunde. 45: Und die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei" (Matthäi 27, 51—53; Markus 15, 33, 38).

Aus dem alten Wien.

Vorbemerkung. Der Text der Wiener Bilder geht, wie in dem Vorwort „Zur Gestaltung des Textes" bemerkt wurde, mit Ausnahme der ersten Skizze durchaus auf „Wien und die Wiener" zurück. Die von Aprent in seiner Ausgabe vorgenommenen Änderungen — die „Vermischten Schriften" enthalten die von uns ausgewählten Skizzen mit Ausnahme der Schilderung „Ein Gang durch die Katakomben", die aus dem Verband gerissen uns in den „Erzählungen" begegnet — sind auf das eigenmächtige Verfahren des Herausgebers zurückzuführen, der den Absichten Stifters durch skrupellose Beseitigung aller Fremdwörter gerecht zu werden glaubte. Dabei wurde zum Beispiel in dem „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten" „ein charmanter Mensch" Stifters (S. 101, Z. 24) durch „ein lieber Mensch" ersetzt. In andern Fällen liegen offenkundige Versehen des Herausgebers vor; aus „edelherziger Tröbler" in der Skizze „Der Tandelmarkt" (S. 133, Z. 38) ist „ein engherziger Tröbler" geworden. In Unkenntnis der Tatsache, daß Stifter nur den Artikel „Vom Sankt Stephansturm" überarbeitet hat, schloß sich Otto Erich Deutsch in seiner Ausgabe der zwölf Studien von Adalbert Stifter „Aus dem alten Wien" (Leipzig, Insel-Verlag 1909) dem Aprentschen Texte an. In welchem Sinne Stifter die Umarbeitung geplant hatte, ergibt sich aus einem Brief an Heckenast, 25. Juni 1865: „Dann (wenn Witiko, Mappe und 2—3 Bändchen Erzählungen vollendet sind) will ich meine ‚Erinnerungen aus Alt-Wien' doch auch herausgeben, wenn die Schrift Deinen Beifall hat, sie bekommt jetzt nachgerade geschichtlichen Wert, da das neue Geschlecht ein ganz anderes geworden ist, und ich auch besonders frühere Kunst in mein Bereich ziehen will und Personen, die jetzt fast der Geschichte angehören."

Vorwort.

S. 52. Z. 1. Ein kaiserliches Handschreiben vom 20. Dezember 1857 bewilligte die Abtragung der Festungswerke und die Erweiterung der Stadt über das Glacis. Am 29. März 1858 begannen mit der Abtragung der Rotenturmtor-Bastei die Demolierungsarbeiten (vgl. „Wien, ein Führer durch Stadt und Umgebung", redigiert von Eugen Guglia, Wien 1908, S. LXXIV).

Vom Sankt-Stephansturme.

In dem Werke „Wien und die Wiener" trägt die Skizze den Namen „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturms" und ist von Stifter als Einleitung zu dem Buche bezeichnet. Der Eingang dieser ersten Fassung, der von Stifter bei der Umarbeitung durch eine neue Einleitung (S. 53, Z. 7 bis S. 59, Z. 7) ersetzt wurde, lautet (S. V—VII, Mitte):

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes.

So entrollen wir denn vorerst vor dem geneigten Leser dieser Blätter die ungeheure Tafel, auf der dies Häusermeer hinauswogt, ein Leben in sich tragend, so bunt und heiter, daß man wähnt, es diene nur dem Augenblicke und der Stunde, und die Göttin, die hier herrschet, sei die Freude — und sie ist es auch — denn der Mensch, die Tausende, die hier strömen, arbeiten, sorgen, sich vergnügen und in Hast und bewundernswertem Geschicke die Frucht jeder Minute zu brechen wissen — sie ahnen es nicht, daß sie Lettern sind, heitere, schöne Lettern, womit die Muse das furchtbare Drama der Weltgeschichte schreibt; sie fühlen es nicht, daß hier der Herzschlag einer großen Monarchie ist, die im Rate der Völker sitzt und das Geschick des Erdballes bestimmen hilft, und daß von diesem Herzschlage die Frische und Gesundheit der andern Glieder abhängt — sie wissen es nicht und können es nicht wissen; aus Gemüt und Streben jedes einzelnen baut sich jener Geist der Zeit zusammen, der die Tat gebiert, die Tat und das Antlitz des Jahrhunderts, oft des Jahrtausends — keiner tat die Tat und formte das Antlitz, aber alle taten's, wenn sie auch dann vielleicht dastehn und staunen — das Blut, der einfach rote Balsam, strömt fröhlich durch alle Adern des ganzen Körpers und ahnt nicht, daß es selbst dies Wunderwerk von Körper aufgebauet hat: das Volk, das hier jubelnd strömet, jeder seinem Zwecke, meist dem der Freude dienend, dieses Volk bauet rastlos emsig in Kindern und Kindes-Kindes-Kindern an einem Baue, den es nicht kennt, nach einem Plane, den es nicht weiß — sie bauen unermüdlich fort, und stürzt einer, so steht schon wieder ein anderer mit Hammer und Kelle an seinem Platze und sputet sich — und wenn der Bau fertig ist, so erstaunen die einigen, die eben zugegen sind! Dann geht einer hin und erzählt in vielen Blättern, wie das alles gekommen ist, aber auch er weiß es nicht. — Weise Lenker waren bei dem Baue, aber auch sie konnten nur Teile sehen und bestimmen. —

Wer das Ganze anbefahl und überwachte, den hat noch nie ein Auge gesehen!

Nun, lieber Leser, schaue dir noch einmal im Geiste dieses bewegte Leben an, und es wird dir bedeutungsvoller scheinen als vordem, und dann, wenn du dein Herz vorbereitet hast zu Erhabenheit und Scherz, zur Freude wie zur Betrübnis — dann folge mir, daß wir unsere Augen schweben lassen über dieser Riesenscheibe, die da wogt und wallt und kocht und sprüht und sich ewig rührt in allen ihren Teilen.

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom von der großen Stadt erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene riesige Stadt hindehnet, dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer teilnahmslos an ihm vorüberjagen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nah und ferne die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Türmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihm zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Pappel kömmt, die er aber jetzt nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn weiter rechts steht mit einem Male eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserpartie dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen: allerorts Drängen und Brausen und Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüsteneі. Fast betäubt geht er weiter; mit einem Male ist die Gasse zu Ende und auch die Stadt. Ein weiter, grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Pappel wieder in ihrer Mitte tragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Tor schlingt ihn ein; eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte, ihn hier und dort hindurchgeleitend, immer zu neuen, fast noch glänzenderen weisend. — Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Paläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder auf einmal an einem ganz anderem Orte. — Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kömmt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja, dort sieht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. Sind ihrer denn unzählige? — — „nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die endlos große

Tafel auf dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke dich, siehe von deinem Fenster aus dem Schwalle zu, der ewig unerschöpflich um jene Ecke flutet, und gewöhne dich an ihn — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deiner geliebten Pappel empor und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt."

So. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden wenige sein von allen denen, die jetzt noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret; denn sie können das Bett nicht verlassen oder haben niemand, der ihnen dazu verhelfen könnte, schon so früh heroben auf dieser Spitze sein zu können. Dort gegen Norden hinaus, wo die leichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunkeln Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. —

Hierauf folgt in „Wien und die Wiener" ein Partie, die bloß eine Überarbeitung erfuhr, S. VII—IX: S. 59, Z. 7 bis S. 60, Z. 33. Mit ihr schließt die Handschrift des Dichters ab.

S. 54. Z. 16. Vgl. Koch, „Der wohlunterrichtete Fremdenführer in Wien" (Wien 1842, S. 148): „Linien oder Barrieren Wiens sind die 12 Ausgänge der Tore der Vorstädte, welche nach 10 Uhr geschlossen, aber zu jeder Stunde in der Nacht dem Reisenden geöffnet werden."

Z. 21 ff. Die Kirche Maria am Gestade, gewöhnlich Maria Stiegen genannt, lag ursprünglich am Steilrande des alten Donaukanalbettes. Sie wird zuerst 1158 in der Stiftungsurkunde des Schottenklosters genannt. Trotz der kleinen Dimensionen ist sie eine der schönsten gotischen Kirchen Wiens (vgl. Guglia, S. 175).

Z. 34. Jägerzeile hieß die heutige Praterstraße, die den Zugang zum Prater bildet; sie war so benannt nach den in ihr wohnenden kaiserlichen Hofjägern (vgl. Guglia, S. 189).

S. 55. Z. 31. Vgl. Jean Paul, „Der Komet" (Werke, Hempel, Bd. 27, S. 98, Geistige Erhabenheit der Berge): „Ein Berg gewinnt erst durch die Ferne seine Erhabenheit; in der Nähe wäre ein hochsteiler bloß eine Auseinanderbauung von Türmen, und ihm gingen zu seiner romantischen Größenmessung der wagrechte Maßstab und die Wolken unter seinem Gipfel ab."

S. 56. Z. 26. Die Große Schulenstraße, die jetzige Schulerstraße, erhielt ihren Namen, um sie von der kleinen (der jetzigen Domgasse) zu unterscheiden. Schon im Jahre 1328 hieß sie „strata scholae" nach der Schule zu Sankt Stephan (Umlauft, „Namenbuch der Stadt Wien", 1895, S. 169).

S. 57. Z. 30. Vgl. Guglia, S. 117: „Ganz besondere Schwierigkeiten bereitete die Erhaltung des Turmes, dessen Spitze sich seit dem 18. Jahrhundert nach Norden neigte. 1839—42 trug man dieselbe ab und erneuerte den Kern aus Eisen, an welches man außen die Steinornamente anfügte, ein System, das sich sehr bald als unzweckmäßig erwies. 1864 wurde die Spitze wieder ganz in Stein neu hergestellt."

Die Nachricht von der Baufälligkeit des Turmes gab Justinus Kerner die Anregung zu dem Gedichte „Der verwitterte St. Stephansturm", das im „Morgenblatt für gebildete Stände" 1842, Nr. 260, erschien (siehe Justinus Kerners sämtliche poetische Werke, hsg. v. Josef Gaismaier, Leipzig, Hesse, I, S. 134).

S. 61. Z. 22. Vgl. Guglia, S. 180: „Die Ruprechtskirche ist der Tradition nach die älteste Kirche Wiens — im 8. Jahrhundert gegründet —, wofür auch der Kirchenpatron der Salzburger Metropole sowie die Lage spricht."

Z. 41. Auch Stelzhamer spricht in dem Artikel „Wiener Stadt-Physiognomie und Wiener Volks-Charakter" („Wien und die Wiener", S. 160) von 35 Vorstädten, allerdings ähnlich unsicher wie Stifter: „nun schon, wenn ich nicht irre, 35 an Zahl". Doch erscheint in den einschlägigen Quellen aus den dreißiger und vierziger Jahren überall die Zahl 34, die auch von Umlauft, S. 14, und von Guglia, S. LIX, angeführt wird.

S. 62. Z. 24. Eine gotische Säule trägt vier die Leidensgeschichte Christi darstellende Gruppen. Der Name „Spinnerin am Kreuz" hängt mit einer Sage zusammen, die sich an die Entstehung des Denkmales knüpft. (Vgl. Guglia, S. 287.)

Z. 41. Vgl. Guglia, S. 288: „Die Wienerberger Ziegelwerke gehören als die größten ihrer Art in Europa zu den technischen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Von dem Umfang der Werke gibt es einen Begriff, daß jährlich 150 Millionen Ziegel erzeugt werden."

S. 63. Z. 7. Das palastähnliche Gebäude ist der Bahnhof der Wien-Raaber Eisenbahn, an dessen Stelle seit 1873 der Südbahnhof steht. Die Eröffnung der Strecke bis Wiener Neustadt erfolgte am 20. Juni 1841 (vgl. Koch, „Der wohlunterrichtete Fremdenführer", S. 373).

Z. 35. Der „alte, vornehm belastete Palast" ist das obere Belvedere, eine der schönsten Schöpfungen der Wiener Barocke, 1721—23 von Joh. Lukas von Hildebrand errichtet. Jeder Bauteil hat sein eigenes Dach (vgl. Guglia, S. 223).

Z. 37 ff. Der „kleine, schwache Mann" ist Prinz Eugen von Savoyen. Nach seinem Tode (21. April 1736) blieb das obere Belvedere unbewohnt, bis Kaiser Josef II. im Jahre 1777 die bis dahin in der Stallburg untergebrachte Gemäldegalerie hier aufstellen ließ, in das untere kam 1806 nach Verfügung des Kaisers Franz die Ambraser Sammlung; beide wurden 1888 in das kunsthistorische Hofmuseum übertragen (vgl. Guglia, S. 224).

S. 64. Z. 16. Das Haus „von großem Ansehen und Umfange" ist das k. k. Hauptmünzamt. „Der jetzige Bau, vielleicht das schönste Werk des Hofbaurates Sprenger, wurde 1835—37 errichtet" (Guglia, S. 211).

S. 65. Z. 21. Der Wiener Neustädter Kanal hatte ursprünglich seinen Hafen an der Stelle des heutigen Stadtbahnhofes „Hauptzollamt". Heute beginnt der offene Lauf erst in der Nähe des St. Marxer Friedhofes (Guglia, S. 278).

S. 65. Z. 22. Die Kanonenbohrerei lag an dem Beginn der Ungargasse.

Z. 32. Das von Kaiser Josef II. errichtete Invalidenhaus bildete die Ecke der Landstraße-Hauptstraße und Invalidenstraße (zu Stifters Zeiten Kanalbassin Nr. 1 vor dem Stubentore); es wurde im Jahre 1909 demoliert.

S. 66. Z. 39. Die an die Gefilde von Aspern und Wagram anknüpfenden Gedanken Stifters erinnern an das Gedicht von Anastasius Grün „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" (erste Auflage 1831; Werke, hsg. von Eduard Castle, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. I, S. 136):

„Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garben wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brot genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?
Wallt dann wieder einst durchs weite, reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann nickt wohl jede Ähre mit dem Haupt mir heitren Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den goldnen Halmen leis:
Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug euch schönen Preis."

S. 67. Z. 15. Die Inselstadt ist die zwischen dem Donaukanal und der Donau gelegene „Leopoldstadt", die auch den seither abgetrennten XX. Bezirk „Brigittenau" umfaßte. Die durch Eisstauung am 28. Februar 1830 hervorgerufene Überschwemmung forderte viele Menschenleben. Vgl. Sartori, „Wiens Tage der Gefahr und die Retter aus der Not, eine authentische Beschreibung der unerhörten Überschwemmung Wiens", Wien 1830—32; Alfred Ritter von Arneth, „Aus meinem Leben", Wien 1891, I, S. 136. Grillparzer knüpft in seiner Novelle „Der arme Spielmann" den Tod seines Helden an dieses Ereignis.

Z. 33. „Der kleine gewundene Strom" ist der Donaukanal, ein seit dem Jahre 1598 regulierter Arm der Donau (vgl. Guglia, S. LII und S. 92). Grillparzer bezeichnet ihn im Eingange seiner Novelle als „die alte Donau".

Ein Gang durch die Katakomben.

S. 77. Z. 23. Etymologisch ist bekanntlich die Erklärung des Wortes „Friedhof" als „Hof des Friedens" nicht haltbar; es bedeutet einen eingefriedigten Ort: zu mittelhochdeutsch vride, Einfriedigung, eingehegter Raum. Vgl. Friedrich Kluge, „Etymologisches Wörterbuch" (6. Auflage), S. 125.

S. 79. Z. 5. Das „Deutsche Haus" ist das Haus des Deutschen Ritterordens, dessen Hauptfront in der Singerstraße steht. Heute trägt den Namen ein an der Stelle des Deutschordenskellers eingerichtetes Restaurant, dessen Haupteingang am Stephansplatze liegt. — Unter „Post" ist das 1830 errichtete Stadtpostoberamt in der Wollzeile Nr. 867 (jetzt 6) zu verstehen und das benachbarte Obersthofpostamt (Nr. 869), das für den Briefverkehr im Innern der k. k. Staaten und

mit dem Auslande sorgte. (Vgl. Hebenstreit, „Der Fremde in Wien", 1832, S. 108; Schmidl, „Wien, wie es ist", 1837, S. 311.)

S. 86. Z. 39. herabgegleitet. Vgl. Paul, S. 222: „gleiten, starkes Verbum, doch nicht selten auch schwach bei Goethe, Schiller u. a."

Der Prater.

Vorbemerkung. Der Prater bildete ein beliebtes Thema der einschlägigen Literatur in der Zeit des Vormärz. Vgl. Alexis, „Wiener Bilder", 1833, „Der Prater": S. 266—275; Glaßbrenner, „Bilder und Träume aus Wien", 1836, I, S. 82 ff.; Miß Trollope, „Wien und die Österreicher", 1838, II, S. 137; III, S. 210; Adami, „Alt- und Neu-Wien", 1841, S. 36—48: „Der erste Mai".

S. 93. Z. 22. Vgl. Emanuel Witlaczil, „Praterbuch" (Wien 1897), S. 17: „Das Reh ist im Prater ziemlich häufig; hie und da schwimmt auch noch ein Hirsch über die Donau herüber. Bekanntlich sind früher im Prater Hirsche gehegt worden. Erst nach einem Unglücksfall, den ein zahmes Tier verursachte, welches in der Freudenau nicht selten bis zu den Restaurationstischen kam, einst aber in einem Wutanfall einen harmlosen Besucher tötete, wurden im Jahre 1867 die Hirsche im Prater abgeschossen."

S. 94. Z. 1. Der Held von Aspern ist Erzherzog Karl, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee.

S. 95. Z. 38. Stifters Worte: „das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt" erinnern an Goethes Skizze „Das Römische Karneval" (Italienische Reise, Teil II): „Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt." Ähnlich wie Stifter sagt Grillparzer von den Wienern im „armen Spielmann": „Das Volk besucht es (das Fest der Kirchweihe in der Brigittenau) und gibt es selbst."

S. 96. Z. 14. Noch nachdrücklicher verteidigt Stifter in dem Artikel „Ausflüge und Landpartien" („Wien und die Wiener", S. 423 ff.) die Lebenslust des Wiener Volkes: „Ich meine darum, daß man nie und nirgends solche Feste, die sich das Volk selber gibt, um sich in Masse zu freuen, ausrotten soll, weil ein heiteres Volk auch ein gutes ist, weil der Österreicher in seiner gesunden Herzensgüte nirgends zu großen Exzessen geneigt ist, und weil der geringe Schaden, der sich zeigt, wenn die Heuschreckenwolke wieder verflogen ist, leicht ausgebessert werden kann" (S. 429). An einer früheren Stelle (S. 425) verteidigt Stifter mit Humor die Wiener gegen die beliebten Vorwürfe: „Man hat uns deswegen häufig getadelt; und die Wiener Lackhühner sind ordentlich berühmt geworden, so wie unser ewiges Weintrinken und Aufwarten mit einem Glase Wein. Aber ich glaube, man hat hierin unrecht . . . Wenn in einem Lande, wo ein guter, derber, gesunder Wein wächst, kein Wein getrunken würde, oder knickerisch wenig Wein getrunken würde, so wäre dies ja reiner Undank gegen das Land und den Schöpfer des Landes, und diesen Undank läßt sich der Österreicher überall nicht zuschulden kommen. Was endlich die Backhühner und den Wein anlangt, so zeigt sich das auffallende Phänomen, daß allerlei Fremde, wenn sie zu

uns kommen, Backhühner und Wein verzehren wie wir, und zwar so viele Backhühner und so viel Wein, wie wir. Ich denke, es muß die Sache entweder in der Luft liegen, oder die Fremden tun dergleichen zu Hause auch, wie wir zu Hause — oder sie benützen es, daß hier eben diese Dinge zu haben sind. Bei uns ist es zuweilen umgekehrt; der Schreiber dieser Zeilen wenigstens fand einmal eine Kaltschale, die ihm ein nördlicher Landsmann bereitete, als ein grausames Gericht, das er schnell durch einen einfachen, aufrichtigen Grinzinger hinunterschwemmen und amortisieren mußte . . . Doch noch eine Kleinigkeit muß ich hinzufügen: man wirft uns nämlich vor, daß wir jeden höhern Genuß, z. B. den der Natur, den einer schönen Musik, einer häuslichen Freude usw., sogleich mit Essen und Trinken verbinden. Freilich ist die Sache wahr, aber es ist nur so: wir sind ein behagliches, sinnliches Volk, d. h. ein Volk, das seine guten, tüchtigen, körperlichen Eigenschaften hat und auf selbe hält. Da nun bei jedem gesunden und unverbildeten Menschen der ganze Mensch seine Rechte hat, so redet, wenn die Herrschaft „Vernunft" ein Fest feiert, auch die Dienerschaft „Sinnlichkeit" ein Wörtchen darein, und die Sache ist erst vollendet und ganz, wenn sich alles auf gleiche Weise freut, jedes nach seiner Art. Daß es übrigens in andern Ländern auch nicht gar viel anders ist, lese ich ja täglich in Zeitungen . . . Wenn andere anders sind, so beneiden wir sie nicht darum; es kommt nicht darauf an, wie wenig man sich sinnlich freut, sondern darauf, wie stark man dies auch im höhern Sinne kann."

S. 97. Z. 28. Stuwer: gemeint ist der Enkel Anton des berühmten Georg Stuwer, der im Mai 1777 seine Feuerwerkskünste zum ersten Male im Prater spielen ließ.

S. 98. Z. 32. Ebersdorf, recte Kaiser-Ebersdorf ist jetzt in den XI. Bezirk (Simmering) einbezogen.

Z. 33. Diese Mühlen führen jetzt den Namen „Freudenauer Kaisermühlen": sie stehen am linken Donauufer (Guglia, S 203).

S. 99. Z. 6. Vgl. Witlaczil, „Praterbuch", S. 6ff.: „Der typische Baum des Praters, welcher die meisten Wäldchen desselben bildet, ist die Silberpappel (Populus alba) . . . Charakteristische Aubäume sind auch die beiden Ulmenarten, die Feldulme (Ulmus campestris und die Flatterulme (Ulmus effusa) . . . . Die Silberpappel erreicht oft eine Höhe von mehr als 25 Metern und oft einen Stamm von $1^1/_2$—$1^3/_4$ Metern im Durchmesser. Es finden sich Pappeln und Weiden im Alter von etwa 150 Jahren."

Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten.

S. 101. Z. 10. Unter dem „Landlyzeum" ist das Stiftsgymnasium Kremsmünster zu verstehen. An den sechsjährigen Gymnasialkurs schloß sich der zweijährige der „Philosophie" an, der die eigentliche Vorbereitung für die Universität bildete.

Z. 24. J. F. Castelli behandelt in seinen „Wiener Lebensbildern" (erster Druck: „Wiener Zeitschrift" 1823, Nr. 17: Sämtliche Werke, Bd. 10, Wien, 1844) „Die charmanten Leute" (S. 231

bis 241): „Der Titel ‚Ein charmanter Mann' wird so verschieden gebraucht, daß es wohl der Mühe wert wäre, einmal eine ganze Abhandlung über das vielsagende und oft so wenig verlangende Wort ‚charmant' zu schreiben." Castelli zitiert Heigelins Fremdwörterbuch und charakterisiert satirisch einige sogenannte „charmante Leute".

S. 104. Z. 32. „Am Schanzel" hieß das Ufer des Donaukanals vor der Gonzagabastei zwischen der Ferdinandsbrücke und der sogenannten oberen Kettenbrücke (vgl. Plan der inneren Stadt Wien in Hebenstreits Buch „Der Fremde in Wien"). Schmidl spricht in „Wien, wie es ist", S. 13, von „dem berüchtigten Schanzel, wo die Obst-, Gemüse- und Salzzillen landen".

S. 106. Z. 22. Wohnung zu verlassen = zu vermieten, noch von Paul, „Deutsches Wörterbuch", S. 601, als österreichisch angeführt, doch heute kaum üblich. Vgl. Castelli, „Wohnungsschau" in den „Wiener Lebensbildern", Sämtliche Werke, Bd. 10, S. 77, „Monatliches Zimmer zu verlassen".

S. 108. Z. 6. Auf derem ersten Hause: Vielleicht Druckfehler, kann aber als authentisch durch ähnliche Abweichungen von der Regel bei Stifter gerechtfertigt werden.

Z. 11. In Wien gab es damals zwei Kündigungstermine, Georgi und Michaelis (vgl. Schmidl, „Wien, wie es ist", S. 316).

Z. 24. Der Gasthof zum Roten Hahn besteht heute noch: Landstraße, Hauptstraße Nr. 40.

S. 111. Z. 37. Die Fraxinus pendula ist eine Eschenart, genauer „Fraxinus excelsior pendula" — nicht Traxinus, wie mit Beibehaltung des Druckfehlers in „Wien und die Wiener" von Aprent und O. E. Deutsch gelesen wird.

Z. 43. „Die Doppelzeile schöner Häuser" bezeichnet offenbar die Münzgasse.

S. 113. Z. 35. Der Diktator, „der jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug" ist L. Quinctius Cincinnatus. Die Römer wählten, von Feinden bedroht, ihn, der früher als Konsul gegen die Volsker gekämpft hatte, im Jahre 458 v. Chr. zum Diktator. Die Gesandten fanden ihn auf einem Landgut mit dem Pflügen beschäftigt. Bald nach Besiegung der Feinde legte er seine Würde nieder, um sich wieder dem Landbaue zu widmen.

S. 114. Z. 32. Der Platz heißt noch heute Universitätsplatz. Das alte Gebäude beherbergt jetzt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

S. 119. Z. 2. „Das Brauhaus zum Neuling", vermutlich von den Studenten nach seinem Besitzer Neulinger so genannt, wird von Schmidl, S. 95, unter dem Namen „Neulinger" als das bekannteste Bierhaus neben dem in der Alservorstadt gelegenen „Stern" gerühmt; es lag in der Ungargasse Nr. 392, nahe bei Stifters Wohnung. Heute erinnert daran die von der Hauptstraße zur Ungargasse führende Neulinggasse.

Z. 14. „Bassettel" heißt im Wiener Dialekt das Violoncell.

Z. 24. Als Opus I erschien 1821 Schuberts „Erlkönig".

S. 120. Z. 3. Vermutlich griff in das Studentenleben Stifters der Beginn seiner Tätigkeit als Lehrer im Hause Colloredo in ähnlicher Weise einschneidend ein, wie der Antrag des Grafen in Pfeiffers Existenz. Gegen Ende seines vierten Studienjahres schreibt Stifter an Matthias Greipl, 4. Juli 1830: „Eben macht mir Ritter von Kalchberg bekannt, daß es höchst wahrscheinlich sein könnte, daß ich bei Colloredo, i. e. Fürst Colloredo, schon für künftiges Jahr eine Anstellung beläme" (Sämtl. Werke XVII, S. 25).

Der Tandelmarkt.

S. 121. Z. 39 ff. Vgl. Realis, „Stadien von Wiens Emporblühen" (in „Alt- und Neu-Wien", hsg. von Adami, 1841, III, S. 17): „Im Innern der Stadt verschwand der uralte, schwarze und steile Katzensteig und statt seiner erblickt man heute die zwar viel breitere, aber noch immer ziemlich steile Seitenstädtergasse." — Ebenda S. 9 über die Elendbastei: „Daß diese Bastei und der daranstoßende Bezirk ehemals so genannt wurde, weil daselbst arme Leute und liederliches Gesindel wohnte, ist unrichtig; denn hier war der Landungsplatz oder die Anländе der Schiffe, und daraus ist das Wort Elend durch Korruption entstanden. Das Elend heißt jetzt nur die Zeughausgasse und die Bastei wird gewöhnlich Schottenbastei genannt." Diese Erklärung des Wortes ist aber ebenso unrichtig wie die von Realis abgelehnte. Die richtige Deutung des Namens bietet Kisch, „Wiens alte Straßen und Plätze", S. 644, Anmerkung: „Da das Wort elend im Mittelhochdeutschen, wie schon bemerkt, ‚fremd' bedeutete, so wurde dieser Name früher häufig solchen Gegenden beigelegt, wo sich Herbergen oder Hospize für Fremde befanden, und da das Schottenstift für schottische, irische und inländische Reisende Herbergen in der Nähe seines Klosters und Wirtschaftsgebäude anlegte, so ist es leicht erklärlich, daß die zunächst gelegene Bastei noch bis in die allerneueste Zeit ‚im Elend' oder ‚Elendbastei' genannt wurde."

S. 124. Z. 5. In der Ära Metternichs wurde das Turnen als staatsgefährlich verfolgt. In Preußen sicherte ihm 1842 eine Kabinettsorder Friedrich Wilhelms des IV. die Anerkennung als Volkserziehungsmittel. Den Tandelmarkt traf das ihm von Stifter prophezeite Geschick im Jahre 1864; er übersiedelte damals in den IX. Bezirk (Alsergrund) an das Ende der Berggasse, wo er noch heute besteht.

Z. 10. Stifter bezieht sich, wenn er von „dem anderen Orte dieses Werkes" spricht, auf die Skizze „Vom Sankt Stephansturme", S. 55, Z. 3 ff. und S. 61, Z. 30 ff.

S. 128. Z. 26. in Betracht. Vgl. Paul, S. 79: „Erst in junger Zeit aus dem Verbum abgeleitet ist Betracht, ursprünglich Wort der Kanzleisprache in bestimmten Verbindungen üblich. Für in Betracht mit Genitiv (vgl. in Betracht der schönen Seele, Wieland, in Betracht Ihrer Art zu arbeiten, Goethe) . . . ziehen wir jetzt ‚in Anbetracht' vor."

S. 130. Z. 12. Stifter denkt, wenn er von „jenen alten, unübertrefflichen Holländern" spricht, wohl an Adriaen von Ostade, Jan Steen, Adriaen Brouwer, Holländer des 17. Jahrhunderts, die mit ihren Genrebildern in den Wiener Sammlungen gut vertreten sind.

S. 134. Z. 42. Zwei Träger des Namens David Tenier, Vater und Sohn, sind als holländische Maler des 17. Jahrhunderts berühmt; doch übertraf der Sohn seinen Vater.

S. 135. Z. 34. „Die vier Haimonskinder", das bekannte, oft bearbeitete Volksbuch; Basedows Elementarwerk, 1774 mit Kupfern von Chodowiecki herausgegeben (vgl. Goethe in „Dichtung und Wahrheit", III. Teil, 14. Buch); „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" von Johann Timotheus Hermes, 1770—73 erschienen.

Wiener Salonszenen.

S. 138. Z. 19. Die Vergleichung des Salons mit der Erde ist offenbar durch das Gedicht von Anastasius Grün „Zwei Heimgekehrte" angeregt („Lieder aus dem Gebirge" 1830/31, Werke, hsg. von Eduard Castle, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. II, S. 126):

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Tor
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der eine ging, weil's Mode just,
Den andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehen? erzählt einmal!"

Der eine drauf mit Gähnen spricht:
„Was wir gesehen? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

Der andere lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blicks mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain
Und blauen Himmel und Sonnenschein."

S. 140. Z. 29. Die Spielwut der Wiener hat Glaßbrenner in seinen „Bildern und Träumen aus Wien" (Leipzig, Volckmar, 1836) zur Zielscheibe seiner Kritik gemacht: „Nun geht es zum Spiele, zu einer der wichtigsten Beschäftigungen des Wieners. Seine Augen, die bisher lebhaft glühten und wie ein Diamant alle Farben strahlten, bekommen jetzt einen anderen Charakter. Er nimmt die Karten zur Hand, wie der Professor das Kompendium; er setzt sich auf seinen Katheder und geht an seine größte Wissenschaft. Schon im nächsten Augenblicke gilt es, theoretische Kenntnisse und Erfahrungen in Anwendung zu bringen; seine Ehre scheint im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf dem Spiele zu stehen, und es ist jetzt wahrlich nicht so wichtig, ob O'Connel das Oberhaus stürzt, oder daß der Wiener seinen Robber gewinnt."

S. 141. Z. 4. In der Polemik gegen die Vorherrschaft des Französischen in den vornehmen Kreisen stimmt Stifter mit Koch („Wien und die Wiener") und dem Verfasser der „Spiegelbilder aus der Erinnerung" (Kertbeny) überein, der darüber klagt, daß die Wiener nur

Französisch und Wienerisch sprechen. „Das Übel wurzelt in der Gouvernantenerziehung, einem seichten Boden, der reich ist an Geröll der Konvenienz, arm an den befruchtenden Quellen des Gemütes.“ (Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 13. August 1841, Nr. 225.)

S. 141. Z. 15. Mistreß Trollope rühmt in ihrem Buche „Wien und die Österreicher“ (III, S. 59) den in den Wiener Salons kredenzten Tee: „In der Tat ist die Teebereitung hier zu einem Grade wissenschaftlicher Vollkommenheit gediehen, wovon man bei uns nicht einmal träumt. Erstens übertreffen die besseren Teesorten, die man hier, wie ich glaube, häufig als Geschenk aus Rußland erhält, an Geschmack weit jede andere Sorte, die ich bis jetzt kennen gelernt habe; zweitens wird nicht nur die Teeurne stets durch Weingeist im Kochen erhalten, sondern auch die Teekannen stehen auf Gestellen, unter welchen Flammen derselben Art brennen, so daß man das Elend eines kalten oder schwachen Tees hier durchaus nicht kennt. Dieser Vorzug, starken Tee ad libitum und stets dicht bei der Hand zu haben, ohne wie in London die Treppe heruntersteigen zu müssen, ist ein hoher Trost für die Mamas, deren Pflicht es ist, ihre Augen offen zu halten, solange Geigen sprechen und Füße ihnen antworten.“

Z. 39. Stifter übertrug seine Abneigung gegen das Kartenspiel, welche aus dieser Bemerkung hervorgeht, auf den Helden der „Feldblumen“, der zugleich auch ein Gegner des Tanzens ist: „und ein leidiges Tanzen begann. Im Lampenzimmer wurden gar Spieltische gestellt, und bis zu mir herein drangen die Streifenden. Sofort hob für mich die Langeweile an“ (T. I, S. 68, Z. 26 ff.). Vgl. auch „Der Kuß von Sentze“ (T. V, S. 288, Z. 40).

S. 142. Z. 9. Mit dem „Logiker“ meint Stifter wohl sich selbst. Vgl. an Heckenast, 17. März 1866 (Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 221): „und wenn ich, wie mich der jetzige Fürst Colloredo hieß, ein Definitionsmagazin bin, d. h. einer der auf Folgerichtigkeit sieht“.

Z. 15. Pertinenzsache, ein juridischer Ausdruck zur Bezeichnung einer Sache, die mit einer anderen untrennbar verbunden ist. Eine Pertinenzsache des Spielsalons ist also all das, was notwendig zu einem Spielsalon gehört.

Z. 32. Das von Stifter angewendete Wortspiel findet sich, weiter ausgeführt, auch in der Skizze „Flüchtige Bilder aus dem Alltagsleben“ von R . . . z (Alt- und Neu-Wien, hsg. von Adami, S. 102): „Wie kommt es euch zu, Stiche zu machen, euch, die ihr jede Wunde des Lebens heilen sollt? Nein, nein, das Kartenspiel ist nichts für euch; während ihr hier vielleicht eine Partie gewinnt, verliert ihr eine andere fürs ganze Leben. Darum legt eilig die verderblichen Blätter aus der Hand; denn ihr sollt nie lernen mit den Herzen zu spielen.“

S. 143. Z. 35. Stifter verweist hier den Leser offenbar auf die Einleitung von „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten“: „Sie waren Landsleute und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen“ (S. 101, Z. 8). Damit verrät Stifter indirekt, daß er in einem der drei Studenten — offenbar ist es Pfeiffer — sich selbst gezeichnet hat.

S. 147. Z. 27. Der Mann, „dessen Wort die tiefste Geltung in der wissenschaftlichen Welt hat", ist vermutlich der Orientalist Josef v. Hammer-Purgstall.

S. 148. Z. 1. Der Hinweis auf Grillparzer ist deutlich genug; die Klage über die Haltung der Kritik gegen ihn ist berechtigt und auch von anderer Seite angestimmt worden. Wolfgang Menzel widmet in seinem Werke „Die deutsche Literatur" (2. Auflage 1836, T. IV, S. 229) dem großen Dichter 9 Zeilen; er kennt ihn nur als den Dichter der „Müllnerschen Ahnfrau" und tut seine weitere Entwicklung mit einer kurzen Bemerkung ab. Über diese Zurücksetzung läßt sich nach Stifter Hieronymus Lorm, „Wiens poetische Schwingen" (1847, S. 90), aus: „Grillparzers Name wird in auswärtigen Didaskalien, in der deutschen Literaturgeschichte wenig genannt, von jedem Österreicher jedoch mit Liebe und Bewunderung, in welche sich das Bedauern mischt, den herrlichen Genius nicht nach seinem Verdienst gewürdigt zu sehen. So innig wir jene liebende Bewunderung teilen, können wir doch in der Vernachlässigung von Seite der deutschen Kritik nur die notwendige Konsequenz einer Stellung erkennen, zu welcher sich Grillparzer mit Verrat an seinem erhabenen Beruf lebenslänglich verurteilt hat."

Z. 3. Byron hat sein Urteil über Grillparzer nach der Lektüre der „Sappho" seinem Tagebuche anvertraut (12. Januar 1821); es wurde bekannt durch die Veröffentlichung der „Letters and Journals of Lord Byron with indices of his life" (by Thomas Moore, Frankfurt am Main, 1830, S. 458). Vgl. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung VIII, S. 399. Grillparzer hat am 21. Dezember 1831 in sein Tagebuch vermerkt: „Der verfluchte Name hat mich immer geärgert. Geschrieben kann ich ihn sehen, gedruckt entsetzt er mich. Derlei Namen kommen nicht auf die Nachwelt, Lord Byron mag sagen, was er will" (Grillparzers Briefe und Tagebücher, hsg. von Glossy und Sauer, Cotta II, S. 102). Zehn Jahre später bezieht sich in dem von Adami herausgegebenen Buche „Alt- und Neu-Wien" Heinrich von Levitschnigg auf Byrons Ausspruch in dem Artikel „Österreichischer Parnaß" (III, S. 66): „Der schöne Lord, welcher in Neu-Hellas den Tyrtäus spielte, wie Leander über den Hellespont schwamm, sprach vor Jahren: ‚Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen, und doch wird ihn die Nachwelt auswendig lernen müssen!' Dies Wort ist bereits Wahrheit geworden."

Z. 7. Auf den Lustspieldichter Eduard von Bauernfeld, als den „Mitkämpfer Grillparzers auf der Rennbahn des Geistes", weist ziemlich deutlich Stifters Bemerkung „Sie waren Jugendfreunde" hin.

Z. 23. In dem „Mann des Gesanges, dessen Amt weit von aller Musik entfernt ist", erkennt O. E. Deutsch, „Aus dem alten Wien", S. 321, den Freiherrn Karl von Schönstein, der als Tenorbariton gefeiert wurde.

S. 150. Z. 4. In dem Violoncellisten, der sich einst als Dichter und Patriot betätigte, glaube ich J. F. Castelli zu erkennen, den Verfasser der „Kriegs- und Wehrmannslieder", der 1815 in Paris weilte, nachdem er seinen eigenen Mitteilungen zufolge wegen eines Kriegs-

liedes von den Franzosen geächtet worden war. Darauf bezieht sich Hieronymus Lorm, „Wiens poetische Schwingen und Federn" II, S. 220: „Nun ist er alt geworden, der gute Castelli; sogar älter als das Wien, für welches er einst geschrieben . . . Und doch — O Ironie des Schicksals! — war derselbe Castelli ein verfolgter politischer Dichter! Zur Zeit der Kriege Österreichs mit Napoleon verfaßte er ‚patriotische Kriegslieder', worauf im Moniteur 1809 ein Dekret erschien, das den Dichter Castelli zum Tode verurteilte. Wir wissen nicht, welches ‚Supiritum' ihn damals verbarg, aber J. F. Castelli zum politischen Dichter gemacht zu haben, ist eben nicht die geringste Merkwürdigkeit in Napoleons merkwürdigem Leben." Freilich hat sich herausgestellt, daß der Moniteur des Jahres 1809, den Castelli zitiert, nichts darüber enthält, und dadurch ist die Glaubwürdigkeit seiner Mitteilung erschüttert worden (vgl. Goedekes Grundriß, Bd. IX, S. 338).

S. 153. Z. 13 ff. Der Musiksalon, in dem nur alte Musik gemacht wird, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit als der des Hofrates Raphael Georg Kiesewetter bestimmen, an dessen musikalischen Abenden auch Grillparzer teilnahm (vgl. Briefe und Tagebücher II, S. 122, 12. März 1834). Kiesewetter, 1773 geboren, wurde 1807 Hofrat beim Hofkriegsrate, war 1813 und 1814 als Sanitätsreferent tätig und starb 1850. Er spielte die Flöte vortrefflich, gab sie aber später auf, und mit einer kräftigen Baßstimme begabt, sang er in musikalischen Kreisen. Nun übte er auch das Fagott, dann die Gitarre; jedoch nunmehr zum wissenschaftlichen Teil der Musik hingezogen, begann er das Studium des Generalbasses des Kontrapunktes . . . Dabei war sein Haus durch dreißig Jahre sozusagen die Akademie der alten Musik in Wien, wo jährlich einige Male, gewöhnlich im Advent und besonders in der Karwoche, Werke eines Palestrina, Allegri . . . Pergolese . . . Sebastian Bach aufgeführt wurden (Wurzbach, „Biographisches Lexikon", Bd. 11, S. 252).

Schriften über Literatur, Politik und Kunst.

Kunst und Literaturbriefe aus Wien.

S. 159. Z. 1 ff. Grillparzers „armer Spielmann" wurde schon in einer Rezension der „Bunten Steine" mit Stifters „Studien" zusammengestellt, in „Europa, Chronik der gebildeten Welt", hsg. von Kühne, 23. Dezember 1852, S. 823—824: „Wer die Poesie dieser Zustände haben will, der lese Grillparzers ‚Armen Musikanten', lese Stifters ‚Studien'" (mitgeteilt in Stifters Sämtl. Werken, Bd. V. 1, S. LXXXI).

Über Stand und Würde des Schriftstellers.

Vorbemerkung. Die Tendenz dieses Artikels läßt ein Brief Stifters an Heckenast erkennen (6. März 1849, Sämtl. Werke XVII,

S. 290): „Ich sagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journalisten und Professoren! Gewiß wird sich Zedlitz dieses Satzes jetzt oft erinnern. Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten in Grenzboten usw. recht entwickelten — nur nicht die Staatsmänner und wer ein schlechter Dichter, ruinierter Student usw. war, wird jetzt Staatsmann."

S. 162. Z. 30. Mit derselben Bescheidenheit wie hier äußert sich Stifter über die Ziele seiner literarischen Tätigkeit in einem Briefe an Luise Baronin von Eichendorff, 23. März 1852: „aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzuteilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser treten zu lassen, das war und das ist das Streben meiner Schriften" (Sämtl. Werke XVII, S. 380).

S. 165. Z. 7. Wie Stifter die Sprachen als „niedere Kunde, welche nur Mittel ist", bezeichnet, so erklärt Feuchtersleben das Studium der antiken Sprachen nur für ein Mittel, die Antike kennen zu lernen: „Da nun eben mit den Sprachen ein Teil des antiken Geistes in uns übergeht, so ist allerdings ihr Studium unerläßlich; um so mehr, als gerade die Sprachen am wenigsten Gegenstand der Selbstbelehrung sein können: sie sind das Mittel, uns später lebendigen Genuß zu schaffen; so lernt der Knabe lesen und schreiben — aber nicht den Goethe lesen und Liebesbriefe schreiben" (Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie, „Die Alten als Bildungsmittel", Wien 1841, S. 81).

Z. 27. Der große deutsche Schriftsteller ist Jean Paul. Das Zitat ist der „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 66, Z. 5) entnommen und lautet richtiggestellt: „Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus."

S. 166. Z. 18. Dieselbe Bedeutung erkennt Stifter der Poesie und Kunst in dem Artikel „Die Kunstschule" (Wiener Bote, 1849) zu: „ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die Menschheit durch seine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Gesetze nicht gekonnt hätten". Desgleichen im „Nachsommer" (Bd. 2, S. 49) mit den Worten des Freiherrn von Risach: „aber ich habe im Verlaufe meines Lebens gelernt, daß die Dichter, wenn sie es im rechten Sinne sind, zu den größten Wohltätern der Menschheit zu rechnen sind. Sie sind die Priester des Schönen und vermitteln als solche bei dem steten Wechsel der Ansichten über Welt, über Menschenbestimmung, über Menschenschicksal und selbst über göttliche Dinge das ewig Dauernde in uns und das allzeit Beglückende."

S. 167. Z. 16. Vgl. Glaßbrenner, „Bilder und Träume aus Wien" (Leipzig 1836, Vorrede, S. III): „Ich habe Feder, Papier und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben?"

S. 170. Z. 8. Die Verdammung der Leidenschaft hat Stifter auch in dem Programm seiner (nicht gehaltenen) Vorträge über Ästhetik betont: „Affekte, einseitiges Überwiegen des Strebens über die andern Seelentätigkeiten, namentlich über den Verstand. . . Leidenschaft, selbsttätige Überordnung des niederen Strebens über das höhere. Sie ist immer unsittlich (Beispiele). Heilbarkeit derselben." (Sämtl. Werke XIV, S. 9).

Z. 25. Vgl. Stifter an Josef Türk, 28. Juni 1848: „Was uns durch das ganze deutsche Land not tut, ist Charakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden als Gelehrsamkeit und Kenntnis." (Sämtl. Werke XVII, S. 263.)

Über das Freiheitsproblem.

Vorbemerkung. Stifter hatte die Absicht, auch noch an anderer Stelle und in einer selbständigen Publikation sich über dieses Thema zu äußern. Vgl. an Heckenast, 13. Oktober 1849: „Die Revolution ist sogar aus dem Phrasentume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die ‚Allgemeine Zeitung' kommen, aber ich tat es nicht. In denselben wird die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet. Vielleicht wäre in kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwicklung Anklang fände" (Sämtl. Werke XVII, S. 307) — an Heckenast, 20. März 1850: „Zur selben Zeit oder etwa Ende August werde ich mit einem andern Werke fertig, das das gesamte Gebiet des Rechtes und des Staates in den allgemeinen Grundlinien und allgemeinverständlich behandeln soll, ein Handbuch für das Volk. Endlich könnte ein Broschürchen Briefe über verschiedene Zeitfragen (im Prinzipe) folgen" (XVII, S. 323). Alle diese Pläne blieben unausgeführt.

Was ist Freiheit?

S. 173. Z. 17. Vgl. „Der Kuß von Sentze", T. V, S. 292, Z. 11, und den in der Anmerkung hiezu zitierten Brief Stifters an Heckenast, 6. März 1849.

Z. 38. Vgl. „Der Kuß von Sentze", S. 292, Z. 7.

S. 174. Z. 8. Vgl. „Der Kuß von Sentze", S. 292, Z. 9.

Wer sind die Feinde der Freiheit?

S. 178. Z. 10ff. Vgl. Stifter an Heckenast, 25. Mai 1848: „oft wird es (das Wort) eine Zündfackel, oft wird es kurz beiseite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüter von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaktion hervorruft und in vielen Fällen nicht einmal die gewünschte Frucht, sondern oft die Mißfrucht erzeugt" (Sämtl. Werke XVII, S. 255).

Aus den Besprechungen der Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereins.

1. Allgemeines über Kunst.

1. (1853.)

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 3. Februar 1853, Nr. 29.

S. 179. Z. 1. Vgl. Karl Freiherr von Czörnig, Vortrag, gehalten am 10. Jänner 1853 bei der Eröffnung der Sitzung der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Österreich, veröffentlicht im Jahrbuch der Zentralkommission I, 1856 (S. 43—52), S. 46: „Der Bestand eines Volkes wird nur durch dessen selbsteigene Kraft gesichert, aber seine Sitten sänftiget die Kunst, ohne die Kunst gedeiht nicht die Kultur, mit der Kunst entwickelt sich die höhere Ausbildung des religiösen Gefühles, und nur die Kunst bildet den Durchgang zur höheren Entfaltung des geistigen Lebens im Individuum wie im Volke."

S. 180. Z. 29. Vgl. „Nachsommer", Bd. 3, S. 225: „Damit aber der Dienst der Kunst leichter erhalten werde, sind in jedem Zeitalter solche, denen ein tieferer Sinn für Kunstwerke gegeben ward, sie sehen mit klarerem Auge in ihre Teile, nehmen sie mit Wärme und Freude in ihr Herz und übergeben sie so ihren Mitmenschen. Wenn man die Erschaffenden Götter nennt, so sind jene die Priester dieser Götter. Sie verzögern den Schritt des Unheiles, wenn der Kunstdienst zu verfallen beginnt, und sie tragen, wenn es nach der Finsternis wieder hell werden soll, die Leuchte voran."

2. (1863.)

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 10. September 1863, Nr. 206.

S. 181. Z. 33. Im „Nachsommer" tritt, wie bereits in der Einleitung zu T. VI, S. 34, bemerkt wurde, Stifter an vielen Stellen mit seiner Verehrung der griechischen Poesie und Kunst hervor; vgl. Bd. 2, S. 122: „Das ist der hohe Wert der Kunstdenkmale der alten, heitern Griechenwelt, nicht bloß der Denkmale der bildenden Kunst, die wir noch haben, sondern auch der der Dichtung, daß sie in ihrer Einfachheit und Reinheit das Gemüt erfüllen und es, wenn die Lebensjahre des Menschen nach und nach fließen, nicht verlassen, sondern es mit Ruhe und Größe noch mehr erweitern und mit Unscheinbarkeit und Gesetzmäßigkeit zu immer größerer Bewunderung hinreißen. Dagegen ist in der Neuzeit oft ein unruhiges Ringen nach Wirkung, das die Seele nicht gefangennimmt, sondern als ein Unwahres von sich stößt."

3. (1867.)

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 6. Oktober 1867, Nr. 231.

S. 185. Z. 34. Stifter verweist hier auf Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik", als deren genauer Kenner er uns schon manches Mal begegnet ist. Die Abschnitte „Über das Lächerliche und den Humor" enthält

die erste Abteilung in 3 Kapiteln: VI. Programm: Über das Lächerliche; VII. Programm: Über die humoristische Poesie. VIII. Programm: Über den epischen, dramatischen und lyrischen Humor (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 97—149).

S. 186. Z. 7ff. Über Idealismus und Realismus in der Kunst äußert sich Stifter auch in einem Briefe an Sigismund Frh. von Handel, 23. Juli 1865: „Wie weit die sachliche Wirklichkeit in einem Kunstwerke zu geben ist, hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt. Ganz darf sie gar nicht gegeben werden, sonst entstünde ein mathematischer Satz und kein sinnlich hervorspringendes Kunstwerk und es müßten, um mit Jean Paul zu reden, die dichterischen Blumen so langsam wachsen wie die wirklichen, und noch dazu unter so viel Gras. Ganz darf sie nicht fehlen, sonst malt man, wie wieder Jean Paul sagt, den Äther mit Äther in Äther. Bisher ist das dem Gefühle des Künstlers anheimgegeben gewesen, und da gingen die Gefühle nun weit auseinander, weshalb in neuer Zeit der Streit über ‚Realismus und Idealismus' entstanden ist. Ich meine, die Sachlichkeit müßte eben wieder im Ganzen liegen, wie ein großer Landschafter eine herrliche Blumenwiese malt, deren Schönheit und Wahrheit uns entzückt, und auf der bei näherer Besichtigung weder eine Blume noch ein Grashalm ist, sondern nur Farbenkleckse" (Briefe, hsg. v. Aprent, III, S. 158). Zu dieser Ansicht bekannte sich Stifter schon 1858 in einem Briefe an Heckenast, der sich mit einer Arbeit von Geiger beschäftigt (12. Mai, Briefe, Aprent, II, S. 229): „und worüber man besonders jetzt wieder so gerne streitet, Idealismus und Realismus, das ist bei Geiger so herrlich beseitigt. Ich meine, der Streit ist unnütz, er bewegt sich auf einer untergeordneten Frage, deren Lösung, solang die höhere ungelöst bleibt, ohne Frucht ist. Der Idealist und der Realist ist verfehlt, wenn er nicht etwas Höheres ist, nämlich ein Künstler; dann ist er beides zugleich, freilich in einem andern Sinn als in dem der Zunft".

S. 186. Z. 15. Die zitierte Stelle der „Vorschule" Jean Pauls steht im I. Programm, über die Poesie überhaupt, und lautet im Zusammenhange: „Bei gleichen Anlagen wird sogar der unterwürfige Nachschreiber der Natur uns mehr geben (und wären es Gemälde in Anfangsbuchstaben) als der regellose Maler, der den Äther in den Äther mit Äther malt. Das Genie unterscheidet sich eben dadurch, daß es die Natur reicher und vollständiger sieht, so wie der Mensch vom halbblinden und halbtauben Tiere; mit jedem Genie wird uns eine neue Natur erschaffen, indem es die alte weiter enthüllet" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 39, Z. 25ff.).

Z. 26ff. Vgl. „Nachsommer", Bd. 3, S. 84: „sondern je größer die Kraft ist, umsomehr, glaube ich, wirkt sie nach den ihr eigentümlichen Gesetzen, und das dem Menschen inwohnende Große strebt unbewußt der Außerlichkeiten seinem Ziele zu und erreicht desto Wirkungsvolleres, je tiefer und unbeirrter es strebt. Das Göttliche scheint immer nur von dem Himmel zu fallen. Es hat wohl Menschen gegeben, welche berechnet haben, wie ein Erzeugnis auf die Mitmenschen wirken soll,

die Wirkung ist auch gekommen, sie ist oft eine große gewesen, aber keine künstlerische und keine tiefe; sie haben etwas anderes erreicht, das ein Zufälliges und Äußeres war, das die, welche nach ihnen kamen, nicht teilten, und von dem sie nicht begriffen, wie es auf die Vorgänger hatte wirken können. Diese Menschen bauten vergängliche Werke und waren nicht Künstler."

S. 187. Z. 5. Friedrich Pecht lebte als Maler und Kunstkritiker in München. Eines seiner Gemälde, das den „Einzug der Österreicher in Venedig im August 1849" darstellte, war 1856 in Linz ausgestellt und gab Stifter Anlaß zu einer lobenden Besprechung und zu der Aufforderung, auf dem Wege der Geschichtsmalerei nicht zu ermüden (vgl. Sämtl. Werke XIV, S. 95).

Z. 19. Goethes Verse sind ungenau zitiert. Sie lauten im ersten Druck (Einleitung zur Farbenlehre, 1810):

„(Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?)
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

In den „Zahmen Xenien" kehren sie in etwas veränderter Gestalt wieder; hier lautet Vers 3: „Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft".

2. Besprechungen von Kunstwerken.

2. J. N. Geiger, Beduine in der Wüste.

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 14. August 1858, Nr. 185.

S. 188. Z. 24 ff. Geiger schenkte dieses Bild dem ihm befreundeten Dichter. Seiner Bewunderung des Gemäldes verlieh Stifter in einem Briefe an Heckenast Ausdruck (29. Juli 1858, Briefe, Aprent, II, S. 239): „Geiger sandte mir ein meisterhaftes Bild, ‚Abdias' vorstellend. Meine Freude war außerordentlich, und der Genuß des Kunstwerkes wird täglich größer; denn das Bild wird, wie Geigers Arbeiten überhaupt, immer schöner, je länger man es hat. Was meine innerste Seele erschütterte, war, daß ich sah, daß er das Bild mit solcher Liebe und mit solcher Innigkeit gemalt hat. Ich weiß keinen besseren Dank für diese Annäherung seines Geistes an den meinen, als daß ich, wenn dieses Bild in meinem Zimmer hängt, nie mehr imstande bin, in meinen Dichtungen zum Gemeinen oder Wertlosen herabzusinken. Das Bild ist das Erzeugnis des feurigsten Genies. Es ist so tief, so voll, so warm und so kräftig in der Farbe, daß es nur in dieser Hinsicht mit Rottmann verglichen werden kann, in jeder andern aber einzig dasteht. Der Kopf ist von höchster Vollendung, die ganze Gestalt lebt und fühlt. Die Landschaft ist wahrscheinlich eine Studie nach der Natur, und sie hat mich mächtig ergriffen . . . Abdias ist jetzt in der hiesigen Ausstellung und da hat es der Zufall zu einem Effektbilde gemacht, und es zeigt sich recht augenscheinlich, was Dauer hat. Geiger besiegt sanft, still und langsam — aber vom Grund aus — den Nachbar."

3. Albert Zimmermann, zwei Landschaften.

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 5. September 1860, Nr. 205.

S. 190. Z. 29. Stifter schließt sich auch in seinem Urteile über die Stoffwahl an Jean Paul an. Vgl. „Vorschule der Ästhetik" (Werke, Goldene Klassiker-Bibliothek, T. VII, S. 43, Z. 8ff.): „Im Epos, im Trauerspiel versteckt sich wenigstens oft die Kleinheit des Dichters hinter die Höhe seines Stoffs, da große Gegenstände schon sogar in der Wirklichkeit den Zuschauer poetisch anregen — daher Jünglinge gern mit Italien, Griechenland, Ermordungen, Helden, Unsterblichkeit, fürchterlichem Jammer und dergleichen anfangen, wie Schauspieler mit Tyrannen —; aber im Komischen entblößet die Niedrigkeit des Stoffs den ganzen Zwerg von Dichter, wenn er einer ist."

4. Kaulbach, Zeichnungen von Frauengestalten Goethes.

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 24. Oktober 1861, Nr. 247.

S. 192. Z. 23ff. Über Kaulbach äußerte sich Stifter in seinen Briefen mehrmals abfällig; er hatte eben für dessen Art nicht viel übrig. Vgl. an P. J. Geiger, 24. Dezember 1856: „Kaulbachs symbolisierende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Kompositionen, aber nicht das warme, wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgendeine Philosophie, Randglossen oder dergleichen. Daher ist Kaulbach nur dort Meister, wo Symbolisieren geboten ist, z. B. in seinen Zeichnungen zu Reineke Fuchs." Auch in einem Briefe an Heckenast, 20. Juli 1857, erhebt er gegen Kaulbach sowie gegen Cornelius den Vorwurf der Einseitigkeit und Willkür und faßt in einem Briefe an Geiger, 3. November 1857, sein Urteil in den Satz zusammen: „Kaulbach ist trotz seines Talentes weder Maler (dazu ist er zuviel Dichter) noch Dichter (dazu ist er zuviel Maler)" (Briefe, hsg. v. Aprent, II, S. 139, 171, 198).

Z. 36. Stifter hat sich geirrt, wenn er sagt, Goethes Mignon sei bisher noch nicht dargestellt worden. Ferdinand Kürnberger schreibt seiner Freundin (Schriften des Literarischen Vereins, Bd. VIII, 1907, Briefe an eine Freundin, hsg. v. O. E. Deutsch, S. 26) am 10. August 1860: „Noch eins, was Sie sehr anmuten wird! Kaulbach nannte Sie seine Mignon! Ohne mein Hinzutun; ganz von selbst. Als ich nämlich über die Mühe, die Sie ihm machten, einige Höflichkeitsentschuldigungen anbrachte, sagte er sehr expressiv: ‚Bitte, bin Ihnen sehr dankbar. Bin glücklich über den Kopf dieses Frauchens.' Sie wird meine Mignon sein. Sie wissen, daß ich den Goethe illustriere, und die Mignon, aufrichtig gesagt, hat mir schon sehr warm gemacht. Sie ist tausendmal illustriert: sie ist so abgedroschen; es ist so schwer, neu zu sein. Nun, je mehr ich mir das Köpfchen ansehe, denke ich mir, die ist's. Die kannst du brauchen zu Mignon.' Auch Bruckmann meint so (Bruckmann ist der Verleger der Goethe-Illustrationen). Er war gestern bei mir und ich zeigte ihm das Bild. Augenblicklich rief er aus: ‚da haben wir ja unsere Mignon!!' — — Was sagen Sie dazu?"

5. Piepenhagen, zwei Landschaften.

Erster Druck: „Linzer Zeitung", 26. und 27. Oktober 1861, Nr. 249, 250.

S. 193. Z. 20. Wie Stifter hier Piepenhagen mit Ruisdael in Parallele stellt — Stifter meint wohl den in der Kunstgeschichte durch die Schreibung von seinem Onkel und Lehrer Salomon Ruysdael unterschiedenen Holländer Jakob R., der 1628—82 lebte —, so zieht er für das an erster Stelle besprochene, ihm besonders gefallende Bild einen anderen Holländer zum Vergleiche heran: „Das Mondbild ziehe ich bedeutend vor. Das malt jetzt niemand. Heute sagte Steinfeld: ‚Seit Van der Neer hat niemand einen so schönen Mond gemalt', und er sprach meine Herzensneigung aus. Diese zwei Bilder sind die schönsten Piepenhagen, die ich gesehen habe" (an Heckenast, 29. August 1861, Briefe, Aprent, II, S. 350). Vgl. S. 194, Z. 25.

S. 194. Z. 10. Über ein anderes Bild Piepenhagens schreibt Stifter an Heckenast, 3. Jänner 1862: „Dieses Werk ist wie eine Arbeit Goethes. Dem ersten Blicke fast unscheinbar, weil jedes stark wirkende Mittel vermieden ist, aber an Feinheit der Empfindung so groß und reich, daß es auch wieder nicht auf einmal erfaßt werden kann . . . Es ist . . . Goethes klare, einfache und tiefe Dichtungsfülle" (Briefe, Aprent, III, S. 3f.).

Z. 10. Ein Mondbild, das Piepenhagen in Heckenasts Auftrag für Stifter malte, gibt ihm Anlaß, dem Künstler zu erklären: „Sie sind der dichtungsvollste Landschafter, den ich jetzt kenne, und mithin, glaube ich, der erste. Goethes Worte ‚an den Mond': ‚Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz' sind in Ihrem Bilde zu Farben und Linien geworden." 25. Dezember 1864 (Briefe, Aprent, III, S. 91). Das Interesse, das Stifter Piepenhagens Kunst entgegenbrachte, veranlaßte ihn, diesem Maler gegenüber sich mit seinem eigenen künstlerischen Bekenntnisse zu erschließen, besonders in den nachfolgend im Auszuge mitgeteilten Briefen. Linz, 13. Dezember 1859 (Briefe, Aprent, II, S. 294ff.): „Nach meiner Meinung gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht bloß die Richtigkeit der Mache, nicht bloß die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht bloß die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all dieses nur das Handwerkszeug — neben diesem Handwerkszeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer. Sie stehen nach meiner Meinung jenseits. Was ist denn nun das, was der noch haben soll, der über das Haar hinüber gehört? Der Künstler ist es eben, die andern sind herrliche Handwerker. Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlende Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie,

Gefühl, Tiefe usw.. usw. . . . aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. ‚Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!' sagt Goethe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, teils als Charakter, teils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Dingen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es die kleinsten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonderlichkeiten verfallen und so unsäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen obengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein." Linz, 15. Jänner 1865 (Briefe, Aprent, III, S. 99 ff.): „Nur die Mittelmäßigkeit und die vollkommene Schwäche sind mit sich zufrieden. Je höher der Künstler strebt, besonders wenn er mit dem Herzen strebt, und der echte Künstler strebt stets mit dem Herzen, desto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, sei's Landschaft, sei's Menschenseele, dieses Empfinden gestaltet sich in ihm zum Ideale, und je größer er selber wird, desto größer ist sein Ideal, darum kann er es nie erreichen, weil es mit seinem Wachsen selber immer wächst. Und hätte er es einmal erreicht, so hätte sein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr, wonach er noch streben sollte. Es hat aber bei dem großen Künstler keine Gefahr, der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden sind, dann haben Sie wahrscheinlich Ihr erstes schlechtes Bild gemalt. Das Streben des Künstlers ist es ja auch, wodurch er sich offenbart; je reiner, gefühlvoller, von Menschenhoheit durchdrungener es ist, desto mehr entzückt er uns; denn der Mensch ist's, der dem Menschen am holdesten ins Herz spricht. Wie könnte uns denn eine gemalte Landschaft so sehr gefallen, die doch, und wenn sie die beste der Welt ist, tausendmal schlechter ist als die Natur, warum kaufen wir uns denn gemalte Landschaften und laufen ihnen in Bildersammlungen und zu Künstlern nach, wenn wir dafür nur die bessere Natur selber zu betrachten brauchten? Der Mensch, der die Landschaft gemalt hat, ist es, den wir verehren und lieben, und je mehr wir dies vermögen, d. h. je mehr er Herz in sein Bild gelegt hat, desto mehr Freude empfinden wir. Darum ist auch der Stoff so gleichgültig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armut des Innern die allergrößten Stoffe auf und wird auch alle Male von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heischt. Der große Künstler zittert vor

dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt. Wenn es Ihnen einen Trost gibt, Genossen Ihres Leides zu haben, so nenne ich mich gleich einen solchen; ich bin nie mit meinen Arbeiten zufrieden und oft recht ärgerlich darüber. Und doch ist es mir ein Trost; denn eben darum können sie nicht ganz schlecht sein, weil ein Streben in ihnen ist und dies endlich doch von den Gleichgesinnten erkannt wird."

Über Beziehung des Theaters zum Volke.

S. 196. Z. 30. Humboldt sagt in der Einleitung zum „Kosmos" (Cotta 1845, I. Bd., S. 16f.): „Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt sich allmählich zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechtes, so wächst gleichmäßig mit ihr bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursachlichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen."

S. 198. Z. 37. Raimunds als „Zauberpossen", „Original-Zaubermärchen" betitelte Theaterstücke kamen größtenteils in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur ersten Aufführung, manche von ihnen während der Universitätszeit Stifters.

S. 199. Z. 37. Mihelkreis ist der ältere Name für das Mühlviertel.

Inhaltsverzeichnis zu allen sechs Teilen.

Seite

Erster Teil.

Vorbericht des Herausgebers VII
Lebensbild XI
Chronologisches Verzeichnis der Schriften Adalbert Stifters LXXVIII
Literatur LXXXI
Studien. Erster Band 1
Studien. Zweiter Band 167

Zweiter Teil.

Studien. Dritter Band 7
Studien. Vierter Band 203

Dritter Teil.

Studien. Fünfter Band 7
Studien. Sechster Band 177

Vierter Teil.

Bunte Steine. Erster Band 39
Bunte Steine. Zweiter Band 171

Fünfter Teil.

Erzählungen. Erste Reihe 33
Erzählungen. Zweite Reihe 193
Zwei Kapitel aus dem Romane „Der Nachsommer“ . . . 373

Sechster Teil.

Bilder und Skizzen 41
Schriften über Literatur, Politik und Kunst 157
Anmerkungen 201

Author Stifter, Adalbert 123529

Title Werke, hrsg. von Gustav Wilhelm. Vol. 5-6.

LC
S8557W

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

STANFORD UNIVERSITY